Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by
Professor G. H. Needler

ND
AT THE
UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

(24) 42
8466
Y

# Heines Werke in zehn Bänden

Unter Mitwirkung von Jonas Fränkel, Ludwig Krähe, Albert Leitzmann, Paul Neuburger und Julius Petersen herausgegeben von Oskar Walzel

...sel-Verlag / Leipzig 1914

468W.2

# Heinrich Heines Sämtliche Werke / Fünfter Band

326459
4.
30. 36.

Im Insel-Verlag / Leipzig 1914

Heinrich Heines Sämtliche
Werke / Fünfter Band
im Insel-Verlag / Leipzig 1914

# Reisebilder

## Vierter Teil

# Vorwort

»Die Stadt Lucca«, die sich unmittelbar den »Bädern von Lucca« anschließt, und auch gleichzeitig geschrieben worden, gebe ich hier keineswegs als ein Einzelbild, sondern als den Abschluß einer Lebensperiode, der zugleich mit dem Abschluß einer Weltperiode zusammentrifft. Die Englischen Fragmente, die ich hinzufüge, sind zum Teil vor zwei Jahren für die »Allgemeinen politischen Annalen«, die ich damals mit Lindner herausgab, nach Zeitbedürfnissen geschrieben worden, und ihre Nützlichkeit beachtend, habe ich sie jetzt den Reisebildern, als Ergänzung einverleibt. Für den Besitzer der ersten Auflage bildet daher dieses Buch vielleicht einen willkommenen Nachtrag.

Daß ich die Korrektur des Drucks nicht selbst besorge und alle Mißgeschicklichkeiten, die dadurch entstehen könnten, nicht vertreten möchte, bemerke ich zu besonderer Erwägung.

Ich wünsche, daß der geneigte Leser den Zweck der Mitteilung bei den Englischen Fragmenten nicht verkennen möge. Vielleicht liefere ich, in zeitgemäßer Folge, noch einige Kunden dieser Art. Unsere Literatur ist nicht allzureichlich damit versehen. Obgleich England von deutschen Novellendichtern oft geschildert wird, so ist doch Wilibald Alexis der einzige, der die dortigen Lokalitäten und Kostüme mit treuen Farben und Umrissen zu geben wußte. Ich glaube, er ist nicht einmal im Lande selbst gewesen, und er kennt dessen Physiognomie nur durch jene wundersame Intuition, die einem Poeten die Anschauung der Wirklichkeit entbehrlich macht. So schrieb ich selbst vor elf Jahren den »William Ratcliff«, worauf ich hier um so mehr zurückweisen möchte, da nicht bloß eine treue Schilderung Englands, sondern auch die Keime meiner spätern Betrachtungen

über dieses Land, das ich damals noch nie gesehen, darin enthalten sind. Das Stück findet sich in den

»Tragödien, nebst einem lyrischen Intermezzo, von H. Heine. Berlin 1823, bei F. Dümmler.«

Was Reisebeschreibung betrifft, so gibt es außer Archenholz und Göde, gewiß kein Buch über England, das uns die dortigen Zustände besser veranschaulichen könnte, als die, dieses Jahr bei Franckh in München erschienenen

»Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geschrieben in den Jahren 1828 und 1829.«

Es ist dieses noch in mancher anderen Hinsicht ein vortreffliches Buch, und verdient in vollem Maße das Lob, das ihm Goethe und Varnhagen von Ense, in den berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik gespendet haben. —

Hamburg, den 15. November 1830.

Heinrich Heine.

# Italien

## III

## Die Stadt Lucca

Lachen muß ich immer über die Engländer, die diesen ihren zweiten Dichter ‹denn nach Shakespear gebührt Byron die Palme› so jämmerlich spießbürgerlich beurteilen, weil er ihre Pedanterie verspottete, sich ihren Krähwinkelsitten nicht fügen, ihren kalten Glauben nicht teilen wollte, ihre Nüchternheit ihm ekelhaft war, und er sich über ihren Hochmut und ihre Heuchelei beklagte. Viele machen schon ein Kreuz, wenn sie nur von ihm sprechen, und selbst die Frauen, obgleich ihre Wangen von Enthusiasmus glühen, wenn sie ihn lesen, nehmen öffentlich heftig Partei gegen den heimlichen Liebling —

Briefe eines Verstorbenen. Ein fragmentarisches Tagebuch aus England. München 1830.

# Kapitel I

Die umgebende Natur wirkt auf den Menschen — warum nicht auch der Mensch auf die Natur, die ihn umgibt? In Italien ist sie leidenschaftlich wie das Volk, das dort lebt, bei uns in Deutschland ist sie ernster, sinniger und geduldiger. Hatte einst wie die Menschen auch die Natur mehr inneres Leben? Die Gemütskraft eines Orpheus, sagt man, konnte Bäume und Steine nach begeisterten Rhythmen bewegen. Könnte noch jetzt dergleichen geschehen? Menschen und Natur sind pflegmatisch geworden und gähnen sich einander an. Ein königl. Preuß. Poet wird nimmermehr, mit den Klängen seiner Leier, den Templower Berg oder die berliner Linden zum Tanzen bringen können.

Auch die Natur hat ihre Geschichte und das ist eine andere Naturgeschichte als wie die, welche in Schulen gelehrt wird. Irgend eine von jenen grauen Eidechsen, die schon seit Jahrtausenden in den Felsenspalten des Apennins leben, sollte man als ganz außerordentliche Professorin bei einer unserer Universitäten anstellen, und man würde ganz außerordentliche Dinge zu hören bekommen. Aber der Stolz einiger Herren von der juristischen Fakultät würde sich gegen eine solche Anstellung auflehnen. Hegt doch einer von ihnen schon jetzt eine geheime Eifersucht gegen den armen Fido Savant, fürchtend daß dieser ihn einst im gelehrten Apportieren ersetzen könnte.

Die Eidechsen mit ihren klugen Schwänzchen und spitzfündigen Äuglein, haben mir wunderbare Dinge erzählt, wenn ich einsam zwischen den Felsen der Apenninen umherkletterte. Wahrlich, es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, die nicht bloß unsere Philosophen, sondern sogar die gewöhnlichsten Dummköpfe nicht begreifen.

Die Eidechsen haben mir erzählt, es gehe eine Sage unter den Steinen, daß Gott einst Stein werden wolle, um sie aus ihrer Starrheit zu erlösen. Eine alte Eidechse meinte aber, diese Steinwerdung würde nur dann statt finden, wenn Gott bereits in alle Tier- und Pflanzenarten sich verwandelt und sie erlöst habe.

Nur wenige Steine haben Gefühl, und nur im Mondschein atmen sie. Aber diese wenige Steine, die ihren Zustand fühlen, sind schrecklich elend. Die Bäume sind viel besser daran, sie können weinen. Die Tiere aber sind am meisten begünstigt, denn sie können sprechen, jedes nach seiner Art und die Menschen am besten. Einst, wenn die ganze Welt erlöst ist, werden alle anderen Erschaffnisse ebenfalls sprechen können, wie in jenen uralten Zeiten, wovon die Dichter singen.

Die Eidechsen sind ein ironisches Geschlecht, und betören gern die anderen Tiere. Aber sie waren gegen mich so demütig, sie seufzten so ehrlich, sie erzählten mir Geschichten von Atlantis, die ich nächstens aufschreiben will, zu Nutz und Frommen der Welt. Es ward mir so innig zu Mute bei den kleinen Wesen, die gleichsam die geheimen Annalen der Natur aufbewahren. Sind es etwa verzauberte Priesterfamilien, gleich denen des alten Egyptens, die ebenfalls naturbelauschend in labyrinthischen Felsengrotten wohnten? Auf ihren Köpfchen, Leibchen und Schwänzchen blühen so wunderbare Zeichenbilder, wie auf egyptischen Hieroglyphenmützen und Hierophantenröcken.

Meine kleinen Freunde haben mich auch eine Zeichensprache gelehrt, vermittelst welcher ich mit der stummen Natur zu sprechen vermag. Dieses erleichtert mir oft die Seele, besonders gegen Abend, wenn die Berge in schaurig süßen Schatten gehüllt stehen, und die Wasser-

fälle rauschen, und alle Pflanzen duften, und hastige Blitze hin und her zucken. —

O Natur! du stumme Jungfrau! wohl verstehe ich dein Wetterleuchten, den vergeblichen Redeversuch, der über dein schönes Antlitz dahinzuckt, und du dauerst mich so tief, daß ich weine. Aber alsdann verstehst du auch mich, und du heiterst dich auf, und lachst mich an aus goldnen Augen. Schöne Jungfrau, ich verstehe deine Sterne und du verstehst meine Tränen!

## Kapitel II

»Nichts in der Welt will rückwärts gehen«, sagte mir ein alter Eidechs, »alles strebt vorwärts, und am Ende wird ein großes Naturavancement stattfinden. Die Steine werden Pflanzen, die Pflanzen werden Tiere, die Tiere werden Menschen und die Menschen werden Götter werden.«

»Aber«, rief ich, »was soll denn aus diesen guten Leuten, aus den armen alten Göttern werden?«

»Das wird sich finden, lieber Freund«, antwortete jener, »wahrscheinlich danken sie ab, oder werden auf irgend eine ehrende Art in den Ruhestand versetzt.«

Ich habe von meinem hieroglyphenhäutigen Naturphilosophen noch manches andre Geheimnis erfahren, aber ich gab mein Ehrenwort, nichts zu enthüllen. Ich weiß jetzt mehr als Schelling und Hegel.

»Was halten Sie von diesen beiden?« frug mich der alte Eidechs mit einem höhnischen Lächeln, als ich mal diese Namen gegen ihn erwähnte.

»Wenn man bedenkt«, antwortete ich, »daß sie bloß Menschen und keine Eidechsen sind, so muß man über das Wissen dieser Leute sehr erstaunen. Im Grunde lehren sie eine und dieselbe Lehre, die Ihnen wohl-

bekannte Identitätsphilosophie, nur in der Darstellungsart unterscheiden sie sich. Wenn Hegel die Grundsätze seiner Philosophie aufstellt, so glaubt man jene hübschen Figuren zu sehen, die ein geschickter Schulmeister, durch eine künstliche Zusammenstellung von allerlei Zahlen, zu bilden weiß, dergestalt, daß ein gewöhnlicher Beschauer nur das Oberflächliche, nur das Häuschen oder Schiffchen oder absolute Soldätchen sieht, das aus jenen Zahlen formiert ist, während ein denkender Schulknabe in der Figur selbst vielmehr die Auflösung eines tiefen Rechenexempels erkennen kann. Die Darstellungen Schellings gleichen mehr jenen indischen Tierbildern, die aus allerlei anderen Tieren, Schlangen, Vögeln, Elefanten und dergleichen lebendigen Ingredienzen, durch abenteuerliche Verschlingungen, zusammengesetzt sind. Diese Darstellungsart ist viel anmutiger, heiterer, pulsierend wärmer, alles darin lebt, statt daß die abstrakt hegelschen Chiffern uns so grau, so kalt und tot anstarren.«

»Gut, gut«, erwiderte der alte Eidechserich, »ich merke schon was Sie meinen, aber sagen Sie mir, haben diese Philosophen viele Zuhörer?«

Ich schilderte ihm nun, wie in der gelehrten Karawanserai zu Berlin die Kamele sich sammeln um den Brunnen hegelscher Weisheit, davor niederknien, sich die kostbaren Schläuche aufladen lassen, und damit weiter ziehen durch die Märksche Sandwüste. Ich schilderte ihm ferner, wie die neuen Athener um den Springquell des schellingschen Geistestranks sich drängen, als wär es das beste Bier, Breihahn des Lebens, Gesöffe der Unsterblichkeit. —

Den kleinen Naturphilosophen überlief der gelbe Neid, als er hörte, daß seine Kollegen sich so großen Zuspruchs erfreuen, und ärgerlich frug er: »Welchen von beiden halten Sie für den größten?« »Das kann ich

nicht entscheiden«, gab ich zur Antwort, »eben so wenig wie ich entscheiden könnte, ob die Schechner größer sei als die Sontag, und ich denke —«

»Denke!« rief der Eidechs mit einem scharfen, vornehmen Tone der tiefsten Geringschätzung, »denken! wer von Euch denkt? Mein weiser Herr, schon an die dreitausend Jahre mache ich Untersuchungen über die geistigen Funktionen der Tiere, ich habe besonders Menschen, Affen und Schlangen zum Gegenstand meines Studiums gemacht, ich habe so viel Fleiß auf diese seltsamen Geschöpfe verwendet, wie Lyonnet auf seine Weidenraupen, und als Resultat aller meiner Beobachtungen, Experimente und anatomischen Vergleichungen, kann ich Ihnen bestimmt versichern: kein Mensch denkt, es fällt nur dann und wann den Menschen etwas ein, solche ganz unverschuldete Einfälle nennen sie Gedanken, und das Aneinanderreihen derselben nennen sie Denken. Aber in meinem Namen können Sie es wiedersagen: kein Mensch denkt, kein Philosoph denkt, weder Schelling noch Hegel denkt, und was gar ihre Philosophie betrifft, so ist sie eitel Luft und Wasser, wie die Wolken des Himmels; ich habe schon unzählige solcher Wolken, stolz und sicher, über mich hin ziehen sehen, und die nächste Morgensonne hat sie aufgelöst in ihr ursprüngliches Nichts, — es gibt nur eine einzige wahre Philosophie, und diese steht, in ewigen Hieroglyphen, auf meinem eigenen Schwanze.«

Bei diesen Worten, die mit einem dedaignanten Pathos gesprochen wurden, drehte mir der alte Eidechs den Rücken, und indem er langsam fortschwänzelte, sah ich darauf die wunderlichsten Charaktere, die sich in bunter Bedeutsamkeit bis über den ganzen Schwanz hinabzogen.

## Kapitel III

Auf dem Wege zwischen den Bädern von Lucca und der Stadt dieses Namens, unweit von dem großen Kastanienbaume, dessen wildgrüne Zweige den Bach überschatten, und in Gegenwart eines alten, weißbärtigen Ziegenbocks, der dort einsiedlerisch weidete, wurde das Gespräch geführt, das ich im vorigen Kapitel mitgeteilt habe. Ich ging nach der Stadt Lucca, um Franscheska und Mathilde zu suchen, die ich unserer Verabredung gemäß, schon vor acht Tagen dort treffen sollte. Ich war aber, zur bestimmten Zeit, vergebens hingereist, und ich hatte mich jetzt zum zweitenmale auf den Weg gemacht. Ich ging zu Fuße, längs den schönen Bergen und Baumgruppen, wo die goldnen Orangen, wie Sterne des Tages, aus dem dunklen Grün hervorleuchteten, und Girlanden von Weinreben, in festlichen Windungen, sich meilenweit hinzogen. Das ganze Land ist dort so gartenhaft und geschmückt, wie bei uns die ländlichen Szenen, die auf dem Theater dargestellt werden; auch die Landleute selbst gleichen jenen bunten Gestalten, die uns dann als singende, lächelnde und tanzende Staffage ergötzen. Nirgends Philistergesichter. Und gibt es hier auch Philister, so sind es doch italienische Orangenphilister und keine plump deutschen Kartoffelphilister. Pitoresk und idealisch wie das Land sind auch die Leute, und dabei trägt jeder Mann einen so individuellen Ausdruck im Gesicht, und weiß in Stellung, Faltenwurf des Mantels, und nötigenfalls in Handhabung des Messers, seine Persönlichkeit geltend zu machen. Dagegen bei uns zu Lande lauter Menschen mit allgemeinen, gleichförmlichen Physionomien; wenn ihrer zwölf beisammen sind bilden sie ein Dutzend, und wenn einer sie dann angreift rufen sie die Polizei.

Auffallend war mir, im Luccesischen, wie im größten Teile Toskanas, tragen die Frauenzimmer große schwarze Filzhüte mit herabwallend schwarzen Straußfedern, sogar die Strohflechterinnen tragen dergleichen schwere Hauptbedeckung. Die Männer hingegen tragen meistens einen leichten Strohhut, und junge Burschen erhalten solchen zum Geschenk von einem Mädchen, das ihn selbst verfertigt, ihre Liebesgedanken und vielleicht auch manchen Seufzer hineingeflochten. So saß einst Franscheska unter den Mädchen und Blumen des Arnotals, und flocht einen Hut, für ihren caro Cecco, und küßte jeden Strohhalm, den sie dazu nahm, und trillerte ihr hübsches »Occhie, Stelle mortale«, — das lockigte Haupt, das den hübschen Hut nachher so hübsch trug, hat jetzt eine Tonsur, und der Hut selbst hängt, alt und abgenutzt, im Winkel eines trüben Abbatestübchens zu Bologna.

Ich gehöre zu den Leuten, die immer gern einen kürzeren Weg nehmen, als die Landstraße bietet, und denen es alsdann wohl begegnet, daß sie sich auf engen Holz- und Felsenpfaden verirren. Das geschah auch hier, und ich habe, zu meiner Reise nach Lucca, gewiß doppelt so viel Zeit gebraucht als gewöhnliche Landstraßmenschen. Ein Sperling, den ich um den Weg frug, zwitscherte und zwitscherte, und konnte mir doch keinen rechten Bescheid geben. Vielleicht auch wußte er ihn selbst nicht. Den Schmetterlingen und Libellen, die auf großen Glockenblumen saßen, konnte ich kein Wort abgewinnen, sie waren schon davon geflattert, ehe sie noch meine Fragen vernommen, und die Blumen schüttelten ihre tonlosen Glockenhäupter. Manchmal weckten mich die wilden Myrten, die, mit feinen Stimmchen, aus der Ferne kicherten. Hastig erklomm ich dann die höchsten Felsenspitzen, und rief: »Ihr Wolken des

Himmels! Segler der Lüfte! sagt mir, wo geht der Weg nach Franscheska? Ist sie in Lucca? Sagt mir was tut sie? was tanzt sie? Sagt mir alles, und wenn Ihr mir alles gesagt habt, so sagt es mir nochmals!«

Bei solcher Überfülle von Torheit konnte es wohl geschehen, daß ein ernster Adler, den mein Ruf aus seinen einsamen Träumen aufgestört, mich mit geringschätzendem Unmute ansah. Aber ich verziehs ihm gerne, denn er hatte niemals Franscheska gesehen, und daher konnte er noch immer so erhabenmütig auf seinem festen Felsen sitzen, und so seelenfrei zum Himmel emporstarren, oder so impertinent ruhig auf mich herabglotzen. So ein Adler hat einen unerträglich stolzen Blick, und sieht einen an, als wollte er sagen: »Was bist du für ein Vogel? Weißt du wohl, daß ich noch immer ein König bin, eben so gut wie in jenen Heldenzeiten, als ich Jupiters Blitze trug und Napoleons Fahnen schmückte? Bist du etwa ein gelehrter Papagoi, der die alten Lieder auswendig gelernt hat und pedantisch nachplappert? Oder eine vermüffte Turteltaube, die schön fühlt und miserabel gurrt? Oder eine Almanachsnachtigall? Oder ein abgestandener Gänserich, dessen Vorfahren das Kapitol gerettet? Oder gar ein serviler Haushahn, dem man, aus Ironie, das Emblem des kühnen Fliegens, nämlich mein Miniaturbild, um den Hals gehängt hat, und der sich deshalb so mächtig spreizt, als wäre er nun selbst ein Adler?« Du weißt, lieber Leser, wie wenig Ursache ich habe, mich beleidigt zu fühlen, wenn ein Adler dergleichen von mir dachte. Ich glaube, der Blick, den ich ihm zurückwarf, war noch stolzer als der seinige, und wenn er sich bei dem ersten besten Lorbeerbaume erkundigt hat, so weiß er jetzt, wer ich bin.

Ich war wirklich im Gebirge verirrt, als schon die

Dämmerung hereinbrach, und die bunten Waldlieder allmählig verstummten und die Bäume immer ernsthafter rauschten. Eine erhabene Heimlichkeit und innige Feier zog, wie der Odem Gottes, durch die verklärte Stille. Hie und da, aus dem Boden, blickte ein schönes dunkles Auge zu mir herauf, und verschwand im selben Augenblick. Zärtliches Flüstern tändelte mir ums Herz, und unsichtbare Küsse berührten luftig meine Wangen. Das Abendrot umhüllte die Berge wie mit Purpurmänteln, und die letzten Sonnenstrahlen beleuchteten ihre Gipfel, daß es aussah, als wären sie Könige mit goldenen Kronen auf den Häuptern. Ich aber stand, wie ein Kaiser der Welt, in der Mitte dieser gekrönten Vasallen, die schweigend mir huldigten.

## Kapitel IV

Ich weiß nicht, ob der Mönch, der mir unfern Lucca begegnete, ein frommer Mann ist. Aber ich weiß, sein alter Leib steckt arm und nackt in einer groben Kutte, jahraus jahrein; die zerrissenen Sandalen können seine bloßen Füße nicht genug schützen, wenn er, durch Dorn und Gestrippe, die Felsen hinauf klimmt, um droben, in den Bergdörfern, Kranke zu trösten oder Kinder beten zu lehren; — und er ist zufrieden, wenn man ihm dafür ein Stückchen Brot in den Sack steckt, und ihm ein bißchen Stroh gibt, um darauf zu schlafen.

»Gegen den Mann will ich nicht schreiben«, sprach ich zu mir selbst. »Wenn ich wieder zu Hause in Deutschland, auf meinem Lehnsessel, am knisternden Öfchen, bei einer behaglichen Tasse Tee, wohlgenährt und warm sitze, und gegen die katholischen Pfaffen schreibe — gegen den Mann will ich nicht schreiben.« —

Um gegen die katholischen Pfaffen zu schreiben, muß

man auch ihre Gesichter kennen. Die Originalgesichter sieht man aber nur in Italien. Die deutschen katholischen Priester und Mönche sind bloß schlechte Nachahmungen, oft sogar Parodien der italienischen, eine Vergleichung derselben würde eben so ausfallen, als wenn man römische oder florentinische Heiligenbilder vergleichen wollte mit jenen heuschrecklichen, frommen Fratzen, die etwa dem spießbürgerlichen Pinsel eines nürrenberger Stadtmalers, oder gar der lieben Einfalt eines Gemütsbeflissenen aus der langhaarig christlich neudeutschen Schule, ihr trauriges Dasein verdanken.

Die Pfaffen in Italien haben sich schon längst mit der öffentlichen Meinung abgefunden, das Volk dort ist längst daran gewöhnt, die geistliche Würde von der unwürdigen Person zu unterscheiden, jene zu ehren, wenn auch diese verächtlich ist. Eben der Kontrast, den die idealen Pflichten und Ansprüche des geistlichen Standes und die unabweislichen Bedürfnisse der sinnlichen Natur bilden müssen, jener uralte, ewige Konflikt zwischen dem Geiste und der Materie, macht die italienischen Pfaffen zu stehenden Charakteren des Volks-Humors, in Satyren, Liedern und Novellen. Ähnliche Erscheinungen zeigen sich uns überall, wo ein ähnlicher Priesterstand vorhanden ist, z. B. in Hindostan. In den Komödien dieses urfrommen Landes, wie wir schon in der Sakontala bemerkt und in der neulich übersetzten Vasantasena bestätigt finden, spielt immer ein Bramine die komische Rolle, so zu sagen den Priester-grazioso, ohne daß dadurch die Ehrfurcht, die man seinen Opferverrichtungen und seiner privilegierten Heiligkeit schuldig ist, im mindesten beeinträchtigt wird, — eben so wenig wie ein Italiener mit minderer Andacht bei einem Priester Messe hört oder beichtet, den er noch Tags zuvor betrunken im Straßenkote gefun-

den hat. In Deutschland ist das anders, der katholische Priester will da nicht bloß seine Würde durch sein Amt, sondern auch sein Amt durch seine Person repräsentieren, und weil er es vielleicht Anfangs mit seinem Berufe wirklich ganz ernsthaft gemeint hat, und er nachher, wenn seine Keuschheits- und Demutsgelübde etwas mit dem alten Adam kollidieren, sie dennoch nicht öffentlich verletzen will, besonders auch weil er unserem Freunde Krug in Leipzig keine Blöße geben will, so sucht er wenigstens den Schein eines heiligen Wandels zu bewahren. Daher Scheinheiligkeit, Heuchelei und gleißendes Frömmeln bei deutschen Pfaffen, bei den italienischen hingegen viel mehr Durchsichtigkeit der Maske, und eine gewisse feiste Ironie und behagliche Weltverdauung.

Doch was helfen solche allgemeine Reflexionen! Sie können dir wenig nutzen, lieber Leser, wenn du etwa Lust hättest gegen das katholische Pfaffentum zu schreiben. Zu diesem Zwecke muß man, wie gesagt, mit eignen Augen die Gesichter sehen, die dazu gehören. Wahrlich, es ist nicht einmal hinreichend, wenn man sie im königlichen Opernhause zu Berlin gesehen hat. Der vorige Generalintendant tat zwar immer das Seinige, um den Krönungszug in der Jungfrau von Orleans so täuschend treu als möglich darzustellen, seinen Landsleuten die Idee einer Prozession zu veranschaulichen und ihnen Pfaffen von allen Couleuren vor Augen zu bringen. Doch das getreueste Kostüm kann nicht die Originalgesichter ersetzen, und vertrödelte man sogar noch extra 100,000 Taler für goldne Bischofsmützen, festonierte Chorhemden, buntgestickte Meßgewänder, und ähnlichen Kram — so würden doch die protestantisch vernünftigen Nasen, die unter jenen Bischofsmützen hervorprotestieren, die dünnen denkgläubigen Beine,

die aus den weißen Spitzen dieser Chorhemden herausgucken, die aufgeklärten Bäuche, denen jene Meßgewänder viel zu weit, alles würde unser einen daran erinnern, daß keine katholische Geistliche, sondern berliner Weltliche über die Bühne wandeln.

Ich habe oft darüber nachgedacht, ob der Generalintendant jenen Zug nicht viel besser darstellen und uns das Bild einer Prozession viel treuer vor Augen bringen könnte, wenn er die Rollen der katholischen Pfaffen nicht mehr von den gewöhnlichen Statisten, sondern von jenen protestantischen Geistlichen spielen ließe, die in der theologischen Fakultät, in der Kirchenzeitung und auf den Kanzeln am orthodoxesten gegen Vernunft, Weltlust, Gesenius und Teufeltum zu predigen wissen. Es würden dann Gesichter zum Vorschein kommen, deren pfäffisches Gepräge gewiß jenen Rollen viel täuschender entspräche. Ist es doch eine bekannte Bemerkung, daß die Pfaffen in der ganzen Welt, Rabbinen, Muftis, Dominikaner, Konsistorialräte, Popen, Bonzen, kurz das ganze diplomatische Corps Gottes, im Gesichte eine gewisse Familienähnlichkeit haben, wie man sie immer findet bei Leuten, die ein und dasselbe Gewerbe treiben. Schneider, in der ganzen Welt, zeichnen sich aus durch Zartheit der Glieder, Metzger und Soldaten tragen wieder überall denselben farouschen Anstrich, Juden haben ihre eigentümlich ehrliche Miene, nicht weil sie von Abraham, Isaak und Jakob abstammen, sondern weil sie Kaufleute sind, und der frankfurter christliche Kaufmann sieht dem frankfurter jüdischen Kaufmanne eben so ähnlich, wie ein faules Ei dem andern. Die geistlichen Kaufleute, solche die von Religionsgeschäften ihren Unterhalt gewinnen, erlangen daher auch im Gesichte eine Ähnlichkeit. Freilich, einige Nüancen entstehen durch die Art und Weise

wie sie ihr Geschäft treiben. Der katholische Pfaffe treibt es mehr wie ein Commis, der in einer großen Handlung angestellt ist; die Kirche, das große Haus, dessen Chef der Papst ist, gibt ihm bestimmte Beschäftigung und dafür ein bestimmtes Salär; er arbeitet lässig, wie jeder, der nicht für eigne Rechnung arbeitet und viele Kollegen hat, und im großen Geschäftstreiben leicht unbemerkt bleibt — nur der Kredit des Hauses liegt ihm am Herzen, und noch mehr dessen Erhaltung, da er bei einem etwaigen Bankerotte seinen Lebensunterhalt verlöre. Der protestantische Pfaffe hingegen ist überall selbst Prinzipal, und er treibt die Religionsgeschäfte für eigene Rechnung. Er treibt keinen Großhandel wie sein katholischer Gewerbsgenosse, sondern nur einen Kleinhandel; und da er demselben allein vorstehen muß, darf er nicht lässig sein, er muß seine Glaubensartikel den Leuten anrühmen, die Artikel seiner Konkurrenten herabsetzen, und als echter Kleinhändler steht er in seiner Ausschnittbude, voll von Gewerbsneid gegen alle großen Häuser, absonderlich gegen das große Haus in Rom, das viele tausend Buchhalter und Packknechte besoldet und seine Faktoreien hat in allen vier Weltteilen.

Solches hat nun freilich auch seine physionomische Wirkungen, aber diese sind doch nicht vom Parterre aus bemerkbar, die Familienähnlichkeit in den Gesichtern katholischer und protestantischer Pfaffen bleibt doch in ihren Hauptzügen unverändert, und wenn der Generalintendant die obenerwähnten Herren gut bezahlt, so werden sie ihre Rolle, wie immer, recht täuschend spielen. Auch ihr Gang wird zur Illusion beitragen, obgleich ein feines, geübtes Auge wohl merkt, daß er sich von dem Gange katholischer Priester und Mönche ebenfalls durch feine Nüancen unterscheidet.

Ein katholischer Pfaffe wandelt einher als wenn ihm der Himmel gehöre; ein protestantischer Pfaffe hingegen geht herum als wenn er den Himmel gepachtet habe.

## Kapitel V

Es war schon Nacht als ich die Stadt Lucca erreichte. Wie ganz anders erschien sie mir die Woche vorher, als ich am Tage durch die widerhallend öden Straßen wandelte, und mich in eine jener verwunschenen Städte versetzt glaubte, wovon mir einst die Amme so viel erzählt. Da war die ganze Stadt still wie das Grab, alles war so verblichen und verstorben, auf den Dächern spielte der Sonnenglanz, wie Goldflitter auf dem Haupte einer Leiche, hie und da aus den Fenstern eines altverfallenen Hauses hingen Efeuranken, wie vertrocknet grüne Tränen, überall glimmernder Moder und ängstlich stockender Tod, die Stadt schien nur das Gespenst einer Stadt, ein steinerner Spuk am hellen Tage. Da suchte ich lange vergebens die Spur eines lebendigen Wesens. Ich erinnere mich nur, vor einem alten Palazzo lag ein schlafender Bettler mit ausgestreckt offner Hand. Auch erinnere ich mich, oben am Fenster eines schwärzlich morschen Häuslein sah ich einen Mönch, der den roten Hals mit dem feisten Glatzenhaupt recht lang aus der braunen Kutte hervorreckte, und neben ihm kam ein vollbusig nacktes Weibsbild zum Vorschein; unten, in die halb offne Haustüre sah ich einen kleinen Jungen hineingehen, der als ein schwarzer Abbate gekleidet war, und mit beiden Händen eine mächtig großbäuchige Weinflasche trug. — In demselben Augenblick läutete unfern ein feines ironisches Glöcklein, und in meinem Gedächtnisse kicherten die Novellen des Boccaccio. Diese Klänge konnten aber keineswegs das

seltsame Grauen, das meine Seele durchschauerte, ganz verscheuchen. Es hielt mich vielleicht um so gewaltiger befangen, da die Sonne, so warm und hell, die unheimlichen Gebäude beleuchtete, und ich merkte wohl, Gespenster sind noch furchtbarer, wenn sie den schwarzen Mantel der Nacht abwerfen, und sich im hellen Mittagslichte sehen lassen.

Als ich jetzt, acht Tage später, wieder nach Lucca kam, wie erstaunte ich über den veränderten Anblick dieser Stadt! Was ist das? rief ich, als die Lichter mein Auge blendeten und die Menschenströme durch die Gassen sich wälzten. Ist ein ganzes Volk als nächtliches Gespenst aus dem Grabe gestiegen, um im tollsten Mummenschanz das Leben nachzuäffen? Die hohen, trüben Häuser sind mit Lampen verziert, überall aus den Fenstern hängen bunte Teppiche, die morschgrauen Wände fast bedeckend, und darüber lehnen sich holde Mädchengesichter, so frisch, so blühend, daß ich wohl merke, es ist das Leben selbst, das sein Vermählungsfest mit dem Tode feiert und Schönheit und Jugend dazu eingeladen hat. Ja, es war so ein lebendes Totenfest, ich weiß nicht wie es im Kalender genannt wird, auf jeden Fall so ein Schindungstag irgend eines geduldigen Martyrers, denn ich sah nachher einen heiligen Totenschädel und noch einige Extra-Knochen, mit Blumen und Edelsteinen geziert, und unter hochzeitlicher Musik herumtragen. Es war eine schöne Prozession.

Voran gingen die Kapuziner, die sich von den anderen Mönchen durch lange Bärte auszeichneten, und gleichsam die Sappeurs dieser Glaubensarmee bildeten. Darauf folgten Kapuziner ohne Bärte, worunter viele männlich edle Gesichter, sogar manch jugendlich schönes Gesicht, das die breite Tonsur sehr gut kleidete, weil

der Kopf dadurch wie mit einem zierlichen Haarkranz umflochten schien, und samt dem bloßen Nacken recht anmutig aus der braunen Kutte hervortrat. Hierauf folgten Kutten von anderen Farben, schwarz, weiß, gelb, panaché, auch herabgeschlagene dreieckige Hüte, kurz all jene Klosterkostüme, womit wir durch die Bemühungen unseres Generalintendanten längst bekannt sind. Nach den Mönchsorden kamen die eigentlichen Priester, weiße Hemde über schwarze Hosen, und farbige Käppchen; hinter ihnen kamen noch vornehmere Geistliche, in buntseidne Decken gewickelt, und auf dem Haupte eine Art hoher Mützen, die wahrscheinlich aus Egypten stammen, und die man auch aus dem Denonschen Werke, aus der Zauberflöte und aus dem Belzoni kennen lernt; es waren altgediente Gesichter, und sie schienen eine Art von alter Garde zu bedeuten. Zuletzt kam der eigentliche Stab, ein Thronhimmel und darunter ein alter Mann mit einer noch höheren Mütze, und in einer noch reicheren Decke, deren Zipfel von zwei eben so gekleideten alten Männern, nach Pagenart, getragen wurden.

Die vorderen Mönche gingen mit gekreuzten Armen, ernsthaft schweigend, aber die mit den hohen Mützen sangen einen gar unglücklichen Gesang, so näselnd, so schlürfend, so kollerend, daß ich überzeugt bin: wären die Juden die größere Volksmenge, und ihre Religion wäre die Staatsreligion, so würde man obiges Gesinge mit dem Namen »Mauscheln« bezeichnen. Glücklicherweise konnte man es nur zur Hälfte vernehmen, indem hinter der Prozession, mit lautem Trommeln und Pfeifen, mehrere Kompanien Militär einherzogen, so wie überhaupt an beiden Seiten neben den wallenden Geistlichen, auch immer je zwei und zwei Grenadiere marschierten. Es waren fast mehr Soldaten als Geistliche,

aber zur Unterstützung der Religion gehören heut zu Tage viel Bajonette, und wenn gar der Segen gegeben wird, dann müssen in der Ferne auch die Kanonen bedeutungsvoll donnern.

Wenn ich eine solche Prozession sehe, wo unter stolzer Militär-Eskorte, die Geistlichen so gar trübselig und jammervoll einherwandeln, so ergreift es mich immer schmerzhaft, und es ist mir als sähe ich unseren Heiland selbst, umringt von Lanzenträgern, zur Richtstätte abführen. Die Sterne zu Lucca dachten gewiß wie ich, und als ich seufzend nach ihnen hinaufblickte, sahen sie mich so übereinstimmend an mit ihren frommen Augen, so hell, so klar. Aber man bedurfte nicht ihres Lichtes, tausend und abertausend Lampen und Kerzen und Mädchengesichter flimmerten aus allen Fenstern, an den Straßenecken standen lodernde Pechkränze aufgepflanzt, und dann hatte auch jeder Geistliche noch seinen besonderen Kerzenträger zur Seite. Die Kapuziner hatten meistens kleine Buben, die ihnen die Kerze trugen, und die jugendlich frischen Gesichtchen schauten bisweilen recht neugierig vergnügt hinauf nach den alten, ernsten Bärten; so ein armer Kapuziner kann keinen großen Kerzenträger besolden, und der Knabe, den er das Ave Maria lehrt, oder dessen Muhme ihm beichtet, muß bei Prozessionen wohl gratis dieses Amt übernehmen, und es wird darum gewiß nicht mit geringerer Liebe verrichtet. Die folgenden Mönche hatten nicht viel größere Buben, einige vornehmere Orden hatten schon erwachsene Rangen, und die hochmütigen Priester hatten wirkliche Bürgersleute zu Kerzenträgern. Aber endlich gar der Herr Erzbischof — denn das war wohl der Mann, der in vornehmer Demut unter dem Thronhimmel ging und sich die Gewandzipfel von greisen Pagen nachtragen ließ — dieser hatte an jeder Seite einen Lakaien,

die beide in blauen Livreen mit gelben Tressen prangten, und zeremoniös, als servierten sie bei Hof, die weißen Wachskerzen trugen.

Auf jeden Fall schien mir solche Kerzenträgerei eine gute Einrichtung, denn ich konnte dadurch um so heller die Gesichter besehen, die zum Katholizismus gehören. Und ich habe sie jetzt gesehen, und zwar in der besten Beleuchtung. Und was sah ich denn? Nun ja, der klerikale Stempel fehlte nirgends. Aber dieses abgerechnet, waren die Gesichter unter einander eben so verschieden, wie andre Gesichter. Das eine war blaß, das andre rot, diese Nase erhob sich stolz, jene war niedergeschlagen, hier ein funkelnd schwarzes dort ein schimmernd graues Auge — aber in allen diesen Gesichtern lagen die Spuren derselben Krankheit, einer schrecklichen, unheilbaren Krankheit, die wahrscheinlich Ursache sein wird, daß mein Enkel, wenn er hundert Jahr später die Prozession in Lucca zu sehen bekommt, kein einziges von jenen Gesichtern wieder findet. Ich fürchte, ich bin selbst angesteckt von dieser Krankheit, und eine Folge derselben ist jene Weichheit, die mich wunderbar beschleicht, wenn ich so ein sieches Mönchsgesicht betrachte, und darauf die Symptome jener Leiden sehe, die sich unter der groben Kutte verstecken: — gekränkte Liebe, Podagra, getäuschter Ehrgeiz, Rückendarre, Reue, Hämorrhoiden, die Herzwunden die uns vom Undank der Freunde, von der Verleumdung der Feinde, und von der eignen Sünde geschlagen worden, alles dieses und noch viel mehr, was eben so leicht unter einer groben Kutte wie unter einem feinen Modefrack seinen Platz zu finden weiß. O! es ist keine Übertreibung, wenn der Poet in seinem Schmerze ausruft: das Leben ist eine Krankheit, die ganze Welt ein Lazarett!

»Und der Tod ist unser Arzt—« Ach! ich will nichts

Böses von ihm reden, und nicht andre in ihrem Vertrauen stören; denn da er der einzige Arzt ist, so mögen sie immerhin glauben er sei auch der beste, und das einzige Mittel, das er anwendet, seine ewige Erdkur, sei auch das beste. Wenigstens kann man von ihm rühmen, daß er immer gleich bei der Hand ist, und trotz seiner großen Praxis nie lange auf sich warten läßt, wenn man ihn verlangt. Manchmal folgt er seinen Patienten sogar zur Prozession, und trägt ihnen die Kerze. Es war gewiß der Tod selbst, den ich an der Seite eines blassen, bekümmerten Priesters gehen sah; in dünnen zitternden Knochenhänden trug er diesem die flimmernde Kerze, nickte dabei gar gutmütig besänftigend mit dem ängstlich kahlen Köpfchen, und so schwach er selbst auf den Beinen war, so unterstützte er doch noch zuweilen den armen Priester, der bei jedem Schritte noch bleicher wurde und umsinken wollte. Er schien ihm Mut einzusprechen: »Warte nur noch einige Stündchen, dann sind wir zu Hause, und ich lösche die Kerze aus, und ich lege dich aufs Bett, und die kalten, müden Beine können ausruhen, und du sollst so fest schlafen, daß du das wimmernde Sankt Michaelsglöckchen nicht hören wirst.«

»Gegen den Mann will ich auch nicht schreiben«, dacht ich, als ich den armen, bleichen Priester sah, dem der leibhaftige Tod zu Bette leuchtete.

Ach! man sollte eigentlich gegen niemanden in dieser Welt schreiben. Jeder ist selbst krank genug in diesem großen Lazarett, und manche polemische Lektüre erinnert mich unwillkürlich an ein widerwärtiges Gezänk, in einem kleineren Lazarett zu Krakau, wobei ich mich als zufälliger Zuschauer befand, und wo entsetzlich anzuhören war, wie die Kranken sich einander ihre Gebrechen spottend vorrechneten, wie ausgedörrte Schwind-

süchtige den aufgeschwollenen Wassersüchtling verhöhnten, wie der eine lachte über den Nasenkrebs des andern, und dieser wieder über Maulsperre und Augenverdrehung seiner Nachbaren, bis am Ende die Fiebertollen nackt aus den Betten sprangen, und den andern Kranken die Decken und Laken von den wunden Leibern rissen, und nichts als scheußliches Elend und Verstümmlung zu sehen war.

## Kapitel VI

Jener schenkte nunmehr auch der übrigen Götterver-
versammlung,
Rechtshin, lieblichen Nektar dem Mischkrug emsig ent-
schöpfend.
Doch unermeßliches Lachen erscholl den seligen Göttern,
Als sie sahn, wie Hephästos im Saal so gewandt um-
herging.
Also den ganzen Tag bis spät zur sinkenden Sonne
Schmausten sie; und nicht mangelt' ihr Herz des gemein-
samen Mahles,
Nicht des Saitengetöns von der lieblichen Leier Apol-
lons,
Noch des Gesangs der Musen mit holdantwortender
Stimme.
⟨Vulgata⟩

Da plötzlich keuchte heran ein bleicher, bluttriefender Jude, mit einer Dornenkrone auf dem Haupte, und mit einem großen Holzkreuz auf der Schulter; und er warf das Kreuz auf den hohen Göttertisch, daß die goldnen Pokale zitterten, und die Götter verstummten und erblichen, und immer bleicher wurden, bis sie endlich ganz in Nebel zerrannen.

Nun gabs eine traurige Zeit, und die Welt wurde

grau und dunkel. Es gab keine glücklichen Götter mehr, der Olymp wurde ein Lazarett wo geschundene, gebratene und gespießte Götter langweilig umherschlichen, und ihre Wunden verbanden und triste Lieder sangen. Die Religion gewährte keine Freude mehr, sondern Trost; es war eine trübselige, blutrünstige Delinquentenreligion.

War sie vielleicht nötig für die erkrankte und zertretene Menschheit? Wer seinen Gott leiden sieht, trägt leichter die eignen Schmerzen. Die vorigen heiteren Götter, die selbst keine Schmerzen fühlten, wußten auch nicht wie armen gequälten Menschen zu Mute ist, und ein armer gequälter Mensch könnte auch, in seiner Not, kein rechtes Herz zu ihnen fassen. Es waren Festtagsgötter, um die man lustig herum tanzte, und denen man nur danken konnte. Sie wurden deshalb auch nie so ganz von ganzem Herzen geliebt. Um so ganz von ganzem Herzen geliebt zu werden — muß man leidend sein. Das Mitleid ist die letzte Weihe der Liebe, vielleicht die Liebe selbst. Von allen Göttern, die jemals gelebt haben, ist daher Christus derjenige Gott, der am meisten geliebt worden. Besonders von den Frauen — —

Dem Menschengewühl entfliehend, habe ich mich in eine einsame Kirche verloren, und was du, lieber Leser, eben gelesen hast, sind nicht so sehr meine eignen Gedanken, als vielmehr einige unwillkürliche Worte, die in mir laut geworden, während ich, dahingestreckt auf einer der alten Betbänke, die Töne einer Orgel durch meine Brust ziehen ließ. Da liege ich, mit phantasierender Seele, der seltsamen Musik noch seltsamere Texte unterdichtend; dann und wann schweifen meine Blicke durch die dämmernden Bogengänge, und suchen die dunkeln Klangfiguren, die zu jenen Orgelmelodien

gehören. Wer ist die Verschleierte, die dort kniet vor dem Bilde einer Madonna? Die Ampel, die davor hängt, beleuchtet grauenhaft süß die schöne Schmerzenmutter einer gekreuzigten Liebe, die Venus dolorosa; doch kupplerisch geheimnisvolle Lichter fallen zuweilen, wie verstohlen, auf die schönen Formen der verschleierten Beterin. Diese liegt zwar regungslos auf den steinernen Altarstufen, doch in der wechselnden Beleuchtung bewegt sich ihr Schatten, läuft manchmal zu mir heran, zieht sich wieder hastig zurück, wie ein stummer Mohr, der ängstliche Liebesbote in einem Harem — und ich verstehe ihn. Er verkündet mir die Gegenwart seiner Herrin, der Sultanin meines Herzens.

Es wird aber allmählig immer dunkler im leeren Hause, hie und da huscht eine unbestimmte Gestalt den Pfeilern entlang, dann und wann steigt leises Murmeln aus einer Seitenkapelle, und ihre langen, langgezogenen Töne stöhnt die Orgel, wie ein seufzendes Riesenherz —

Es war aber als ob jene Orgeltöne niemals aufhören, als ob jene Sterbelaute, jener lebende Tod ewig dauern wollte, ich fühlte so unsägliche Beklommenheit, so namenlose Angst, als wäre ich scheintot begraben worden, ja als wäre ich, ein Längstverstorbener, aus dem Grabe gestiegen, und sei, mit unheimlichen Nachtgesellen, in die Gespensterkirche gegangen, um die Totengebete zu hören, und Leichensünden zu beichten. Manchmal war mir, als sähe ich sie wirklich neben mir sitzen, in geisterhaftem Dämmerlichte, die abgeschiedene Gemeinde, in verschollen altflorentinischen Trachten, mit langen, blassen Gesichtern, goldbeschlagene Gebetbücher in dünnen Händen, heimlich wispernd, und melancholisch einander zunickend. Der wimmernde Ton eines fernen Sterbeglöckchens mahnte mich wieder an den kranken

Priester, den ich bei der Prozession gesehen, und ich sprach zu mir selber: »Der ist jetzt auch gestorben, und kommt hierher um die erste Nachtmesse zu lesen und da beginnt erst recht der traurige Spuk.« Plötzlich aber erhob sich, von den Stufen des Altars, die holde Gestalt der verschleierten Beterin —

Ja, sie war es, schon ihr lebendiger Schatten verscheuchte die weißen Gespenster, ich sah jetzt nur sie, ich folgte ihr rasch zur Kirche hinaus, und als sie vor der Türe den Schleier zurückschlug, sah ich in Franscheskas beträntes Antlitz. Es glich einer sehnsüchtig weißen Rose, angeperlt vom Tau der Nacht und beglänzt vom Strahl des Mondes. »Franscheska liebst du mich?« Ich frug viel und sie antwortete wenig. Ich begleitete sie nach dem Hotel Crotsche di Malta, wo sie und Mathilde logierten. Die Straßen waren leer geworden, die Häuser schliefen mit geschlossenen Fensteraugen, nur hie und da, durch die hölzernen Wimpern, blinzelte ein Lichtchen. Oben am Himmel aber trat ein breiter hellgrüner Raum aus den Wolken hervor, und darin schwamm der Halbmond, wie eine silberne Gondel in einem Meer von Smaragden. Vergebens bat ich Franscheska nur ein einziges Mal hinauf zu sehen zu unserem alten, lieben Vertrauten, sie hielt aber das Köpfchen träumend gesenkt. Ihr Gang, der sonst so heiter dahinschwebend, war jetzt wie kirchlich gemessen, ihr Schritt war düster katholisch, sie bewegte sich wie nach dem Takte einer feierlichen Orgel, und wie in früheren Nächten die Sünde, so war ihr jetzt die Religion in die Beine gefahren. Unterwegs vor jedem Heiligenbilde bekreuzte sie sich Haupt und Busen, vergebens versuchte ich ihr dabei zu helfen. Als wir aber auf dem Markte, der Kirche Sant Mitschiele vorbeikamen, wo die marmorne Schmerzensmutter mit den

vergoldeten Schwertern im Herzen und mit der Lämpchenkrone auf dem Haupte, aus der dunkeln Nische hervorleuchtete, da schlang Franscheska ihren Arm um meinen Hals, küßte mich, und flüsterte: »Cecco, Cecco, caro Cecco!«

Ich nahm diese Küsse ruhig in Empfang, obgleich ich wohl wußte, daß sie im Grunde einem bolognesischen Abbate, einem Diener der römisch katholischen Kirche, zugedacht waren. Als Protestant machte ich mir kein Gewissen daraus, mir die Güter der katholischen Geistlichkeit zuzueignen, und auf der Stelle säkularisierte ich die frommen Küsse Franscheskas. Ich weiß, die Pfaffen werden hierüber wütend sein, sie schreien gewiß über Kirchenraub, und würden gern das französische Sakrilegiengesetz auf mich anwenden. Leider muß ich gestehen, daß besagte Küsse das einzige waren, was ich in jener Nacht erbeuten konnte. Franscheska hatte beschlossen diese Nacht nur zum Heile ihrer Seele, kniend und betend, zu benutzen. Vergebens erbot ich mich ihre Andachtsübungen zu teilen; — als sie ihr Zimmer erreichte, schloß sie mir die Türe vor der Nase zu. Vergebens stand ich draußen noch eine ganze Stunde, und bat um Einlaß, und seufzte alle möglichen Seufzer, und heuchelte fromme Tränen, und schwor die heiligsten Eide — versteht sich, mit geistlichem Vorbehalte, ich fühlte wie ich allmählig ein Jesuit wurde, ich wurde ganz schlecht und erbot mich endlich sogar, katholisch zu werden für diese einzige Nacht —

»Franscheska!« rief ich, »Stern meiner Gedanken! Gedanke meiner Seele! vita della mia vita! meine schöne, oftgeküßte, schlanke, katholische Franscheska! für diese einzige Nacht, die du mir noch gewährst, will ich selbst katholisch werden — aber auch nur für diese einzige

Nacht! O, die schöne, selige, katholische Nacht! Ich liege in deinen Armen, strengkatholisch glaube ich an den Himmel deiner Liebe, von den Lippen küssen wir uns das holde Bekenntnis, das Wort wird Fleisch, der Glaube wird versinnlicht, in Form und Gestalt, welche Religion! Ihr Pfaffen! jubelt unterdessen Eur Kyrie Eleison, klingelt, räuchert, läutet die Glocken, laßt die Orgel brausen, laßt die Messe von Palestrina erklingen — ‚das ist der Leib!' — ich glaube, ich bin selig, ich schlafe ein — aber sobald ich des anderen Morgens erwache, reibe ich mir den Schlaf und den Katholizismus aus den Augen, und sehe wieder klar in die Sonne und in die Bibel, und bin wieder protestantisch vernünftig und nüchtern, nach wie vor.«

## Kapitel VII

Als am anderen Tage die Sonne wieder herzlich vom Himmel herablachte, erloschen gänzlich die trübseligen Gedanken und Gefühle, die von der Prozession des vorhergehenden Abends in mir erregt worden, und mir das Leben wie eine Krankheit und die Welt wie ein Lazarett ansehen ließen.

Die ganze Stadt wimmelte von heiterem Volk. Geputzt bunte Menschen, dazwischen hüpfte hie und da ein schwarz Pfäfflein. Das brauste und lachte und schwatzte, man hörte fast nicht das Glockengebimmel, das zu einer großen Messe einlud, in die Kathedrale. Diese ist eine schöne, einfache Kirche, deren buntmarmorne Fassade mit jenen kurzen, über einander gebauten Säulchen geziert ist, die uns so witzig trübe ansehen. Inwendig waren Pfeiler und Wände mit rotem Tuche überkleidet, und heitere Musik ergoß sich über die wogende Menschenmenge. Ich führte Signora Franscheska am Arm,

und als ich ihr beim Eintritt das Weihwasser reichte, und durch die süßfeuchte Fingerberührung unsere Seelen elektrisiert wurden, bekam ich auch zu gleicher Zeit einen elektrischen Schlag ans Bein, daß ich vor Schreck fast hinpurzelte über die knieenden Bäurinnen, die ganz weiß gekleidet und mit langen Ohrringen, und Halsketten von gelbem Golde belastet, in dichten Haufen den Boden bedeckten. Als ich mich umsah, erblickte ich ein ebenfalls kniendes Frauenzimmer, das sich fächerte, und hinter dem Fächer erspähte ich Myladys kichernde Augen. Ich beugte mich zu ihr hinab, und sie hauchte mir schmachtend ins Ohr: »Delightful!«

»Um Gottes willen!« flüsterte ich ihr zu, »bleiben Sie ernsthaft, lachen Sie nicht; sonst werden wir wahrhaftig hinausgeschmissen!«

Aber da half kein Bitten und Flehen. Zum Glück verstand man unsre Sprache nicht. Denn als Mylady aufstand, und uns durch das Gedränge zum Hauptaltar folgte, überließ sie sich ihren tollen Launen, ohne die mindeste Rücksicht, als stünden wir allein auf den Apenninen. Sie mokierte sich über alles, sogar die armen gemalten Bilder an den Wänden waren vor ihren Pfeilen nicht sicher.

»Sieh da!« rief sie, »auch Lady Eva, Geborne von Rippe, wie sie mit der Schlange diskuriert! Es ist ein guter Einfall des Malers, daß er der Schlange einen menschlichen Kopf mit einem menschlichen Gesichte gab, es wäre jedoch noch weit sinnreicher gewesen, wenn er dieses Verführungsgesicht mit einem militärischen Schnurrbart verziert hätte. Sehen Sie, Doktor, dort den Engel, welcher der hochgebenedeiten Jungfrau ihren gesegneten Zustand verkündigt und dabei so ironisch lächelt? Ich weiß was dieser Ruffiano denkt! Und diese Maria, zu deren Füßen die heilige Allianz des Mor-

genlandes, mit Gold- und Weihrauchgaben, niederkniet, sieht sie nicht aus wie die Catalani?«

Signora Franscheska, welche von diesem Geschwätz, wegen ihrer Unkenntnis des Englischen, nichts verstand als das Wort Catalani, bemerkte hastig: daß die Dame, wovon unsre Freundin spreche, jetzt wirklich den größten Teil ihrer Renommee verloren habe. Unsre Freundin aber ließ sich nicht stören und kommentierte auch die Passionsbilder, bis zur Kreuzigung, einem überaus schönen Gemälde, worauf unter anderen drei dumme untätige Gesichter abgebildet waren, die dem Gottesmärtyrtum gemächlich zusahen, und von denen Mylady durchaus behauptete, es seien die bevollmächtigten Kommissarien von Östreich, Rußland und Frankreich.

Indessen, die alten Freskos, die zwischen den roten Decken der Wände zum Vorschein kamen, vermochten einigermaßen mit ihrem inwohnenden Ernste die brittische Spottlust abzuwehren. Es waren darauf Gesichter aus jener heldenmütigen Zeit Luccas, wovon in den Geschichtsbüchern Machiavells, des romantischen Sallusts, so viel die Rede ist, und deren Geist uns aus den Gesängen Dantes, des katholischen Homers, so feurig entgegenweht. Wohl sprechen aus jenen Mienen die strengen Gefühle und barbarischen Gedanken des Mittelalters, wenn auch auf manchem stummen Jünglingsmunde das lächelnde Bekenntnis schwebt, daß damals nicht alle Rosen so ganz steinern und umflort gewesen sind, und wenn auch durch die fromm gesenkten Augenwimpern mancher Madonna aus jener Zeit ein so schalkhafter Liebeswink blinzelt, als ob sie uns gern noch ein zweites Christkindlein schenken möchte. Jedenfalls ist es aber ein hoher Geist, der uns aus jenen altflorentinischen Gemälden anspricht, es ist das eigentlich

Heroische, das wir auch in den marmornen Götterbildern der Alten erkennen, und das nicht, wie unsre Ästhetiker meinen, in einer ewigen Ruhe ohne Leidenschaft, sondern in einer ewigen Leidenschaft ohne Unruhe besteht. Auch durch einige spätere Ölbilder, die im Dome von Lucca hängen, zieht sich, vielleicht als traditioneller Nachhall, jener altflorentinische Sinn. Besonders fiel mir auf eine Hochzeit zu Canan, von einem Schüler des Andrea del Sarto, etwas hart gemalt und schroff gestaltet. Der Heiland sitzt zwischen der weichen schönen Braut und einem Pharisäer, dessen steinernes Gesetztafelgesicht sich wundert über den genialen Propheten, der sich heiter mischt in die Reihen der Heiteren, und die Gesellschaft mit Wundern regaliert, die noch größer sind als die Wunder des Moses; denn dieser konnte, wenn er noch so stark gegen den Felsen schlug, nur Wasser hervorbringen, jener aber brauchte nur ein Wort zu sprechen, und die Krüge füllten sich mit dem besten Wein. Viel weicher, fast venezianisch koloriert, ist das Gemälde von einem Unbekannten, das daneben hängt, und worin der freundlichste Farbenschmelz von einem durchbebenden Schmerze gar seltsam gedämpft wird. Es stellt dar wie Maria ein Pfund Salbe nahm, von ungefälschter köstlicher Narde, und damit die Füße Jesu salbte, und sie mit ihren Haaren trocknete. Christus sitzt da, im Kreise seiner Jünger, ein schöner, geistreicher Gott, menschlich wehmütig fühlt er eine schaurige Pietät gegen seinen eignen Leib, der bald so viel dulden wird, und dem die salbende Ehre, die man den Gestorbenen erweist, schon jetzt gebührt und schon jetzt widerfährt; er lächelt gerührt hinab auf das kniende Weib, das getrieben von ahnender Liebesangst, jene barmherzige Tat verrichtet, eine Tat, die nie vergessen wird, so lange es leidende Menschen

gibt, und die zur Erquickung aller leidenden Menschen durch die Jahrtausende duftet. Außer dem Jünger, der am Herzen Christi lag, und der auch diese Tat verzeichnet hat, scheint keiner von den Aposteln ihre Bedeutung zu fühlen, und der mit dem roten Barte scheint sogar, wie in der Schrift steht, die verdrießliche Bemerkung zu machen: »Warum ist diese Salbe nicht verkauft um dreihundert Groschen, und den Armen gegeben?« Dieser ökonomische Apostel ist eben derjenige, der den Beutel führt, die Gewohnheit der Geldgeschäfte hat ihn abgestumpft gegen alle uneigennützigen Nardendüfte der Liebe, er möchte Groschen dafür einwechseln zu einem nützlichen Zweck, und eben er, der Groschenwechsler, er war es, der den Heiland verriet — um dreißig Silberlinge. So hat das Evangelium auch symbolisch, in der Geschichte des Bankiers unter den Aposteln, die unheimliche Verführungsmacht, die im Geldsacke lauert, offenbart, und vor der Treulosigkeit der Geldgeschäftsleute gewarnt. Jeder Reiche ist ein Judas Ischariot.

»Sie schneiden ja ein verbissen gläubiges Gesicht, teurer Doktor«, flüsterte Mylady, »ich habe Sie eben beobachtet, und verzeihen Sie mir, wenn ich Sie etwa beleidige, Sie sahen aus wie ein guter Christ.«

»Unter uns gesagt, das bin ich, ja, Christus —«

»Glauben Sie vielleicht ebenfalls, daß er ein Gott sei?«

»Das versteht sich, meine gute Mathilde. Es ist der Gott, den ich am meisten liebe — nicht weil er so ein legitimer Gott ist, dessen Vater schon Gott war und seit undenklicher Zeit die Welt beherrschte: sondern weil er, obgleich ein geborener Dauphin des Himmels, dennoch, demokratisch gesinnt, keinen höfischen Zeremonialprunk liebt, weil er kein Gott einer Aristokra-

tie von geschorenen Schriftgelehrten und galonierten Lanzenknechten, und weil er ein bescheidener Gott des Volks ist, ein Bürger-Gott, un bon dieu citoyen. Wahrlich, wenn Christus noch kein Gott wäre, so würde ich ihn dazu wählen, und viel lieber als einem aufgezwungenen absoluten Gotte, würde ich ihm gehorchen, ihm, dem Wahlgotte, dem Gotte meiner Wahl.«

## Kapitel VIII

Der Erzbischof, ein ernster Greis, las selber Messe, und ehrlich gestanden, nicht bloß ich, sondern einigermaßen auch Mylady, wir wurden heimlich berührt von dem Geiste, der in dieser heiligen Handlung wohnt, und von der Weihe des alten Mannes, der sie vollzog, — ist ja doch jeder alte Mann, an und für sich, ein Priester, und die Zeremonien der katholischen Messe sind sie doch so uralt, daß sie vielleicht das einzige sind, was sich aus dem Kindesalter der Welt erhalten hat, und als Erinnerung an die ersten Vorfahren aller Menschen unsere Pietät in Anspruch nimmt. »Sehen Sie, Mylady«, sagte ich, »jede Bewegung, die Sie hier erblicken, die Art des Zusammenlegens der Hände und des Ausbreitens der Arme, dieses Knixen, dieses Händewaschen, dieses Beräuchertwerden, dieser Kelch, ja die ganze Kleidung des Mannes, von der Mitra bis zum Saume der Stola, alles dieses ist altegyptisch und Überbleibsel eines Priestertums, von dessen wundersamem Wesen nur die ältesten Urkunden etwas Weniges berichten, eines frühesten Priestertums, das die erste Weisheit erforschte, die ersten Götter erfand, die ersten Symbole bestimmte, und die junge Menschheit —«

»Zuerst betrog«, setzte Mylady bitteren Tones hin-

zu, »und ich glaube, Doktor, aus dem frühesten Weltalter ist uns nichts übrig geblieben als einige triste Formeln des Betrugs. Und sie sind noch immer wirksam. Denn sehen Sie dort die stockfinsteren Gesichter? und gar jenen Kerl, der dort auf seinen dummen Knien liegt und mit seinem aufgesperrten Maule so ultradumm aussieht?«

»Um des lieben Himmels willen!« begütigte ich leise, »was ist daran gelegen, daß dieser Kopf so wenig von der Vernunft erleuchtet ist? Was geht das uns an? Was irritiert Sie dabei? Sehen Sie doch täglich Ochsen, Kühe, Hunde, Esel, die eben so dumm sind, ohne daß Sie durch solchen Anblick aus Ihrem Gleichmut aufgestört und zu unmutigen Äußerungen angeregt werden?«

»Ach, das ist was anderes«, fiel mir Mylady in die Rede, »diese Bestien tragen hinten Schwänze, und ich ärgre mich eben, daß ein Kerl, der eben so bestialisch dumm ist, dennoch hinten keinen Schwanz hat.«

»Ja, das ist was andres, Mylady.«

## Kapitel IX

Nach der Messe gabs noch allerlei zu schauen und zu hören, besonders die Predigt eines großen, vierstämmigen Mönchs, dessen befehlend kühnes, altrömisches Gesicht gegen die grobe Bettelkutte gar wundersam abstach, so daß der Mann aussah wie ein Imperator der Armut. Er predigte von Himmel und Hölle, und geriet zuweilen in die wütendste Begeistrung. Seine Schilderung des Himmels war ein bißchen barbarisch überladen, und es gab da viel Gold, Silber, Edelsteine, köstliche Speisen, und Weine von den besten Jahrgängen; dabei machte er ein so verklärt schlürfendes Gesicht, und er schob sich vor Wonne in der Kutte hin und her,

wenn er, unter den Englein mit weißen Flüglein sich selber dachte als ein Englein mit weißen Flüglein. Minder ergötzlich, ja sogar sehr praktisch ernsthaft war seine Schilderung der Hölle. Hier war der Mann weit mehr in seinem Elemente. Er eiferte besonders über die Sünder, die nicht mehr so recht christlich ans alte Feuer der Hölle glauben, und sogar wähnen, sie habe sich in neuerer Zeit etwas abgekühlt und werde nächstens ganz und gar erlöschen. »Und wäre auch«, rief er, »die Hölle am Erlöschen, so würde ich, ich mit meinem Atem, die letzten glimmenden Kohlen wieder anfachen, daß sie wieder auflodern sollten zu ihrer alten Flammenglut.« Hörte man nun die Stimme, die gleich dem Nordwind diese Worte hervorheulte, sah man dabei das brennende Gesicht, den roten, büffelstarken Hals, und die gewaltigen Fäuste des Mannes, so hielt man jene höllische Drohung für keine Hyperbel.

»I like this man«, sagte Mylady.

»Da haben Sie Recht«, antwortete ich, »auch mir gefällt er besser als mancher unserer sanften, homöopathischen Seelenärzte, die $^1/_{10,000}$ Vernunft in einem Eimer Moralwasser schütten, und uns damit des Sonntags zur Ruhe predigen.«

»Ja, Doktor, für seine Hölle habe ich Respekt, aber zu seinem Himmel hab ich kein rechtes Vertrauen. Wie ich mich denn überhaupt in Ansehung des Himmels schon sehr früh in geheimen Zweifel verfing. Als ich noch klein war, in Dublin, lag ich oft auf dem Rücken im Gras, und sah in den Himmel, und dachte nach: ob wohl der Himmel wirklich so viele Herrlichkeiten enthalten mag, wie man davon rühmt? Aber, dacht ich, wie kommts, daß von diesen Herrlichkeiten niemals etwas herunterfällt, etwa ein brillantener Ohrring, oder eine Schnur Perlen oder wenigstens ein Stückchen

Ananaskuchen, und daß immer nur Hagel oder Schnee oder gewöhnlicher Regen uns von oben herabbeschert wird? Das ist nicht ganz richtig, dacht ich —«

»Warum sagen Sie das, Mylady? Warum diese Zweifel nicht lieber verschweigen? Ungläubige, die keinen Himmel glauben, sollten nicht Proselyten machen; minder tadelnswert, sogar lobenswert ist die Proselytenmacherei derjenigen Leute, die einen süperben Himmel haben, und dessen Herrlichkeiten nicht selbstsüchtig allein genießen wollen, und deshalb ihre Nebenmenschen einladen dran Teil zu nehmen, und sich nicht eher zufrieden geben, bis diese ihre gütige Einladung angenommen.«

»Ich habe mich aber immer gewundert, Doktor, daß manche reiche Leute dieser Gattung, die wir, als Präsidenten, Vizepräsidenten, oder Sekretäre von Bekehrungsgesellschaften, eifrigst bemüht sehen, etwa einen alten verschimmelten Betteljuden himmelfähig zu machen und seine einstige Genossenschaft im Himmelreich zu erwerben, dennoch nie dran denken, ihn schon jetzt auf Erden an ihren Genüssen Teil nehmen zu lassen, und ihn z. B. nie des Sommers auf ihre Landhäuser einladen, wo es gewiß Leckerbissen gibt, die den armen Schelm eben so gut schmecken würden, als genösse er sie im Himmel selbst.«

»Das ist erklärlich, Mylady, die himmlischen Genüsse kosten sie nichts, und es ist ein doppeltes Vergnügen, wenn wir so wohlfeilerweise unsre Nebenmenschen beglücken können. Zu welchen Genüssen aber kann der Ungläubige jemanden einladen?«

»Zu nichts, Doktor, als zu einem langen ruhigen Schlafe, der aber zuweilen für einen Unglücklichen sehr wünschenswert sein kann, besonders wenn er vorher mit zudringlichen Himmelseinladungen gar zu sehr geplagt worden.«

Dieses sprach das schöne Weib mit stechend bitteren Akzenten, und nicht ganz ohne Ernst antwortete ich ihr: »Liebe Mathilde, bei meinen Handlungen auf dieser Welt kümmert mich nicht einmal die Existenz von Himmel und Hölle, ich bin zu groß und zu stolz, als daß der Geiz nach himmlischen Belohnungen, oder die Furcht vor höllischen Strafen mich leiten sollten. Ich strebe nach dem Guten, weil es schön ist und mich unwiderstehlich anzieht, und ich verabscheue das Schlechte, weil es häßlich und mir zuwider ist. Schon als Knabe, wenn ich den Plutarch las — und ich lese ihn noch jetzt alle Abend im Bette und möchte dabei manchmal aufspringen, und gleich Extra-Post nehmen und ein großer Mann werden — schon damals gefiel mir die Erzählung von dem Weibe, das durch die Straßen Alexandriens schritt, in der einen Hand einen Wasserschlauch, in der andern eine brennende Fackel tragend, und den Menschen zurief, daß sie mit dem Wasser die Hölle auslöschen und mit der Fackel den Himmel in Brand stecken wolle, damit das Schlechte nicht mehr aus Furcht vor Strafe unterlassen, und das Gute nicht mehr aus Begierde nach Belohnung ausgeübt werde. Alle unsre Handlungen sollen aus dem Quell einer uneigennützigen Liebe hervorsprudeln, gleichviel ob es eine Fortdauer nach dem Tode gibt oder nicht.«

»Sie glauben also auch nicht an Unsterblichkeit.«

»O Sie sind schlau, Mylady! Ich daran zweifeln? Ich, dessen Herz in die entferntesten Jahrtausende der Vergangenheit und der Zukunft immer tiefer und tiefer Wurzel schlägt, ich, der ich selbst einer der ewigsten Menschen bin, jeder Atemzug ein ewiges Leben, jeder Gedanke ein ewiger Stern — ich sollte nicht an Unsterblichkeit glauben?«

»Ich denke, Doktor, es gehört eine beträchtliche Por-

tion Eitelkeit und Anmaßung dazu, nachdem wir schon so viel Gutes und Schönes auf dieser Erde genossen, noch obendrein vom lieben Gott die Unsterblichkeit zu verlangen! Der Mensch, der Aristokrat unter den Tieren, der sich besser dünkt, als alle seine Mitgeschöpfe, möchte sich auch dieses Ewigkeitsvorrecht, am Throne des Weltkönigs, durch höfische Lob- und Preisgesänge und kniendes Bitten auswirken. — O, ich weiß was dieses Zucken mit den Lippen bedeutet, unsterblicher Herr!«

## Kapitel X

Signora bat uns mit ihr nach dem Kloster zu gehn, worin das wundertätige Kreuz, das Merkwürdigste in ganz Toskana, bewahrt wird. Und es war gut, daß wir den Dom verließen, denn Myladys Tollheiten würden uns doch zuletzt in Verlegenheiten gestürzt haben. Sie sprudelte von witziger Laune, lauter lieblich närrische Gedanken, so übermutig wie junge Kätzchen, die in der Maisonne herumspringen. Am Ausgang des Doms tunkte sie den Zeigefinger dreimal ins Weihwasser, besprengte mich jedesmal und murmelte: »Dem Zefardeyim Kinnim«, welches nach ihrer Behauptung die arabische Formel ist, womit die Zauberinnen einen Menschen in einen Esel verwandeln.

Auf der Piazza vor dem Dome manövrierte eine Menge Militär, beinah ganz östreichisch uniformiert und nach deutschem Kommando. Wenigstens hörte ich die deutschen Worte: »Präsentierts Gewehr! Fuß Gewehr! Schulters Gewehr! Rechtsum! Halt!« Ich glaube bei allen Italienern, wie noch bei einigen andern europäischen Völkern, wird auf Deutsch kommandiert. Sollen wir Deutschen uns etwas darauf zu Gute tun? Haben wir in der Welt so viel zu befehlen, daß das

Deutsche sogar die Sprache des Befehlens geworden? Oder wird uns so viel befohlen, daß der Gehorsam am besten die deutsche Sprache versteht?

Mylady scheint von Paraden und Revüen keine Freundin zu sein. Sie zog uns mit ironischer Furchtsamkeit von dannen. »Ich liebe nicht«, sprach sie, »die Nähe von solchen Menschen mit Säbeln und Flinten, besonders wenn sie in großer Anzahl, wie bei außerordentlichen Manövern, in Reih und Glied aufmarschieren. Wenn nun einer von diesen tausenden plötzlich verrückt wird, und mit der Waffe, die er schon in der Hand hat, mich auf der Stelle niedersticht? Oder wenn er gar plötzlich vernünftig wird und nachdenkt: ‚Was hast du zu riskieren? zu verlieren? selbst wenn sie dir das Leben nehmen? Mag auch jene andre Welt, die uns nach dem Tode versprochen wird, nicht so ganz brillant sein, wie man sie rühmt, mag sie noch so schlecht sein, weniger als man dir jetzt gibt, weniger als sechs Kreuzer per Tag, kann man dir auch dort nicht geben — drum mach dir den Spaß und erstich jene kleine Engländerin mit der impertinenten Nase!‘ Bin ich da nicht in der größten Lebensgefahr? Wenn ich König wäre, so würde ich meine Soldaten in zwei Klassen teilen. Die einen ließe ich an Unsterblichkeit glauben, um in der Schlacht Mut zu haben und den Tod nicht zu fürchten, und ich würde sie bloß im Kriege gebrauchen. Die andern aber würde ich zu Paraden und Revüen bestimmen, und damit es ihnen nie in den Sinn komme, daß sie nichts riskieren, wenn sie des Spaßes wegen jemanden umbrächten, so würde ich ihnen bei Todesstrafe verbieten an Unsterblichkeit zu glauben, ja, ich würde ihnen sogar noch etwas Butter zu ihrem Kommißbrot geben, damit sie das Leben recht lieb gewinnen. Erstern hingegen, jenen unsterblichen Helden, würde ich das

Leben sehr sauer machen, damit sie es recht verachten lernen und die Mündung der Kanonen für einen Eingang in eine bessere Welt ansehen.«

»Mylady«, sprach ich, »Sie wären ein schlechter Regent. Sie wissen wenig vom Regieren und von der Politik verstehen Sie gar nichts. Hätten Sie die politischen Annalen gelesen —«

»Ich verstehe dergleichen vielleicht besser als Sie, teurer Doktor. Schon früh suchte ich mich darüber zu unterrichten. Als ich noch klein war, in Dublin —«

»Und auf dem Rücken lag, im Gras — und nachdachte, oder auch nicht, wie in Ramsgate —«

Ein Blick, wie leiser Vorwurf der Undankbarkeit, fiel aus Myladys Augen, dann aber lachte sie wieder, und fuhr fort: »Als ich noch klein war, in Dublin, und auf einem Eckchen von dem Schemel sitzen konnte, worauf Mutters Füße ruhten, da hatte ich immer allerlei zu fragen, was die Schneider, die Schuster, die Bäcker, kurz was die Leute in der Welt zu tun haben? Und die Mutter erklärte dann: die Schneider machen Kleider, die Schuster machen Schuhe, die Bäcker backen Brot — Und als ich nun frug: ‚Was tun denn die Könige?' da gab die Mutter zur Antwort: ‚Die regieren.' ‚Weißt du wohl, liebe Mutter', sagte ich da, ‚wenn ich König wäre, so würde ich mal einen ganzen Tag gar nicht regieren, bloß um zu sehen, wie es dann in der Welt aussieht.' ‚Liebes Kind', antwortete die Mutter, ‚das tun auch manche Könige, und es sieht auch dann danach aus.'«

»Wahrhaftig, Mylady, Ihre Mutter hatte Recht. Besonders hier in Italien gibt es solche Könige, und man merkt es wohl in Piemont und Neapel —«

»Aber, lieber Doktor, es ist so einem italienischen König nicht zu verargen, wenn er manchen Tag gar

nicht regiert, wegen der allzugroßen Hitze. Es ist nur zu befürchten, daß die Carbonari so einen Tag benutzen möchten, denn in der neuesten Zeit ist es mir besonders aufgefallen, daß die Revolutionen immer an solchen Tagen ausgebrochen sind, wo nicht regiert wurde. Irrten sich einmal die Carbonari, und glaubten sie, es wäre so ein unregierter Tag, und gegen alle Erwartung wurde dennoch regiert, so verloren sie die Köpfe. Die Carbonari können daher nie vorsichtig genug sein, und müssen sich genau die rechte Zeit merken. Dagegen aber ist es die höchste Politik der Könige, daß sie es ganz geheim halten, an welchen Tagen sie nicht regieren, daß sie sich an solchen Tagen wenigstens einige Mal auf den Regierstuhl setzen, und etwa Federn schneiden, oder Briefkouverts versiegeln oder weiße Blätter liniieren, alles zum Schein, damit das Volk draußen, das neugierig in die Fenster des Palais hineingukt, ganz sicher glaube es werde regiert.«

Während solche Bemerkungen aus Myladys feinem Mündchen hervorgaukelten, schwamm eine lächelnde Zufriedenheit um die vollen Rosenlippen Fransceskas. Sie sprach wenig. Ihr Gang war jedoch nicht mehr so seufzend entsagungsselig, wie am verflossenen Abend, sie trat vielmehr siegreich einher, jeder Schritt ein Trompetenton, es war indessen mehr ein geistlicher Sieg, als ein weltlicher, der sich in ihren Bewegungen kund gab, sie war fast das Bild einer triumphierenden Kirche, und um ihr Haupt schwebte eine unsichtbare Glorie. Die Augen aber, wie aus Tränen hervorlachend, waren wieder ganz weltkindlich, und in dem bunten Menschenstrom, der uns vorbei flutete, ist auch kein einziges Kleidungsstück ihrem Forscherblick entgangen. »Ecco!« war dann ihr Ausruf, »welcher Shawl! der Markese soll mir eben solchen Kaschemir zu einem Tur-

bane kaufen, wenn ich die Roxelane tanze. Ach! er hat mir auch ein Kreuz mit Diamanten versprochen!«

Armer Gumpelino! zu dem Turbane wirst du dich leicht verstehen, jedoch das Kreuz wird dir noch manche saure Stunde machen; aber Signora wird dich so lange quälen und auf die Folter spannen, bis du dich endlich dazu bequemst.

## Kapitel XI

Die Kirche, worin das wundertätige Kreuz von Lucca zu sehen ist, gehört zu einem Kloster, dessen Namen mir diesen Augenblick nicht im Gedächtnisse.

Bei unserem Eintritt in die Kirche, lagen vor dem Hauptaltare ein Dutzend Mönche auf den Knien, in schweigendem Gebet. Nur dann und wann, wie im Chor, sprachen sie einige abgebrochene Worte, die in den einsamen Säulengängen etwas schauerlich widerhallten. Die Kirche war dunkel, nur durch kleine gemalte Fenster fiel ein buntes Licht auf die kahlen Häupter und braunen Kutten. Glanzlose Kupferlampen beleuchteten spärlich die geschwärzten Freskos und Altarbilder, aus den Wänden traten hölzerne Heiligenköpfe, grell bemalt und bei dem zweifelhaften Lichte wie lebendig grinsend — Mylady schrie laut auf, und zeigte zu unseren Füßen einen Grabstein, worauf in relief das starre Bild eines Bischofs mit Mitra und Hirtenstab, gefalteten Händen und abgetretener Nase. »Ach!« flüsterte sie, »ich selbst trat ihm unsanft auf die steinerne Nase, und nun wird er mir diese Nacht im Traume erscheinen und da gibts eine Nase.«

Der Sakristan, ein bleicher, junger Mönch, zeigte uns das wundertätige Kreuz, und erzählte dabei die Mirakel, die es verrichtet. Launisch, wie ich bin, habe

ich vielleicht kein ungläubiges Gesicht dazu gemacht; ich habe dann und wann Anfälle von Wunderglauben, besonders wo, wie hier, Ort und Stunde denselben begünstigt. Ich glaube dann, daß alles in der Welt ein Wunder sei, und die ganze Weltgeschichte eine Legende. War ich angesteckt von dem Wunderglauben Franscheskas, die das Kreuz mit wilder Begeisterung küßte? Verdrießlich wurde mir die eben so wilde Spottlust der witzigen Brittin. Vielleicht verletzte mich solche um so mehr, da ich mich selbst nicht davon frei fühlte, und sie keineswegs als etwas Lobenswertes erachtete. Es ist nun mal nicht zu leugnen, daß die Spottlust, die Freude am Widerspruch der Dinge, etwas Bösartiges in sich trägt, statt daß der Ernst mehr mit den besseren Gefühlen verwandt ist — die Tugend, der Freiheitssinn und die Liebe selbst sind sehr ernsthaft. Indessen, es gibt Herzen, worin Scherz und Ernst, Böses und Heiliges, Glut und Kälte sich so abenteuerlich verbinden, daß es schwer wird darüber zu urteilen. Ein solches Herz schwamm in der Brust Mathildens; manchmal war es eine frierende Eisinsel, aus deren glattem Spiegelboden die sehnsüchtig glühendsten Palmenwälder hervorblühten, manchmal war es wieder ein enthusiastisch flammender Vulkan, der plötzlich von einer lachenden Schneelawine überschüttet wird. Sie war durchaus nicht schlecht, bei all ihrer Ausgelassenheit, nicht einmal sinnlich; ja, ich glaube von der Sinnlichkeit hatte sie nur die witzige Seite aufgefaßt, und ergötzte sich daran wie an einem närrischen Puppenspiele. Es war ein humoristisches Gelüste, eine süße Neugier, wie sich der oder jener bunte Kauz in verliebten Zuständen gebärden würde. Wie ganz anders war Franscheska! In ihren Gedanken, Gefühlen war eine katholische Einheit. Am Tage war sie ein schmachtend blasser Mond,

des Nachts war sie eine glühende Sonne — Mond meiner Tage! Sonne meiner Nächte! ich werde dich niemals wiedersehen!

»Sie haben Recht«, sagte Mylady, »ich glaube auch an die Wundertätigkeit eines Kreuzes. Ich bin überzeugt, wenn der Markese an den Brillanten des versprochenen Kreuzes nicht zu sehr knickert, so bewirkt es gewiß bei Signoren ein brillantes Wunder; sie wird am Ende noch so sehr davon geblendet werden, daß sie sich in seine Nase verliebt. Auch habe ich oft gehört von der Wundertätigkeit einiger Ordenskreuze, die einen ehrlichen Mann zum Schufte machen konnten.«

So spöttelte die hübsche Frau über alles, sie kokettierte mit dem armen Sakristan, machte dem Bischof mit der abgetretenen Nase noch drollige Exküsen, wobei sie sich seinen etwaigen Gegenbesuch höflichst verbat, und als wir an den Weihkessel gelangten, wollte sie mich durchaus wieder in einen Esel verwandeln.

War es nun wirkliche Stimmung, die der Ort einflößte, oder wollte ich diesen Spaß, der mich im Grunde verdroß, so scharf als möglich ablehnen, genug ich warf mich in das gehörige Pathos und sprach:

»Mylady, ich liebe keine Religionsverächterinnen. Schöne Frauen, die keine Religion haben, sind wie Blumen ohne Duft; sie gleichen jenen kalten, nüchternen Tulpen, die uns aus ihren chinesischen Porzellantöpfen so porzellanhaft ansehen, und wenn sie sprechen könnten, uns gewiß auseinander setzen würden, wie sie ganz natürlich aus einer Zwiebel entstanden sind, wie es hinreichend sei, wenn man hienieden nur nicht übel riecht, und wie übrigens, was den Duft betrifft, eine vernünftige Blume gar keines Duftes bedarf.«

Schon bei dem Wort Tulpe geriet Mylady in die heftigsten Bewegungen, und während ich sprach, wirkte

ihre Idiosynkrasie gegen diese Blume so stark, daß sie sich verzweiflungsvoll die Ohren zuhielt. Zur Hälfte war es wohl Komödie, zur Hälfte aber auch wohl pikierter Ernst, daß sie mich mit bitterem Blicke ansah und aus Herzensgrund spottscharf mich frug: »Und Sie, teure Blume, welche von den vorhandenen Religionen haben Sie?«

»Ich, Mylady, ich habe sie alle, der Duft meiner Seele steigt in den Himmel und betäubt selbst die ewigen Götter!«

## Kapitel XII

Indem Signora unser Gespräch, das wir größtenteils auf Englisch führten, nicht verstehen konnte, geriet sie, Gott weiß wie! auf den Gedanken, wir stritten über die Vorzüglichkeit unserer respektiven Landsleute. Sie lobte nun die Engländer eben so wie die Deutschen, obgleich sie im Herzen die ersteren für nicht klug und die letzteren für dumm hielt. Sehr schlecht dachte sie von den Preußen, deren Land, nach ihrer Geographie, noch weit über England und Deutschland hinausliegt, besonders schlecht dachte sie vom Könige von Preußen, dem großen Federigo, den ihre Feindin, Signora Seraphina, in ihrem Benefizballette vorig Jahr getanzt hatte, wie denn sonderbar genug, dieser König, nämlich Friedrich der Große, auf den italienischen Theatern und im Gedächtnisse des italienischen Volks noch immer lebt.

»Nein«, sagte Mylady, ohne auf Signoras süßes Gekose hinzuhören, »nein, diesen Menschen braucht man nicht erst in einen Esel zu verwandeln, nicht nur, daß er jede zehn Schritte seine Gesinnung wechselt, und sich beständig widerspricht, wird er jetzt sogar ein Bekehrer, und ich glaube gar er ist ein verkappter Jesuit.

Ich muß, meiner Sicherheit wegen, jetzt devote Gesichter schneiden, sonst gibt er mich an bei seinen Mitheuchlern in Christo, bei den heiligen Inquisitionsdilettanten, die mich in Effigie verbrennen, da ihnen die Polizei noch nicht erlaubt, die Personen selbst ins Feuer zu werfen. Ach, ehrwürdiger Herr! glauben Sie nur nicht, daß ich so klug sei wie ich aussehe, es fehlt mir durchaus nicht an Religion, ich bin keine Tulpe, bei Leibe keine Tulpe, nur um des Himmels Willen keine Tulpe, ich will lieber alles glauben! Ich glaube jetzt schon das Hauptsächlichste, was in der Bibel steht, ich glaube, daß Abraham den Isaak, und Isaak den Jakob, und Jakob wieder den Juda gezeugt hat, so wie auch, daß dieser wieder seine Schnur Tamar auf der Landstraße erkannt hat. Ich glaube auch, daß Loth mit seinen Töchtern zu viel getrunken. Ich glaube, daß die Frau des Potiphar den Rock des frommen Josephs in Händen behalten. Ich glaube, daß die beiden Alten, die Susannen im Bade überraschten, sehr alt gewesen sind. Außerdem glaub ich noch, daß der Erzvater Jakob erst seinen Bruder und dann seinen Schwiegervater betrogen, daß König David dem Uria eine gute Anstellung bei der Armee gegeben, daß Salomo sich tausend Weiber angeschafft und nachher gejammert es sei alles eitel. Auch an die zehn Gebote glaube ich und halte sogar die meisten, ich laß mich nicht gelüsten meines Nächsten Ochsen, noch seiner Magd, noch seiner Kuh, noch seines Esels. Ich arbeite nicht am Sabbat, dem siebenten Tage, wo Gott geruht, ja, aus Vorsicht, da man nicht mehr genau weiß, welcher dieser siebente Ruhetag war, tue ich oft die ganze Woche nichts. Was aber gar die Gebote Christi betrifft, so übte ich immer das wichtigste, nämlich daß man sogar seine Feinde lieben soll — denn ach! diejenigen Menschen, die ich am meisten

geliebt habe, waren immer, ohne daß ich es wußte, meine schlimmsten Feinde.«

»Um Gottes Willen, Mathilde, weinen Sie nicht!« rief ich als wieder ein Ton der schmerzhaftesten Bitterkeit aus der heitersten Neckerei, wie eine Schlange aus einem Blumenbeete, hervorschoß. Ich kannte ja diesen Ton, wobei das witzige Kristallherz der wunderbaren Frau zwar immer gewaltig, aber nicht lange erzitterte, und ich wußte, daß er eben so leicht, wie er entsteht, auch wieder verscheucht wird, durch die erste beste lachende Bemerkung, die man ihr mitteilte, oder die ihr selbst durch den Sinn flog. Während sie gelehnt an das Portal des Klosterhofes, die glühende Wange an die kalten Steine preßte, und sich mit ihren langen Haaren die Tränenspur aus den Augen wischte, suchte ich ihre gute Laune wieder zu erwecken, indem ich, in ihrer eignen Spottweise, die arme Franscheska zu mystifizieren suchte, und ihr die wichtigsten Nachrichten mitteilte über den siebenjährigen Krieg, der sie so sehr zu interessieren schien, und den sie noch immer unbeendigt glaubte. Ich erzählte ihr viel Interessantes von dem großen Federigo, dem witzigen Kamaschengott von Sanssouci, der die preußische Monarchie erfunden, und in seiner Jugend recht hübsch die Flöte blies, und auch französische Verse gemacht hat. Franscheska frug mich, ob die Preußen oder die Deutschen siegen werden? Denn, wie schon oben bemerkt, sie hielt erstere für ein ganz anderes Volk, und es ist auch gewöhnlich, daß in Italien unter dem Namen Deutsche nur die Östreicher verstanden werden. Signora wunderte sich nicht wenig, als ich ihr sagte, daß ich selbst lange Zeit in der Capitale della Prussia gelebt habe, nämlich in Berelino, einer Stadt, die ganz oben in der Geographie liegt, unfern vom Eispol. Sie schauderte, als ich ihr

die Gefahren schilderte, denen man dort zuweilen ausgesetzt ist, wenn einem die Eisbären auf der Straße begegnen. »Denn, liebe Franscheska«, erklärte ich ihr, »in Spitzbergen liegen gar zu viele Bären in Garnison, und diese kommen zuweilen auf einen Tag nach Berlin, um etwa aus Patriotismus den Bär und den Bassa zu sehen oder einmal bei Beyerman, im Café royal, gut zu essen und Champagner zu trinken, was ihnen oft mehr Geld kostet, als sie mitgebracht, in welchem Falle einer von den Bären solange dort angebunden wird, bis seine Kameraden zurückkehren und bezahlen, woher auch der Ausdruck »einen Bären anbinden« entstanden ist. Viele Bären wohnen in der Stadt selbst, ja man sagt Berlin verdanke seine Entstehung den Bären, und hieße eigentlich Bärlin. Die Stadtbären sind aber übrigens sehr zahm und einige darunter so gebildet, daß sie die schönsten Tragödien schreiben und die herrlichste Musik komponieren. Die Wölfe sind dort ebenfalls häufig, und da sie, der Kälte wegen, warschauer Schafpelze tragen, sind sie nicht so leicht zu erkennen. Schneegänse flattern dort umher und singen Bravourarien, und Renntiere rennen da herum als Kunstkenner. Übrigens leben die Berliner sehr mäßig und fleißig, und die meisten sitzen bis am Nabel im Schnee und schreiben Dogmatiken, Erbauungsbücher, Religionsgeschichten für Töchter gebildeter Stände, Katechismen, Predigten für alle Tage im Jahr, Elohagedichte, und sind dabei sehr moralisch, denn sie sitzen bis am Nabel im Schnee.«

»Sind die Berliner denn Christen?« rief Signora voller Verwundrung.

»Es hat eine eigne Bewandtnis mit ihrem Christentum. Dieses fehlt ihnen im Grunde ganz und gar, und sie sind auch viel zu vernünftig, um es ernstlich

auszuüben. Aber da sie wissen, daß das Christentum im Staate nötig ist, damit die Untertanen hübsch demütig gehorchen, und auch außerdem nicht zu viel gestohlen und gemordet wird, so suchen sie mit großer Beredsamkeit wenigstens ihre Nebenmenschen zum Christentume zu bekehren, sie suchen gleichsam Remplaçants in einer Religion, deren Aufrechthaltung sie wünschen und deren strenge Ausübung ihnen selbst zu mühsam wird. In dieser Verlegenheit benutzen sie den Diensteifer der armen Juden, diese müssen jetzt für sie Christen werden, und da dieses Volk, für Geld und gute Worte alles aus sich machen läßt, so haben sich die Juden schon so ins Christentum hineinexerziert, daß sie ordentlich schon über Unglauben schreien, auf Tod und Leben die Dreieinigkeit verfechten, in den Hundstagen sogar daran glauben, gegen die Rationalisten wüten, als Missionäre und Glaubensspione im Lande herumschleichen und erbauliche Traktätchen verbreiten, in den Kirchen am besten die Augen verdrehen, die scheinheiligsten Gesichter schneiden, und mit so viel hohem Beifalle frömmeln, daß sich schon hie und da der Gewerbsneid regt, und die älteren Meister des Handwerks schon heimlich klagen: das Christentum sei jetzt ganz in den Händen der Juden.«

## Kapitel XIII

Wenn mich Signora nicht verstand, so wirst du, lieber Leser, mich gewiß besser verstehen. Auch Mylady verstand mich, und dies Verständnis weckte wieder ihre gute Laune. Doch als ich — ich weiß nicht mehr ob mit ernsthaftem Gesichte — der Meinung beipflichten wollte, daß das Volk einer bestimmten Religion bedürfe, konnte sie wieder nicht umhin, mir in ihrer Weise entgegen zu streiten.

»Das Volk muß eine Religion haben!« rief sie. »Eifrig höre ich diesen Satz predigen von tausend dummen und abertausend scheinheiligen Lippen —«

»Und dennoch ist es wahr, Mylady. Wie die Mutter nicht alle Fragen des Kindes mit der Wahrheit beantworten kann, weil seine Fassungskraft es nicht erlaubt, so muß auch eine positive Religion, eine Kirche vorhanden sein, die alle übersinnlichen Fragen des Volks, seiner Fassungskraft gemäß, recht sinnlich bestimmt beantworten kann.«

»O weh! Doktor, eben Ihr Gleichnis bringt mir eine Geschichte ins Gedächtnis, die am Ende nicht günstig für Ihre Meinung sprechen würde. Als ich noch klein war, in Dublin —«

»Und auf dem Rücken lag —«

»Aber, Doktor, man kann doch mit Ihnen kein vernünftig Wort sprechen. Lächeln Sie nicht so unverschämt und hören Sie: Als ich noch klein war, in Dublin, und zu Mutters Füßen saß, frug ich sie einst: was man mit den alten Vollmonden anfange? ‚Liebes Kind', sagte die Mutter, ‚die alten Vollmonde schlägt der liebe Gott mit dem Zuckerhammer in Stücke, und macht daraus die kleinen Sterne.' Man kann der Mutter diese offenbar falsche Erklärung nicht verdenken, denn mit den besten astronomischen Kenntnissen hätte sie doch nicht vermocht, mir das ganze Sonne-, Mond- und Sternesystem aus einander zu setzen, und die übersinnlichen Fragen beantwortete sie sinnlich bestimmt. Es wäre aber doch besser gewesen, sie hätte die Erklärung für ein reiferes Alter verschoben, oder wenigstens keine Lüge ausgedacht. Denn als ich mit der kleinen Lucie zusammen kam und der Vollmond am Himmel stand, und ich ihr erklärte, wie man bald kleine Sterne draus machen werde, lachte sie mich aus, und

sagte, daß ihre Großmutter, die alte O'Meara ihr erzählt habe: die Vollmonde würden in der Hölle als Feuermelonen verzehrt, und da man dort keinen Zucker habe, müsse man Pfeffer und Salz drauf streuen. Hatte Lucie vorher über meine Meinung, die etwas naiv evangelisch war, mich ausgelacht, so lachte ich noch mehr über ihre düster katholische Ansicht, vom Auslachen kam es zu ernstem Streit, wir pufften uns, wir kratzten uns blutig, wir bespuckten uns polemisch, bis der kleine O'Donnel aus der Schule kam, und uns aus einander riß. Dieser Knabe hatte dort besseren Unterricht in der Himmelskunde genossen, verstand sich auf Mathematik, und belehrte uns ruhig über unsere beiderseitigen Irrtümer und die Torheit unseres Streits. Und was geschah? Wir beiden Mädchen unterdrückten vor der Hand unseren Meinungsstreit, und vereinigten uns gleich, um den kleinen ruhigen Mathematikus durchzuprügeln.«

»Mylady, ich bin verdrießlich, denn Sie haben Recht. Aber es ist nicht zu ändern, die Menschen werden immer streiten über die Vorzüglichkeit derjenigen Religionsbegriffe, die man ihnen früh beigebracht, und der Vernünftige wird immer doppelt zu leiden haben. Einst war es freilich anders, da ließ sich keiner einfallen, die Lehre und die Feier seiner Religion besonders anzupreisen, oder gar sie jemanden aufzudringen. Die Religion war eine liebe Tradition, heilige Geschichten, Erinnerungsfeier und Mysterien, überliefert von den Vorfahren, gleichsam Familiensakra des Volks, und einem Griechen wäre es ein Greuel gewesen, wenn ein Fremder, der nicht von seinem Geschlechte, eine Religionsgenossenschaft mit ihm verlangt hätte, noch mehr würde er es für eine Unmenschlichkeit gehalten haben, irgend jemand, durch Zwang oder List, dahin-

zubringen, seine angeborene Religion aufzugeben und eine fremde dafür anzunehmen. Da kam aber ein Volk aus Egypten, dem Vaterland der Krokodille und des Priestertums, und außer den Hautkrankheiten und den gestohlenen Gold- und Silbergeschirren, brachte es auch eine sogenannte positive Religion mit, eine sogenannte Kirche, ein Gerüste von Dogmen, an die man glauben, und heiliger Zeremonien, die man feiern mußte, ein Vorbild der späteren Staatsreligionen. Nun entstand ‚die Menschenmäkelei', das Proselytenmachen, der Glaubenszwang, und all jene heiligen Greul, die dem Menschengeschlechte so viel Blut und Tränen gekostet.«

»Goddam! dieses Urübelvolk!«

»O, Mathilde, es ist längst verdammt, und schleppt seine Verdammnisqualen durch die Jahrtausende. O, dieses Egypten! seine Fabrikate trotzen der Zeit, seine Pyramiden stehen noch immer unerschütterlich, seine Mumien sind noch so unzerstörbar wie sonst, und eben so unverwüstlich ist jene Volkmumie, die über die Erde wandelt, eingewickelt in ihren uralten Buchstabenwindeln, ein verhärtet Stück Weltgeschichte, ein Gespenst, das zu seinem Unterhalte mit Wechseln und alten Hosen handelt — Sehen Sie, Mylady, dort jenen alten Mann, mit dem weißen Barte, dessen Spitze sich wieder zu schwärzen scheint, und mit den geisterhaften Augen —«

»Sind dort nicht die Ruinen der alten Römergräber?«

»Ja, eben da sitzt der alte Mann, und vielleicht, Mathilde, verrichtet er eben sein Gebet, ein schauriges Gebet, worin er seine Leiden bejammert, und Völker anklagt, die längst von der Erde verschwunden sind, und nur noch in Ammenmärchen leben — er aber, in seinem Schmerze, bemerkt kaum, daß er auf den Gräbern derjenigen Feinde sitzt, deren Untergang er vom Himmel erfleht.«

## Kapitel XIV

Ich sprach im vorigen Kapitel von den positiven Religionen nur in so fern sie als Kirchen, unter den Namen Staatsreligionen, noch besonders vom Staate privilegiert werden. Es gibt aber eine fromme Dialektik, lieber Leser, die dir aufs bündigste beweisen wird, daß ein Gegner des Kirchtums einer solchen Staatsreligion auch ein Feind der Religion und des Staats sei, ein Feind Gottes und des Königs, oder, wie die gewöhnliche Formel lautet: ein Feind des Throns und des Altars. Ich aber sage dir, das ist eine Lüge, ich ehre die innere Heiligkeit jeder Religion und unterwerfe mich den Interessen des Staates. Wenn ich auch dem Anthropomorphismus nicht sonderlich huldige, so glaube ich doch an die Herrlichkeit Gottes, und wenn auch die Könige so törigt sind, dem Geiste des Volks zu widerstreben, oder gar so unedel sind, die Organe desselben durch Zurücksetzungen und Verfolgungen zu kränken: so bleibe ich doch, meiner tiefsten Überzeugung nach, ein Anhänger des Königtums, des monarchischen Prinzips. Ich hasse nicht den Thron, sondern nur das windige Adelgeziefer, das sich in die Ritzen der alten Throne eingenistet, und dessen Charakter uns Montesquieu so genau schildert mit den Worten: »Ehrgeiz im Bunde mit dem Müßiggange, die Gemeinheit im Bunde mit dem Hochmute, die Begierde, sich zu bereichern ohne Arbeit, die Abneigung gegen die Wahrheit, die Schmeichelei, der Verrat, die Treulosigkeit, der Wortbruch, die Verachtung der Bürgerpflichten, die Furcht vor Fürstentugend und das Interesse an Fürstenlaster!« Ich hasse nicht den Altar, sondern ich hasse die Schlangen, die unter dem Gerülle der alten Altäre lauern, die argklugen Schlangen, die unschuldig wie Blumen zu

lächeln wissen, während sie heimlich ihr Gift spritzen in den Kelch des Lebens, und Verleumdung zischen in das Ohr des frommen Beters, die gleißenden Würmer mit weichen Worten —

Mel in ore, verba lactis,
Fel in corde, fraus in factis.

Eben weil ich ein Freund des Staats und der Religion bin, hasse ich jene Mißgeburt, die man Staatsreligion nennt, jenes Spottgeschöpf, das aus der Buhlschaft der weltlichen und der geistlichen Macht entstanden, jenes Maultier, das der Schimmel des Antichrists mit der Eselin Christi gezeugt hat. Gäbe es keine solche Staatsreligion, keine Bevorrechtung eines Dogmas und eines Kultus, so wäre Deutschland einig und stark und seine Söhne wären herrlich und frei. So aber ist unser armes Vaterland zerrissen durch Glaubenszwiespalt, das Volk ist getrennt in feindliche Religionsparteien, protestantische Untertanen hadern mit ihren katholischen Fürsten oder umgekehrt, überall Mißtrauen ob Kryptokatholizismus oder Kryptoprotestantismus, überall Verketzerung, Gesinnungsspionage, Pietismus, Mystizismus, Kirchenzeitungsschnüffeleien, Sektenhaß, Bekehrungssucht, und während wir über den Himmel streiten, gehen wir auf Erden zu Grunde. Ein Indifferentismus in religiösen Dingen wäre vielleicht allein im Stande, uns zu retten, und durch Schwächerwerden im Glauben könnte Deutschland politisch erstarken.

Für die Religion selber, für ihr heiliges Wesen, ist es eben so verderblich, wenn sie mit Privilegien bekleidet ist, wenn ihre Diener vom Staate vorzugsweise dotiert werden, und zur Erhaltung dieser Dotationen ihrerseits verpflichtet sind, den Staat zu vertreten, und solchermaßen eine Hand die andere wäscht, die geistliche die weltliche, und umgekehrt, und ein Wischwasch

entsteht, der dem lieben Gott eine Torheit und den Menschen ein Greul ist. Hat nun der Staat Gegner, so werden diese auch Feinde der Religion, die der Staat bevorrechtet und die deshalb seine Alliierte ist; und selbst der harmlose Gläubige wird mißtrauisch, wenn er in der Religion auch politische Absicht wittert. Am widerwärtigsten aber ist der Hochmut der Priester, wenn sie für die Dienste, die sie dem Staate zu leisten glauben, auch auf dessen Unterstützung rechnen dürfen, wenn sie für die geistige Fessel, die sie ihm, um die Völker zu binden, geliehen haben, auch über seine Bajonette verfügen können. Die Religion kann nie schlimmer sinken, als wenn sie solchermaßen zur Staatsreligion erhoben wird, es geht dann gleichsam ihre innere Unschuld verloren, und sie wird so öffentlich stolz, wie eine deklarierte Mätresse. Freilich werden ihr dann mehr Huldigungen und Ehrfurchtsversicherungen dargebracht, sie feiert täglich neue Siege, in glänzenden Prozessionen, bei solchen Triumphen tragen sogar bonapartistische Generale ihr die Kerzen vor, die stolzesten Geister schwören zu ihrer Fahne, täglich werden Ungläubige bekehrt und getauft — aber dies viele Wasseraufgießen macht die Suppe nicht fetter, und die neuen Rekruten der Staatsreligion gleichen den Soldaten, die Fallstaf geworben — sie füllen die Kirche. Von Aufopfrung ist gar nicht mehr die Rede, wie Kaufmannsdiener mit ihren Musterkarten, so reisen die Missionäre mit ihren Traktätchen und Bekehrungsbüchlein, es ist keine Gefahr mehr bei diesem Geschäfte, und es bewegt sich ganz in merkantilisch ökonomischen Formen.

Nur so lange die Religionen mit anderen zu rivalisieren haben, und weit mehr verfolgt werden als selbst verfolgen, sind sie herrlich und ehrenwert, nur da gibts Begeisterung, Aufopferung, Märtyrer und Palmen.

Wie schön, wie heilig lieblich, wie heimlich süß, war das Christentum der ersten Jahrhunderte, als es selbst noch seinem göttlichen Stifter glich im Heldentum des Leidens. Da wars noch die schöne Legende von einem heimlichen Gotte, der in sanfter Jünglingsgestalt unter den Palmen Palästinas wandelte, und Menschenliebe predigte, und jene Freiheit- und Gleichheitslehre offenbarte, die auch später die Vernunft der größten Denker als wahr erkannt hat, und die, als französisches Evangelium, unsere Zeit begeistert. Mit jener Religion Christi vergleiche man die verschiedenen Christentümer, die in den verschiedenen Ländern als Staatsreligionen konstituiert worden, z. B. die römisch apostolisch katholische Kirche, oder gar jenen Katholizismus ohne Poesie, den wir als High Church of England herrschen sehen, jenes kläglich morsche Glaubensskelett, worin alles blühende Leben erloschen ist! Wie den Gewerben ist auch den Religionen das Monopolsystem schädlich, durch freie Konkurrenz bleiben sie kräftig, und sie werden erst dann zu ihrer ursprünglichen Herrlichkeit wieder erblühen, sobald die politische Gleichheit der Gottesdienste, so zu sagen die Gewerbefreiheit der Götter eingeführt wird.

Die edelsten Menschen in Europa haben es längst ausgesprochen, daß dieses das einzige Mittel ist, die Religion vor gänzlichem Untergang zu bewahren; doch die Diener derselben werden eher den Altar selbst aufopfern, als daß sie von dem was darauf geopfert wird, das mindeste verlieren möchten; eben so wie der Adel eher den Thron selbst und Hochdenjenigen, der hochdarauf sitzt, dem sichersten Verderben überlassen würde, als daß er mit ernstlichem Willen die ungerechteste seiner Gerechtsame aufgäbe. Ist doch das affektierte Interesse für Thron und Altar nur ein Possen-

spiel, das dem Volke vorgegaukelt wird! Wer das Zunftgeheimnis belauert hat, weiß, daß die Pfaffen viel weniger als die Laien den Gott respektieren, den sie zu ihrem eignen Nutzen, nach Willkür, aus Brot und Wort zu kneten wissen, und daß die Adligen viel weniger als es ein Roturier vermöchte, den König respektieren, und sogar eben das Königtum, dem sie öffentlich so viele Ehrfurcht zeigen, und dem sie so viel Ehrfurcht bei anderen zu erwerben suchen, in ihrem Herzen verhöhnen und verachten: — wahrlich, sie gleichen jenen Leuten, die dem gaffenden Publikum, in den Marktbuden, irgend einen Herkules oder Riesen, oder Zwerg, oder Wilden, oder Feuerfresser, oder sonstig merkwürdigen Mann für Geld zeigen und dessen Stärke, Erhabenheit, Kühnheit, Unverletzlichkeit, oder, wenn er ein Zwerg ist, dessen Weisheit, mit der übertriebensten Ruhmredigkeit auspreisen, und dabei in die Trompete stoßen, und eine bunte Jacke tragen, während sie darunter, im Herzen, die Leichtgläubigkeit des staunenden Volkes verlachen und den armen Hochgepriesenen verspotten, der ihnen aus Gewohnheit des täglichen Anblicks sehr uninteressant geworden, und dessen Schwächen und nur andressierte Künste sie all zu genau kennen.

Ob der liebe Gott es noch lange dulden wird, daß die Pfaffen einen leidigen Popanz für ihn ausgeben und damit Geld verdienen, das weiß ich nicht; — wenigstens würde ich mich nicht wundern, wenn ich mal im Hamb. Unpart. Korrespondenten läse: daß der alte Jehovah jedermann warne, keinem Menschen, es sei wer es wolle, nicht einmal seinem Sohne, auf seinen Namen Glauben zu schenken. Überzeugt bin ich aber, wir werdens mit der Zeit erleben, daß die Könige sich nicht mehr hergeben wollen zu einer Schaupuppe

ihrer adligen Verächter, daß sie die Etiketten brechen, ihren marmornen Buden entspringen, und unwillig von sich werfen den glänzenden Plunder, der dem Volke imponieren sollte, den roten Mantel, der scharfrichterlich abschreckte, den diamantenen Reif, den man ihnen über die Ohren gezogen, um sie den Volksstimmen zu versperren, den goldnen Stock, den man ihnen als Scheinzeichen der Herrschaft in die Hand gegeben — und die befreiten Könige, werden frei sein wie andre Menschen, und frei unter ihnen wandeln, und frei fühlen und frei heuraten, und frei ihre Meinung bekennen, und das ist die Emanzipation der Könige.

## Kapitel XV

Was bleibt aber den Aristokraten übrig, wenn sie der gekrönten Mittel ihrer Subsistenz beraubt werden, wenn die Könige ein Eigentum des Volks sind, und ein ehrliches und sicheres Regiment führen, durch den Willen des Volks, der alleinigen Quelle aller Macht? Was werden die Pfaffen beginnen, wenn die Könige einsehen, daß ein bißchen Salböl keinen menschlichen Kopf guillotinenfest machen kann, eben so wie das Volk täglich mehr und mehr einsieht, daß man von Oblaten nicht satt wird? Nun freilich, da bleibt der Aristokratie und der Klerisei nichts übrig als sich zu verbünden, und gegen die neue Weltordnung zu kabalieren und zu intrigieren.

Vergebliches Bemühen! Eine flammende Riesin, schreitet die Zeit ruhig weiter, unbekümmert um das Gekläffe bissiger Pfäffchen und Junkerlein da unten. Wie heulen sie jedesmal, wenn sie sich die Schnauze verbrannt an einem Fuße jener Riesin, oder wenn diese ihnen mal unversehens auf die Köpfe trat, daß das

obskure Gift herausspritzte! Ihr Grimm wendet sich dann um so tückischer gegen einzelne Kinder der Zeit, und, ohnmächtig gegen die Masse, suchen sie an Individuen ihr feiges Mütchen zu kühlen.

Ach! wir müssen es gestehen, manch armes Kind der Zeit fühlt darum nicht minder die Stiche, die ihm lauernde Pfaffen und Junker im Dunkeln beizubringen wissen, und ach! wenn auch eine Glorie sich zieht um die Wunden des Siegers, so bluten sie dennoch, und schmerzen dennoch! Es ist ein seltsames Martyrtum, das solche Sieger in unseren Tagen erdulden, es ist nicht abgetan mit einem kühnen Bekenntnisse, wie in früheren Zeiten, wo die Blutzeugen ein rasches Schafott fanden oder den jubelnden Holzstoß. Das Wesen des Martyrtums, alles Irdische aufzuopfern für den himmlischen Spaß, ist noch immer dasselbe; aber es hat viel verloren von seiner innern Glaubensfreudigkeit, es wurde mehr ein resignierendes Ausdauern, ein beharrliches Überdulden, ein lebenslängliches Sterben, und da geschieht es sogar, daß in grauen kalten Stunden auch die heiligsten Märtyrer vom Zweifel beschlichen werden. Es gibt nichts Entsetzlicheres als jene Stunden, wo ein Markus Brutus zu zweifeln begann an der Wirklichkeit der Tugend für die er alles geopfert! Und ach! jener war ein Römer und lebte in der Blütenzeit der Stoa; wir aber sind modern weicheren Stoffes, und dazu sehen wir noch das Gedeihen einer Philosophie, die aller Begeisterung nur eine relative Bedeutung zuspricht, und sie somit in sich selbst vernichtet, oder sie allenfalls zu einer selbstbewußten Donquixoterie neutralisiert!

Die kühlen und klugen Philosophen! Wie mitleidig lächeln sie herab auf die Selbstquälereien und Wahnsinnigkeiten eines armen Don Quixote, und in all ihrer

Schulweisheit merken sie nicht, daß jene Donquixoterie dennoch das Preisenswerteste des Lebens, ja das Leben selbst ist, und daß diese Donquixoterie die ganze Welt, mit allem was darauf philosophiert, musiziert, ackert und gähnt, zu kühnerem Schwunge beflügelt! Denn die große Volksmasse, mitsamt den Philosophen, ist, ohne es zu wissen, nichts anders als ein kolossaler Sancho Pansa, der, trotz all seiner nüchternen Prügelscheu und hausbackner Verständigkeit, dem wahnsinnigen Ritter in allen seinen gefährlichen Abenteuern folgt, gelockt von der versprochenen Belohnung, an die er glaubt, weil er sie wünscht, mehr aber noch getrieben von der mystischen Gewalt, die der Enthusiasmus immer ausübt auf den großen Haufen — wie wir es in allen politischen und religiösen Revolutionen, und vielleicht täglich im kleinsten Ereignisse sehen können.

So, z. B. du, lieber Leser, bist unwillkürlich der Sancho Pansa des verrückten Poeten, dem du, durch die Irrfahrten dieses Buches, zwar mit Kopfschütteln folgst, aber dennoch folgst.

## Kapitel XVI

Seltsam! »Leben und Taten des scharfsinnigen Junkers Don Quixote von La Mancha, beschrieben von Miguel de Cervantes Saavedra« war das erste Buch, das ich gelesen habe, nachdem ich schon in ein verständiges Knabenalter getreten, und des Buchstabenwesens einigermaßen kundig war. Ich erinnere mich noch ganz genau jener kleinen Zeit, wo ich mich eines frühen Morgens von Hause wegstahl, und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungestört den Don Quixote zu lesen. Es war ein schöner Maitag, lauschend im stillen Morgenlichte lag der blühende Frühling, und

ließ sich loben von der Nachtigall, seiner süßen Schmeichlerin, und diese sang ihr Loblied so karessierend weich, so schmelzend enthusiastisch, daß die verschämtesten Knospen aufsprangen, und die lüsternen Gräser und die duftigen Sonnenstrahlen sich hastiger küßten, und Bäume und Blumen schauerten, vor eitelem Entzücken. Ich aber setzte mich auf eine alte moosige Steinbank in der sogenannten Seufzerallee unfern des Wasserfalls, und ergötzte mein kleines Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindischen Ehrlichkeit nahm ich alles für baren Ernst, so lächerlich auch dem armen Helden von dem Geschicke mitgespielt wurde, so meinte ich doch, das müsse so sein, das gehöre nun mal zum Heldentum, das Ausgelachtwerden eben so gut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdroß mich eben so sehr, wie ich diese in meiner Seele mitfühlte. Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeschaffen, und die der große Dichter, in seiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte — und ich konnte die bittersten Tränen vergießen, wenn der edle Ritter, für all seinen Edelmut, nur Undank und Prügel genoß, und da ich, noch ungeübt im Lesen, jedes Wort laut aussprach, so konnten Vögel und Bäume, Bach und Blumen alles mit anhören, und da solche unschuldige Naturwesen, eben so wie die Kinder, von der Weltironie nichts wissen, so hielten sie gleichfalls alles für baren Ernst, und weinten mit über die Leiden des armen Ritters, sogar eine alte ausgediente Eiche schluchzte, und der Wasserfall schüttelte heftiger seinen weißen Bart, und schien zu schelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daß der Heldensinn des Ritters darum nicht mindere Bewundrung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampflust den Rücken kehrte, und daß seine Taten um so

preisenswerter, je schwächer und ausgedorrter sein Leib, je morscher die Rüstung, die ihn schützte, und je armseliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der den armen Helden so prügelroh behandelte, noch mehr aber den hohen Pöbel, der, geschmückt mit buntseidnen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geisteskraft und Edelsinn so weit überlegen war. Dulcineas Ritter stieg immer höher in meiner Achtung, und gewann immer mehr meine Liebe je länger ich in dem wundersamen Buche las, was in demselben Garten täglich geschah, so daß ich schon im Herbste das Ende der Geschichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergessen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter so schmählich unterliegen mußte!

Es war ein trüber Tag, häßliche Nebelwolken zogen dem grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen schmerzlich von den Bäumen, schwere Tränentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar traurig welk die sterbenden Köpfchen senkten, die Nachtigallen waren längst verschollen, von allen Seiten starrte mich an das Bild der Vergänglichkeit, — und mein Herz wollte schier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag, und ohne das Visier zu erheben, als wenn er aus dem Grabe gesprochen hätte, mit schwacher kranker Stimme zu dem Sieger hinaufsprach: »Dulcinea ist das schönste Weib der Welt und ich der unglücklichste Ritter auf Erden, aber es ziemt sich nicht, daß meine Schwäche diese Wahrheit verleugne — stoßt zu mit der Lanze, Ritter!«

Ach! dieser leuchtende Ritter vom silbernen Monde, der den mutigsten und edelsten Mann der Welt besiegte, war ein verkappter Barbier!

## Kapitel XVII

Das ist nun lange her. Viele neue Lenze sind unterdessen hervorgeblüht, doch mangelte ihnen immer ihr mächtigster Reiz, denn ach! ich glaube nicht mehr den süßen Lügen der Nachtigall, der Schmeichlerin des Frühlings, ich weiß wie schnell seine Herrlichkeit verwelkt, und wenn ich die jüngste Rosenknospe erblicke, sehe ich sie im Geiste schmerzrot aufblühen, erbleichen und von den Winden verweht. Überall sehe ich einen verkappten Winter.

In meiner Brust aber blüht noch jene flammende Liebe, die sich sehnsüchtig über die Erde emporhebt, abenteuerlich herumschwärmt in den weiten, gähnenden Räumen des Himmels, dort zurückgestoßen wird von den kalten Sternen, und wieder heimsinkt zur kleinen Erde, und mit Seufzen und Jauchzen gestehen muß, daß es doch in der ganzen Schöpfung nichts Schöneres und Besseres gibt als das Herz der Menschen. Diese Liebe ist die Begeisterung, die immer göttlicher Art, gleichviel ob sie törigte oder weise Handlungen verübt — Und so hat der kleine Knabe keineswegs unnütz seine Tränen verschwendet, die er über die Leiden des närrischen Ritters vergoß, eben so wenig wie späterhin der Jüngling, als er manche Nacht im Studierstübchen weinte über den Tod der heiligsten Freiheitshelden, über König Agis von Sparta, über Cajus und Tiberius Gracchus von Rom, über Jesus von Jerusalem, und über Robespierre und Saint Just von Paris. Jetzt, wo ich die Toga virilis angezogen, und selbst ein Mann sein will, hat das Weinen ein Ende, und es gilt zu handeln wie ein Mann, nachahmend die großen Vorgänger und wills Gott! künftig ebenfalls beweint von Knaben und Jünglingen. Ja, diese sind es, auf die man

noch rechnen kann in unserer kalten Zeit, denn diese werden noch entzündet von dem glühenden Hauche, der ihnen aus den alten Büchern entgegenweht, und deshalb begreifen sie auch die Flammenherzen der Gegenwart. Die Jugend ist uneigennützig im Denken und Fühlen, und denkt und fühlt deshalb die Wahrheit am tiefsten, und geizt nicht wo es gilt eine kühne Teilnahme an Bekenntnis und Tat. Die älteren Leute sind selbstsüchtig und kleinsinnig, sie denken mehr an die Interessen ihrer Kapitalien als an die Interessen der Menschheit, sie lassen ihr Schifflein ruhig fortschwimmen im Rinnstein des Lebens, und kümmern sich wenig um den Seemann, der auf hohem Meere gegen die Wellen kämpft, oder sie erkriechen, mit klebrigter Beharrlichkeit die Höhe des Bürgermeistertums oder der Präsidentschaft ihres Klubs, und zucken die Achsel über die Heroenbilder, die der Sturm hinabwarf von der Säule des Ruhms, und dabei erzählen sie vielleicht: daß sie selbst in ihrer Jugend ebenfalls mit dem Kopf gegen die Wand gerennt seien, daß sie sich aber nachher mit der Wand wieder versöhnt hätten, denn die Wand sei das Absolute, das Gesetzte, das an und für sich Seiende, das, weil es ist, auch vernünftig ist, weshalb auch derjenige unvernünftig ist, welcher einen allerhöchst vernünftigen, unwidersprechbar seienden, festgesetzten Absolutismus nicht ertragen will. Ach! diese Verwerflichen, die uns in eine gelinde Knechtschaft hineinphilosophieren wollen, sind immer noch achtenswerter als jene Verworfenen, die bei der Verteidigung des Despotismus, sich nicht einmal auf vernünftige Vernunftgründe einlassen, sondern ihn geschichtskundig als ein Gewohnheitsrecht verfechten, woran sich die Menschen im Laufe der Zeit allmählig gewöhnt hätten, und das also rechtsgültig und gesetzkräftig unumstößlich sei.

Ach! ich will nicht wie Ham die Decke aufheben von der Scham des Vaterlandes, aber es ist entsetzlich, wie mans bei uns verstanden hat, die Sklaverei sogar geschwätzig zu machen, und wie deutsche Philosophen und Historiker ihr Gehirn abmartern, um jeden Despotismus, und sei er noch so albern und tölpelhaft, als vernünftig oder als rechtsgültig zu verteidigen. Schweigen ist die Ehre der Sklaven, sagt Tacitus; jene Philosophen und Historiker behaupten das Gegenteil und zeigen auf die Ehrenbändchen in ihrem Knopfloch.

Vielleicht habt Ihr doch Recht, und ich bin nur ein Don Quixote und das Lesen von allerlei wunderbaren Büchern hat mir den Kopf verwirrt, eben so wie den Junker von La Mancha, und Jean Jacques Rousseau war mein Amadis von Gallien, Mirabeau war mein Roldan oder Agramanth, und ich habe mich zu sehr hineinstudiert in die Heldentaten der französischen Paladine und der Tafelrunde des Nationalkonvents. Freilich, mein Wahnsinn und die fixen Ideen, die ich aus jenen Büchern geschöpft, sind von entgegengesetzter Art, als der Wahnsinn und die fixen Ideen des Manchaners; dieser wollte die untergehende Ritterzeit wieder herstellen, ich hingegen will alles, was aus jener Zeit noch übrig geblieben ist, jetzt vollends vernichten, und da handeln wir also mit ganz verschiedenen Ansichten. Mein Kollege sah Windmühlen für Riesen an, ich hingegen kann in unseren heutigen Riesen nur prahlende Windmühlen sehen, jener sah lederne Weinschläuche für mächtige Zauberer an, ich aber sehe in unseren jetzigen Zauberern nur den ledernen Weinschlauch, jener hielt Bettlerherbergen für Kastelle, Eseltreiber für Kavaliere, Stalldirnen für Hofdamen, ich hingegen halte unsre Kastelle nur für Lumpenherbergen, unsre Kavaliere nur für Eselstreiber, unsere Hofdamen nur für gemeine

Stalldirnen, wie jener eine Puppenkomödie für eine Staatsaktion hielt, so halte ich unsre Staatsaktionen für leidige Puppenkomödien — doch eben so tapfer wie der tapfere Manchaner schlage ich drein in die hölzerne Wirtschaft. Ach! solche Heldentat bekömmt mir oft eben so schlecht wie ihm, und ich muß, eben so wie er, viel erdulden für die Ehre meiner Dame. Wollte ich sie verleugnen, aus eitel Furcht oder schnöder Gewinnsucht, so könnte ich behaglich leben in dieser seienden vernünftigen Welt, und ich würde eine schöne Maritorne zum Altare führen, und mich einsegnen lassen von feisten Zauberern, und mit edlen Eseltreibern bankettieren, und gefahrlose Novellen und sonstige kleine Sklävchen zeugen! Statt dessen, geschmückt mit den drei Farben meiner Dame, muß ich beständig auf der Mensur liegen, und mich durch unsägliches Drangsal durchschlagen, und ich erfechte keinen Sieg, der mich nicht auch etwas Herzblut kostet. Tag und Nacht bin ich in Nöten, denn jene Feinde sind so tückisch, daß manche, die ich zu Tode getroffen, sich noch immer ein Air gaben als ob sie lebten, und in alle Gestalten sich verwandelnd, mir Tag und Nacht verleiden konnten. Wie viel Schmerzen habe ich, durch solchen fatalen Spuk, schon erdulden müssen! Wo mir etwas Liebes blühte, da schlichen sie hin, die heimtückischen Gespenster, und knickten sogar die unschuldigsten Knospen. Überall, und wo ich es am wenigsten vermuten sollte, entdecke ich am Boden ihre silbrigte Schleimspur, und nehme ich mich nicht in Acht, so kann ich verderblich ausgleiten, sogar im Hause der nächsten Lieben. Ihr mögt lächeln, und solche Besorgnis für eitel Einbildungen, gleich denen des Don Quixote, halten. Aber eingebildete Schmerzen tun darum nicht minder weh, und bildet man sich ein etwas Schierling genossen zu haben, so

kann man die Auszehrung bekommen, auf keinen Fall wird man davon fett. Und daß ich fett geworden sei, ist eine Verleumdung, wenigstens habe ich noch keine fette Sinekur erhalten, und ich hätte doch die dazu gehörigen Talente. Auch ist von dem Fett der Vetterschaft nichts an mir zu verspüren. Ich bilde mir ein, man habe alles mögliche angewendet um mich mager zu halten, als mich hungerte da fütterte man mich mit Schlangen, als mich dürstete da tränkte man mich mit Wermut, man goß mir die Hölle ins Herz, daß ich Gift weinte und Feuer seufzte, man kroch mir nach bis in die Träume meiner Nächte — und da sehe ich sie die grauenhaften Larven, die noblen Lakaiengesichter mit fletschenden Zähnen, die drohenden Bankiernasen, die tödlichen Augen, die aus den Kapuzen hervorstechen, die bleichen Manschettenhände mit blanken Messern —

Auch die alte Frau, die neben mir wohnt, meine Wandnachbarin, hält mich für verrückt, und behauptet ich spräche im Schlafe das wahnsinnigste Zeug, und die vorige Nacht habe sie deutlich gehört, daß ich rief: »Dulcinea ist das schönste Weib der Welt und ich der unglücklichste Ritter auf Erden, aber es ziemt sich nicht, daß meine Schwäche diese Wahrheit verleugne — stoßt zu mit der Lanze, Ritter!«

## Spätere Nachschrift

⟨November 1830⟩

Ich weiß nicht welche sonderbare Pietät mich davon abhielt, einige Ausdrücke, die mir bei späterer Durchsicht der vorstehenden Blätter etwas allzuherbe erschienen, im mindesten zu ändern. Das Manuskript war schon so gelb verblichen, wie ein Toter, und ich hatte Scheu es zu verstümmeln. Alles verjährt Geschriebene hat solch inwohnendes Recht der Unverletzlichkeit, und gar

diese Blätter, die gewissermaßen einer dunkeln Vergangenheit angehören. Denn sie sind fast ein Jahr vor der dritten bourbonischen Hedschira geschrieben, zu einer Zeit, die weit herber war als der herbste Ausdruck, zu einer Zeit, wo es den Anschein gewann, als könnte der Sieg der Freiheit noch um ein Jahrhundert verzögert werden. Es war wenigstens bedenklich, wenn man sah, wie unsere Ritter so sichere Gesichter bekamen, wie sie die verblaßten Wappen wieder frischbunt anstreichen ließen, wie sie mit Schild und Speer zu München und Potsdam turnierten, wie sie so stolz auf ihren hohen Rossen saßen, als wollten sie nach Quedlinburg reiten, um sich neu auflegen zu lassen bei Gottfried Bassen. Noch unerträglicher waren die triumphierend tückischen Äugelein unserer Pfäffelein, die ihre langen Ohren so schlau unter der Kapuze zu verbergen wußten, daß wir die verderblichsten Kniffe erwarteten. Man konnte gar nicht vorher wissen, daß die edlen Ritter ihre Pfeile so kläglich verschießen würden, und meistens anonym, oder wenigstens im Davonjagen, mit abgewendetem Gesichte, wie fliehende Baschkiren. Eben so wenig konnte man vorher wissen, daß die Schlangenlist unserer Pfäffelein so zu Schanden werde — ach! es ist fast Mitleiden erregend, wenn man sieht, wie schlecht sie ihr bestes Gift zu brauchen wissen, da sie uns, aus Wut, in großen Stücken den Arsenik an den Kopf werfen, statt ihn lotweis und liebevoll in unsere Suppen zu schütten, wenn man sieht, wie sie aus der alten Kinderwäsche die verjährten Windeln ihrer Feinde hervorkramen, um Unrat zu erschnüffeln, wie sie sogar die Väter ihrer Feinde aus dem Grabe hervorwühlen, um nachzusehen, ob sie etwa beschnitten waren — O der Toren! die da meinen entdeckt zu haben, der Löwe gehöre eigentlich zum Katzengeschlecht,

und die mit dieser naturgeschichtlichen Entdeckung noch so lang herumzischen werden, bis die große Katze das ex ungue leonem an ihrem eignen Fleische bewährt! O der obskuren Wichte, die nicht eher erleuchtet werden, bis sie selbst an der Laterne hängen! Mit den Gedärmen eines Esels möchte ich meine Leier besaiten, um sie nach Würden zu besingen, die geschorenen Dummköpfe!

Eine gewaltige Lust ergreift mich! Während ich sitze, und schreibe, erklingt Musik unter meinem Fenster, und an dem elegischen Grimm der langgezogenen Melodie, erkenne ich jene marseiller Hymne, womit der schöne Barbaroux und seine Gefährten die Stadt Paris begrüßten, jener Kuhreigen der Freiheit, bei dessen Tönen die Schweizer in den Tuilerien das Heimweh bekamen, jener triumphierende Todesgesang der Gironde, das alte, süße Wiegenlied —

Welch ein Lied! Es durchschauert mich mit Feuer und Freude, und entzündet in mir die glühenden Sterne der Begeisterung und die Raketen des Spottes. Ja, diese sollen nicht fehlen, bei dem großen Feuerwerk der Zeit. Klingende Flammenströme des Gesanges sollen sich ergießen von der Höhe der Freiheitslust, in kühnen Kaskaden, wie sich der Ganges herabstürzt vom Himalaya! Und du, holde Satyra, Tochter der gerechten Themis und des bocksfüßigen Pan, leih mir deine Hülfe, Du bist ja mütterlicher Seite dem Titanengeschlechte entsprossen, und hassest gleich mir die Feinde deiner Sippschaft, die schwächlichen Usurpatoren des Olymps. Leih mir das Schwert deiner Mutter, damit ich sie richte, die verhaßte Brut, und gib mir die Pickelflöte deines Vaters, damit ich sie zu Tode pfeife —

Schon hören sie das tödliche Pfeifen, und es ergreift sie der panische Schrecken, und sie entfliehen wieder,

in Tiergestalten, wie damals, als wir den Pelion stülpten auf den Ossa —

Aux armes citoyens!

Man tut uns armen Titanen sehr Unrecht, als man die düstre Wildheit tadelte, womit wir, bei jenem Himmelssturm, herauftobten — ach, da unten im Tartaros, da war es grauenhaft und dunkel, und da hörten wir nur Cerberusgeheul und Kettengeklirr, und es ist verzeihlich, wenn wir etwas ungeschlacht erschienen, in Vergleichung mit jenen Göttern comme il faut, die fein und gesittet, in den heiteren Salons des Olymps, so viel lieblichen Nektar und süße Musenkonzerte genossen.

Ich kann nicht weiter schreiben, denn die Musik unter meinem Fenster berauscht mir den Kopf, und immer gewaltiger greift herauf der Refrain:

Aux armes citoyens!

# Englische Fragmente

1828

Glückseliges Albion! lustiges Alt-England! warum verließ ich Dich? — Um die Gesellschaft von Gentlemen zu fliehen, und unter Lumpengesindel der Einzige zu sein, der mit Bewußtsein lebt und handelt?

Die ehrlichen Leute von W. Alexis

# I

## Gespräch auf der Themse

— — — Der gelbe Mann stand neben mir auf dem Verdeck, als ich die grünen Ufer der Themse erblickte, und in allen Winkeln meiner Seele die Nachtigallen erwachten. »Land der Freiheit«, rief ich, »ich grüße dich! — Sei mir gegrüßt, Freiheit, junge Sonne der verjüngten Welt! Jene ältere Sonnen, die Liebe und der Glaube, sind welk und kalt geworden, und können nicht mehr leuchten und wärmen. Verlassen sind die alten Myrtenwälder, die einst so überbevölkert waren, und nur noch blöde Turteltauben nisten in den zärtlichen Büschen. Es sinken die alten Dome, die einst von einem übermütig frommen Geschlechte, das seinen Glauben in den Himmel hineinbauen wollte, so riesenhoch aufgetürmt wurden, sie sind morsch und verfallen und ihre Götter glauben an sich selbst nicht mehr. Diese Götter sind abgelebt, und unsere Zeit hat nicht Phantasie genug neue zu schaffen. Alle Kraft der Menschenbrust wird jetzt zu Freiheitsliebe und die Freiheit ist vielleicht die Religion der neuen Zeit, und es ist wieder eine Religion, die nicht den Reichen gepredigt wurde, sondern den Armen, und sie hat ebenfalls ihre Evangelisten, ihre Martyrer und ihre Ischariots!«

»Junger Enthusiast«, sprach der gelbe Mann, »Sie werden nicht finden, was Sie suchen. Sie mögen Recht haben, daß die Freiheit eine neue Religion ist, die sich über die ganze Erde verbreitet. Aber wie einst jedes Volk, indem es das Christentum annahm, solches nach seinen Bedürfnissen und seinem eigenen Charakter modelte, so wird jedes Volk von der neuen Religion, von der Freiheit, nur dasjenige annehmen was seinen

Lokalbedürfnissen und seinem Nationalcharakter gemäß ist.

Die Engländer sind ein häusliches Volk, sie leben ein begrenztes, umfriedetes Familienleben, im Kreise seiner Angehörigen sucht der Engländer jenes Seelenbehagen, das ihm schon durch seine angeborene gesellschaftliche Unbeholfenheit außer dem Hause versagt ist. Der Engländer ist daher mit jener Freiheit zufrieden, die seine persönlichsten Rechte verbürgt und seinen Leib, sein Eigentum, seine Ehe, seinen Glauben und sogar seine Grillen unbedingt schützt. In seinem Hause ist niemand freier als ein Engländer, um mich eines berühmten Ausdrucks zu bedienen, er ist König und Bischof in seinen vier Pfählen, und nicht unrichtig ist sein gewöhnlicher Wahlspruch: ‚my house is my castle.'

Ist nun bei den Engländern das meiste Bedürfnis nach persönlicher Freiheit, so möchte wohl der Franzose im Notfall diese entbehren können, wenn man ihm nur jenen Teil der allgemeinen Freiheit, den wir Gleichheit nennen, vollauf genießen lassen. Die Franzosen sind kein häusliches Volk, sondern ein geselliges, sie lieben kein schweigendes Beisammensitzen, welches sie ‚une conversation anglaise' nennen, sie laufen plaudernd vom Kaffeehaus nach dem Kasino, vom Kasino nach den Salons, ihr leichtes Champagnerblut und angeborenes Umgangstalent treibt sie zum Gesellschaftsleben, und dessen erste und letzte Bedingung, ja dessen Seele ist: die Gleichheit. Mit der Ausbildung der Gesellschaftlichkeit in Frankreich mußte daher auch das Bedürfnis der Gleichheit entstehen, und wenn auch der Grund der Revolution im Budget zu suchen ist, so wurde ihr doch zuerst Wort und Stimme verliehen, von jenen geistreichen Roturiers, die in den Salons von

Paris mit der hohen Noblesse scheinbar auf einem Fuße der Gleichheit lebten, und doch dann und wann, sei es auch nur durch ein kaum bemerkbares, aber desto tiefer verletzendes Feudallächeln, an die große, schmachvolle Ungleichheit erinnert wurden, — und wenn die Canaille roturière sich die Freiheit nahm, jene hohe Noblesse zu köpfen, so geschah dieses vielleicht weniger um ihre Güter als um ihre Ahnen zu erben, und statt der bürgerlichen Ungleichheit eine adlige Gleichheit einzuführen. Daß dieses Streben nach Gleichheit das Hauptprinzip der Revolution war, dürfen wir um so mehr glauben, da die Franzosen sich bald glücklich und zufrieden fühlten unter der Herrschaft ihres großen Kaisers, der, ihre Unmündigkeit beachtend, all ihre Freiheit unter seiner strengen Kuratel hielt, und ihnen nur die Freude einer völligen, ruhmvollen Gleichheit überließ.

Weit geduldiger als der Franzose erträgt daher der Engländer den Anblick einer bevorrechteten Aristokratie, er tröstet sich, daß er selbst Rechte besitzt, die es jener unmöglich machen, ihn in seinen häuslichen Comforts und in seinen Lebensansprüchen zu stören. Auch trägt jene Aristokratie nicht jene Rechte zur Schau, wie auf dem Kontinente. In den Straßen und öffentlichen Vergnügungssälen Londons sieht man bunte Bänder nur auf den Hauben der Weiber und goldne und silberne Abzeichen nur auf den Röcken der Lakaien. Auch jene schöne, bunte Livree, die bei uns einen bevorrechteten Wehrstand ankündigt, ist in England nichts weniger als eine Ehrenauszeichnung, wie ein Schauspieler sich nach der Vorstellung die Schminke abwischt, so eilt auch der englische Offizier, sich seines roten Rocks zu entledigen, sobald die Dienststunde vorüber ist, und im schlichten Rock eines Gentleman

ist er wieder ein Gentleman. Nur auf dem Theater zu St. James gelten jene Dekorationen und Kostüme, die aus dem Kehricht des Mittelalters aufbewahrt worden, da flattern die Ordensbänder, da blinken die Sterne, da rauschen die seidenen Hosen und Atlasschleppen, da knarren die goldnen Sporen und altfranzösischen Redensarten, da bläht sich der Ritter, da spreizt sich das Fräulein. — Aber was kümmert einen freien Engländer die Hofkomödie zu St. James! wird er doch nie davon belästigt und verwehrt es ihm ja niemand, wenn er in seinem Hause ebenfalls Komödie spielt, und seine Hausoffizianten vor sich knien läßt, und mit dem Strumpfband der Köchin tändelt — honny soit qui mal y pense.

Was die Deutschen betrifft, so bedürfen sie weder der Freiheit noch der Gleichheit. Sie sind ein spekulatives Volk, Ideologen, Vor- und Nachdenker, Träumer, die nur in der Vergangenheit und in der Zukunft leben, und keine Gegenwart haben. Engländer und Franzosen haben eine Gegenwart, bei ihnen hat jeder Tag seinen Kampf und Gegenkampf und seine Geschichte. Der Deutsche hat nichts, wofür er kämpfen sollte, und da er zu mutmaßen begann, daß es doch Dinge geben könne, deren Besitz wünschenswert wäre, so haben wohlweise seine Philosophen ihn gelehrt, an der Existenz solcher Dinge zu zweifeln. Es läßt sich nicht leugnen, daß auch die Deutschen die Freiheit lieben. Aber anders wie andere Völker. Der Engländer liebt die Freiheit wie sein rechtmäßiges Weib, er besitzt sie, und wenn er sie auch nicht mit absonderlicher Zärtlichkeit behandelt, so weiß er sie doch im Notfall wie ein Mann zu verteidigen, und wehe dem rotgeröckten Burschen, der sich in ihr heiliges Schlafgemach drängt — sei es als Galant oder als

Scherge. Der Franzose liebt die Freiheit wie seine erwählte Braut. Er glüht für sie, er flammt, er wirft sich zu ihren Füßen mit den überspanntesten Beteuerungen, er schlägt sich für sie auf Tod und Leben, er begeht für sie tausenderlei Torheiten. Der Deutsche liebt die Freiheit wie seine alte Großmutter.«

Gar wunderlich sind doch die Menschen! Im Vaterlande brummen wir, jede Dummheit, jede Verkehrtheit dort verdrießt uns, wie Knaben möchten wir täglich davon laufen in die weite Welt, sind wir endlich wirklich in die weite Welt gekommen, so ist uns diese wieder zu weit, und heimlich sehnen wir uns oft wieder nach den engen Dummheiten und Verkehrtheiten der Heimat, und wir möchten wieder dort in der alten, wohlbekannten Stube sitzen, und uns, wenn es anginge, ein Haus hinter den Ofen bauen, und warm drin hocken, und den allgemeinen Anzeiger der Deutschen lesen. So ging es auch mir auf der Reise nach England. Kaum verlor ich den Anblick der deutschen Küste, so erwachte in mir eine kuriose Nachliebe für jene teutonischen Schlafmützen- und Perückenwälder, die ich eben noch mit Unmut verlassen, und als ich das Vaterland aus den Augen verloren hatte, fand ich es im Herzen wieder.

Daher mochte wohl meine Stimme etwas weich klingen, als ich dem gelben Mann antwortete: »Lieber Herr, scheltet mir nicht die Deutschen! Wenn sie auch Träumer sind, so haben doch manche unter ihnen so schöne Träume geträumet, daß ich sie kaum vertauschen möchte gegen die wachende Wirklichkeit unserer Nachbaren. Da wir alle schlafen und träumen, so können wir vielleicht die Freiheit entbehren, denn unsere Tyrannen schlafen ebenfalls und träumen bloß ihre Tyrannei. Nur damals sind wir erwacht, als die katho-

lischen Römer unsere Traumfreiheit geraubt hatten, da handelten wir und siegten und legten uns wieder hin und träumten. O Herr! spottet nicht unserer Träumer, dann und wann, wie Somnambüle sprechen sie Wunderbares im Schlafe, und ihr Wort wird Saat der Freiheit. Keiner kann absehen die Wendung der Dinge. Der spleenige Britte, seines Weibes überdrüssig, legt ihr vielleicht einst einen Strick um den Hals, und bringt sie zum Verkauf nach Smithfield. Der flatterhafte Franzose wird seiner geliebten Braut vielleicht treulos und verläßt sie, und tänzelt singend nach den Hofdamen ⟨courtisanes⟩ seines königlichen Palastes ⟨palais royal⟩. Der Deutsche wird aber seine alte Großmutter nie ganz vor die Türe stoßen, er wird ihr immer ein Plätzchen am Herde gönnen, wo sie den horchenden Kindern ihre Märchen erzählen kann. — Wenn einst, was Gott verhüte, in der ganzen Welt die Freiheit verschwunden ist, so wird ein deutscher Träumer sie in seinen Träumen wieder entdecken.«

Während nun das Dampfboot, und auf demselben unser Gespräch, den Strom hinaufschwamm, war die Sonne untergegangen, und ihre letzten Strahlen beleuchteten das Hospital zu Greenwich, ein imposantes palastgleiches Gebäude, das eigentlich aus zwei Flügeln besteht, deren Zwischenraum leer ist, und einen mit einem artigen Schlößlein gekrönten, waldgrünen Berg den Vorbeifahrenden sehen läßt. Auf dem Wasser nahm jetzt das Gewühl der Schiffe immer zu, und ich wunderte mich, wie geschickt diese großen Fahrzeuge sich einander ausweichen. Da grüßt im Begegnen manch ernsthaft freundliches Gesicht, das man nie gesehen hat, und vielleicht auch nie wieder sehen wird. Man fährt sich so nahe vorbei, daß man sich die Hände reichen könnte zum Willkomm und Abschied zu glei-

cher Zeit. Das Herz schwillt beim Anblick so vieler schwellenden Segel, und wird wunderbar aufgeregt, wenn vom Ufer her das verworrene Summen und die ferne Tanzmusik und der dumpfe Matrosenlärm herandröhnt. Aber im weißen Schleier des Abendnebels verschwimmen allmählig die Konturen der Gegenstände, und sichtbar bleibt nur ein Wald von Mastbäumen, die lang und kahl emporragen.

Der gelbe Mann stand noch immer neben mir, und schaute sinnend in die Höhe, als suche er im Nebelhimmel die bleichen Sterne. Noch immer in die Höhe schauend, legte er die Hand auf meine Schulter, und in einem Tone, als wenn geheime Gedanken unwillkürlich zu Worten werden, sprach er: »Freiheit und Gleichheit! man findet sie nicht hier unten und nicht einmal dort oben. Dort jene Sterne sind nicht gleich, einer ist größer und leuchtender als der andere, keiner von ihnen wandelt frei, alle gehorchen sie vorgeschriebenen, eisernen Gesetzen — Sklaverei ist im Himmel wie auf Erden.«

»Das ist der Tower!« rief plötzlich einer unserer Reisegefährten, indem er auf ein hohes Gebäude zeigte, das, aus dem nebelbedeckten London, wie ein gespenstisch dunkler Traum, hervorstieg.

## II

## London

Ich habe das Merkwürdigste gesehen, was die Welt dem staunenden Geiste zeigen kann, ich habe es gesehen und staune noch immer — noch immer starrt in meinem Gedächtnisse dieser steinerne Wald von Häusern und dazwischen der drängende Strom lebendiger Menschengesichter mit all ihren bunten Leiden-

schaften, mit all ihrer grauenhaften Hast der Liebe, des Hungers und des Hasses — ich spreche von London.

Schickt einen Philosophen nach London, bei Leibe keinen Poeten! Schickt einen Philosophen hin und stellt ihn an eine Ecke von Cheapside, er wird hier mehr lernen, als aus allen Büchern der letzten leipziger Messe, und wie die Menschenwogen ihn umrauschen, so wird auch ein Meer von neuen Gedanken vor ihm aufsteigen, der ewige Geist, der darüber schwebt, wird ihn anwehen, die verborgensten Geheimnisse der gesellschaftlichen Ordnung werden sich ihm plötzlich offenbaren, er wird den Pulsschlag der Welt hörbar vernehmen und sichtbar sehen — denn wenn London die rechte Hand der Welt ist, die tätige, mächtige rechte Hand, so ist jene Straße, die von der Börse nach Downingstreet führt, als die Pulsader der Welt zu betrachten.

Aber schickt keinen Poeten nach London! Dieser bare Ernst aller Dinge, diese kolossale Einförmigkeit, diese maschinenhafte Bewegung, diese Verdrießlichkeit der Freude selbst, dieses übertriebene London erdrückt die Phantasie und zerreißt das Herz. Und wolltet Ihr gar einen deutschen Poeten hinschicken, einen Träumer, der vor jeder einzelnen Erscheinung stehen bleibt, etwa vor einem zerlumpten Bettelweib oder einem blanken Goldschmiedladen — o! dann geht es ihm erst recht schlimm, und er wird von allen Seiten fortgeschoben oder gar mit einem milden God damn! niedergestoßen. God damn! das verdammte Stoßen! Ich merkte bald, dieses Volk hat Viel zu tun. Es lebt auf einem großen Fuße, es will, obgleich Futter und Kleider in seinem Lande teurer sind als bei uns, dennoch besser gefüttert und besser gekleidet sein als wir, wie zur

Vornehmheit gehört, hat es auch große Schulden, dennoch aus Großprahlerei wirft es zuweilen seine Guineen zum Fenster hinaus, bezahlt andere Völker, daß sie sich zu seinem Vergnügen herumboxen, gibt dabei ihren respektiven Königen noch außerdem ein gutes Douceur — und deshalb hat John Bull Tag und Nacht zu arbeiten, um Geld zu solchen Ausgaben anzuschaffen, Tag und Nacht muß er sein Gehirn anstrengen zur Erfindung neuer Maschinen, und er sitzt und rechnet im Schweiße seines Angesichts, und rennt und läuft, ohne sich viel umzusehen, vom Hafen nach der Börse, von der Börse nach dem Strand, und da ist es sehr verzeihlich, wenn er an der Ecke von Cheapside einen armen deutschen Poeten, der einen Bilderladen angaffend ihm in dem Wege steht, etwas unsanft auf die Seite stößt. »God damn!«

Das Bild aber, welches ich an der Ecke von Cheapside angaffte, war der Übergang der Franzosen über die Beresina.

Als ich, aus dieser Betrachtung aufgerüttelt, wieder auf die tosende Straße blickte, wo ein buntscheckiger Knäul von Männern, Weibern, Kindern, Pferden, Postkutschen, darunter auch ein Leichenzug, sich brausend, schreiend, ächzend und knarrend dahinwälzte: da schien es mir, als sei ganz London so eine Beresinabrücke, wo jeder in wahnsinniger Angst, um sein bißchen Leben zu fristen, sich durchdrängen will, wo der kecke Reuter den armen Fußgänger niederstampft, wo derjenige, der zu Boden fällt, auf immer verloren ist, wo die besten Kameraden fühllos einer über die Leiche des andern dahineilen, und Tausende, die, sterbensmatt und blutend, sich vergebens an den Planken der Brücke festklammern wollten, in die kalte Eisgrube des Todes hinabstürzen.

Wie viel heiterer und wohnlicher ist es dagegen in unserem lieben Deutschland! Wie traumhaft gemach, wie sabbatlich ruhig bewegen sich hier die Dinge! Ruhig zieht die Wache auf, im ruhigen Sonnenschein glänzen die Uniformen und Häuser, an den Fliesen flattern die Schwalben, aus den Fenstern lächeln dicke Justizrätinnen, auf den hallenden Straßen ist Platz genug: die Hunde können sich gehörig anriechen, die Menschen können bequem stehen bleiben und über das Theater diskurieren und tief, tief grüßen, wenn irgend ein vornehmes Lümpchen oder Vicelümpchen, mit bunten Bändchen auf dem abgeschabten Röckchen, oder ein gepudertes, vergoldetes Hofmarschälkchen gnädig wiedergrüßend vorbeitänzelt!

Ich hatte mir vorgenommen über die Großartigkeit Londons, wovon ich so viel gehört, nicht zu erstaunen. Aber es ging mir wie dem armen Schulknaben, der sich vornahm, die Prügel, die er empfangen sollte, nicht zu fühlen. Die Sache bestand eigentlich in dem Umstande, daß er die gewöhnlichen Hiebe mit dem gewöhnlichen Stocke, wie gewöhnlich, auf dem Rücken erwartete, und statt dessen eine ungewöhnliche Tracht Schläge, auf einem ungewöhnlichen Platze, mit einem dünnen Röhrchen empfing. Ich erwartete große Paläste und sah nichts als lauter kleine Häuser. Aber eben die Gleichförmigkeit derselben und ihre unabsehbare Menge imponiert so gewaltig.

Diese Häuser von Ziegelsteinen bekommen durch feuchte Luft und Kohlendampf gleiche Farbe, nämlich bräunliches Olivengrün, sie sind alle von derselben Bauart, gewöhnlich zwei oder drei Fenster breit, drei hoch, und oben mit kleinen roten Schornsteinen geziert, die wie blutig ausgerissene Zähne aussehen, dergestalt, daß die breiten, regelrechten Straßen, die sie bilden,

nur zwei unendlich lange kasernenartige Häuser zu sein scheinen. Dieses hat wohl seinen Grund in dem Umstande, daß jede englische Familie, und bestände sie auch nur aus zwei Personen, dennoch ein ganzes Haus, ihr eignes Kastell, bewohnen will, und reiche Spekulanten, solchem Bedürfnis entgegenkommend, ganze Straßen bauen, worin sie die Häuser einzeln wieder verhökern. In den Hauptstraßen der City, demjenigen Teil Londons, wo der Sitz des Handels und der Gewerke, wo noch altertümliche Gebäude zwischen den neuen zerstreut sind, und wo auch die Vorderseiten der Häuser mit ellenlangen Namen und Zahlen, gewöhnlich goldig und relief bis ans Dach bedeckt sind: da ist jene charakteristische Einförmigkeit der Häuser nicht so auffallend, um so weniger, da das Auge des Fremden unaufhörlich beschäftigt wird, durch den wunderbaren Anblick neuer und schöner Gegenstände, die an den Fenstern der Kaufläden ausgestellt sind. Nicht bloß diese Gegenstände selbst machen den größten Effekt, weil der Engländer alles, was er verfertigt, auch vollendet liefert, und jeder Luxusartikel, jede Astrallampe und jeder Stiefel, jede Teekanne und jeder Weiberrock uns so finished und einladend entgegenglänzt: sondern auch die Kunst der Aufstellung, Farbenkontrast und Mannigfaltigkeit gibt den englischen Kaufläden einen eignen Reiz, selbst die alltäglichsten Lebensbedürfnisse erscheinen in einem überraschenden Zauberglanze, gewöhnliche Eßwaren locken uns durch ihre neue Beleuchtung, sogar rohe Fische liegen so wohlgefällig appretiert, daß uns der regenbogenfarbige Glanz ihrer Schuppen ergötzt, rohes Fleisch liegt wie gemalt auf saubern, bunten Porzellantellerchen mit lachender Petersilie umkränzt, ja alles erscheint uns wie gemalt und mahnt uns an die glänzenden und doch so

bescheidenen Bilder des Franz Mieris. Nur die Menschen sind nicht so heiter, wie auf diesen holländischen Gemälden, mit den ernsthaftesten Gesichtern verkaufen sie die lustigsten Spielsachen, und Zuschnitt und Farbe ihrer Kleidung ist gleichförmig wie ihre Häuser.

Auf der entgegengesetzten Seite Londons, die man das Westende nennt, the west end of the town, und wo die vornehmere und minder beschäftigte Welt lebt, ist jene Einförmigkeit noch vorherrschender, doch gibt es hier ganze lange, gar breite Straßen, wo alle Häuser groß wie Paläste, aber äußerlich nichts weniger als ausgezeichnet sind, außer daß man hier, wie an allen nicht ganz ordinären Wohnhäusern Londons, die Fenster der ersten Etage mit eisengittrigen Balkonen verziert sieht und auch au rez de chaussée ein schwarzes Gitterwerk findet, wodurch eine in die Erde gegrabene Kellerwohnung geschützt wird. Auch findet man in diesem Teile der Stadt große Squares: Reihen von Häusern gleich den obenbeschriebenen, die ein Viereck bilden, in dessen Mitte ein von schwarzem Eisengitter verschlossener Garten mit irgend einer Statue befindlich ist. Auf allen diesen Plätzen und Straßen wird das Auge des Fremden nirgends beleidigt von baufälligen Hütten des Elends. Überall starrt Reichtum und Vornehmheit, und hineingedrängt in abgelegene Gäßchen und dunkle, feuchte Gänge wohnt die Armut mit ihren Lumpen und ihren Tränen.

Der Fremde, der die großen Straßen Londons durchwandert und nicht just in die eigentlichen Pöbelquartiere gerät, sieht daher Nichts oder sehr Wenig von dem vielen Elend, das in London vorhanden ist. Nur hie und da, am Eingange eines dunklen Gäßchens, steht schweigend ein zerfetztes Weib, mit einem Säugling an der abgehärmten Brust, und bettelt mit den

Augen. Vielleicht wenn diese Augen noch schön sind, schaut man einmal hinein — und erschrickt ob der Welt von Jammer, die man darin geschaut hat. Die gewöhnlichen Bettler sind alte Leute, meistens Mohren, die an den Straßenecken stehen, und, was im kotigen London sehr nützlich ist, einen Pfad für Fußgänger kehren und dafür eine Kupfermünze verlangen. Die Armut in Gesellschaft des Lasters und des Verbrechens schleicht erst des Abends aus ihren Schlupfwinkeln. Sie scheut das Tageslicht um so ängstlicher, je grauenhafter ihr Elend kontrastiert mit dem Übermute des Reichtums, der überall hervorprunkt, nur der Hunger treibt sie manchmal um Mittagszeit aus dem dunkeln Gäßchen, und da steht sie mit stummen, sprechenden Augen und starrt flehend empor zu dem reichen Kaufmann, der geschäftig-geldklimpernd vorübereilt, oder zu dem müßigen Lord, der, wie ein satter Gott, auf hohem Roß einherreitet und auf das Menschengewühl unter ihm dann und wann einen gleichgültig vornehmen Blick wirft, als wären es winzige Ameisen, oder doch nur ein Haufen niedriger Geschöpfe, deren Lust und Schmerz mit seinen Gefühlen Nichts gemein hat — denn über dem Menschengesindel, das am Erdboden festklebt, schwebt Englands Nobility, wie Wesen höherer Art, die das kleine England nur als ihr Absteigequartier, Italien als ihren Sommergarten, Paris als ihren Gesellschaftssaal, ja die ganze Welt als ihr Eigentum betrachten. Ohne Sorgen und ohne Schranken schweben sie dahin, und ihr Gold ist ein Talisman, der ihre tollsten Wünsche in Erfüllung zaubert.

Arme Armut! wie peinigend muß dein Hunger sein, dort wo andre im höhnenden Überflusse schwelgen! Und hat man dir auch mit gleichgültiger Hand eine Brotkruste in den Schoß geworfen, wie bitter müssen

die Tränen sein, womit du sie erweichst! Du vergiftest dich mit deinen eignen Tränen. Wohl hast du Recht, wenn du dich zu dem Laster und dem Verbrechen gesellst. Ausgestoßene Verbrecher tragen oft mehr Menschlichkeit im Herzen, als jene kühlen, untadelhaften Staatsbürger der Tugend, in deren bleichen Herzen die Kraft des Bösen erloschen ist, aber auch die Kraft des Guten. Und gar das Laster ist nicht immer Laster. Ich habe Weiber gesehen, auf deren Wangen das rote Laster gemalt war und in ihrem Herzen wohnte himmlische Reinheit. Ich habe Weiber gesehen — ich wollt ich sähe sie wieder! —

## III

## Die Engländer

Unter den Bogengängen der londoner Börse hat jede Nation ihren angewiesenen Platz, und auf hochgesteckten Täfelchen liest man die Namen: Russen, Spanier, Schweden, Deutsche, Malteser, Juden, Hanseaten, Türken usw. Vormals stand jeder Kaufmann unter dem Täfelchen, worauf der Name seiner Nation geschrieben. Jetzt aber würde man ihn vergebens dort suchen, die Menschen sind fortgerückt, wo einst Spanier standen, stehen jetzt Holländer, die Hanseaten traten an die Stelle der Juden, wo man Türken sucht, findet man jetzt Russen, die Italiener stehen, wo einst die Franzosen gestanden, sogar die Deutschen sind weiter gekommen.

Wie auf der londoner Börse, so auch in der übrigen Welt sind die alten Täfelchen stehen geblieben, während die Menschen darunter weggeschoben worden und andere an ihre Stelle gekommen sind, deren neue Köpfe sehr schlecht passen zu der alten Aufschrift.

Die alten stereotypen Charakteristiken der Völker, wie wir solche in gelehrten Kompendien und Bierschenken finden, können uns nichts mehr nutzen und nur zu trostlosen Irrtümern verleiten. Wie wir unter unsern Augen in den letzten Jahrzehnten den Charakter unserer westlichen Nachbaren sich allmählig umgestalten sahen, so können wir, seit Aufhebung der Kontinentalsperre, eine ähnliche Umwandlung jenseits des Kanales wahrnehmen. Steife, schweigsame Engländer wallfahren scharweis nach Frankreich, um dort sprechen und sich bewegen zu lernen, und bei ihrer Rückkehr sieht man mit Erstaunen, daß ihnen die Zunge gelöst ist, daß sie nicht mehr wie sonst zwei linke Hände haben, und nicht mehr mit Beefsteak und Plumppudding zufrieden sind. Ich selbst habe einen solchen Engländer gesehen, der in Tavistock-Tavern etwas Zucker zu seinem Blumenkohl verlangt hat, eine Ketzerei gegen die strenge anglikanische Küche, worüber der Kellner fast rücklings fiel, indem gewiß seit der römischen Invasion der Blumenkohl in England nie anders als in Wasser abgekocht und ohne süße Zutat verzehrt worden. Es war derselbe Engländer, der, obgleich ich ihn vorher nie gesehen, sich zu mir setzte und einen so zuvorkommend französischen Discours anfing, daß ich nicht umhin konnte, ihm zu gestehen, wie sehr es mich freue, einmal einen Engländer zu finden, der nicht gegen den Fremden zurückhaltend sei, worauf er, ohne Lächeln, eben so freimütig entgegnete, daß er mit mir spräche, um sich in der französischen Sprache zu üben.

Es ist auffallend, wie die Franzosen täglich nachdenklicher, tiefer und ernster werden, in eben dem Maße, wie die Engländer dahin streben, sich ein legeres, oberflächliches und heiteres Wesen anzueignen, wie im Leben selbst, so auch in der Literatur. Die

londoner Pressen sind vollauf beschäftigt mit fashionablen Schriften, mit Romanen, die sich in der glänzenden Sphäre des High Life bewegen oder dasselbe abspiegeln, wie z. B. Almacks, Vivian Grey, Tremaine, the Guards, Flirtation, welcher letztere Roman die beste Bezeichnung wäre für die ganze Gattung, für jene Koketterie mit ausländischen Manieren und Redensarten, jene plumpe Feinheit, schwerfällige Leichtigkeit, saure Süßelei, gezierte Roheit, kurz für das ganze unerquickliche Treiben jener hölzernen Schmetterlinge, die in den Sälen West-Londons herumflattern.

Dagegen welche Literatur bietet uns jetzt die französische Presse, jene echte Repräsentantin des Geistes und Willens der Franzosen! Wie ihr großer Kaiser die Muße seiner Gefangenschaft dazu anwandte, sein Leben zu diktieren, uns die geheimsten Ratschlüsse seiner göttlichen Seele zu offenbaren, und den Felsen von St. Helena in einen Lehrstuhl der Geschichte zu verwandeln, von dessen Höhe die Zeitgenossen gerichtet und die spätesten Enkel belehrt werden: so haben auch die Franzosen selbst angefangen, die Tage ihres Mißgeschicks, die Zeit ihrer politischen Untätigkeit so rühmlich als möglich zu benutzen, auch sie schreiben die Geschichte ihrer Taten, jene Hände, die so lange das Schwert geführt, werden wieder ein Schrecken ihrer Feinde, indem sie zur Feder greifen, die ganze Nation ist gleichsam beschäftigt mit der Herausgabe ihrer Memoiren, und folgt sie meinem Rate, so veranstaltet sie noch eine ganz besondere Ausgabe ad usum Delphini, mit hübsch kolorierten Abbildungen von der Einnahme der Bastille, dem Tuileriensturm u. dgl. m.

Habe ich aber oben angedeutet, wie heut zu Tage die Engländer leicht und frivol zu werden suchen, und

in jene Affenhaut hineinkriechen, die jetzt die Franzosen von sich abstreifen, so muß ich nachträglich bemerken, daß ein solches Streben mehr aus der Nobility und Gentry, der vornehmen Welt, als aus dem Bürgerstande hervorgeht. Im Gegenteil, der gewerbtreibende Teil der Nation, besonders die Kaufleute in den Fabrikstädten und fast alle Schotten, tragen das äußere Gepräge des Pietismus, ja ich möchte sagen Puritanismus, so daß dieser gottselige Teil des Volkes mit den weltlichgesinnten Vornehmen auf dieselbe Weise kontrastiert wie die Kavaliere und Stutzköpfe, die Walter Scott in seinen Romanen so wahrhaft schildert. Man erzeigt dem schottischen Barden zu viele Ehre, wenn man glaubt, sein Genius habe die äußere Erscheinung und innere Denkweise dieser beiden Parteien der Geschichte nachgeschaffen, und es sei ein Zeichen seiner Dichtergröße, daß er, vorurteilsfrei wie ein richtender Gott, beiden ihr Recht antut und beide mit gleicher Liebe behandelt. Wirft man nur einen Blick in die Betstuben von Liverpool oder Manchester, und dann in die fashionablen Saloons von West-London, so sieht man deutlich, daß Walter Scott bloß seine eigene Zeit abgeschrieben und ganz heutige Gestalten in alte Trachten gekleidet hat. Bedenkt man gar, daß er von der einen Seite selbst als Schotte, durch Erziehung und Nationalgeist, eine puritanische Denkweise eingesogen hat, auf der andern Seite, als Tory, der sich gar ein Sprößling der Stuarts dünkt, von ganzer Seele recht königlich und adeltümlich gesinnt sein muß, und daher seine Gefühle und Gedanken beide Richtungen mit gleicher Liebe umfassen, und zugleich durch deren Gegensatz neutralisiert werden: so erklärt sich sehr leicht seine Unparteilichkeit bei der Schilderung der Aristokraten und Demokraten aus

Cromwells Zeit, eine Unparteilichkeit, die uns zu dem Irrtume verleitete, als dürften wir in seiner Geschichte Napoleons eine eben so treue fair play-Schilderung der französischen Revolutionshelden von ihm erwarten.

Wer England aufmerksam betrachtet, findet jetzt täglich Gelegenheit, jene beiden Tendenzen, die frivole und puritanische, in ihrer widerwärtigsten Blüte, und, wie sich von selbst versteht, in ihrem Zweikampf zu beobachten. Eine solche Gelegenheit gab ganz besonders der famöse Prozeß des Herrn Wakefield, eines lustigen Kavaliers, der gleichsam aus dem Stegreif die Tochter des reichen Herrn Turner, eines liverpooler Kaufmanns, entführt, und zu Gretna-Green, wo ein Schmied wohnt, der die stärksten Fesseln schmiedet, geheiratet hatte. Die ganze kopfhängerische Sippschaft, das ganze Volk der Auserlesenen Gottes, schrie Zeter über solche Verruchtheit, in den Betstuben Liverpools erflehte man die Strafe des Himmels über Wakefield und seinen brüderlichen Helfer, die der Abgrund der Erde verschlingen sollte wie die Rotte des Korah, Dathan und Abiram, und um der heiligen Rache noch sicherer zu sein, wurde zu gleicher Zeit in den Gerichtssälen Londons der Zorn der Kings-Bench, des Großkanzlers und selbst des Oberhauses auf die Entweiher des heiligsten Sakramentes herabplädiert — während man in den fashionablen Saloons über den kühnen Mädchenräuber gar tolerant zu scherzen und zu lachen wußte. Am ergötzlichsten zeigte sich mir dieser Kontrast beider Denkweisen, als ich einst in der Großen Oper neben zwei dicken Manchesternen Damen saß, die diesen Versammlungsort der vornehmen Welt zum Erstenmale in ihrem Leben besuchten, und den Abscheu ihres Herzens nicht stark genug kund

geben konnten, als das Ballett begann, und die hochgeschürzten schönen Tänzerinnen ihre üppiggraziösen Bewegungen zeigten, ihre lieben, langen, lasterhaften Beine ausstreckten, und plötzlich bacchantisch den entgegenhüpfenden Tänzern in die Arme stürzten, die warme Musik, die Urkleider von fleischfarbigem Tricot, die Naturalsprünge, alles vereinigte sich, den armen Damen Angstschweiß auszupressen, ihre Busen erröteten vor Unwillen, »shocking! for shame, for shame!« ächzten sie beständig, und sie waren so sehr von Schrecken gelähmt, daß sie nicht einmal das Perspektiv vom Auge fortnehmen konnten, und bis zum letzten Augenblicke, bis der Vorhang fiel, in dieser Situation sitzen blieben.

Trotz diesen entgegengesetzten Geistes- und Lebensrichtungen, findet man doch wieder im englischen Volke eine Einheit der Gesinnung, die eben darin besteht, daß es sich als ein Volk fühlt, die neueren Stutzköpfe und Kavaliere mögen sich immerhin wechselseitig hassen und verachten, dennoch hören sie nicht auf, Engländer zu sein, als solche sind sie einig und zusammen gehörig, wie Pflanzen, die aus demselben Boden hervorgeblüht und mit diesem Boden wunderbar verwebt sind. Daher die geheime Übereinstimmung des ganzen Lebens und Webens in England, das uns beim ersten Anblick nur ein Schauplatz der Verwirrung und Widersprüche dünken will. Überreichtum und Misere, Orthodoxie und Unglauben, Freiheit und Knechtschaft, Grausamkeit und Milde, Ehrlichkeit und Gaunerei, diese Gegensätze in ihren tollsten Extremen, darüber der graue Nebelhimmel, von allen Seiten summende Maschinen, Zahlen, Gaslichter, Schornsteine, Zeitungen, Porterkrüge, geschlossene Mäuler, alles dieses hängt so zusammen, daß wir

uns keins ohne das andere denken können, und was vereinzelt unser Erstaunen oder Lachen erregen würde, erscheint uns als ganz gewöhnlich und ernsthaft in seiner Vereinigung.

Ich glaube aber, so wird es uns überall gehen, sogar in solchen Ländern, wovon wir noch seltsamere Begriffe hegen, und wo wir noch reichere Ausbeute des Lachens und Staunens erwarten. Unsere Reiselust, unsere Begierde fremde Länder zu sehen, besonders wie wir solche im Knabenalter empfinden, entsteht überhaupt durch jene irrige Erwartung außerordentlicher Kontraste, durch jene geistige Maskeradelust, wo wir Menschen und Denkweise unserer Heimat in jene fremde Länder hineindenken, und solchermaßen unsere besten Bekannten in die fremden Kostüme und Sitten vermummen. Denken wir z. B. an die Hottentotten, so sind es die Damen unserer Vaterstadt, die schwarz angestrichen und mit gehöriger Hinterfülle in unserer Vorstellung umhertanzen, während unsere jungen Schöngeister als Buschklepper auf die Palmbäume hinaufklettern, denken wir an die Bewohner der Nordpolländer, so sehen wir dort ebenfalls die wohlbekannten Gesichter, unsere Muhme fährt in ihrem Hundeschlitten über die Eisbahn, der dürre Herr Konrektor liegt auf der Bärenhaut und säuft ruhig seinen Morgentran, die Frau Akzise-Einnehmerin, die Frau Inspektorin und die Frau Infibulationsrätin hocken beisammen und kauen Talglichter usw. Sind wir aber in jene Länder wirklich gekommen, so sehen wir bald, daß dort die Menschen mit Sitten und Kostüm gleichsam verwachsen sind, daß die Gesichter zu den Gedanken und die Kleider zu den Bedürfnissen passen, ja daß Pflanzen, Tiere, Menschen und Land ein zusammenstimmendes Ganze bilden.

## IV

# The life of Napoleon Buonaparte
## by
## Walter Scott

Armer Walter Scott! Wärest du reich gewesen, du hättest jenes Buch nicht geschrieben, und wärest kein armer Walter Scott geworden! Aber die Curatores der Constableschen Masse kamen zusammen, und rechneten und rechneten, und nach langem Subtrahieren und Dividieren schüttelten sie die Köpfe — und dem armen Walter Scott blieb nichts übrig als Lorbeeren und Schulden. Da geschah das Außerordentliche: der Sänger großer Taten wollte sich auch einmal im Heroismus versuchen, er entschloß sich zu einer Cessio bonorum, der Lorbeer des großen Unbekannten wurde taxiert, um große bekannte Schulden zu decken — und so entstand, in hungriger Geschwindigkeit, in bankrotter Begeisterung, das Leben Napoleons, ein Buch, das von den Bedürfnissen des neugierigen Publikums im allgemeinen, und des englischen Ministeriums insbesondere, gut bezahlt werden sollte.

Lobt ihn, den braven Bürger! lobt ihn, ihr sämtlichen Philister des ganzen Erdballs! lob ihn, du liebe Krämertugend, die alles aufopfert, um die Wechsel am Verfalltage einzulösen — nur Mir mutet nicht zu, daß auch ich ihn lobe.

Seltsam! der tote Kaiser ist im Grabe noch das Verderben der Britten, und durch ihn hat jetzt Britanniens größter Dichter seinen Lorbeer verloren!

Es war Britanniens größter Dichter, man mag sagen und einwenden, was man will. Zwar die Kritiker seiner Romane mäkelten an seiner Größe und warfen

ihm vor: er dehne sich zu sehr ins Breite, er gehe zu sehr ins Detail, er schaffe seine großen Gestalten nur durch Zusammensetzung einer Menge von kleinen Zügen, er bedürfe unzählig vieler Umständlichkeiten, um die starken Effekte hervorzubringen — Aber die Wahrheit zu sagen, er glich hierin einem Millionär, der sein ganzes Vermögen in lauter Scheidemünze liegen hat, und immer drei bis vier Wagen mit Säcken voll Groschen und Pfenningen herbeifahren muß, wenn er eine große Summe zu bezahlen hat, und der dennoch, sobald man sich über solche Unart und das mühsame Schleppen und Zählen beklagen will, ganz richtig entgegnen kann: gleichviel wie, so gäbe er doch immer die verlangte Summe, er gäbe sie doch, und er sei im Grunde eben so zahlfähig, und auch wohl eben so reich wie etwa ein anderer, der nur blanke Goldbarren liegen hat, ja er habe sogar den Vorteil des erleichterten Verkehrs, indem jener sich auf dem großen Gemüsemarkte, mit seinen großen Goldbarren, die dort keinen Kurs haben, nicht zu helfen weiß, während jedes Kramweib mit beiden Händen zugreift, wenn ihr gute Groschen und Pfenninge geboten werden. Mit diesem populären Reichtume des brittischen Dichters hat es jetzt ein Ende, und er, dessen Münze so courant war, daß die Herzogin und die Schneidersfrau sie mit gleichem Interesse annahmen, er ist jetzt ein armer Walter Scott geworden. Sein Schicksal mahnt an die Sage von den Berg-Elfen, die neckisch wohltätig, den armen Leuten Geld schenken, das hübsch blank und gedeihlich bleibt, so lange sie es gut anwenden, das sich aber unter ihren Händen in eitel Staub verwandelt, sobald sie es zu nichtswürdigen Zwecken mißbrauchen. Sack nach Sack öffnen wir Walter Scotts neue Zufuhr, und siehe da! statt der blitzenden, la-

chenden Gröschlein finden wir nichts als Staub und wieder Staub. Ihn bestraften die Berg-Elfen des Parnassus, die Musen, die, wie alle edelsinnigen Weiber, leidenschaftliche Napoleonistinnen sind, und daher doppelt empört waren über den Mißbrauch der verliehenen Geistesschätze.

Wert und Tendenz des Scottschen Werks sind in allen Zeitschriften Europas beleuchtet worden. Nicht bloß die erbitterten Franzosen, sondern auch die bestürzten Landsleute des Verfassers haben das Verdammungsurteil ausgesprochen. In diesen allgemeinen Weltunwillen mußten auch die Deutschen einstimmen, mit schwerverhaltenem Feuereifer sprach das stuttgarter Literaturblatt, mit kalter Ruhe äußerten sich die berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, und der Rezensent, der jene kalte Ruhe um so wohlfeiler erschwang, je weniger teuer ihm der Held des Buches sein muß, charakterisiert dasselbe mit den trefflichen Worten:

»In dieser Erzählung ist weder Gehalt noch Farbe, weder Anordnung noch Lebendigkeit zu finden. Verworren in oberflächlicher, nicht in tiefer Verwirrung, ohne Hervortreten des Eigentümlichen, unsicher und wandelbar, zieht der gewaltige Stoff träge vorüber, kein Vorgang erscheint in seiner bestimmten Eigenheit, nirgends werden die springenden Punkte sichtbar, kein Ereignis wird deutlich, keines tritt in seiner Notwendigkeit hervor, die Verbindung ist nur äußerlich, Gehalte und Bedeutung kaum geahnet. In solcher Darstellung muß alles Licht der Geschichte erlöschen, und sie selbst wird zum, nicht wunderbaren, sondern gemeinen Märchen. Die Überlegungen und Betrachtungen, welche sich öfters dem Vortrag einschieben, sind von einer entsprechenden Art. Solch dünnlicher

philosophischer Bereitung ist unsre Lesewelt längst entwachsen. Der dürftige Zuschnitt einer am einzelnen haftenden Moral reicht nirgend aus. — —«

Dergleichen und noch schlimmere Dinge, die der scharfsinnige berliner Rezensent, Varnhagen von Ense, ausspricht, würde ich dem Walter Scott gern verzeihen. Wir sind alle Menschen, und der beste von uns kann einmal ein schlechtes Buch schreiben. Man sagt alsdann, es sei unter aller Kritik, und die Sache ist abgemacht. Verwunderlich bleibt es zwar, daß wir in diesem neuen Werke nicht einmal Scotts schönen Stil wiederfinden. In die farblose, wochentägliche Rede werden vergebens hie und da etliche rote, blaue und grüne Worte eingestreut, vergebens sollen glänzende Läppchen aus den Poeten die prosaische Blöße bedekken, vergebens wird die ganze Arche Noä geplündert, um bestialische Vergleichungen zu liefern, vergebens wird sogar das Wort Gottes zitiert, um die dummen Gedanken zu überschilden. Noch verwunderlicher ist es, daß es dem Walter Scott nicht einmal gelang, sein angeborenes Talent der Gestaltenzeichnung auszuüben, und den äußern Napoleon aufzufassen. Walter Scott lernte nichts aus jenen schönen Bildern, die den Kaiser in der Umgebung seiner Generale und Staatsleute darstellen, während doch jeder, der sie unbefangen betrachtet, tief betroffen wird von der tragischen Ruhe und antiken Gemessenheit jener Gesichtszüge, die gegen die modern aufgeregten, pittoresken Tagsgesichter so schauerlich erhaben kontrastieren, und etwas herabgestiegen Göttliches beurkunden. Konnte aber der schottische Dichter nicht die Gestalt, so konnte er noch viel weniger den Charakter des Kaisers begreifen, und gern verzeih ich ihm auch die Lästerung eines Gottes, den er nicht kennt. Ich muß ihm ebenfalls verzeihen,

daß er seinen Wellington für einen Gott hält, und bei der Apotheose desselben so sehr in Andacht gerät, daß er, der doch so stark in Viehbildern ist, nicht weiß, womit er ihn vergleichen soll.

Bin ich aber tolerant gegen Walter Scott, und verzeihe ich ihm die Gehaltlosigkeit, Irrtümer, Lästerungen und Dummheiten seines Buches, verzeih ich ihm sogar die lange Weile, die es mir verursacht — so darf ich ihm doch nimmermehr die Tendenz desselben verzeihen. Diese ist nichts Geringeres als die Exkulpation des englischen Ministeriums in Betreff des Verbrechens von St. Helena. »In diesem Gerichtshandel zwischen dem englischen Ministerium und der öffentlichen Meinung«, wie der berliner Rez. sich ausdrückt, »macht Walter Scott den Sachwalter«, er verbindet Advokatenkniffe mit seinem poetischen Talente, um den Tatbestand und die Geschichte zu verdrehen, und seine Klienten, die zugleich seine Patrone sind, dürften ihm wohl, außer seinen Sporteln, noch extra ein Douceur in die Hand drücken.

Die Engländer haben den Kaiser bloß ermordet, aber Walter Scott hat ihn verkauft. Es ist ein rechtes Schottenstück, ein echt schottisches Nationalstückchen, und man sieht, daß schottischer Geiz noch immer der alte, schmutzige Geiz ist, und sich nicht sonderlich verändert hat seit den Tagen von Naseby, wo die Schotten ihren eigenen König, der sich ihrem Schutze anvertraut, für die Summe von 400,000 Pf. St. an seine englischen Henker verkauft haben. Jener König ist derselbe Karl Stuart, den jetzt Caledonias Barden so herrlich besingen, — der Engländer mordet, aber der Schotte verkauft und besingt.

Das englische Ministerium hat seinem Advokaten zu obigem Behufe das Archiv des foreign office geöff-

net, und dieser hat, im neunten Bande seines Werks, die Aktenstücke, die ein günstiges Licht auf seine Partei und einen nachteiligen Schatten auf deren Gegner werfen konnten, gewissenhaft benutzt. Deshalb gewinnt dieser neunte Band, bei all seiner ästhetischen Wertlosigkeit, worin er den vorhergehenden Bänden nichts nachgibt, dennoch ein gewisses Interesse: man erwartet bedeutende Aktenstücke, und da man deren keine findet, so ist das ein Beweis, daß deren keine vorhanden waren, die zu Gunsten der englischen Minister sprechen — und dieser negative Inhalt des Buches ist ein wichtiges Resultat.

Alle Ausbeute, die das englische Archiv liefert, beschränkt sich auf einige glaubwürdige Kommunikationen des edeln Sir Hudson Lowe und dessen Myrmidionen und einige Aussagen des General Gourgaud, der, wenn solche wirklich von ihm gemacht worden, als ein schamloser Verräter seines kaiserlichen Herrn und Wohltäters ebenfalls Glauben verdient. Ich will das Faktum dieser Aussagen nicht untersuchen, es scheint sogar wahr zu sein, da es der Baron Stürmer, einer von den drei Statisten der großen Tragödie, konstatiert hat; aber ich sehe nicht ein, was im günstigsten Falle dadurch bewiesen wird, außer daß Sir Hudson Lowe nicht der einzige Lump auf St. Helena war. Mit Hülfsmitteln solcher Art und erbärmlichen Suggestionen behandelt Walter Scott die Gefangenschaftsgeschichte Napoleons, und bemüht sich, uns zu überzeugen: daß der Exkaiser — so nennt ihn der Exdichter — nichts Klügeres tun konnte, als sich den Engländern zu übergeben, obgleich er seine Abführung nach St. Helena voraus wissen mußte, daß er dort ganz scharmant behandelt worden, indem er vollauf zu essen und zu trinken hatte, und daß er endlich,

frisch und gesund, und als ein guter Christ, an einem Magenkrebse, gestorben.

Walter Scott, indem er solchermaßen den Kaiser voraussehen läßt, wie weit sich die Generosität der Engländer erstrecken würde, nämlich bis St. Helena, befreit ihn von dem gewöhnlichen Vorwurf: die tragische Erhabenheit seines Unglücks habe ihn selbst so gewaltig begeistert, daß er zivilisierte Engländer für persische Barbaren und die Beefsteakküche von St. James für den Herd eines großen Königs ansah — und eine heroische Dummheit beging. Auch macht Walter Scott den Kaiser zu dem größten Dichter, der jemals auf dieser Welt gelebt hat, indem er uns ganz ernsthaft insinuiert, daß alle jene denkwürdigen Schriften, die seine Leiden auf St. Helena berichten, sämtlich von ihm selbst diktiert worden.

Ich kann nicht umhin, hier die Bemerkung zu machen, daß dieser Teil des Walter Scottschen Buches, so wie überhaupt die Schriften selbst, wovon er hier spricht, absonderlich die Memoiren von O'Meara, auch die Erzählung des Capitain Maitland, mich zuweilen an die possenhafteste Geschichte von der Welt erinnert, so daß der schmerzlichste Unmut meiner Seele plötzlich in muntre Lachlust übergehen will. Diese Geschichte ist aber keine andere als »die Schicksale des Lemuel Guilliver«, ein Buch, worüber ich einst als Knabe so viel gelacht, und worin gar ergötzlich zu lesen ist: wie die kleinen Liliputaner nicht wissen, was sie mit dem großen Gefangenen anfangen sollen, wie sie tausendweise an ihm herumklettern und ihn mit unzähligen dünnen Härchen fest binden, wie sie mit großen Anstalten ihm ein eigenes großes Haus errichten, wie sie über die Menge Lebensmittel klagen, die sie ihm täglich verabreichen müssen, wie sie ihn im

Staatsrat anschwärzen und beständig jammern, daß er dem Lande zu viel koste, wie sie ihn gern umbringen möchten, ihn aber noch im Tode fürchten, da sein Leichnam eine Pest hervorbringen könne, wie sie sich endlich zur glorreichsten Großmut entschließen und ihm seinen Titel lassen, und nur seine Augen ausstechen wollen usw. Wahrlich, überall ist Liliput, wo ein großer Mensch unter kleine Menschen gerät, die unermüdlich und auf die kleinlichste Weise ihn abquälen, und die wieder durch ihn genug Qual und Not ausstehen; aber hätte der Dechant Swift in unserer Zeit sein Buch geschrieben, so würde man in dessen scharfgeschliffenem Spiegel nur die Gefangenschaftsgeschichte des Kaisers erblicken, und bis auf die Farbe des Rocks und des Gesichts die Zwerge erkennen, die ihn gequält haben.

Nur der Schluß des Märchens von St. Helena ist anders, der Kaiser stirbt an einem Magenkrebs, und Walter Scott versichert uns, das sei die alleinige Ursache seines Todes. Darin will ich ihm auch nicht widersprechen. Die Sache ist nicht unmöglich. Es ist möglich, daß ein Mann, der auf der Folterbank gespannt liegt, plötzlich ganz natürlich an einem Schlagfluß stirbt. Aber die böse Welt wird sagen: die Folterknechte haben ihn hingerichtet. Die böse Welt hat sich nun einmal vorgenommen, die Sache ganz anders zu betrachten, wie der gute Walter Scott. Wenn dieser gute Mann, der sonst so bibelfest ist, und gern das Evangelium zitiert, in jenem Aufruhr der Elemente, in jenem Orkane, der beim Tode Napoleons ausbrach, nichts anders sieht als ein Ereignis, das auch beim Tode Cromwells statt fand: so hat doch die Welt darüber ihre eigenen Gedanken. Sie betrachtet den Tod Napoleons als die entsetzlichste Untat, losbrechendes

Schmerzgefühl wird Anbetung, vergebens macht Walter Scott den Advocatum Diaboli, die Heiligsprechung des toten Kaisers strömt aus allen edeln Herzen, alle edeln Herzen des europäischen Vaterlandes verachten seine kleinen Henker und den großen Barden, der sich zu ihrem Complicen gesungen, die Musen werden bessere Sänger zur Feier ihres Lieblings begeistern, und wenn einst Menschen verstummen so sprechen die Steine, und der Martyrfelsen St. Helena ragt schauerlich aus den Meereswellen, und erzählt den Jahrtausenden seine ungeheure Geschichte.

## V

## Old Bailey

Schon der Name Old Bailey erfüllt die Seele mit Grauen. Man denkt sich gleich ein großes, schwarzes, mißmütiges Gebäude, einen Palast des Elends und des Verbrechens. Der linke Flügel, der das eigentliche Newgate bildet, dient als Kriminalgefängnis, und da sieht man nur eine hohe Wand von wetterschwarzen Quadern, worin zwei Nischen mit eben so schwarzen allegorischen Figuren, und, wenn ich nicht irre, stellt eine von ihnen die Gerechtigkeit vor, indem, wie gewöhnlich, die Hand mit der Wage abgebrochen ist, und nichts als ein blindes Weibsbild mit einem Schwerte übrig blieb. Ungefähr gegen die Mitte des Gebäudes ist der Altar dieser Göttin, nämlich das Fenster, wo das Galgengerüst zu stehen kommt, und endlich rechts befindet sich der Kriminalgerichtshof, worin die vierteljährlichen Sessionen gehalten werden. Hier ist ein Tor, das gleich den Pforten der Danteschen Hölle die Inschrift tragen sollte:

Per me si va nella città dolente,
Per me si va nell' eterno dolore,
Per me si va tra la perduta gente.

Durch dieses Tor gelangt man auf einen kleinen Hof, wo der Abschaum des Pöbels versammelt ist, um die Verbrecher durchpassieren zu sehen, auch stehen hier Freunde und Feinde derselben, Verwandte, Bettelkinder, Blödsinnige, besonders alte Weiber, die den Rechtsfall des Tages abhandeln, und vielleicht mit mehr Einsicht als Richter und Jury, trotz all ihrer kurzweiligen Feierlichkeit und langweiligen Jurisprudenz. Hab ich doch draußen vor der Gerichtstüre eine alte Frau gesehen, die im Kreise ihrer Gevatterinnen den armen schwarzen William besser verteidigte, als drinnen im Saale dessen grundgelehrter Advokat — wie sie die letzte Träne mit der zerlumpten Schürze aus den roten Augen wegwischte, schien auch Williams ganze Schuld vertilgt zu sein.

Im Gerichtssaale selbst, der nicht besonders groß, ist unten, vor der sogenannten Bar ‹Schranken› wenig Platz für das Publikum, dafür gibt es aber oben, an beiden Seiten, sehr geräumige Galerien mit erhöheten Bänken, wo die Zuschauer, Kopf über Kopf, gestapelt stehen.

Als ich Old Bailey besuchte, fand auch ich Platz auf einer solchen Galerie, die mir von einer alten Pförtnerin gegen Gratifikation eines Schillings erschlossen wurde. Ich kam in dem Augenblick, wo die Jury sich erhob, um zu urteilen: ob der schwarze William des angeklagten Verbrechens schuldig oder nicht schuldig sei.

Auch hier, wie in den andern Gerichtshöfen Londons, sitzen die Richter in blauschwarzer Toga, die hellviolett gefüttert ist, und ihr Haupt bedeckt die

weißgepuderte Perucke, womit oft die schwarzen Augenbraunen und schwarzen Backenbärte gar drollig kontrastieren. Sie sitzen an einem langen grünen Tische, auf erhabenen Stühlen, am obersten Ende des Saales, wo an der Wand mit goldenen Buchstaben eine Bibelstelle, die vor ungerechtem Richterspruch warnt, eingegraben steht. An beiden Seiten sind Bänke für die Männer der Jury, und Plätze zum Stehen für Kläger und Zeugen. Den Richtern gerade gegenüber ist der Platz der Angeklagten; diese sitzen nicht auf einem Armesünderbänkchen, wie bei den öffentlichen Gerichten in Frankreich und Rheinland, sondern aufrecht stehen sie hinter einem wunderlichen Brette, das oben wie ein schmalgebogenes Tor ausgeschnitten ist. Es soll dabei ein künstlicher Spiegel angebracht sein, wodurch der Richter im Stande ist, jede Miene der Angeklagten deutlich zu beobachten. Auch liegen einige grüne Kräuter vor letzteren, um ihre Nerven zu stärken, und das mag zuweilen nötig sein, wo man angeklagt steht auf Leib und Leben. Auch auf dem Tische der Richter sah ich dergleichen grüne Kräuter und sogar eine Rose liegen. Ich weiß nicht wie es kommt, der Anblick dieser Rose hat mich tief bewegt. Die rote blühende Rose, die Blume der Liebe und des Frühlings, lag auf dem schrecklichen Richtertische von Old Bailey! Es war im Saale so schwül und dumpfig. Es schaute alles so unheimlich mürrisch, so wahnsinnig ernst. Die Menschen sahen aus als kröchen ihnen graue Spinnen über die blöden Gesichter. Hörbar klirrten die eisernen Wagschalen über dem Haupte des armen schwarzen Williams.

Auch auf der Galerie bildete sich eine Jury. Eine dicke Dame, aus deren rotaufgedunsenem Gesicht die kleinen Äuglein wie Glühwürmchen hervorglimmten,

machte die Bemerkung, daß der schwarze William ein sehr hübscher Bursche sei. Indessen ihre Nachbarin, eine zarte, piepsende Seele in einem Körper von schlechtem Postpapier, behauptete: Er trüge das schwarze Haar zu lang und zottig, und blitze mit den Augen wie Herr Kean im Othello — »dagegen«, fuhr sie fort, »ist doch der Thomson ein ganz anderer Mensch, mit hellem Haar und glatt gekämmt nach der Mode, und er ist ein sehr geschickter Mensch, er bläst ein bißchen die Flöte, er malt ein bißchen, er spricht ein bißchen Französisch« — »Und stiehlt ein bißchen« fügte die dicke Dame hinzu. »Ei was stehlen«, versetzte die dünne Nachbarin, »das ist doch nicht so barbarisch wie Fälschung, denn ein Dieb, es sei denn er habe ein Schaf gestohlen, wird nach Botany Bay transportiert, während der Bösewicht, der eine Handschrift verfälscht hat, ohne Gnad und Barmherzigkeit gehenkt wird.« »Ohne Gnad und Barmherzigkeit!« seufzte neben mir ein magerer Mann in einem verwirrten schwarzen Rock, »Hängen! kein Mensch hat das Recht einen andern umbringen zu lassen, am allerwenigsten sollten Christen ein Todesurteil fällen, da sie doch daran denken sollten, daß der Stifter ihrer Religion, unser Herr und Heiland, unschuldig verurteilt und hingerichtet worden!« »Ei was«, rief wieder die dünne Dame, und lächelte mit ihren dünnen Lippen, »wenn so ein Fälscher nicht gehenkt würde, wäre ja kein reicher Mann seines Vermögens sicher, z. B. der dicke Jude in Lombard Street, Saint Swithins Lane, oder unser Freund Herr Scott, dessen Handschrift so täuschend nachgemacht worden. Und Herr Scott hat doch sein Vermögen so sauer erworben, und man sagt sogar, er sei dadurch reich geworden, daß er für Geld die Krankheiten anderer auf sich nahm, ja die Kinder laufen ihm jetzt noch auf der

Straße nach, und rufen: ‚ich gebe Dir ein Sixpens, wenn Du mir mein Zahnweh abnimmst, wir geben Dir einen Schilling, wenn Du Gottfriedchens Buckel nehmen willst'« — »Kurios!« fiel ihr die dicke Dame in die Rede, »es ist doch kurios, daß der schwarze William und der Thomson früherhin die besten Spießgesellen gewesen sind, und zusammen gewohnt und gegessen und getrunken haben, und jetzt Edward Thomson seinen alten Freund der Fälschung anklagt! Warum ist aber die Schwester von Thomson nicht hier, da sie doch sonst ihrem süßen William überall nachgelaufen?« Ein junges schönes Frauenzimmer, über dessen holdem Gesichte eine dunkle Betrübnis verbreitet lag, wie ein schwarzer Flor über einem blühenden Rosenstrauch, flüsterte jetzt eine ganz lange, verweinte Geschichte, wovon ich nur so viel verstand, daß ihre Freundin, die schöne Mary, von ihrem Bruder gar bitterlich geschlagen worden und todkrank zu Bette liege. »Nennt sie doch nicht die schöne Mary!« brummte verdrießlich die dicke Dame, »viel zu mager, sie ist viel zu mager, als daß man sie schön nennen könnte, und wenn gar ihr William gehenkt wird —«

In diesem Augenblick erschienen die Männer der Jury, und erklärten: Daß der Angeklagte der Fälschung schuldig sei. Als man hierauf den schwarzen William aus dem Saale fortführte, warf er einen langen, langen Blick auf Edward Thomson.

Nach einer Sage des Morgenlandes war Satan einst ein Engel, und lebte im Himmel mit den andern Engeln, bis er diese zum Abfall verleiten wollte, und deshalb von der Gottheit hinuntergestoßen wurde in die ewige Nacht der Hölle. Während er aber vom Himmel hinabsank, schaute er immer noch in die Höhe, immer nach dem Engel, der ihn angeklagt hatte, je

tiefer er sank, desto entsetzlicher und immer entsetzlicher wurde sein Blick — Und es muß ein schlimmer Blick gewesen sein, denn jener Engel, den er traf, wurde bleich, niemals trat wieder Röte in seine Wangen, und er heißt seitdem der Engel des Todes.

Bleich wie der Engel des Todes wurde Edward Thomson.

## VI

## Das neue Ministerium

In Bedlam habe ich vorigen Sommer einen Philosophen kennen gelernt, der mir, mit heimlichen Augen und flüsternder Stimme, viele wichtige Aufschlüsse über den Ursprung des Übels gegeben hat. Wie mancher andere seiner Kollegen meinte auch er, daß man hierbei etwas Historisches annehmen müsse. Was mich betrifft, ich neigte mich ebenfalls zu einer solchen Annahme, und erklärte das Grundübel der Welt aus dem Umstand: daß der liebe Gott zu wenig Geld erschaffen habe.

»Du hast gut reden,« antwortete der Philosoph, »der liebe Gott war sehr knapp bei Cassa, als er die Welt erschuf. Er mußte das Geld dazu vom Teufel borgen, und ihm die ganze Schöpfung als Hypothek verschreiben. Da ihm nun der liebe Gott von Gott und Rechtswegen die Welt noch schuldig ist, so darf er ihm auch aus Delicatesse nicht verwehren, sich darin herum zu treiben und Verwirrung und Unheil zu stiften. Der Teufel aber ist seinerseits wieder sehr stark dabei interessiert, daß die Welt nicht ganz zu Grunde und folglich seine Hypothek verloren gehe, er hütet sich daher es allzu toll zu machen, und der liebe Gott, der auch nicht dumm ist, und wohl weiß, daß er

im Eigennutz des Teufels seine geheime Garantie hat, geht oft so weit, daß er ihm die ganze Herrschaft der Welt anvertraut, d. h. dem Teufel den Auftrag gibt, ein Ministerium zu bilden. Dann geschieht, was sich von selbst versteht, Samiel erhält das Kommando der höllischen Heerscharen, Belzebub wird Kanzler, Vizliputzli wird Staatssekretär, die alte Großmutter bekommt die Kolonien usw. Diese Verbündeten wirtschaften dann in ihrer Weise, und indem sie, trotz des bösen Willens ihrer Herzen, aus Eigennutz gezwungen sind, das Heil der Welt zu befördern, entschädigen sie sich für diesen Zwang dadurch, daß sie zu den guten Zwecken immer die niederträchtigsten Mittel anwenden. Sie trieben es jüngsthin so arg, daß Gott im Himmel solche Greuel nicht länger ansehen konnte, und einem guten Engel den Auftrag gab ein neues Ministerium zu bilden. Dieser sammelte nun um sich her alle guten Geister. Freudige Wärme durchdrang wieder die Welt, es wurde Licht, und die bösen Geister entwichen. Aber sie legten doch nicht ruhig die Klauen in den Schoß, heimlich wirken sie gegen alles Gute, sie vergiften die neuen Heilquellen, sie zerknicken hämisch jede Rosenknospe des neuen Frühlings, mit ihren Amendements zerstören sie den Baum des Lebens, chaotisches Verderben droht, alles zu verschlingen, und der liebe Gott wird am Ende wieder dem Teufel die Herrschaft der Welt übergeben müssen, damit sie, sei es auch durch die schlechtesten Mittel, wenigstens erhalten werde. Siehst du, das ist die schlimme Nachwirkung einer Schuld.«

Diese Mitteilung meines Freundes in Bedlam erklärte vielleicht den jetzigen englischen Ministerwechsel. Erliegen müssen die Freunde Cannings, die ich die guten Geister Englands nenne, weil ihre Gegner dessen

Teufel sind, diese, den dummen Teufel Wellington an ihrer Spitze, erheben jetzt ihr Siegesgeschrei. Schelte mir keiner den armen Georg, er mußte den Umständen nachgeben. Man kann nicht leugnen, daß nach Cannings Tode die Whigs nicht im Stande waren, die Ruhe in England zu erhalten, da die Maßregeln, die sie deshalb zu ergreifen hatten, beständig von den Tories vereitelt wurden. Der König, dem die Erhaltung der öffentlichen Ruhe, d. h. die Sicherheit seiner Krone, als das Wichtigste erscheint, mußte daher den Tories selbst wieder die Verwaltung des Staates überlassen. — Und, O! sie werden jetzt wieder, nach wie vor, alle Früchte des Volksfleißes in ihren eigenen Säckel hineinverwalten, sie werden als regierende Kornjuden die Preise ihres Getreides in die Höhe treiben, John Bull wird vor Hunger mager werden, er wird endlich für einen Bissen Brot sich leibeigen selbst den hohen Herren verkaufen, sie werden ihn vor den Pflug spannen und peitschen, er wird nicht einmal brummen dürfen, denn auf der einen Seite droht ihm der Herzog von Wellington mit dem Schwerte, und auf der andern Seite schlägt ihn der Erzbischof von Canterbury mit der Bibel auf den Kopf — und es wird Ruhe im Lande sein.

Die Quelle jener Übel ist die Schuld, the national debt, oder wie Cobbett sagt, the kings debt. Cobbett bemerkt nämlich mit Recht: während man allen Instituten den Namen des Königs voransetzt, z. B. the kings army, the kings navy, the kings courts, the kings prisons etc., wird doch die Schuld, die eigentlich aus jenen Instituten hervorging, niemals the kings debt genannt, und sie ist das Einzige, wobei man der Nation die Ehre erzeigt, etwas nach ihr zu benennen.

Der Übel größtes ist die Schuld. Sie bewirkt zwar, daß der englische Staat sich erhält, und daß sogar des-

sen ärgste Teufel ihn nicht zu Grunde richten, aber sie bewirkt auch, daß ganz England eine große Tretmühle geworden, wo das Volk Tag und Nacht arbeiten muß, um seine Gläubiger zu füttern, daß England vor lauter Zahlungssorgen alt und grau und aller heiteren Jugendgefühle entwöhnt wird, daß England, wie bei starkverschuldeten Menschen zu geschehen pflegt, zur stumpfsten Resignation niedergedrückt ist, und sich nicht zu helfen weiß — obgleich 900,000 Flinten und eben so viel Säbel und Bajonette im Tower zu London aufbewahrt liegen.

## VII

## Die Schuld

Als ich noch sehr jung war, gab es drei Dinge, die mich ganz vorzüglich interessierten, wenn ich Zeitungen las. Zuvörderst, unter dem Artikel »Großbritannien«, suchte ich gleich: ob Richard Martin keine neue Bittschrift, für die mildere Behandlung der armen Pferde, Hunde und Esel dem Parlamente übergeben. Dann, unter dem Artikel »Frankfurt«, suchte ich nach, ob der Herr Doktor Schreiber nicht wieder beim Bundestag für die großherzoglich hessischen Domänenkäufer eingekommen. Hierauf aber fiel ich gleich über die Türkei her, und durchlas das lange Konstantinopel, um nur zu sehen, ob nicht wieder ein Großvezier mit der seidenen Schnur beehrt worden.

Dieses letztere gab mir immer den meisten Stoff zum Nachdenken. Daß ein Despot seinen Diener ohne Umstände erdrosseln läßt, fand ich ganz natürlich. Sah ich doch einst in der Menagerie, wie der König der Tiere so sehr in majestätischen Zorn geriet, daß er gewiß manchen unschuldigen Zuschauer zerrissen hätte, wäre

er nicht in einer sichern Konstitution, die aus eisernen Stangen verfertigt war, eingesperrt gewesen. Aber was mich Wunder nahm, war immer der Umstand, daß nach der Erdrosselung des alten Herrn Großveziers sich immer wieder jemand fand, der Lust hatte, Großvezier zu werden.

Jetzt, wo ich etwas älter geworden bin, und mich mehr mit den Engländern als mit ihren Freunden, den Türken, beschäftige, ergreift mich ein analoges Erstaunen, wenn ich sehe, wie nach dem Abgang eines englischen Premier-Ministers gleich ein anderer sich an dessen Stelle drängt, und dieser andere immer ein Mann ist, der auch ohne dieses Amt zu leben hätte, und auch ⟨Wellington ausgenommen⟩ nichts weniger als ein Dummkopf ist. Schrecklicher als durch die seidene Schnur endigen ja alle englischen Minister, die länger als ein Semester dieses schwere Amt verwaltet. Besonders ist dieses der Fall seit der französischen Revolution; Sorg und Not haben sich vermehrt in Downingstreet, und die Last der Geschäfte ist kaum zu ertragen.

Einst waren die Verhältnisse in der Welt weit einfacher, und die sinnigen Dichter verglichen den Staat mit einem Schiffe und den Minister mit dessen Steuermann. Jetzt aber ist alles komplizierter und verwickelter, das gewöhnliche Staatsschiff ist ein Dampfboot geworden, und der Minister hat nicht mehr ein einfaches Ruder zu regieren, sondern als verantwortlicher Enginer steht er unten zwischen dem ungeheuern Maschinenwerk, untersucht ängstlich jedes Eisenstiftchen, jedes Rädchen, wodurch etwa eine Stockung entstehen könnte, schaut Tag und Nacht in die lodernde Feuer-Esse, und schwitzt vor Hitze und Sorge — sintemalen durch das geringste Versehen von seiner Seite der

große Kessel zerspringen, und bei dieser Gelegenheit Schiff und Mannschaft zu Grunde gehen könnte. Der Capitain und die Passagiere ergehen sich unterdessen ruhig auf dem Verdecke, ruhig flattert die Flagge auf dem Seitenmast, und wer das Boot so ruhig dahin schwimmen sieht, ahnet nicht, welche gefährliche Maschinerie und welche Sorge und Not in seinem Bauche verborgen ist.

Frühzeitigen Todes sinken sie dahin, die armen verantwortlichen Enginers des englischen Staatsschiffes. Rührend ist der frühe Tod des großen Pitt, rührender der Tod des größeren Fox. Perceval wäre an der gewöhnlichen Ministerkrankheit gestorben, wenn nicht ein Dolchstoß ihn schneller abgefertigt hätte. Diese Ministerkrankheit war es ebenfalls, was den Lord Castlereagh so zur Verzweiflung brachte, daß er sich die Kehle abschnitt zu North-Cray in der Grafschaft Kent. Lord Liverpool sank auf gleiche Weise in den Tod des Blödsinns. Canning, den göttergleichen Canning, sahen wir vergiftet von hochtorieschen Verleumdungen, gleich einem kranken Atlas, unter seiner Weltbürde niedersinken. Einer nach dem andern werden sie eingescharrt in Westminster, die armen Minister, die für Englands Könige Tag und Nacht denken müssen, während diese, gedankenlos und wohlbeleibt, dahinleben bis ins höchste Menschenalter.

Wie heißt aber die große Sorge, die Englands Ministern Tag und Nacht im Gehirne wühlt und sie tötet? Sie heißt: the debt, die Schuld.

Schulden, eben so wie Vaterlandsliebe, Religion, Ehre usw. gehören zwar zu den Vorzügen des Menschen — denn die Tiere haben keine Schulden — aber sie sind auch eine ganz vorzügliche Qual der Menschheit, und wie sie den einzelnen zu Grunde richten, so

bringen sie auch ganze Geschlechter ins Verderben, und sie scheinen das alte Fatum zu ersetzen in den Nationaltragödien unserer Zeit. England kann diesem Fatum nicht entgehen, seine Minister sehen die Schrecknisse herannahen, und sterben mit der Verzweiflung der Ohnmacht.

Wäre ich Königlich preußischer Oberlandeskalkulator oder Mitglied des Geniecorps, so würde ich, in gewohnter Weise, die ganze Summe der englischen Schuld in Silbergroschen berechnen, und genau angeben, wie vielmal man damit die große Friedrichstraße oder gar den ganzen Erdball bedecken könnte. Aber das Rechnen war nie meine Force, und ich möchte lieber einem Engländer das fatale Geschäft überlassen, seine Schulden aufzuzählen, und die daraus entstehende Ministernot herauszurechnen. Dazu taugt niemand besser als der alte Cobbett, und aus der letzten Nummer seines Registers liefre ich folgende Erörterungen.

»Der Zustand der Dinge ist folgender:

1) Diese Regierung, oder vielmehr diese Aristokratie und Kirche, oder auch, wie Ihr wollt, diese Regierung borgte eine große Summe Geldes, wofür sie viele Siege, sowohl Land- als Seesiege, gekauft hat — eine Menge Siege, von jeder Sorte und Größe.

2) Indessen muß ich zuvor bemerken, aus welcher Veranlassung und zu welchem Zwecke man diese Siege gekauft hat: die Veranlassung ‹occasion› war die französische Revolution, die alle aristokratischen Vorrechte und geistlichen Zehnten niedergerissen hatte, und der Zweck war die Verhütung einer Parlamentsreform in England, die wahrscheinlich ein ähnliches Niederreißen aller aristokratischen Vorrechte und geistlichen Zehnten zur Folge gehabt hätte.

3) Um nun zu verhüten, daß das Beispiel der Franzosen nicht von den Engländern nachgeahmt würde, war es nötig die Franzosen anzugreifen, sie in ihren Fortschritten zu hemmen, ihre neuerlangte Freiheit zu gefährden, sie zu verzweifelten Handlungen zu treiben, und endlich die Revolution zu einem solchen Schreckbilde, zu einer solchen Völkerscheuche zu machen, daß man sich unter dem Namen der Freiheit nichts als ein Aggregat von Schlechtigkeit, Greuel und Blut vorstellen, und das englische Volk, in der Begeisterung seines Schreckens, dahin gebracht würde, sich sogar ordentlich zu verlieben in jene greuelhaft-despotische Regierung, die einst in Frankreich blühte, und die jeder Engländer von jeher verabscheute, seit den Tagen Alfreds des Großen bis herab auf Georg den Dritten.

4) Um jene Vorsätze auszuführen, bedurfte man der Mithülfe verschiedener fremder Nationen; diese Nationen wurden daher mit englischem Gelde unterstützt (subsidized); französische Emigranten wurden mit englischem Gelde unterhalten; kurz, man führte einen zwei und zwanzigjährigen Krieg, um jenes Volk niederzudrücken, das sich gegen aristokratische Vorrechte und geistliche Zehnten erhoben hatte.

5) Unsere Regierung also erhielt »unzählige Siege« über die Franzosen, die, wie es scheint, immer geschlagen worden; aber diese unsere unzähligen Siege waren gekauft, d. h. sie wurden erfochten von Mietlingen, die wir für Geld dazu gedungen hatten, und wir hatten in unserem Solde zu einer und derselben Zeit ganze Scharen von Franzosen, Holländern, Schweizern, Italienern, Russen, Österreichern, Bayern, Hessen, Hannoveranern, Preußen, Spaniern, Portugiesen, Neapolitanern, Maltesern, und Gott weiß! wie viele Nationen noch außerdem.

6) Durch solches Mieten fremder Dienste und durch Benutzung unserer eigenen Flotte und Landmacht kauften wir so viele Siege über die Franzosen, welche arme Teufel kein Geld hatten, um ebenfalls dergleichen einzuhandeln, so daß wir endlich ihre Revolution überwältigten, die Aristokratie bei ihnen bis zu einer gewissen Stufe wiederherstellten, jedoch um alles in der Welt Willen die geistlichen Zehnten nicht ebenfalls restaurieren konnten.

7) Nachdem wir diese große Aufgabe glücklich vollbracht und auch dadurch jede Parlamentsreform in England hintertrieben hatten, erhob unsere Regierung ein brüllendes Siegesgeschrei, wobei sie ihre Lunge nicht wenig anstrengte, und auch lautmöglichst unterstützt wurde von jeder Kreatur in diesem Lande, die auf eine oder die andere Art von den öffentlichen Taxen lebte.

8) Beinahe ganze zwei Jahre dauerte der überschwengliche Freudenrausch bei dieser damals so glücklichen Nation, zur Feier jener Siege drängten sich Jubelfeste, Volksspiele, Triumphbogen, Lustkämpfe und dergleichen Vergnügungen, die mehr als eine viertel Million Pfund Sterlinge kosteten, und das Haus der Gemeinen bewilligte einstimmig eine ungeheure Summe (ich glaube drei Million Pfund Sterling) um Triumphbögen, Denksäulen und andere Monumente zu errichten, und damit die glorreichen Ereignisse des Krieges zu verewigen.

9) Beständig, seit dieser Zeit, hatten wir das Glück, unter der Regierung eben derselben Personen zu leben, die unsere Angelegenheiten in besagtem glorreichen Kriege geführt hatten.

10) Beständig, seit dieser Zeit, lebten wir in einem tiefen Frieden mit der ganzen Welt, man kann an-

nehmen, daß dieses noch jetzt der Fall ist, ungeachtet unserer kleinen zwischenspieligen Rauferei mit den Türken, und daher sollte man denken, es könne keine Ursache in der Welt geben, weshalb wir jetzt nicht glücklich sein sollten: wir haben ja Frieden, unser Boden bringt reichlich seine Früchte, und, wie die Weltweisen und Gesetzgeber unserer Zeit eingestehen, wir sind die allererleuchtetste Nation auf der ganzen Erde. Wir haben wirklich überall Schulen, um die heranwachsende Generation zu unterrichten, wir haben nicht allein einen Rektor oder Vikar, oder Kuraten in jedem Kirchsprengel des Königreichs, sondern wir haben in jedem dieser Kirchsprengel vielleicht noch sechs Religionslehrer, wovon jeder von einer andern Sorte ist als seine vier Kollegen, dergestalt, daß unser Land hinlänglich mit Unterricht jeder Art versorgt ist, kein Mensch dieses glücklichen Landes im Zustande der Unwissenheit leben wird, — und daher unser Erstaunen um so größer sein muß, wie irgend jemand, der ein Premier-Minister dieses glücklichen Landes werden soll, dieses Amt als eine so schwere und schwierige Last ansieht.

11) Ach, wir haben ein einziges Unglück, und das ist ein wahres Unglück: wir haben nämlich einige Siege gekauft — sie waren herrlich — es war ein gutes Geschäft — sie waren drei oder viermal so viel wert als wir dafür gaben, wie Frau Tweazle ihrem Manne zu sagen pflegt, wenn sie vom Markte nach Hause kommt — es war große Nachfrage und viel Begehr nach Siegen — kurz wir konnten nichts Vernünftigeres tun, als uns zu so billigem Preise mit einer so großen Portion Ruhm zu versehen.

12) Aber, ich gestehe es bekümmerten Herzens, wir haben, wie manche andere Leute, das Geld geborgt,

womit wir diese Siege gekauft, als wir dieser Siege bedurften, deren wir jetzt auf keine Weise wieder los werden können, eben so wenig wie ein Mann seines Weibes los wird, wenn er einmal das Glück gehabt hat, sich die holde Bescherung aufzuladen.

13) Daher geschiehts, daß jeder Minister, der unsere Angelegenheiten übernimmt, auch sorgen muß für die Bezahlung unserer Siege, worauf eigentlich noch kein Pfennig abbezahlt worden.

14) Er braucht zwar nicht dafür zu sorgen, daß das ganze Geld, welches wir borgten, um Siege dafür zu kaufen, ganz auf einmal, Kapital und Zinsen, bezahlt werde, aber für die regelmäßige Auszahlung der Zinsen muß er, leider Gottes! ganz bestimmt sorgen, und diese Zinsen, zusammengerechnet mit dem Solde der Armee und anderen Ausgaben, die von unseren Siegen herrühren, sind so bedeutend, daß ein Mensch ziemlich starke Nerven haben muß, wenn er das Geschäftchen übernehmen will, für die Bezahlung dieser Summen zu sorgen.

15) Früherhin, ehe wir uns damit abgaben, Siege einzuhandeln, und uns allzureichlich mit Ruhm zu versorgen, trugen wir schon eine Schuld von wenig mehr als zweihundert Millionen, während alle Armengelder in England und Wales zusammen nicht mehr als zwei Millionen jährlich betrugen, und während wir noch nichts von jener Last hatten, die unter dem Namen dead weight uns jetzt aufgebürdet ist, und ganz aus unserm Durst nach Ruhm hervorgegangen.

16) Außer diesem Gelde, das von Kreditoren geborgt worden, die es freiwillig hergaben, hat unsere Regierung, aus Durst nach Siegen, auch indirekt bei den Armen eine große Anleihe gemacht, d. h. sie steigerte die gewöhnlichen Taxen bis auf eine solche

Höhe, daß die Armen weit mehr als jemals niedergedrückt wurden, und daß sich die Anzahl der Armen und Armengelder erstaunlich vergrößerte.

17) Die Armengelder stiegen von zwei Millionen jährlich auf acht Millionen, die Armen haben nun gleichsam ein Pfandrecht, eine Hypothek auf das Land, und hier ergibt sich also wieder eine Schuld von sechs Millionen, welche man hinzurechnen muß zu jenen anderen Schulden, die unsere Passion für Ruhm und der Einkauf unserer Siege verursacht hat.

18) The dead weight besteht aus Leibrenten, die wir unter dem Namen Pensionen einer Menge von Männern, Weibern und Kindern verabreichen, als eine Belohnung für die Dienste, welche jene Männer beim Erlangen unserer Siege geleistet haben, oder geleistet haben sollen.

19) Das Kapital der Schuld, welche diese Regierung kontrahiert hat, um sich Siege zu verschaffen, besteht ungefähr in folgenden Summen:

| | Pf. Sterling |
|---|---|
| Hinzugekommene Summe zu der Nationalschuld . . . . . | 800,000,000 |
| Hinzugekommene Summe zur eigentlichen Armengelder-Schuld . . . . | 150,000,000 |
| Dead weight als Kapital einer Schuld berechnet . . . . . | 175,000,000 |
| | Pf. St. 1,125,000,000 |

d. h. Eilfhundert und fünfundzwanzig Millionen zu fünf Prozent ist der Betrag jener jährlichen sechs und funfzig Millionen! ja, dieses ist ungefähr der jetzige Betrag, nur daß die Armengelder-Schuld nicht in den Rechnungen, die dem Parlamente vorgelegt werden, aufgeführt ist, indem sie das Land gleich

direkt in den verschiedenen Kirchspielen bezahlt. Will man daher jene sechs Millionen von den sechsundvierzig Millionen abziehen, so ergibt sich, daß die Staatsschuldgläubiger und das dead weight-Volk wirklich alles übrige verschlingen.

20) Indessen, die Armengelder sind eben so gut eine Schuld wie die Schuld der Staatsschuldgläubiger, und augenscheinlich aus derselben Quelle entsprungen. Von der schrecklichen Last der Taxen werden die Armen zu Boden gedrückt; jeder andere wird zwar auch davon gedrückt, aber jeder, außer den Armen, wußte diese Last mehr oder weniger von seinen Schultern abzuwälzen, und sie fiel endlich mit fürchterlichem Gewichte ganz auf die Armen, und diese verloren ihre Bierfässer, ihre kupfernen Kessel, ihre zinnernen Teller, ihre Wanduhr, ihre Betten und bis auf ihr Handwerksgeräte, sie verloren ihre Kleider, und mußten sich in Lumpen hüllen, sie verloren das Fleisch von ihren Knochen — Sie konnten nicht weiter aufs Äußerste getrieben werden, und von dem, was man ihnen genommen, gab man ihnen wieder etwas zurück unter dem Namen von vermehrten Armengeldern. Diese sind daher eine wahre Schuld, ein wahres Pfandrecht auf das Land. Die Interessen dieser Schuld können zwar zurückgehalten werden, aber wenn dieses geschieht, würden die Personen, die solche zu fordern haben, in Masse herbeikommen, und sich für den Betrag, gleichviel in welcher Währung, bezahlt machen. Dieses ist also eine wahre Schuld, und eine Schuld, die man bei Heller und Pfennig bezahlen wird, und zwar, ich bemerke es ausdrücklich, wird man ihr ein Vorrecht vor allen anderen Schulden gestatten.

21) Es ist also nicht nötig, sich sehr zu wundern, wenn man die Not derjenigen sieht, die solche Ge-

schäfte übernehmen! Es ist zu verwundern, daß sich überhaupt jemand zu einer solchen Übernahme versteht, wenn ihm nicht anheimgestellt wird, nach Gutdünken eine radikale Umwandlung des ganzen Systems vorzunehmen.

22) Hier gibts keine Möglichkeit der Aushülfe, wenn man die jährliche Ausgabe der Staatsgläubiger-Schuld und der dead weight-Schuld herabzusetzen sucht, um solches Herabsetzen der Schuld, solche Reduktion dem Lande anzumuten, um zu verhindern, daß sie große Umwälzungen hervorbringe, um zu verhindern, daß nicht eine halbe Million Menschen in und um London dadurch vor Hunger sterben müssen: da ist nötig, daß man zuvor weit verhältnismäßigere Reduktionen anderswo vornehme, ehe man die Reduktion jener obigen zwei Schulden oder ihrer Interessen versuchen wollte.

23) Wie wir bereits gesehen haben, die Siege wurden gekauft, in der Absicht, um Parlamentsreform in England zu verhindern, und die aristokratischen Vorrechte und geistlichen Zehnten aufrecht zu erhalten; es wäre daher eine himmelschreiende Greueltat, entzögen wir ihre rechtmäßigen Zinsen jenen Leuten, die uns das Geld geborgt, oder entzögen wir gar ihre Bezahlung denjenigen Leuten, die uns die Hände vermietet, wodurch wir die Siege erlangt haben; es wäre eine Greueltat, die Gottes Rache auf uns laden würde, wenn wir dergleichen täten, während die einträglichen Ehrenämter der Aristokratie, ihre Pensionen, Sinekuren, königlichen Schenkungen, Militärbelohnungen und endlich gar die Zehnten des Klerus unangetastet blieben!

24) Hier, hier also liegt die Schwierigkeit: Wer Minister wird, wird Minister eines Landes, das eine

große Passion für Siege gehabt, auch sich hinlänglich damit versehen und sich unerhört viel militärischen Ruhm verschafft — aber leider diese Herrlichkeiten noch nicht bezahlt hat, und nun dem Minister überläßt, die Rechnung zu berichtigen, ohne daß dieser weiß, woher er das Geld nehmen soll.«

Das sind Dinge, die einen Minister ins Grab drükken, wenigstens des Verstandes berauben können. England ist mehr schuldig, als es bezahlen kann. Man rühme nur nicht, daß es Indien und reiche Kolonien besitzt. Wie sich aus den letzten Parlamentsdebatten ergibt, zieht der englische Staat keinen Heller eigentlicher Einkünfte aus seinem großen, unermeßlichen Indien, ja er muß dorthin noch einige Millionen Zuschuß bezahlen. Dieses Land nutzt England bloß dadurch, daß einzelne Britten, die sich dort bereichert, durch ihre Schätze die Industrie und den Geldumlauf des Mutterlandes befördern, und tausend andere durch die indische Compagnie Brot und Versorgung gewinnen. Die Kolonien ebenfalls liefern dem Staate keine Einkünfte, bedürfen des Zuschusses, und dienen zur Beförderung des Handels und zur Bereicherung der Aristokratie, deren Nepoten als Gouverneure und Unterbeamte dahin geschickt werden. Die Bezahlung der Nationalschuld fällt daher ganz allein auf Großbritannien und Irland. Aber auch hier sind die Ressourcen nicht so beträglich wie die Schuld selbst. Wir wollen ebenfalls hier Cobbett sprechen lassen:

»Es gibt Leute, die, um eine Art Aushülfe anzugeben, von den Ressourcen des Landes sprechen. Dies sind die Schüler des seligen Colquhoun, eines Diebesfängers, der ein großes Buch geschrieben, um zu beweisen, daß unsere Schuld uns nicht im mindesten besorgt machen darf, indem sie so klein sei in Ver-

hältnis zu den Ressourcen der Nation, und damit seine klugen Leser eine bestimmte Idee von der Unermeßlichkeit dieser Ressourcen bekommen mögen, machte er eine Abschätzung von allem, was im Lande vorhanden ist, bis herab auf die Kaninchen, und schien sogar zu bedauern, daß er nicht füglich die Ratten und Mäuse mitrechnen konnte. Den Wert der Pferde, Kühe, Schafe, Ferkelchen, Federvieh, Wildbret, Kaninchen, Fische, den Wert der Hausgeräte, Kleider, Feuerung, Zucker, Gewürze, kurz von allem im Lande macht er ein Aestimatum, und dann, nachdem er das Ganze assummiert, und den Wert der Ländereien, Bäume, Häuser, Minen, den Ertrag des Grases, des Korns, die Rüben und das Flachs hinzugerechnet und eine Summe von Gott weiß wie vielen tausend Millionen herausgebracht hat, grinst er in pfiffig prahlerisch schottischer Manier, ungefähr wie ein Truthahn, und hohnlachend fragt er Leute meines Gleichen: mit Ressourcen, wie diese, fürchtet Ihr da noch einen Nationalbankerott?

Dieser Mann bedachte nicht, daß man Häuser nötig hat, um darin zu leben, die Ländereien, damit sie Futter liefern, die Kleider, damit man seine Blöße bedecke, die Kühe, damit sie Milch geben, den Durst zu löschen, das Hornvieh, Schafe, Schweine, Geflügel und Kaninchen, damit man sie esse, ja, der Teufel hole diesen widersinnigen Schotten! diese Dinge sind nicht dafür da, daß sie verkauft und die Nationalschulden damit bezahlt werden. Wahrhaftig er hat noch den Taglohn der Arbeitsleute zu den Ressourcen der Nation gerechnet! Dieser dumme Teufel von Diebesfänger, den seine Brüder in Schottland zum Doktor geschlagen, weil er ein so vorzügliches Buch geschrieben, er scheint ganz vergessen zu haben, daß Arbeits-

leute ihren Taglohn selbst bedürfen, um sich dafür etwas Essen und Trinken zu schaffen. Er konnte eben so gut den Wert des Blutes in unseren Adern abschätzen, als ein Stoff, wovon man allenfalls Blutwürste machen könnte!«

So weit Cobbett. Während ich seine Worte in deutscher Sprache niederschreibe, bricht er leibhaftig selbst wieder hervor in meinem Gedächtnisse, und wie vorig Jahr bei dem lärmigen Mittagessen in Crown and Anchor Tavern, sehe ich ihn wieder mit seinem scheltend roten Gesichte und seinem radikalen Lächeln, worin der giftigste Todeshaß gar schauerlich zusammenschmilzt mit der höhnischen Freude, die den Untergang der Feinde ganz sicher voraussieht.

Tadle mich niemand, daß ich Cobbett zitiere! Man mag ihn immerhin der Unredlichkeit, der Scheltsucht und eines allzu ordinären Wesens beschuldigen, aber man kann nicht leugnen, daß er viel beredsamen Geist besitzt, und daß er sehr oft, und in obiger Darstellung ganz und gar, Recht hat. Er ist ein Kettenhund, der jeden, den er nicht kennt, gleich wütend anfällt, oft den besten Freund des Hauses in die Waden beißt, immer bellt, und eben wegen jenes unaufhörlichen Bellens nicht gehört wird, wenn er einmal einem wirklichen Diebe entgegenbellt. Deshalb halten es jene vornehmen Diebe, die England plündern, nicht einmal für nötig, dem knurrenden Cobbett einen Brocken zuzuwerfen, und ihm damit das Maul zu stopfen. Dieses wurmt den Hund am bittersten, und er fletscht die hungrigen Zähne.

Alter Cobbett! Hund von England! ich liebe dich nicht, denn fatal ist mir jede gemeine Natur, aber du dauerst mich bis in tiefster Seele, wenn ich sehe, wie du dich von deiner Kette nicht losreißen und jene

Diebe nicht erreichen kannst, die lachend vor deinen Augen ihre Beute fortschleppen, und deine vergeblichen Sprünge und dein ohnmächtiges Geheul verspotten.

## VIII

## Die Oppositionsparteien

Einer meiner Freunde hat die Opposition im Parlamente sehr treffend mit einer Oppositionskutsche verglichen. Bekanntlich ist das eine öffentliche Stage-Kutsche, die irgend eine spekulierende Gesellschaft auf ihre Kosten instituiert, und zwar zu so spottwohlfeilen Preisen fahren läßt, daß die Reisenden ihr gern den Vorzug geben vor den schon vorhandenen Stage-Kutschen. Diese letztern müssen dann ebenfalls ihre Preise heruntersetzen, um Passagiere zu behalten, werden aber bald von der neuen Oppositionskutsche überboten oder vielmehr unterboten, ruinieren sich durch solche Konkurrenz, und müssen am Ende ihr Fahren ganz einstellen. Hat aber die Oppositionskutsche auf solche Art das Feld gewonnen, und ist sie jetzt auf einer bestimmten Tour die einzige, so erhöht sie ihre Preise, oft sogar den Preis der verdrängten Kutsche übersteigend, und der arme Reisende hat nichts gewonnen, hat oft sogar verloren, und zahlt und flucht, bis eine neue Oppositionskutsche wieder das vorige Spiel erneut, und neue Hoffnungen und neue Täuschungen entstehen.

Wie übermütig wurden die Whigs, als die Stuartsche Partei erlag und die protestantische Dynastie den englischen Thron bestieg! Die Tories bildeten damals die Opposition, und John Bull, der arme Staatspassagier, hatte Ursache, vor Freude zu brüllen, als sie die

Oberhand gewannen. Aber seine Freude war von kurzer Dauer, er mußte jährlich mehr und mehr Fuhrlohn ausgeben, es wurde viel bezahlt und schlecht gefahren, die Kutscher wurden obendrein sehr grob, es gab nichts als Rütteln und Stöße, jeder Eckstein drohte Umsturz — und der arme John dankte Gott, seinem Schöpfer, als unlängst die Zügel des Staatswagens in bessere Hände kamen.

Leider dauerte die Freude wieder nicht lange, der neue Oppositionskutscher fiel tot vom Bock herab, der andere stieg ängstlich herunter als die Pferde scheu wurden, und die alten Wagenlenker, die alten Reuter mit goldenen Sporen, haben wieder ihre alten Plätze eingenommen, und die alte Peitsche knallt.

Ich will das Bild nicht weiter zu Tode hetzen und kehre zurück zu den Worten Whigs und Tories, die ich oben zur Bezeichnung der Oppositionsparteien gebraucht habe, und einige Erörterung dieser Namen ist vielleicht um so fruchtbarer, je mehr sie seit langer Zeit dazu gedient haben, die Begriffe zu verwirren.

Wie im Mittelalter die Namen Guibellinen und Guelfen durch Umwandlungen der Interessen und neue Ereignisse, die vaguesten und veränderlichsten Bedeutungen erhielten, so auch späterhin in England die Namen Whigs und Tories, deren Entstehungsart man kaum noch anzugeben weiß. Einige behaupten, es seien früherhin Spottnamen gewesen, die am Ende zu honetten Parteinamen wurden, was oft geschieht, wie z. B. der Geusenbund sich selbst nach dem Spottnamen les gueux taufte, wie auch späterhin die Jakobiner sich selbst manchmal Sanskülotten benannten, und wie die heutigen Servilen und Obskuranten sich vielleicht einst selbst diese Namen als ruhmvolle Ehrennamen beilegen — was sie freilich jetzt noch nicht kön-

nen. Das Wort »Whig« soll in Irland etwas unangenehm Sauertöpfisches bedeutet haben, und dort zuerst zur Verhöhnung der Presbyterianer oder überhaupt der neuen Sekten gebraucht worden sein. Das Wort »Tory«, welches zu derselben Zeit als Parteibenennung aufkam, bedeutete in Irland eine Art schäbiger Diebe. Beide Spottnamen kamen in Umlauf zur Zeit der Stuarts, während der Streitigkeiten zwischen den Sekten und der herrschenden Kirche.

Die allgemeine Ansicht ist: die Partei der Tories neige sich ganz nach der Seite des Thrones und kämpfe für die Vorrechte der Krone, wohingegen die Partei der Whigs mehr nach der Seite des Volks hinneige und dessen Rechte beschütze. Indessen diese Annahmen sind vague und gelten zumeist nur in Büchern. Jene Benennungen könnte man vielmehr als Coterienamen ansehen. Sie bezeichnen Menschen, die bei gewissen Streitfragen zusammenhalten, deren Vorfahren und Freunde schon bei solchen Anlässen zusammenhielten, und die, in politischen Stürmen, Freude und Ungemach und die Feindschaft der Gegenpartei gemeinschaftlich zu tragen pflegten. Von Prinzipien ist gar nicht die Rede, man ist nicht einig über gewisse Ideen, sondern über gewisse Maßregeln in der Staatsverwaltung, über Abschaffung oder Beibehaltung gewisser Mißbräuche, über gewisse Bills, gewisse erbliche Questions — gleichviel aus welchem Gesichtspunkte, meistens aus Gewohnheit. — Die Engländer lassen sich nicht durch die Parteinamen irre machen. Wenn sie von Whigs sprechen, so haben sie nicht dabei einen bestimmten Begriff, wie wir z. B. wenn wir von Liberalen sprechen, wo wir uns gleich Menschen vorstellen, die über gewisse Freiheitsrechte herzinnig einverstanden sind — sondern sie denken sich eine äußerliche Verbindung von

Leuten, deren jeder, nach seiner Denkweise beurteilt, gleichsam eine Partei für sich bilden würde, und die nur, wie schon oben erwähnt ist, durch äußere Anlässe, durch zufällige Interessen, durch Freundschafts- und Feindschaftsverhältnisse gegen die Tories ankämpfen. Hierbei dürfen wir uns ebenfalls keinen Kampf gegen Aristokraten in unserem Sinne denken, da diese Tories in ihren Gefühlen nicht aristokratischer sind als die Whigs, und oft sogar nicht aristokratischer als der Bürgerstand selbst, der die Aristokratie für eben so unwandelbar hält wie Sonne, Mond und Sterne, der die Vorrechte des Adels und des Klerus nicht bloß als staatsnützlich, sondern als eine Naturnotwendigkeit ansieht, und vielleicht selbst für diese Vorrechte mit weit mehr Eifer kämpfen würde als die Aristokraten selbst, eben weil er fester daran glaubt als diese, die zumeist den Glauben an sich selbst verloren. In dieser Hinsicht liegt über dem Geist der Engländer noch immer die Nacht des Mittelalters, die heilige Idee von der bürgerlichen Gleichheit aller Menschen hat sie noch nicht erleuchtet, und manchen bürgerlichen Staatsmann in England, der toriesch gesinnt ist, dürfen wir deshalb bei Leibe nicht servil nennen und zu jenen wohlbekannten servilen Hunden zählen, die frei sein könnten, und dennoch in ihr altes Hundeloch zurückgekrochen sind und jetzt die Sonne der Freiheit anbellen.

Um die englische Opposition zu begreifen, sind daher die Namen Whigs und Tories völlig nutzlos, mit Recht hat Francis Burdett beim Anfange der Sitzungen voriges Jahr bestimmt ausgesprochen, daß diese Namen jetzt alle Bedeutung verloren, und Thomas Lethbridge, den der Schöpfer der Welt und des Verstandes nicht mit allzuviel Witz ausgerüstet, hat damals dennoch einen sehr guten Witz, vielleicht den einzigen seines

Lebens, über diese Äußerung Burdetts gerissen, nämlich: »he has untoried the tories and unwigged the whigs.«

Bedeutungsvoller sind die Namen reformers oder radical reformers, oder kurzweg radicals. Sie werden gewöhnlich für gleichbedeutend gehalten, sie zielen auf dasselbe Gebrechen des Staates, auf dieselbe heilsame Abhülfe und unterscheiden sich nur durch mehr oder minder starke Färbung. Jenes Gebrechen ist die bekannte schlechte Art der Volksrepräsentation, wo sogenannte rotten boroughs, verschollene, unbewohnte Ortschaften, oder besser gesagt die Oligarchen, denen sie gehören, das Recht haben, Volksrepräsentanten ins Parlament zu schicken, während große, bevölkerte Städte, namentlich viele neuere Fabrikstädte, keinen einzigen Repräsentanten zu wählen haben, die heilsame Abhülfe dieses Gebrechens ist die sogenannte Parlamentsreform. Nun freilich, diese betrachtet man nicht als Zweck, sondern als Mittel. Man hofft, daß das Volk dadurch auch eine bessere Vertretung seiner Interessen, Abschaffung aristokratischer Mißbräuche und Hülfe in seiner Not gewinnen würde. Es läßt sich denken, daß die Parlamentsreform, diese gerechte, billige Anforderung, auch unter den gemäßigten Menschen, die nichts weniger als Jakobiner sind, ihre Verfechter findet, und wenn man solche Leute reformers nennt, betont man dieses Wort ganz anders, und himmelweit ist es alsdann unterschieden von dem Worte radical, auf dem ein ganz anderer Ton gelegt wird, wenn man z. B. von Hunt oder Cobbett, kurz von jenen heftigen, fletschenden Revolutionären spricht, die nach Parlamentsreform schreien, um den Umsturz aller Formen, den Sieg der Habsucht und völlige Pöbelherrschaft herbeizuführen. Die Nüancen in den Gesinnungen der Koryphäen dieser Partei sind daher un-

zählig. Aber, wie gesagt, die Engländer kennen sehr gut ihre Leute, der Namen täuscht nicht das Publikum, und dieses unterscheidet sehr genau, wo der Kampf nur Schein und wo er Ernst ist. Oft lange Jahre hindurch ist der Kampf im Parlamente nicht viel mehr als ein müßiges Spiel, ein Tournier, wo man für die Farbe kämpft, die man sich aus Grille gewählt hat; gibt es aber einmal einen ernsten Krieg, so eilt jeder gleich unter die Fahne seiner natürlichen Partei. Dieses sahen wir in der Canningschen Zeit. Die heftigsten Gegner vereinigten sich, als es Kampf der positivsten Interessen galt; Tories, Whigs und Radikalen scharten sich, wie eine Phalanx, um den kühnen, bürgerlichen Minister, der den Übermut der Oligarchen zu dämpfen versuchte. Aber ich glaube dennoch, mancher hochgeborne Whig, der stolz hinter Canning saß, würde gleich zu der alten Foxhunter-Sippschaft übergetreten sein, wenn plötzlich die Abschaffung aller Adelsrechte zur Sprache gekommen wäre. Ich glaube ‹Gott verzeih mir die Sünde› Francis Burdett selbst, der in seiner Jugend zu den heftigsten Radikalen gehörte, und noch jetzt nicht zu den milderen Reformers gerechnet wird, würde sich bei einem solchen Anlasse sehr schnell neben Sir Thomas Lethbridge gesetzt haben. Dieses fühlen die plebejischen Radikalen sehr gut, und deshalb hassen sie die sogenannten Whigs, die für Parlamentsreform sprechen, sie hassen sie fast noch mehr wie die eigentlich hochfeindseligen Tories.

In diesem Augenblick besteht die englische Opposition mehr aus eigentlichen Reformern als aus Whigs. Der Chef der Opposition im Unterhause, the leader of the opposition, gehört unstreitig zu jenen letztern. Ich spreche hier von Brougham.

Die Reden dieses mutigen Parlamentshelden lesen

wir täglich in den Zeitblättern, und seine Gesinnungen dürfen wir daher als allgemein bekannt voraussetzen. Weniger bekannt sind die persönlichen Eigentümlichkeiten, die sich bei diesen Reden kund geben, und doch muß man erstere kennen, um letztere vollgeltend zu begreifen. Das Bild, das ein geistreicher Engländer von Broughams Erscheinung im Parlamente entwirft, mag daher hier seine Stelle finden:

»Auf der ersten Bank, zur linken Seite des Sprechers, sitzt eine Gestalt, die so lange bei der Studierlampe gehockt zu haben scheint, bis nicht bloß die Blüte des Lebens, sondern die Lebenskraft selbst zu erlöschen begonnen, und doch ist es diese scheinbar hülflose Gestalt, die alle Augen des ganzen Hauses auf sich zieht, und die, so wie sie sich in ihrer mechanischen, automatischen Weise zum Aufstehen bemüht, alle Schnellschreiber hinter uns in fluchende Bewegung setzt, während alle Lücken auf der Galerie, als sei sie ein massives Steingewölbe, ausgefüllt werden und durch die beiden Seitentüren noch das Gewicht der draußenstehenden Menschenmenge hereindrängt. Unten im Hause scheint sich ein gleiches Interesse kund zu geben, denn so wie jene Gestalt sich langsam in einer vertikalen Krümmung, oder vielmehr in einem vertikalen Zickzack steif zusammengefügter Linien, auseinander wickelt, sind die paar sonstigen Zeloten auf beiden Seiten, die sich schreiend entgegendämmen wollten, schnell wieder auf ihre Sitze zurückgesunken, als hätten sie eine verborgene Windbüchse unter der Robe des Sprechers bemerkt.

Nach diesem vorbereitenden Geräusch und während der atemlosen Stille, die darauf folgte, hat sich Henry Brougham langsam und bedächtigen Schrittes dem Tische genähert, und bleibt dort zusammengebückt

stehen — die Schultern in die Höhe gezogen, der Kopf vorwärts gebeugt, seine Oberlippe und Nasenflügel in zitternder Bewegung, als fürchte er ein Wort zu sprechen. Sein Aussehen, sein Wesen gleicht fast einem jener Prediger, die auf freiem Felde predigen — nicht einem modernen Manne dieser Art, der die müßige Sonntagsmenge nach sich zieht, sondern einem solchen Prediger aus alten Zeiten, der die Reinheit des Glaubens zu erhalten und in der Wildnis zu verbreiten suchte, wenn sie aus der Stadt und selbst aus der Kirche verbannt war. Die Töne seiner Stimme sind voll und melodisch, doch sie erheben sich langsam, bedächtig, und wie man zu glauben versucht ist, auch sehr mühsam, so daß man nicht weiß, ob die geistige Macht des Mannes unfähig ist, den Gegenstand zu beherrschen, oder ob seine physische Kraft unfähig ist, ihn auszusprechen. Sein erster Satz, oder vielmehr die ersten Glieder seines Satzes — denn man findet bald, daß bei ihm jeder Satz in Form und Gehalt weiter reicht, als die ganze Rede mancher anderen Leute — kommen sehr kalt und unsicher hervor, und überhaupt so entfernt von der eigentlichen Streitfrage, daß man nicht begreifen kann, wie er sie darauf hinbiegen wird. Jeder dieser Sätze, freilich, ist tief, klar, an und für sich selbst befriedigend, sichtbar mit künstlicher Wahl aus den gewähltesten Materialien deduziert, und mögen sie kommen aus welchem Fache des Wissens es immerhin sein mag, so enthalten sie doch dessen reinste Essenz. Man fühlt, daß sie alle nach einer bestimmten Richtung hingebogen werden, und zwar hingebogen mit einer starken Kraft, aber diese Kraft ist noch immer unsichtbar wie der Wind, und wie von diesem, weiß man nicht woher sie kommt und wohin sie geht.

Wenn aber eine hinreichende Anzahl von diesen

Anfangssätzen vorausgeschickt sind, wenn jeder Hülfssatz, den menschliche Wissenschaft zur Feststellung einer Schlußfolge bieten kann, in Dienst genommen worden, wenn jeder Einspruch durch einen einzigen Stoß erfolgreich vorgeschoben ist, wenn das ganze Heer politischer und moralischer Wahrheiten in Schlachtordnung steht — dann bewegt es sich vorwärts zur Entscheidung, fest zusammengeschlossen wie eine macedonische Phalanx, und unwiderstehlich wie Hochländer, die mit gefälltem Bajonette eindringen.

Ist ein Hauptsatz gewonnen mit dieser scheinbaren Schwäche und Unsicherheit, wohinter sich aber eine wirkliche Kraft und Festigkeit verborgen hielt, dann erhebt sich der Redner, sowohl körperlich als geistig, und mit kühnerem und kürzerem Angriff erficht er einen zweiten Hauptsatz. Nach dem zweiten erkämpft er einen dritten, nach dem dritten einen vierten, und so weiter, bis alle Prinzipien und die ganze Philosophie der Streitfrage gleichsam erobert sind, bis jeder im Hause, der Ohren zum Hören und ein Herz zum Fühlen hat, von den Wahrheiten, die er eben vernommen, so unwiderstehlich, wie von seiner eigenen Existenz, überzeugt ist, so daß Brougham, wollte er hier stehen bleiben, schon unbedingt als der größte Logiker der St. Stephanskapelle gelten könnte. Die geistigen Hülfsquellen des Mannes sind wirklich bewunderungswürdig, und er erinnert fast an das altnordische Märchen, wo einer immer die ersten Meister in jedem Fache des Wissens getötet hat und dadurch der Alleinerbe ihrer sämtlichen Geistesfähigkeiten geworden ist. Der Gegenstand mag sein wie er will, erhaben oder gemeinplätzig, abstruse oder praktisch, so kennt ihn dennoch Heinrich Brougham, und er kennt ihn ganz aus dem Grunde. Andre mögen mit ihm

wetteifern, ja einer oder der andre mag ihn sogar übertreffen in der Kenntnis äußerer Schönheiten der alten Literatur, aber niemand ist tiefer als er durchdrungen von der herrlichen und glühenden Philosophie, die gewiß als ein kostbarster Edelstein hervorglänzt aus jenen Schmuckkästchen, die uns das Altertum hinterlassen hat. Brougham gebraucht nicht die klare, fehlerfreie und dabei etwas hofmäßige Sprache des Cicero, eben so wenig sind seine Reden in der Form denen des Demosthenes ähnlich, obgleich sie etwas von dessen Farbe an sich tragen, aber ihm fehlen weder die strenglogischen Schlüsse des römischen Redners noch die schrecklichen Zornworte des Griechen. Dazu kommt noch, daß keiner besser, als er es versteht, das Wissen des Tages in seinen Parlamentsreden zu benutzen, so daß diese zuweilen, abgesehen von ihrer politischen Tendenz und Bedeutung, schon als bloße Vorlesungen über Philosophie, Literatur und Künste, unsre Bewunderung verdienen würden.

Es ist indessen gänzlich unmöglich, den Charakter dieses Mannes zu analysieren, während man ihn sprechen hört. Wenn er, wie schon oben erwähnt worden, das Gebäude seiner Rede auf einen guten philosophischen Boden und in der Tiefe der Vernunft gegründet hat, wenn er nochmals zu dieser Arbeit zurückgekehrt, Senkblei und Richtmaß anlegt, um zu untersuchen, ob alles in Ordnung ist, und mit einer Riesenhand zu prüfen scheint, ob alles auch sicher zusammenhält, wenn er die Gedanken aller Zuhörer mit Argumenten festgebunden, wie mit Seilen, die keiner zu zerreißen im Stande ist — dann springt er gewaltig auf das Gebäude, das er sich gezimmert hat, es erhebt sich seine Gestalt und sein Ton, er beschwört die Leidenschaften aus ihren geheimsten Winkeln, und über-

wältigt und erschüttert die maulaufsperrenden Parlamentsgenossen und das ganze, dröhnende Haus. Jene Stimme, die erst so leise und anspruchslos war, gleicht jetzt dem betäubenden Brausen und den unendlichen Wogen des Meeres, jene Gestalt, die vorher unter ihrem eigenen Gewichte zu sinken schien, sieht jetzt aus, als hätte sie Nerven von Stahl, Sehnen von Kupfer, ja als sei sie unsterblich und unveränderlich wie die Wahrheiten, die sie eben ausgesprochen, jenes Gesicht, welches vorher blaß und kalt war wie ein Stein, ist jetzt belebt und leuchtend, als wäre der innere Geist noch mächtiger, als die gesprochenen Worte, und jene Augen, die uns anfänglich mit ihren blauen und stillen Kreisen so demütig ansahen, als wollten sie unsre Nachsicht und Verzeihung erbitten, aus denselben Augen schießt jetzt ein meteorisches Feuer, das alle Herzen zur Bewunderung entzündet. So schließt der zweite, der leidenschaftliche oder deklamatorische Teil der Rede.

Wenn er das erreicht hat, was man für den Gipfel der Beredsamkeit halten möchte, wenn er gleichsam umher blickt, um die Bewunderung, die er hervorgebracht, mit Hohnlächeln zu betrachten, dann sinkt seine Gestalt wieder zusammen und auch seine Stimme fällt herab bis zum sonderbarsten Flüstern, das jemals aus der Brust eines Menschen hervorgekommen. Dieses seltsame Herabstimmen, oder vielmehr Fallenlassen des Ausdrucks, der Gebärde und der Stimme, welches Brougham in einer Vollkommenheit besitzt, wie es bei gar keinem anderen Redner gefunden wird, bringt eine wunderbare Wirkung hervor, und jene tiefen, feierlichen, fast hingemurmelten Worte, die jedoch bis auf den Anhauch jeder einzelnen Silbe vollkommen vernehmbar sind, tragen in sich eine Zaubergewalt, der

man nicht widerstehen kann, selbst wenn man sie zum erstenmale hört und ihre eigentliche Bedeutung und Wirkung noch nicht kennen gelernt hat. Man glaube nur nicht etwa, der Redner oder die Rede sei erschöpft. Diese gemilderten Blicke, diese gedämpften Töne bedeuten nichts weniger als den Anfang einer Peroratio, womit der Redner, als ob er fühle, daß er etwas zu weit gegangen, seine Gegner wieder besänftigen will. Im Gegenteil, dieses Zusammenkrümmen des Leibes ist kein Zeichen von Schwäche, und dieses Fallenlassen der Stimme ist kein Vorspiel von Furcht und Unterwürfigkeit: es ist das lose, hängende Vorbeugen des Leibes, bei einem Ringer, der die Gelegenheit erspäht, wo er seinen Gegner desto gewaltsamer umwinden kann, es ist das Zurückspringen des Tigers, der gleich darauf mit desto sicherern Krallen auf seine Beute losstürzt, es ist das Zeichen, daß Heinrich Brougham seine ganze Rüstung anlegt und seine mächtigste Waffe ergreift. In seinen Argumenten war er klar und überzeugend; in seiner Beschwörung der Leidenschaften war er zwar etwas hochmütig, doch auch mächtig und siegreich; jetzt aber legt er den letzten, ungeheuersten Pfeil auf seinen Bogen — er wird fürchterlich in seinen Invektiven. Wehe dem Manne, dem jenes Auge, das vorher so ruhig und blau war, jetzt entgegenflammt aus dem geheimnisvollen Dunkel dieser zusammengezognen Brauen! Wehe dem Wicht, dem diese halbgeflüsterten Worte ein Vorzeichen sind von dem Unheil, das über ihn heranschwebt!

Wer als ein Fremder vielleicht heute zum erstenmal die Galerie des Parlamentes besucht, weiß nicht, was jetzt kommen wird. Er sieht bloß einen Mann, der ihn mit seinen Argumenten überzeugt, mit seiner Leidenschaft erwärmt hat, und jetzt mit jenem sonder-

baren Flüstern einen sehr lahmen, schwächlichen Schluß anzubringen scheint. O Fremdling! wärest du bekannt mit den Erscheinungen dieses Hauses und auf einem Sitze, wo du alle Parlamentsglieder übersehen könntest, so würdest du bald merken, daß diese in Betreff eines solchen lahmen, schwächlichen Schlusses durchaus nicht deiner Meinung sind. Du würdest manchen bemerken, den Parteisucht oder Anmaßung in dieses stürmische Meer, ohne gehörigen Ballast und das nötige Steuerruder, hineingetrieben hat, und der nun so furchtsam und ängstlich umherblickt, wie ein Schiffer auf dem chinesischen Meere, wenn er an einer Seite des Horizontes jene dunkle Ruhe entdeckt, die ein sicheres Vorzeichen ist, daß von der andern Seite, ehe eine Minute vergeht, der Typhon heranweht mit seinem verderblichen Hauche; — du würdest irgend einen kleinen Mann bemerken, der fast greinen möchte und an Leib und Seele schauert wie ein kleines Vögelchen, das in die Zaubernähe einer Klapperschlange geraten ist, seine Gefahr entsetzlich fühlt und sich doch nicht helfen kann und mit jämmerlich närrischer Miene dem Untergange sich darbietet; — du würdest einen langen Antagonisten bemerken, der sich mit schlotternden Beinen an der Bank festklammert, damit der heranziehende Sturm ihn nicht fortfegt; — oder du bemerkst sogar einen stattlichen, wohlbeleibten Repräsentanten irgend einer fetten Grafschaft, der beide Fäuste in das Kissen seiner Bank hineingräbt, völlig entschlossen, im Fall ein Mann von seiner Wichtigkeit aus dem Hause geschleudert würde, dennoch seinen Sitz zu bewahren und unter sich von dannen zu führen.

Und nun kommt es: — die Worte, welche so tiefgeflüstert und gemurmelt wurden, schwellen an so laut, daß sie selbst den Jubelruf der eignen Partei übertönen,

und nachdem irgend ein unglückseliger Gegner bis auf die Knochen geschunden, und seine verstümmelten Glieder durch alle Redefiguren durchgestampft worden, dann ist der Leib des Redners wie niedergebrochen und zerschlagen von der Kraft seines eignen Geistes, er sinkt auf seinen Sitz zurück und der Beifallärm der Versammlung kann jetzt unaufhaltbar hervorbrechen.«

Ich habe es nie so glücklich getroffen, daß ich Brougham während einer solchen Rede im Parlamente ruhig betrachten konnte. Nur stückweis oder Unwichtiges hörte ich ihn sprechen, und nur selten kam er mir dabei selbst zu Gesicht. Immer aber — das merkte ich gleich — sobald er das Wort nahm, erfolgte eine tiefe, fast ängstliche Stille. Das Bild, das oben von ihm entworfen worden, ist gewiß nicht übertrieben. Seine Gestalt, von gewöhnlicher Manneslänge, ist sehr dünn, ebenfalls sein Kopf, der mit kurzen, schwarzen Haaren, die sich der Schläfe glatt anlegen, spärlich bedeckt ist. Das blasse, längliche Gesicht erscheint dadurch noch dünner, die Muskeln desselben sind in krampfhafter, unheimlicher Bewegung, und wer sie beobachtet, sieht des Redners Gedanken, ehe sie gesprochen sind. Dieses schadet seinen witzigen Einfällen, denn für Witze und Geldborger ist es heilsam, wenn sie uns unangemeldet überraschen. Obgleich sein schwarzer Anzug, bis auf den Schnitt des Fracks, ganz gentlemännisch ist, so trägt solcher doch dazu bei, ihm ein geistliches Ansehen zu geben. Vielleicht bekommt er dieses noch mehr durch seine oft gekrümmte Rückenbewegung und die lauernde, ironische Geschmeidigkeit des ganzen Leibes. Einer meiner Freunde hat mich zuerst auf dieses »Klerikalische« in Broughams Wesen aufmerksam gemacht, und durch die obige Schilderung wird diese

feine Bemerkung bestätigt. Mir ist zuerst das »Advokatische« im Wesen Broughams aufgefallen, besonders durch die Art, wie er beständig mit dem vorgestreckten Zeigefinger demonstriert, und mit vorgebeugtem Haupte selbstgefällig dazu nickt.

Am bewunderungswürdigsten ist die rastlose Tätigkeit dieses Mannes. Jene Parlamentsreden hält er, nachdem er vielleicht schon acht Stunden lang seine täglichen Berufsgeschäfte, nämlich das Advozieren in den Gerichtssälen, getrieben, und vielleicht die halbe Nacht an Aufsätzen für das Edinburgh Review oder an seinen Verbesserungen des Volksunterrichts und der Kriminalgesetze gearbeitet hat. Erstere Arbeiten, der Volksunterricht, werden gewiß einst schöne Früchte hervorbringen. Letztere, die Kriminalgesetzgebung, womit Brougham und Peel sich jetzt am meisten beschäftigen, sind vielleicht die nützlichsten, wenigstens die dringendsten; denn Englands Gesetze sind noch grausamer als seine Oligarchen. Der Prozeß der Königin begründete zuerst Broughams Zelebrität. Er kämpfte wie ein Ritter für diese hohe Dame, und wie ich von selbst versteht, wird Georg IV. niemals dies Dienste vergessen, die er seiner lieben Frau geleistet hat. Deshalb, als vorigen April die Opposition siegte, kam Brougham dennoch nicht ins Ministerium, obgleich ihm, als leader of the opposition, in diesem Falle, nach altem Brauch, ein solcher Eintritt gebührte.

## IX

## Die Emanzipation

Wenn man mit dem dümmsten Engländer über Politik spricht, so wird er doch immer etwas Vernünf-

tiges zu sagen wissen. Sobald man aber das Gespräch auf Religion lenkt, wird der gescheiteste Engländer nichts als Dummheiten zu Tage fördern. Daher entsteht wohl jene Verwirrung der Begriffe, jene Mischung von Weisheit und Unsinn, sobald im Parlamente die Emanzipation der Katholiken zur Sprache kommt, eine Streitfrage, worin Politik und Religion kollidieren. Selten in ihren parlamentarischen Verhandlungen ist es den Engländern möglich ein Prinzip auszusprechen, sie diskutieren nur den Nutzen oder Schaden der Dinge, und bringen Fakta, die einen pro, die anderen contra, zum Vorschein.

Mit Faktis aber kann man zwar streiten, doch nicht siegen, da gibt es nichts als ein materielles Hin- und Herschlagen, und das Schauspiel eines solchen Streites gemahnt uns an wohlbekannte pro patria-Kämpfe deutscher Studenten, deren Resultat darauf hinausläuft, daß so und so viel Gänge gemacht worden, so und so viel Quarten und Terzen gefallen sind, und nichts damit bewiesen worden.

Im Jahr 1827, wie sich von selbst versteht, haben wieder die Emanzipationisten gegen die Oranienmänner in Westminster gefochten, und wie sich von selbst versteht, es ist nichts dabei herausgekommen. Die besten Schläger der Emanzipationisten waren Burdett, Plunkett, Brougham und Canning. Ihre Gegner, Herrn Peel ausgenommen, waren wieder die bekannten, oder besser gesagt, die unbekannten Fuchsjäger.

Von jeher stimmten die geistreichsten Staatsmänner Englands für die bürgerliche Gleichstellung der Katholiken, sowohl aus Gründen des innigsten Rechtsgefühls als auch der politischen Klugheit. Pitt selbst, der Erfinder des stabilen Systems, hielt die Partei der Katholiken. Gleichfalls Burke, der große Renegat der Freiheit, konnte nicht so weit die Stimme seines Herzens

unterdrücken, daß er gegen Irland gewirkt hätte. Auch Canning, sogar damals, als er noch ein toriescher Knecht war, konnte nicht ungerührt das Elend Irlands betrachten, und wie teuer ihm dessen Sache war, hat er zu einer Zeit, als man ihn der Lauigkeit bezüchtigte, gar rührend naiv ausgesprochen. Wahrlich, ein großer Mensch kann, um große Zwecke zu erreichen, oft gegen seine Überzeugung handeln und zweideutig oft von einer Partei zur andern übergehen, — man muß alsdann billig bedenken, daß derjenige, der sich auf einer gewissen Höhe behaupten will, ebenso den Umständen nachgeben muß, wie der Hahn auf dem Kirchturm, den, obgleich er von Eisen ist, jeder Sturmwind zerbrechen und herabschleudern würde, wenn er trotzig unbeweglich bliebe und nicht die edle Kunst verstände sich nach jedem Winde zu drehen. Aber nie wird ein großer Mensch so weit die Gefühle seiner Seele verleugnen können, daß er das Unglück seiner Landsleute mit indifferenter Ruhe ansehen und sogar vermehren könnte. Wie wir unsere Mutter lieben, so lieben wir auch den Boden, worauf wir geboren sind, so lieben wir die Blumen, den Duft, die Sprache und die Menschen, die aus diesem Boden hervorgeblüht sind, keine Religion ist so schlecht und keine Politik ist so gut, daß sie im Herzen ihrer Bekenner solche Liebe ersticken könnte, obgleich sie Protestanten und Tories waren, konnten Burke und Canning doch nimmermehr Partei nehmen gegen das arme, grüne Erin: Irländer, die schreckliches Elend und namenlosen Jammer über ihr Vaterland verbreiten, sind Menschen — wie der selige Castlereagh.

Daß die große Masse des englischen Volkes gegen die Katholiken gestimmt ist, und täglich das Parlament bestürmt, ihnen nicht mehr Rechte einzuräumen, ist

ganz in der Ordnung. Es liegt in der menschlichen Natur eine solche Unterdrückungssucht, und wenn wir auch, was jetzt beständig geschieht, über bürgerliche Ungleichheit klagen, so sind alsdann unsere Augen nach oben gerichtet, wir sehen nur diejenigen, die über uns stehen, und deren Vorrechte uns beleidigen, abwärts sehen wir nie bei solchen Klagen, es kommt uns nie in den Sinn, diejenigen, welche durch Gewohnheitsunrecht noch unter uns gestellt sind, zu uns heraufzuziehen, ja uns verdrießt es sogar, wenn diese ebenfalls in die Höhe streben, und wir schlagen ihnen auf die Köpfe. Der Kreole verlangt die Rechte des Europäers, spreizt sich aber gegen den Mulatten, und sprüht Zorn, wenn dieser sich ihm gleichstellen will. Ebenso handelt der Mulatte gegen den Mestizen und dieser wieder gegen den Neger. Der frankfurter Spießbürger ärgert sich über Vorrechte des Adels, aber er ärgert sich noch mehr, wenn man ihm zumutet, seine Juden zu emanzipieren. Ich habe einen Freund in Polen, der für Freiheit und Gleichheit schwärmt, aber bis auf diese Stunde seine Bauern noch nicht aus ihrer Leibeigenschaft entlassen hat.

Was den englischen Klerus betrifft, so bedarf es keiner Erörterung, weshalb von dieser Seite die Katholiken verfolgt werden. Verfolgung der Andersdenkenden ist überall das Monopol der Geistlichkeit, und auch die anglikanische Kirche behauptet streng ihre Rechte. Freilich, die Zehnten sind ihr die Hauptsache, sie würde durch die Emanzipation der Katholiken einen großen Teil ihres Einkommens verlieren, und Aufopferung eigener Interessen ist ein Talent, das den Priestern der Liebe eben so sehr abgeht, wie den sündigen Laien. Dazu kommt noch, daß jene glorreiche Revolution, welcher England die meisten seiner jetzi-

gen Freiheiten verdankt, aus religiösem, protestantischem Eifer hervorgegangen: ein Umstand, der den Engländern gleichsam noch besondere Pflichten der Dankbarkeit gegen die herrschende protestantische Kirche auferlegt, und sie diese als das Hauptbollwerk ihrer Freiheit betrachten läßt. Manche ängstliche Seelen unter ihnen mögen wirklich den Katholizismus und dessen Wiedereinführung fürchten, und an die Scheiterhaufen von Smithfield denken — und ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Auch gibt es ängstliche Parlamentsglieder, die ein neues Pulvercomplot befürchten — diejenigen fürchten das Pulver am meisten, die es nicht erfunden haben — und da wird es ihnen oft, als fühlten sie, wie die grünen Bänke, worauf sie in der St. Stephanskapelle sitzen, allmählig warm und wärmer werden, und wenn irgend ein Redner, wie oft geschieht, den Namen Guy Fawkes erwähnt, rufen sie ängstlich: »hear him! hear him!« Was endlich den Rektor von Göttingen betrifft, der in London eine Anstellung als König von England hat, so kennt jeder seine Mäßigkeitspolitik: er erklärt sich für keine von beiden Parteien, er sieht gern, daß sie sich bei ihren Kämpfen wechselseitig schwächen, er lächelt nach herkömmlicher Weise, wenn sie friedlich bei ihm kouren, er weiß alles und tut nichts, und verläßt sich im schlimmsten Fall auf seinen Oberschnurren Wellington.

Man verzeihe mir, daß ich in flipprigem Tone eine Streitfrage behandle, von deren Lösung das Wohl Englands und daher vielleicht mittelbar das Wohl der Welt abhängt. Aber eben, je wichtiger ein Gegenstand ist, desto lustiger muß man ihn behandeln, das blutige Gemetzel der Schlachten, das schaurige Sichelwetzen des Todes wäre nicht zu ertragen, erklänge nicht dabei die betäubende türkische Musik mit ihren

freudigen Pauken und Trompeten. Das wissen die Engländer, und daher bietet ihr Parlament auch ein heiteres Schauspiel des unbefangensten Witzes und der witzigsten Unbefangenheit, bei den ernsthaftesten Debatten, wo das Leben von Tausenden und das Heil ganzer Länder auf dem Spiel steht, kommt doch keiner von ihnen auf den Einfall ein deutsch steifes Landständegesicht zu schneiden, oder französisch pathetisch zu deklamieren, und wie ihr Leib, so gebärdet sich alsdann auch ihr Geist ganz zwanglos, Scherz, Selbstpersiflage, Sarkasmen, Gemüt und Weisheit, Malice und Güte, Logik und Verse sprudeln hervor im blühendsten Farbenspiel, so daß die Annalen des Parlaments uns noch nach Jahren die geistreichste Unterhaltung gewähren. Wie sehr kontrastieren dagegen die öden, ausgestopften, löschpapiernen Reden unserer süddeutschen Kammern, deren Langweiligkeit auch der geduldigste Zeitungsleser nicht zu überwinden vermag, ja deren Duft schon einen lebendigen Leser verscheuchen kann, so daß wir glauben müssen, jene Langweiligkeit sei geheime Absicht, um das große Publikum von der Lektüre jener Verhandlungen abzuschrecken, und sie dadurch trotz ihrer Öffentlichkeit, dennoch im Grunde ganz geheim zu halten.

Ist also die Art wie die Engländer im Parlamente die katholische Streitfrage abhandeln, wenig geeignet, ein Resultat hervorzubringen, so ist doch die Lektüre dieser Debatten um so interessanter, weil Fakta mehr ergötzen als Abstraktionen, und gar besonders amüsant ist es, wenn fabelgleich irgend eine Parallelgeschichte erzählt wird, die den gegenwärtigen, bestimmten Fall witzig persifliert, und dadurch vielleicht am glücklichsten illustriert. Schon bei den Debatten über die Thronrede, am 3. Februar 1825, vernahmen wir

im Oberhause eine jener Parallelgeschichten, wie ich sie oben bezeichnet, und die ich wörtlich hierhersetze: ‹vid. Parliamentary history and review during the session of 1825—1826. Pag. 31.›

»Lord King bemerkte, daß wenn auch England blühend und glücklich genannt werden könne, so befänden sich doch sechs Millionen Katholiken in einem ganz andern Zustande, jenseits des irländischen Kanals, und die dortige schlechte Regierung sei eine Schande für unser Zeitalter und für alle Britten. Die ganze Welt, sagte er, ist jetzt zu vernünftig, um Regierungen zu entschuldigen, welche ihre Untertanen wegen Religionsdifferenzen bedrücken oder irgend eines Rechtes berauben. Irland und die Türkei könnte man als die einzigen Länder Europas bezeichnen, wo ganze Menschenklassen ihres Glaubens wegen unterdrückt und gekränkt werden. Der Großsultan hat sich bemüht, die Griechen zu bekehren, in derselben Weise wie das englische Gouvernement die Bekehrung der irländischen Katholiken betrieben, aber ohne Erfolg. Wenn die unglücklichen Griechen über ihre Leiden klagten, und demütigst baten, ein bißchen besser als mahomedanische Hunde behandelt zu werden, ließ der Sultan seinen Großvezier holen, um Rat zu schaffen. Dieser Großvezier war früherhin ein Freund und späterhin ein Feind der Sultanin gewesen. Er hatte dadurch in der Gunst seines Herrn ziemlich gelitten, und in seinem eigenen Divan, von seinen eigenen Beamten und Dienern, manchen Widerspruch ertragen müssen ‹Gelächter›. Er war ein Feind der Griechen. Dem Einfluß nach die zweite Person im Divan, war der Reis Effendi, welcher den gerechten Forderungen jenes unglücklichen Volkes freundlich geneigt war. Dieser Beamte, wie man wußte, war Minister der äußern An-

gelegenheiten, und seine Politik verdiente und erhielt allgemeinen Beifall. Er zeigte in diesem Felde außerordentliche Liberalität und Talente, er tat viel Gutes, verschaffte der Regierung des Sultans viel Popularität, und würde noch mehr ausgerichtet haben, hätten ihn nicht seine minder erleuchteten Kollegen in allen seinen Maßregeln gehemmt. Er war in der Tat der einzige Mann von wahrem Genie im ganzen Divan ⟨Gelächter⟩, und man achtete ihn als eine Zierde türkischer Staatsleute, da er auch mit poetischen Talenten begabt war. Der Kiaya-Bei oder Minister des Innern und der Kapitan Pascha waren wiederum Gegner der Griechen, aber der Chorführer der ganzen Opposition gegen die Rechtsansprüche dieses Volks war der Obermufti, oder das Haupt des Mahomedanischen Glaubens ⟨Gelächter⟩. Dieser Beamte war ein Feind jeder Veränderung. Er hatte sich regelmäßig widersetzt bei allen Verbesserungen im Handel, bei allen Verbesserungen in der Justiz, bei jeder Verbesserung in der ausländischen Politik ⟨Gelächter⟩. Er zeigte und erklärte sich jedesmal als der größte Verfechter der bestehenden Mißbräuche. Er war der vollendetste Intrigant im ganzen Divan ⟨Gelächter⟩. In früherer Zeit hatte er sich für die Sultanin erklärt, aber er wandte sich gegen sie, sobald er befürchtete, daß er dadurch seine Stelle im Divan verlieren könne, er nahm sogar die Partei ihrer Feinde. Einst wurde der Vorschlag gemacht, einige Griechen in das Corps der regulären Truppen oder Janitscharen aufzunehmen, aber der Obermufti erhob dagegen ein so heilloses Zetergeschrei — ähnlich unserem No popery-Geschrei — daß diejenigen, welche jene Maßregel genehmigt, aus dem Divan scheiden mußten. Er gewann selbst die Oberhand, und sobald dies geschah, erklärte er sich

für eben dieselbe Sache, wogegen er vorhin am meisten geeifert hatte ‹Gelächter›. Er sorgte für des Sultans Gewissen und für sein eigenes, doch will man bemerkt haben, daß sein Gewissen niemals mit seinen Interessen in Opposition war ‹Gelächter›. Da er aufs Genaueste die türkische Konstitution studiert, hatte er ausgefunden, daß sie wesentlich mahomedanisch sei ‹Gelächter›, und folglich allen Vorrechten der Griechen feindselig sein müsse. Er hatte deshalb beschlossen, der Sache der Intoleranz fest ergeben zu bleiben, und war bald umringt von Mollahs, Imans und Derwischen, welche ihn in seinen edeln Vorsätzen bestärkten. Um das Bild dieser Spaltung im Divan zu vollenden, sei noch erwähnt, daß dessen Mitglieder übereinkamen, sie wollten bei gewissen Streitfragen einig, und bei andern wieder entgegengesetzter Meinung sein, ohne ihre Vereinigung zu brechen. Nachdem man nun die Übel, die durch solch einen Divan entstanden, gesehen hat, nachdem man gesehen, wie das Reich der Muselmänner zerrissen worden, durch eben ihre Intoleranz gegen die Griechen und ihre Uneinigkeit unter sich selbst: so sollte man doch den Himmel bitten das Vaterland vor einer solchen Cabinetsspaltung zu bewahren.«

Es bedarf keines sonderlichen Scharfsinns, um die Personen zu erraten, die hier in türkische Namen vermummt sind, noch weniger ist es von nöten, die Moral der Geschichte in trocknen Worten herzusetzen. Die Kanonen von Navarino haben sie laut genug ausgesprochen, und wenn einst die hohe Pforte zusammenbricht — und brechen wird sie trotz Peras bevollmächtigten Lakaien, die sich dem Unwillen der Völker entgegenstämmen — dann mag John Bull in seinem Herzen bedenken: mit verändertem Namen spricht von

dir die Fabel. Etwas der Art mag England schon jetzt ahnen, indem seine besten Publizisten sich gegen den Interventionskrieg erklären, und ganz naiv darauf hindeuten, daß die Völker Europas mit gleichem Rechte sich der irländischen Katholiken annehmen, und der englischen Regierung eine bessere Behandlung derselben abzwingen könnten. Sie glauben hiermit das Interventionsrecht widerlegt zu haben, und haben es nur noch deutlicher illustriert. Freilich hätten Europas Völker das heiligste Recht, sich für die Leiden Irlands, mit gewaffneter Hand, zu verwenden, und dieses Recht würde auch ausgeübt werden, wenn nicht das Unrecht stärker wäre. Nicht mehr die gekrönten Häuptlinge, sondern die Völker selbst sind die Helden der neuern Zeit, auch diese Helden haben eine heilige Allianz geschlossen, sie halten zusammen, wo es gilt für das gemeinsame Recht, für das Völkerrecht der religiösen und politischen Freiheit, sie sind verbunden durch die Idee, sie haben sie beschworen und dafür geblutet, ja sie sind selbst zur Idee geworden — und deshalb zuckt es gleich schmerzhaft durch alle Völkerherzen, wenn irgendwo, sei es auch im äußersten Winkel der Erde, die Idee beleidigt wird.

## X

## Wellington

Der Mann hat das Unglück überall Glück zu haben, wo die größten Männer der Welt Unglück hatten, und das empört uns und macht ihn verhaßt. Wir sehen in ihm nur den Sieg der Dummheit über das Genie — Arthur Wellington triumphiert, wo Napoleon Bonaparte untergeht! Nie ward ein Mann ironischer von

Fortuna begünstigt, und es ist als ob sie seine öde Winzigkeit zur Schau geben wollte, indem sie ihn auf das Schild des Sieges emporhebt. Fortuna ist ein Weib, und nach Weiberart grollt sie vielleicht heimlich dem Manne, der ihren ehemaligen Liebling stürzte, obgleich dessen Sturz ihr eigner Wille war. Jetzt, bei der Emanzipation der Katholiken, läßt sie ihn wieder siegen, und zwar in einem Kampfe, worin Georg Canning zu Grunde ging. Man würde ihn vielleicht geliebt haben, wenn der elende Londonderry sein Vorgänger im Ministerium gewesen wäre; jetzt aber war er der Nachfolger des edlen Canning, des vielbeweinten, angebeteten, großen Canning — und er siegt wo Canning zu Grunde ging. Ohne solches Unglück des Glücks würde Wellington vielleicht für einen großen Mann passieren, man würde ihn nicht hassen, nicht genau messen, wenigstens nicht mit dem heroischen Maßstabe, womit man einen Napoleon und einen Canning mißt, und man würde nicht entdeckt haben, wie klein er ist als Mensch.

Er ist ein kleiner Mensch, und noch weniger als klein. Die Franzosen haben von Polignac nichts Ärgeres sagen können, als: er sei ein Wellington ohne Ruhm. In der Tat, was bleibt übrig, wenn man einem Wellington die Feldmarschalluniform des Ruhmes auszieht?

Ich habe hier die beste Apologie des Lord Wellington — im englischen Sinne des Wortes — geliefert. Man wird sich aber wundern, wenn ich ehrlich gestehe, daß ich diesen Helden einst sogar mit vollen Segeln gelobt habe. Es ist eine gute Geschichte, und ich will sie hier erzählen:

Mein Barbier in London war ein Radikaler, genannt Mister White, ein armer kleiner Mann in einem abgeschabten schwarzen Kleide, das einen weißen Wider-

schein gab, er war so dünn, daß die Façade seines Gesichtes nur ein Profil zu sein schien, und die Seufzer in seiner Brust sichtbar waren noch ehe sie aufstiegen. Er seufzte nämlich immer über das Unglück von Alt-England und über die Unmöglichkeit jemals die Nationalschuld zu bezahlen.

»Ach!« — hörte ich ihn gewöhnlich seufzen — »was brauchte sich das englische Volk darum zu bekümmern wer in Frankreich regierte und was die Franzosen in ihrem Lande trieben? Aber der hohe Adel und die hohe Kirche fürchteten die Freiheitsgrundsätze der französischen Revolution, und um diese Grundsätze zu unterdrücken, mußte John Bull sein Blut und sein Geld hergeben, und noch obendrein Schulden machen. Der Zweck des Krieges ist jetzt erreicht, die Revolution ist unterdrückt, den französischen Freiheitsadlern sind die Flügel beschnitten, der hohe Adel und die hohe Kirche können jetzt ganz sicher sein, daß keiner derselben über den Kanal fliegt, und der hohe Adel und die hohe Kirche sollten jetzt wenigstens die Schulden bezahlen, die für ihr eignes Interesse, und nicht für das arme Volk gemacht worden sind. Ach! das arme Volk —«

Immer wenn er an »das arme Volk« kam, seufzte Mister White noch tiefer, und der Refrain war dann, daß das Brot und der Porter so teuer sei, und daß das arme Volk verhungern müsse, um dicke Lords, Jagdhunde und Pfaffen zu füttern, und daß es nur Eine Hülfe gäbe. Bei diesen Worten pflegte er auch das Messer zu schleifen, und während er es über das Schleifleder hin und herzog, murmelte er ingrimmig langsam: »Lords, Hunde, Pfaffen!«

Gegen den Duke of Wellington kochte aber sein radikaler Zorn immer am heftigsten, er spuckte Gift

und Galle sobald er auf diesen zu sprechen kam, und wenn er mich unterdessen einseifte, so geschah es mit schäumender Wut. Einst wurde ich ordentlich bange, als er mich just nahe beim Halse barbierte, während er so heftig gegen Wellington loszog, und beständig dazwischen murmelte: »hätte ich ihn nur so unterm Messer, ich würde ihm die Mühe ersparen sich selbst die Kehle abzuschneiden, wie sein Amtsbruder und Landsmann Londonderry, der sich die Kehle abgeschnitten zu North-Cray in der Grafschaft Kent — Gott verdamm ihn«.

Ich fühlte schon wie die Hand des Mannes zitterte, und aus Furcht, daß er in der Leidenschaft sich plötzlich einbilden könnte, ich sei der Duke of Wellington, suchte ich seine Heftigkeit herabzustimmen, und ihn unter der Hand zu besänftigen. Ich nahm seinen Nationalstolz in Anspruch, ich stellte ihm vor, daß Wellington den Ruhm der Engländer befördert, daß er immer nur eine unschuldige Maschine in dritten Händen gewesen sei, daß er gern Beefsteaks esse, und daß er endlich — Gott weiß! was ich noch mehr von Wellington rühmte, als mir das Messer an der Kehle stand.

---

Was mich am meisten ärgert, ist der Gedanke, daß Arthur Wellington eben so unsterblich wird wie Napoleon Bonaparte. Ist doch, in ähnlicher Weise, der Name Pontius Pilatus eben so unvergeßlich geblieben, wie der Name Christi. Wellington und Napoleon! Es ist ein wunderbares Phänomen, daß der menschliche Geist, sich beide zu gleicher Zeit denken kann. Es gibt keine größern Kontraste als diese beiden, schon in ihrer äußeren Erscheinung. Wellington, das dumme Gespenst, mit einer aschgrauen Seele in einem steif-

leinenen Körper, ein hölzernes Lächeln in dem frierenden Gesichte — daneben denke man sich das Bild Napoleons, jeder Zoll ein Gott!

Nie schwindet dieses Bild aus meinem Gedächtnisse. Ich sehe ihn immer noch hoch zu Roß, mit den ewigen Augen in dem marmornen Imperatorgesichte, schicksalruhig hinabblickend auf die vorbeidefilierende Guarden — er schickte sie damals nach Rußland, und die alten Grenadiere schauten zu ihm hinauf, so schauerlich ergeben, so mitwissend ernst, so todesstolz —

Te, Caesar, morituri salutant!

Manchmal überschleicht mich geheimer Zweifel, ob ich ihn wirklich selbst gesehen, ob wir wirklich seine Zeitgenossen waren, und es ist mir dann als ob sein Bild, losgerissen aus dem kleinen Rahmen der Gegenwart, immer stolzer und herrischer zurückweiche in vergangenheitliche Dämmerung. Sein Name schon klingt uns wie eine Kunde der Vorwelt, und eben so antik und heroisch wie die Namen Alexander und Cäsar. Er ist schon ein Losungswort geworden unter den Völkern, und wenn der Orient und der Okzident sich begegnen, so verständigen sie sich durch diesen einzigen Namen.

Wie bedeutsam und magisch alsdann dieser Name erklingen kann, das empfand ich aufs Tiefste, als ich einst im Hafen von London, wo die indischen Docks sind, an Bord eines Ostindienfahrers stieg, der eben aus Bengalen angelangt war. Es war ein riesenhaftes Schiff und zahlreich bemannt mit Hindostanern. Die grotesken Gestalten und Gruppen, die seltsam bunten Trachten, die rätselhaften Mienen, die wunderlichen Leibesbewegungen, der wildfremde Klang der Sprache, des Jubels und des Lachens, dabei wieder der Ernst auf einigen sanftgelben Gesichtern, deren Augen, wie

schwarze Blumen, mich mit abenteuerlicher Wehmut ansahen — alles das erregte in mir ein Gefühl wie Verzauberung, ich war plötzlich wie versetzt in Scheherezades Märchen, und ich meinte schon, nun müßten auch breitblättrige Palmen und langhälsige Kamele, und goldbedeckte Elefanten und andre fabelhafte Bäume und Tiere zum Vorschein kommen. Der Superkargo, der sich auf dem Schiffe befand, und die Sprache jener Leute eben so wenig verstand als ich, konnte mir, mit echtbrittischer Beschränktheit, nicht genug erzählen, was das für ein närrisches Volk sei, fast lauter Mahomedaner, zusammengewürfelt aus allen Ländern Asiens, von der Grenze Chinas bis ans arabische Meer, darunter sogar einige pechschwarze, wollhaarige Afrikaner.

Des dumpfen abendländischen Wesens so ziemlich überdrüssig, so recht Europa-müde wie ich mich damals manchmal fühlte, war mir dieses Stück Morgenland, das sich jetzt heiter und bunt vor meinen Augen bewegte, eine erquickliche Labung, mein Herz erfrischten wenigstens einige Tropfen jenes Trankes, wonach es in trüb hannövrischen, oder königlich preußischen Winternächten so oft geschmachtet hatte, und die fremden Leute mochten es mir wohl ansehen, wie angenehm mir ihre Erscheinung war, und wie gern ich ihnen ein Liebeswörtchen gesagt hätte. Daß auch ich ihnen recht wohlgefiel, war den innigen Augen anzusehen, und sie hätten mir ebenfalls gern etwas Liebes gesagt, und es war eine Trübsal, daß keiner des andern Sprache verstand. Da endlich fand ich ein Mittel, ihnen meine freundschaftliche Gesinnung auch mit einem Worte kund zu geben, und ehrfurchtsvoll und die Hand ausstreckend, wie zum Liebesgruß, rief ich den Namen: »Mahomet!«

Freude überstrahlte plötzlich die dunklen Gesichter der fremden Leute, sie kreuzten ehrfurchtsvoll die Arme, und zum erfreuenden Gegengruß, riefen sie den Namen: »Bonaparte!«

## XI

## Die Befreiung

Wenn mir mal die Zeit der müßigen Untersuchungen wiederkehrt, so werde ich langweiligst gründlich beweisen: daß nicht Indien, sondern Egypten jenes Kastentum hervorgebracht hat, das, seit zwei Jahrtausenden, in jede Landestracht sich zu vermummen, und jede Zeit in ihrer eigenen Sprache zu täuschen wußte, das vielleicht jetzt tot ist, aber, den Schein des Lebens erheuchelnd, noch immer bösäugig und unheilstiftend unter uns wandelt, mit seinem Leichendufte unser blühendes Leben vergiftet, ja, als ein Vampyr des Mittelalters, den Völkern das Blut und das Licht aus den Herzen saugt. Dem Schlamme des Nil-Tals entstiegen nicht bloß die Krokodille, die so gut weinen können, sondern auch jene Priester, die es noch besser verstehen, und jener privilegiert erbliche Kriegerstand, der in Mordgier und Gefräßigkeit die Krokodille noch übertrifft.

Zwei tiefsinnige Männer, deutscher Nation, entdeckten den heilsamsten Gegenzauber wider die schlimmste aller egyptischen Plagen, und durch schwarze Kunst — durch die Buchdruckerei und das Pulver — brachen sie die Gewalt jener geistlichen und weltlichen Hierarchie, die sich aus einer Verbündung des Priestertums und der Kriegerkaste, nämlich der sogenannten katholischen Kirche und des Feudaladels, gebildet hatte,

und die ganz Europa weltlich und geistlich knechtete. Die Druckerpresse zersprengte das Dogmengebäude, worin der Großpfaffe von Rom die Geister gekerkert, und Nordeuropa atmete wieder frei, entlastet von dem nächtlichen Alp jener Klerisei, die zwar in der Form von der egyptischen Standeserblichkeit abgewichen war, im Geiste aber dem egyptischen Priestersysteme um so getreuer bleiben konnte, da sie sich nicht durch natürliche Fortpflanzung, sondern unnatürlich, durch mamelukenhafte Rekrutierung, als eine Korporation von Hagestolzen, noch schroffer darstellte. Eben so sehen wir, wie die Kriegerkaste ihre Macht verliert, seit die alte Handwerksroutine nicht mehr von Nutzen ist bei der neuen Kriegsweise; denn von dem Posaunentone der Kanonen werden jetzt die stärksten Burgtürme niedergeblasen, wie weiland die Mauern von Jericho, der eiserne Harnisch des Ritters schützt gegen den bleiernen Regen eben so wenig wie der leinene Kittel des Bauers; das Pulver macht die Menschen gleich, eine bürgerliche Flinte geht eben so gut los wie eine adlige Flinte — das Volk erhebt sich.

---

Die früheren Bestrebungen, die wir in der Geschichte der lombardischen und toskanischen Republiken, der spanischen Kommunen, und der freien Städte in Deutschland und andren Ländern erkennen, verdienen nicht die Ehre, eine Volkserhebung genannt zu werden; es war kein Streben nach Freiheit, sondern nach Freiheiten, kein Kampf für Rechte, sondern für Gerechtsame; Korporationen stritten um Privilegien, und es blieb alles in den festen Schranken des Gilden- und Zunftwesens. Erst zur Zeit der Reformation wurde der Kampf von allgemeiner und geistiger Art, und die Freiheit wurde verlangt, nicht als ein hergebrachtes

sondern als ein ursprüngliches, nicht als ein erworbenes sondern als ein angeborenes Recht. Da wurden nicht mehr alte Pergamente, sondern Prinzipien vorgebracht, und der Bauer in Deutschland und der Puritaner in England beriefen sich auf das Evangelium, dessen Aussprüche damals an Vernunft Statt galten, ja noch höher galten, nämlich als eine geoffenbarte Vernunft Gottes. Da stand deutlich ausgesprochen: daß die Menschen von gleich edler Geburt sind, daß hochmütiges Besserdünken verdammt werden muß, daß der Reichtum eine Sünde ist, und daß auch die Armen berufen sind zum Genusse, in dem schönen Garten Gottes, des gemeinsamen Vaters.

Mit der Bibel in der einen Hand und mit dem Schwerte in der anderen, zogen die Bauern durch das südliche Deutschland, und der üppigen Bürgerschaft im hochgetürmten Nüremberg ließen sie sagen: es solle künftig kein Haus im Reiche stehen bleiben, das anders aussähe als ein Bauernhaus. So wahr und tief hatten sie die Gleichheit begriffen. Noch heutigen Tags, in Franken und Schwaben, schauen wir die Spuren dieser Gleichheitslehre, und eine grauenhafte Ehrfurcht, vor dem Heiligen Geiste überschleicht den Wanderer, wenn er im Mondschein die dunkeln Burgtrümmer sieht aus der Zeit des Bauernkriegs. Wohl dem, der, nüchternen Sinns, nichts anderes sieht, ist man aber ein Sonntagskind — und das ist jeder Geschichtskundige — so sieht man auch die hohe Jagd, die der deutsche Adel, der roheste der Welt, gegen die Besiegten geübt, man sieht wie tausendweis die Wehrlosen totgeschlagen, gefoltert, gespießt und gemartert wurden, und aus den wogenden Kornfeldern sieht man sie geheimnisvoll nicken die blutigen Bauernköpfe, und drüber hin hört man pfeifen eine entsetzliche Lerche, rachegellend, wie der Pfeifer vom Helfenstein.

Etwas besser erging es den Brüdern in England und Schottland; ihr Untergang war nicht so schmählig und erfolglos, und noch jetzt sehen wir dort die Früchte ihres Regiments. Aber es gelang ihnen keine feste Begründung desselben, die sauberen Kavaliere herrschen wieder nach wie vor, und ergötzen sich an den Spaßgeschichten von den alten starren Stutzköpfen, die der befreundete Barde, zu ihrer müßigen Unterhaltung so hübsch beschrieben. Keine gesellschaftliche Umwälzung hat in Großbritannien stattgefunden, das Gerüste der bürgerlichen und politischen Institutionen blieb unzerstört, die Kastenherrschaft und das Zunftwesen hat sich dort bis auf den heutigen Tag erhalten, und obgleich getränkt von dem Lichte und der Wärme der neuern Zivilisation, verharrt England in einem mittelalterlichen Zustande, oder vielmehr im Zustande eines fashionablen Mittelalters. Die Konzessionen, die dort den liberalen Ideen gemacht worden, sind dieser mittelalterlichen Starrheit nur mühsam abgekämpft worden, und nie aus einem Prinzip, sondern aus der faktischen Notwendigkeit, sind alle modernen Verbesserungen hervorgegangen, und sie tragen alle den Fluch der Halbheit, die immer neue Drangsal und neuen Todeskampf und dessen Gefahren nötig macht. Die religiöse Reformation ist in England nur halb vollbracht, und zwischen den kahlen vier Gefängniswänden der bischöflich anglikanischen Kirche, befindet man sich noch viel schlechter, als in dem weiten, hübsch bemalten und weichgepolsterten Geisteskerker des Katholizismus. Mit der politischen Reformation ist es nicht viel besser gegangen, die Volksvertretung ist so mangelhaft als möglich: wenn die Stände sich auch nicht mehr durch den Rock trennen, so trennen sie sich doch noch immer durch verschiedenen Gerichtsstand, Patronage, Hof-

fähigkeit, Prärogative, Gewohnheitsvorrechte, und sonstige Fatalien, und wenn Eigentum und Person des Volks nicht mehr von aristokratischer Willkür, sondern vom Gesetze abhängen, so sind doch diese Gesetze nichts anderes als eine andere Art von Zähnen, womit die aristokratische Brut ihre Beute erhascht, und eine andere Art von Dolchen, womit sie das Volk meuchelt. Denn wahrlich, kein Tyrann vom Kontinente würde aus Willkürlust so viel Taxen erpressen, als das englische Volk von Gesetzwegen bezahlen muß, und kein Tyrann war jemals so grausam wie Englands Kriminalgesetze, die täglich morden, für den Betrag eines Schillings, und mit Buchstabenkälte. Wird auch, seit kurzem manche Verbesserung dieses trüben Zustandes in England vorbereitet, werden auch der weltlichen und geistlichen Habsucht hie und da Schranken gesetzt, wird auch jetzt die große Lüge einer Volksvertretung einigermaßen begütigt, indem man hie und da einem großen Fabrikorte die verwirkte Wahlstimme von einem rotten borough überträgt, wird gleichfalls hie und da die harsche Intoleranz gemildert, indem man auch einige andere Sekten bevorrechtet — so ist dieses alles doch nur leidige Altflickerei, die nicht lange vorhält, und der dümmste Schneider in England kann voraussehen, daß über kurz oder lang das alte Staatskleid in trübseligen Fetzen aus einander reißt.

---

»Niemand flickt einen Lappen von neuem Tuche an ein altes Kleid, denn der neue Lappen reißt doch vom alten, und der Riß wird ärger. Und niemand fasset Most in alte Schläuche, anders zerreißt der Most die Schläuche, und der Wein wird verschüttet, und die Schläuche kommen um. Sondern man soll Most in neue Schläuche fassen.«

Die tiefste Wahrheit erblüht nur der tiefsten Liebe, und daher die Übereinstimmung in den Ansichten des älteren Bergpredigers, der gegen die Aristokratie von Jerusalem gesprochen, und jener späteren Bergprediger, die von der Höhe des Konvents zu Paris ein dreifarbiges Evangelium herabpredigten, wonach nicht bloß die Form des Staates, sondern das ganze gesellschaftliche Leben, nicht geflickt, sondern neu umgestaltet, neu begründet, ja neu geboren werden sollte.

Ich spreche von der französischen Revolution, jener Weltepoche, wo die Lehre der Freiheit und Gleichheit so siegreich emporstieg aus jener allgemeinen Erkenntnisquelle, die wir Vernunft nennen, und die, als eine unaufhörliche Offenbarung, welche sich in jedem Menschenhaupte wiederholt und ein Wissen begründet, noch weit vorzüglicher sein muß, als jene überlieferte Offenbarung, die sich nur in wenigen Auserlesenen bekundet, und von der großen Menge nur geglaubt werden kann. Diese letztgenannte Offenbarungsart, die selbst aristokratischer Natur ist, vermochte nie die Privilegienherrschaft, das bevorrechtete Kastenwesen, so sicher zu bekämpfen, wie es die Vernunft, die demokratischer Natur ist, jetzt bekämpft. Die Revolutionsgeschichte ist die Kriegsgeschichte dieses Kampfes, woran wir alle mehr oder minder Teil genommen; es ist der Todeskampf mit dem Egyptentum.

Obgleich die Schwerter der Feinde täglich stumpfer werden, obgleich wir schon die besten Positionen besetzt, so können wir doch nicht eher das Triumphlied anstimmen, als bis das Werk vollendet ist. Wir können nur in den Zwischennächten, wenn Waffenstillstand, mit der Lanterne aufs Schlachtfeld hinausgehn, um die Toten zu beerdigen. — Wenig fruchtet die kurze Leichenrede! Die Verleumdung,

das freche Gespenst, setzt sich auf die edelsten Gräber —

Ach! gilt doch der Kampf auch jenen Erbfeinden der Wahrheit, die so schlau den guten Leumund ihrer Gegner zu vergiften wissen, und die sogar jenen ersten Bergprediger, den reinsten Freiheitshelden, herabzuwürdigen wußten, denn als sie nicht leugnen konnten, daß er der größte Mensch sei, machten sie ihn zum kleinsten Gotte. Wer mit Pfaffen kämpft, der mache sich darauf gefaßt, daß der beste Lug und die triftigsten Verleumdungen seinen armen guten Namen zerfetzen und schwärzen werden. Aber gleich wie man jene Fahnen, die in der Schlacht am meisten von den Kugeln zerfetzt und von Pulverdampf geschwärzt worden, höher ehrt als die blanksten und gesündesten Rekrutenfahnen, und wie man sie endlich als Nationalreliquien in den Domen aufstellt: so werden einst die Namen unserer Helden, jemehr sie zerfetzt und angeschwärzt worden, um so enthusiastischer verehrt werden, in der heiligen Genovevakirche der Freiheit.

Wie die Helden der Revolution, so hat man die Revolution selbst verleumdet, und sie als ein Fürstenschrecknis und eine Volkscheuche dargestellt in Libellen aller Art. Man hat in den Schulen all die sogenannten Greuel der Revolution von den Kindern auswendig lernen lassen, und auf den Jahrmärkten sah man, einige Zeit, nichts anderes als grellkolorierte Bilder der Guillotine. Es ist freilich nicht zu leugnen, diese Maschine, die ein französischer Arzt, ein großer Welt-Orthopäde, Monsieur Guillotin, erfunden hat, und womit man die dummen Köpfe von den bösen Herzen sehr leicht trennen kann, diese heilsame Maschine hat man etwas oft angewandt, aber doch nur bei unheilbaren Krankheiten, z. B. bei Verrat, Lüge und Schwäche, und man

hat die Patienten nicht lang gequält, nicht gefoltert, und nicht gerädert, wie einst tausende und aber tausende Rotüriers und Vilains, Bürger und Bauern, gequält, gefoltert und gerädert wurden, in der guten alten Zeit. Daß die Franzosen mit jener Maschine sogar das Oberhaupt ihres Staates amputiert, ist freilich entsetzlich, und man weiß nicht, ob man sie deshalb des Vatermords oder des Selbstmords beschuldigen soll; aber bei milderungsgründlicher Betrachtung finden wir, daß Ludwig von Frankreich minder ein Opfer der Leidenschaften als vielmehr der Begebenheiten geworden, und daß diejenigen Leute die das Volk zu solchem Opfer drängten und die selbst, zu allen Zeiten, in weit reichlicherem Maße, Fürstenblut vergossen haben, nicht als laute Kläger auftreten sollten. Nur zwei Könige, beide vielmehr Könige des Adels als des Volkes, hat das Volk geopfert, nicht in Friedenszeit, nicht niedriger Interessen wegen, sondern in äußerster Kriegsbedrängnis, als es sich von ihnen verraten sah, und während es seines eignen Blutes am wenigsten schonte; aber gewiß mehr als tausend Fürsten fielen meuchlings, und der Habsucht oder frivoler Interessen wegen, durch den Dolch, durch das Schwert und durch das Gift des Adels und der Pfaffen. Es ist als ob diese Kasten den Fürstenmord ebenfalls zu ihren Privilegien rechneten, und deshalb den Tod Ludwig XVI. und Karl I. um so eigennütziger beklagten. O, daß die Könige endlich einsähen, daß sie, als Könige des Volkes, im Schutze der Gesetze, viel sicherer leben können, als unter der Guarde ihrer adligen Leibmörder!

---

Aber nicht bloß die Helden der Revolution und die Revolution selbst, sondern sogar unser ganzes Zeitalter hat man verleumdet, die ganze Liturgie unserer

heiligsten Ideen hat man parodiert, mit unerhörtem Frevel, und wenn man sie hört oder liest, unsere schnöden Verächter, so heißt das Volk die Canaille, die Freiheit heißt Frechheit, und mit himmelnden Augen und frommen Seufzern, wird geklagt und bedauert, wir wären frivol und hätten leider keine Religion. Heuchlerische Duckmäuser, die unter der Last ihrer geheimen Sünden niedergebeugt einher schleichen, wagen es, ein Zeitalter zu lästern, das vielleicht das heiligste ist von allen seinen Vorgängern und Nachfolgern, ein Zeitalter, das sich opfert für die Sünden der Vergangenheit und für das Glück der Zukunft, ein Messias unter den Jahrhunderten, der die blutige Dornenkrone und die schwere Kreuzlast kaum ertrüge, wenn er nicht dann und wann ein heiteres Vaudeville trällerte und Späße risse über die neueren Pharisäer und Sadduzäer. Die kolossalen Schmerzen wären nicht zu ertragen ohne solche Witzreißerei und Persiflage! Der Ernst tritt um so gewaltiger hervor, wenn der Spaß ihn angekündigt. Die Zeit gleicht hierin ganz ihren Kindern unter den Franzosen, die sehr scherzliche, leichtfertige Bücher geschrieben, und doch sehr streng und ernsthaft sein konnten, wo Strenge und Ernst notwendig wurden, z. B. Du Clos und gar Louvet de Couvray, die beide, wo es galt, mit Märtyrerkühnheit und Aufopferung für die Freiheit stritten, übrigens aber sehr frivol und schlüpfrig schrieben, und leider keine Religion hatten.

Als ob die Freiheit nicht eben so gut eine Religion wäre, als jede andere! Da es die unsrige ist, so könnten wir, mit demselben Maße messend, ihre Verächter für frivol und irreligios erklären.

Ja, ich wiederhole die Worte, womit ich diese Blätter eröffnet: die Freiheit ist eine neue Religion, die

Religion unserer Zeit. Wenn Christus auch nicht der Gott dieser Religion ist, so ist er doch ein hoher Priester derselben, und sein Name strahlt beseligend in die Herzen der Jünger. Die Franzosen sind aber das auserlesene Volk der neuen Religion, in ihrer Sprache sind die ersten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister.

## Schlußwort

⟨Geschrieben den 29. November 1830⟩

Es war eine niedergedrückte, arretierte Zeit in Deutschland, als ich den zweiten Band der Reisebilder schrieb und während des Schreibens drucken ließ. Ehe er aber erschien, verlautete schon etwas davon im Publikum, es hieß mein Buch wolle den eingeschüchterten Freiheitsmut wieder aufmuntern, und man treffe schon Maßregeln, es ebenfalls zu unterdrücken. Bei solchem Gerüchte war es ratsam, das Werk um so schneller zu fördern und aus der Presse zu jagen. Da es eine gewisse Bogenzahl enthalten mußte, um den Ansprüchen einer hochlöblichen Zensur zu entgehen: so glich ich in jener Not dem Benvenuto Cellini, als er beim Guß des Perseus nicht Erz genug hatte, und zur Füllung der Form, alle zinnerne Teller, die ihm zur Hand lagen, in den Schmelzofen warf. Es war gewiß leicht, das Zinn, besonders das zinnerne Ende des Buches, von dem besseren Erze zu unterscheiden; doch, wer das Handwerk verstand, verriet den Meister nicht.

Wie aber alles in der Welt wiederkehren kann, so geschieht es auch, daß sich zufälligerweise bei diesen »Nachträgen« eine ähnliche Bedrängnis ereignet, und

ich habe wieder eine Menge Zinn in den Guß werfen müssen, und ich wünsche, daß man meine Zinngießereien nur der Zeitnot zuschreibe.

Ach! ist ja das ganze Buch aus der Zeitnot hervorgegangen, eben so wie die früheren Schriften ähnlicher Richtung, die näheren Freunde des Verfassers, die seiner Privatverhältnisse kundig sind, wissen sehr gut wie wenig ihn die eigne Selbstsucht zur Tribüne drängt, und wie groß die Opfer sind, die er bringen muß, für jedes freie Wort, das er seitdem gesprochen — und wills Gott! noch sprechen wird. Jetzt ist das Wort eine Tat, deren Folgen sich nicht abmessen lassen, kann doch keiner genau wissen, ob er nicht gar am Ende als Blutzeuge auftreten muß für das Wort.

Seit mehreren Jahren warte ich vergebens auf das Wort jener kühnen Redner, die einst in den Versammlungen der deutschen Burschenschaft so oft ums Wort baten, und mich so oft durch ihre rhetorischen Talente überwunden, und eine so vielversprechende Sprache gesprochen, sie waren sonst so vorlaut, und sind jetzt so nachstill. Wie schmähten sie damals die Franzen und das welsche Babel und den undeutschen, frivolen Vaterlandsverräter, der das Franzentum lobte. Jenes Lob hat sich bewährt in der großen Woche.

Ach, die große Woche von Paris! Der Freiheitsmut, der von dort herüberwehte nach Deutschland, hat freilich hie und da die Nachtlichter umgeworfen, so daß die roten Gardinen an einigen Thronen in Brand gerieten, und die goldnen Kronen heiß wurden unter den lodernden Schlafmützen, — aber die alten Häscher, denen die Reichspolizei anvertraut, schleppen schon die Löscheimer herbei, und schnüffeln jetzt um so wachsamer, und schmieden um so fester die heimlichen Ketten, und ich merke schon, unsichtbar wölbt

sich eine noch dichtere Kerkermauer um das deutsche Volk.

Armes, gefangenes Volk! verzage nicht in deiner Not — O, daß ich Katapulta sprechen könnte! O, daß ich Falarika hervorschießen könnte aus meinem Herzen!

Von meinem Herzen schmilzt die vornehme Eisrinde, eine seltsame Wehmut beschleicht mich — ist es Liebe und gar Liebe für das deutsche Volk? Oder ist es Krankheit? — meine Seele bebt, und es brennt mir im Auge, und das ist ein ungünstiger Zustand für einen Schriftsteller, der den Stoff beherrschen und hübsch objektiv bleiben soll, wie es die Kunstschule verlangt, und wie es auch Goethe getan — er ist achtzig Jahr dabei alt geworden, und Minister und wohlhabend — armes deutsches Volk! das ist dein größter Mann!

Es fehlen mir noch einige Oktavseiten und ich will deshalb noch eine Geschichte erzählen — sie schwebt mir schon seit gestern im Sinne — es ist eine Geschichte aus dem Leben Karl V. Doch ist es schon lange her, seit ich sie vernahm, und ich weiß die besonderen Umstände nicht mehr ganz genau. So was vergißt sich leicht, wenn man kein bestimmtes Gehalt dafür bezieht, daß man die alten Geschichten alle halbe Jahre vom Hefte abliest. Was ist aber auch daran gelegen, wenn man die Ortsnamen und Jahrzahlen der Geschichten vergessen hat, wenn man nur ihre innere Bedeutung, ihre Moral, im Gedächtnisse behalten. Diese ist es eigentlich, die mir im Sinne klingt und mich wehmütig bis zu Tränen stimmt. Ich fürchte, ich werde krank.

Der arme Kaiser war von seinen Feinden gefangen genommen, und saß in schwerer Haft. Ich glaube es war in Tirol. Da saß er, in einsamer Betrübnis, verlassen von allen seinen Rittern und Höflingen, und

keiner kam ihm zu Hülfe. Ich weiß nicht, ob er schon damals jenes käsebleiche Gesicht hatte, wie es auf den Bildern von Holbein abkonterfeit ist. Aber die menschenverachtende Unterlippe trat gewiß noch gewaltsamer hervor als auf jenen Bildern. Mußte er doch die Leute verachten, die, im Sonnenschein des Glückes, ihn so ergeben umwedelt, und ihn jetzt allein ließen in dunkler Not. Da öffnete sich plötzlich die Kerkertüre, und herein trat ein verhüllter Mann, und wie dieser den Mantel zurückschlug, erkannte der Kaiser seinen treuen Kunz von der Rosen, den Hofnarren. Dieser brachte ihm Trost und Rat, und es war der Hofnarr.

O, deutsches Vaterland! teures deutsches Volk! ich bin dein Kunz von der Rosen. Der Mann, dessen eigentliches Amt die Kurzweil und der dich nur belustigen sollte in guten Tagen, er dringt in deinen Kerker zur Zeit der Not; hier unter dem Mantel bringe ich dir dein starkes Zepter und die schöne Krone — erkennst du mich nicht, mein Kaiser? Wenn ich dich nicht befreien kann, so will ich dich wenigstens trösten, und du sollst jemanden um dir haben, der mit dir schwatzt über die bedränglichste Drangsal, und dir Mut einspricht, und dich lieb hat, und dessen bester Spaß und bestes Blut zu deinen Diensten steht. Denn du, mein Volk, bist der wahre Kaiser, der wahre Herr der Lande — dein Wille ist souverain und viel legitimer als jenes purpurne Tel est notre plaisir, das sich auf ein göttliches Recht beruft, ohne alle andre Gewähr als die Salbadereien geschorener Gaukler — dein Wille, mein Volk, ist die alleinig rechtmäßige Quelle aller Macht. Wenn du auch in Fesseln danieder liegst, so siegt doch am Ende dein gutes Recht, es naht der Tag der Befreiung, eine neue Zeit beginnt — mein Kaiser, die Nacht ist vorüber und draußen glüht das Morgenrot.

»Kunz von der Rosen, mein Narr, du irrst dich, ein blankes Beil hältst du vielleicht für eine Sonne, und das Morgenrot ist nichts als Blut.«

Nein, mein Kaiser, es ist die Sonne, obgleich sie im Westen hervorsteigt — seit sechstausend Jahren sah man sie immer aufgehen im Osten, da wird es wohl Zeit, daß sie mal eine Verändrung vornehme in ihrem Lauf.

»Kunz von der Rosen, mein Narr, du hast ja die Schellen verloren von deiner roten Mütze, und sie hat jetzt so ein seltsames Ansehen, die rote Mütze.«

Ach, mein Kaiser, ich habe ob Eurer Not so wütend ernsthaft den Kopf geschüttelt, daß die närrischen Schellen abfielen von der Mütze, sie ist aber darum nicht schlechter geworden.

»Kunz von der Rosen, mein Narr, was bricht und kracht da draußen?«

Seid still! das ist die Säge und die Zimmermannsaxts und bald brechen zusammen die Pforten Eures Kerkers, und Ihr seid frei, mein Kaiser!

»Bin ich denn wirklich Kaiser? Ach, es ist ja der Narr, der es mir sagt!«

O, seufzt nicht, mein lieber Herr, die Kerkerluft macht Euch so verzagt, wenn Ihr erst wieder Eure Macht errungen, fühlt Ihr auch wieder das kühne Kaiserblut in Euren Adern, und Ihr seid stolz wie ein Kaiser, und übermütig, und genädig, und ungerecht, und lächelnd, und undankbar, wie Fürsten sind.

»Kunz von der Rosen, mein Narr, wenn ich wieder frei werde, was willst du dann anfangen?«

Ich will mir dann neue Schellen an meine Mütze nähen.

»Und wie soll ich deine Treue belohnen?«

Ach! lieber Herr, laßt mich nicht umbringen.

# Kleinere Schriften

## aus den Jahren 1820 bis 1831

# Die Romantik

Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien.
A. W. v. Schlegel.

Nummero 12, 14 und 27 des Kunst- und Unterhaltungsblatts enthält eine alte, aber neu aufgewärmte und neu glossierte Satyre wider Romantik und romantische Form. Ob man zwar einer solchen Satyre eigentlich nur mit einer Gegensatyre entgegnen sollte, so ist es dennoch die Frage, ob man hierdurch der Sache selbst nutzen würde. Nummero 124 der Hall. allg. Literatur-Zeitung enthält die Rezension einer solchen Gegensatyre, deren Wirkung auf die Gegenpartei dieselbe zu sein scheint, welche auch jene Karfunkel- und Solaris-Satyren auf die Romantiker ausgeübt haben, nämlich — Achselzucken. Ich wenigstens möchte daher nicht ohne Aussicht, dadurch nutzen zu können, also bloß des Scherzes halber, von einer Sache sprechen, von der die Ausbildung des deutschen Wortes fast ausschließlich abhängt. Denn wenn man auf den Rock schlägt, so trifft der Hieb auch den Mann, der im Rocke steckt, und wenn man über die poetische Form des deutschen Wortes spöttelt, so läuft auch manches mitunter, wodurch das deutsche Wort selbst verletzt wird. Und dieses Wort ist ja eben unser heiligstes Gut, ein Grenzstein Deutschlands, den kein schlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem kein fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann, eine Oriflamme in dem Kampfe für das Vaterland, ein Vaterland selbst demjenigen, dem Torheit und Arglist ein Vaterland verweigern.

Ich will daher mit wenigen Worten, ohne polemische Ausfälle, und ganz unbefangen, meine subjektiven Ansichten über Romantik und romantische Form hier mitteilen.

Im Altertum, das heißt eigentlich bei Griechen und Römern, war die Sinnlichkeit vorherrschend. Die Menschen lebten meistens in äußern Anschauungen, und ihre Poesie hatte vorzugsweise das Äußere, das Objektive, zum Zweck und zugleich zum Mittel der Verherrlichung. Als aber ein schöneres und milderes Licht im Orient aufleuchtete, als die Menschen anfingen zu ahnen, daß es noch etwas Besseres gibt als Sinnenrausch, als die unüberschwenglich beseligende Idee des Christentums, die Liebe, die Gemüter zu durchschauern begann: da wollten auch die Menschen diese geheimen Schauer, diese unendliche Wehmut und zugleich unendliche Wollust mit Worten aussprechen und besingen. Vergebens suchte man nun durch die alten Bilder und Worte die neuen Gefühle zu bezeichnen. Es mußten jetzt neue Bilder und neue Worte erdacht werden, und just solche, die, durch eine geheime, sympathetische Verwandtschaft mit jenen neuen Gefühlen, diese letztern zu jederzeit im Gemüte erwecken und gleichsam herauf beschwören konnten. So entstand die sogenannte romantische Poesie, die in ihrem schönsten Lichte im Mittelalter aufblühete, späterhin vom kalten Hauch der Kriegs- und Glaubensstürme traurig dahin welkte, und in neuerer Zeit wieder lieblich aus dem deutschen Boden aufsproßte und ihre herrlichsten Blumen entfaltete. Es ist wahr, die Bilder der Romantik sollten mehr erwecken als bezeichnen. Aber nie und nimmermehr ist dasjenige die wahre Romantik, was so viele dafür ausgeben, nämlich: ein Gemengsel von spanischem Schmelz, schottischen Nebeln und italienischem Geklinge, verworrene und verschwimmende Bilder, die gleichsam aus einer Zauberlaterne ausgegossen werden, und durch buntes Farbenspiel und frappante Beleuchtung seltsam das Gemüt erregen und ergötzen. Wahrlich, die Bilder,

wodurch jene romantischen Gefühle erregt werden sollen, dürfen eben so klar und mit eben so bestimmten Umrissen gezeichnet sein, als die Bilder der plastischen Poesie. Diese romantischen Bilder sollen an und für sich schon ergötzlich sein; sie sind die kostbaren, goldenen Schlüssel, womit, wie alte Märchen sagen, die hübschen, verzauberten Feengärten aufgeschlossen werden. — So kommt es, daß unsre zwei größten Romantiker, Goethe und A. W. v. Schlegel, zu gleicher Zeit auch unsre größten Plastiker sind. In Goethes Faust und Liedern sind dieselben reinen Umrisse wie in der Iphigenie, in Herm. und Dorothea, in den Elegien usw.; und in den romantischen Dichtungen Schlegels sind dieselben sicher und bestimmt gezeichneten Konturen, wie in dessen wahrhaft plastischen Rom. O, möchten dies doch endlich diejenigen beherzigen, die sich so gern Schlegelianer nennen. —

Viele aber, die bemerkt haben, welchen ungeheuren Einfluß das Christentum, und in dessen Folge das Rittertum, auf die romantische Poesie ausgeübt haben, vermeinen nun beides in ihren Dichtungen einmischen zu müssen, um denselben den Charakter der Romantik aufzudrücken. Doch glaube ich, Christentum und Rittertum waren nur Mittel, um der Romantik Eingang zu verschaffen; die Flamme derselben leuchtet schon längst auf dem Altar unserer Poesie; kein Priester braucht noch geweihtes Öl hinzuzugießen, und kein Ritter braucht mehr bei ihr die Waffenwacht zu halten. Deutschland ist jetzt frei; kein Pfaffe vermag mehr die deutschen Geister einzukerkern; kein adeliger Herrscherling vermag mehr die deutschen Leiber zur Fron zu peitschen, und deshalb soll auch die deutsche Muse wieder ein freies, blühendes, unaffektiertes, ehrlich deutsches Mädchen sein, und kein

schmachtendes Nönnchen, und kein ahnenstolzes Ritterfräulein.

Möchten doch viele diese Ansicht teilen! dann gäbe es bald keinen Streit mehr zwischen Romantikern und Plastikern. Doch mancher Lorbeer muß welken, ehe wieder das Ölblatt auf unserm Parnassus hervorgrünt.

# Tassos Tod

## Trauerspiel in fünf Aufzügen

## Von Wilhelm Smets

Koblenz, bei Hölscher. 1819.

Diese Dichtung hat uns beim ersten unbefangenen Durchlesen so freundlich ergötzt und gemütlich angesprochen, daß es uns wahrlich schwer ankömmt, sie mit der notwendigen Kälte, nach den Vorschriften und Anforderungen der dramatischen Kunst, kritisch zu beurteilen, ihren innern Wert, mit Unterdrückung individueller Anregungen, gewissenhaft genau zu bestimmen, und ihre Mängel und Gebrechen mit strenger Hand aufzudecken. — Ehrlich gestanden, will es uns freilich bedünken, als ob wir bei diesem Geschäft nicht ganz unähnlich sind jenem unzufriedenen Grämlinge, der in der Mittagsschwüle unter einem laubigen Apfelbaume ein kühlendes Obdach fand, den lechzenden Gaumen mit den Früchten desselben labte, sich weidlich ergötzte an dem Gezwitscher der Vöglein, die von Zweig zu Zweig flatterten, aber endlich gegen Abend sich verdrießlich auf die Beine macht, und über den Baum räsoniert und in sich murmelt: das war ein erbärmliches Lager, das waren ja herbe Holzäpfel, das war ein unausstehliches Spatzengepiepse usw. Indessen das Rezensieren hat doch auch sein Gutes. Es gibt heur so viele wunderliche Bäume auf dem Parnaß, daß es not tut, wie in botanischen Gärten Gebrauch ist, bei jedem ein weißes Täfelchen zu stellen, worauf der Wandrer lesen kann: unter diesem Baume läßt sichs angenehm ruhen, auf diesem wachsen treffliche Früchte, in diesem singen Nachtigallen, — so wie auch: auf diesem Baume wachsen unreife, unerquickliche und giftige Früchte, unter diesem Baume duftet sinnebetäubender Weihrauch, unter diesem spu-

ken des Nachts alte Rittergeister, in diesem pfeift ein saubrer Vogel, unter diesem Baume kann man gut — einschlafen.

Wir haben oben bemerkt, daß wir vorliegende Tragödie nach den Kunstvorschriften der Dramaturgie beurteilen wollen. Doch, da in Betreff derselben auch unsere größten Ästhetiker nicht miteinander übereinstimmen, da es Anmaßung wäre, wenn wir unsere eigene Meinung als die allein richtige annehmen wollten, und da wir nicht durch subjektive Ansicht das Verdienst des Dichters unbewußt beeinträchtigen möchten, so wollen wir nie unbedingt ein Urteil über die Leistungen desselben fällen, ohne erst mit wenigen Worten angedeutet zu haben, von welchen ästhetischen Grundsätzen wir ausgehn. Wir werden demnach vorliegende Tragödie aus drei Gesichtspunkten beurteilen: aus dem dramatischen, aus dem poetischen und aus dem ethischen Gesichtspunkte.

Lyrik ist die erste und älteste Poesie. Sowohl bei ganzen Völkern, als bei einzelnen Menschen, sind die ersten poetischen Ausbrüche lyrischer Art. Die gebräuchlichen Konvenienzmetaphern scheinen hier dem Dichter zu abgedroschen und kalt, und er greift nach ungewöhnlichen, imposanteren Bildern und Vergleichen, um sowohl seine subjektiven Gefühle als auch die Eindrücke, welche äußere Gegenstände auf seine Subjektivität ausüben, lebendig darzustellen. Es geben Individuen und ganze Völker, die es in der Poesie nie weiter als bis zu dieser Dichtart gebracht haben. Bei beiden deutet solches auf einen Zustand der Geisteskindheit, oder der flachen Einseitigkeit. Sobald aber beim Dichter eine gewisse Verstandesreife eingetreten ist, sobald sein geistiges Auge das innere Getreibe der äußern Gegenstände und Begebenheiten besser durchschaut, und sein

Geist die Gesamtanschauung dieser Außenwelt in sich aufnimmt, so wird es auch ein neues Bestreben des Dichters sein, diese äußern Gegenstände in ihrer objektiven Klarheit, ohne Beimischung von subjektiven Gefühlen und Ansichten, poetisch schön darzustellen. So entsteht die epische und die dramatische Dichtung.

Gewisse Talente, wie man sieht, werden von der einen dieser Dichtungsarten eben so gut wie von der andern erfordert, nämlich: allgemeine Naturanschauung, Heraustreten aus der Subjektivität, treue lebendige Schilderung von Begebenheiten, Situationen, Leidenschaften, Charakteren usw. Doch machen wir die vielbestätigte Bemerkung: daß Dichter, die in der einen dieser Dichtungsarten Meister sind, oft in der andern nichts Erträgliches zu Stande bringen können. Diese Beobachtung führt uns zur Untersuchung, ob jenes Mißlingen nicht dadurch entsteht, weil etwa bei der einen Dichtungsart die oben angedeuteten Talente in minderm Grade erforderlich sind, als bei der andern, und weil vielleicht das Wesen beider Dichtungsarten so erstaunlich voneinander verschieden ist?

Wenn wir den epischen und den dramatischen Dichter, jeden in seiner Werkstätte belauschen, und hier sein Verfahren beobachten, so ist uns nichts leichter, als die Lösung dieser Frage. Der Epiker trägt freilich im Geiste die lebendigste Anschauung seines Stoffes, aber er erzählt einfach, natürlich, sein Erzählen ist zwar meistens ein Nacheinander, aber auch oft ein Nebeneinander, und nicht selten ein Voreinander, ‹Voraussagen der Katastrophe›. Er schildert ruhig die Gegend, die Zeit, das Kostüm seiner Helden, er läßt sie zwar sprechen, aber er erzählt ihre Mienen und Bewegungen, und zuweilen gar schießt ein Blitzstrahl aus seinem eigenen Gemüte, aus seiner Subjektivität, und beleuchtet mit schnellem

Lichte das Lokal und die Helden seines Gedichtes. Dieses subjektive Aufblitzen, wovon unsere zwei besten epischen Gedichte, die Odyssee und die Nibelungen nicht frei sind, und welches vielleicht zum Charakter des Epos gehört, zeigt schon, daß das Talent des gänzlichen Heraustretens aus der Subjektivität beim Epos nicht in so hohem Grade erforderlich ist, als beim Drama. In dieser Dichtart muß jenes Talent vollkommen sein. Aber das ist noch lange nicht das Hauptsächlichste. Das Drama setzt eine Bühne voraus, wo sich nicht jemand hinstellt, und das Gedicht vordeklamiert, sondern wo die Helden des Gedichts selbst lebendig auftreten, in ihrem Charakter mitsammen sprechen und handeln. Hierbei hat der Dichter nur notwendig aufzuzeichnen, was sie sprechen und wie sie handeln. Wehe dem Dichter aber, der es da vergißt, daß diese lebendigen Heldenvorsteller das Recht haben, nach eigener Willkür sich zu gruppieren und Grimassen zu schneiden, daß der Theaterschneider für hübsche Kleider, der Dekorationsmaler für hübsche Umgebungen, der Kapellmeister für dämmernde Gefühle, und der Lampenputzer für klare Beleuchtung Sorge trägt. Das will dem epischen Dichter gar nicht in den Kopf, und wenn er sich im Drama versucht, verwickelt er sich in schöne Gegendbeschreibungen, Charakterschilderungen und zu feine Nüancierungen. Endlich leidet das Drama keinen Stillstand, kein Nebeneinander, noch vielweniger ein Voreinander, wie das Epos. Der Hauptcharakter des Dramas ist also lebendiges und immer lebendigeres Fortschreiten und Ineinandergreifen des Dialogs und der Handlung.

Wir haben hier das Charakteristische im Wesen des Epos und des Dramas leicht hingezeichnet, und jedem ist es durchaus erklärbar, warum so viele Dichter mit Erfolg aus dem Gebiete der Lyrik in das Gebiet des

Epischen übergehen, weil sie hier ihre Subjektivität nicht ganz und gar zu verleugnen brauchen, und durch etwanige Versuche in der Romanze, in der Elegie, im Roman, und in dergleichen Dichtungsarten, welche aus einer Vermischung des Epischen und des Lyrischen bestehn, sich an jener Verleugnung der Subjektivität allmählig gewöhnen können, oder einen leichten Übergang zum Reinepischen finden, statt daß bei der dramatischen Dichtung keine solche Übergangsform vorhanden ist, und gleich die allerstrengste Unterdrückung der hervorquellenden Subjektivität verlangt wird. Zugleich ist es sichtbar, daß es die Gewohnheit, welche den erprobtesten epischen Dichter, der immer an Lokal- und Kostümschilderungen u. dgl. denkt, zum schlechten Dramatiker macht, und daß es daher gut ist, wenn der Dichter, der im Dramatischen sich hervortun will, aus dem Gebiet der Lyrik gleich in das Gebiet des Dramas übergeht.

Mit Vergnügen bemerken wir, daß dieses letztere der Fall ist beim Verfasser der vorliegenden Tragödie, dessen lyrische Gedichte, sowohl durch äußern Glanz, als lebendige Innigkeit, uns so oft entzückt haben. Indessen wie schwer, wie äußerst schwer der Übergang vom Lyrischen zum Dramatischen ist, hat unser Herr Verfasser selbst erfahren, da ihm seine erste, dem Tasso vorangehende Tragödie, gänzlich mißlungen ist. Doch das ehrliche Geständnis, womit der Verfasser in der Vorrede zum Tasso über dieses Mißlingen sich äußert, so wie auch der überraschende Eindruck, den letztere Tragödie auf denjenigen macht, der das Unglück gehabt hat, die frühere zu lesen, das alles berechtigt uns, viele Mängel des Tasso zu übersehen, das rüstige Fortschreiten des Verfassers zu bewundern, sein schon errungenes Talent anzuerkennen, und ihm in einiger Ferne den

Kranz zu zeigen, der ihm auf solchem Wege und bei solchem Streben nimmermehr vorenthalten werden kann.

Die bescheidene Erklärung in der Vorrede zum Tasso macht es uns gleichsam zur Pflicht, jeder Vergleichung desselben mit dem Goethischen Drama desselben Namens gehörig auszuweichen. Doch können wir nicht umhin zu bemerken, daß die Begebenheit, welche letzterm zur Katastrophe dient, auch von unserm Verfasser benutzt worden ist, nämlich: der in Liebesverzückung taumelnde Tasso umarmt Leonore von Este. Als historisch müssen wir diese Begebenheit leugnen. Tassos Hauptbiographen, sowohl Serassi, als auch ‹wenn wir nicht irren,› Manso, verwerfen sie. Nur Muratori erzählt uns ein solches Märchen. Wir zweifeln sogar, ob je eine Liebe zwischen der zehn Jahr ältern Prinzessin Leonore und Tasso existiert habe? Überhaupt, wir können auch nicht unbedingt annehmen die allgemein verbreitete Meinung, als habe Herzog Alfons aus bloßem Egoismus, aus Furcht, seinen eigenen Ruhm geschmälert zu sehn, den armen Dichter ins Narrenhospital einsperren lassen. Ist es denn so etwas ganz Unerhörtes und Unbegreifliches, daß ein Poet verrückt geworden sei? Warum wollen wir uns dieses Verrücktwerden nicht vernünftig erklären? Warum nicht wenigstens annehmen, daß die Ursache jener Einsperrung sowohl im Hirne des Dichters, als im Herzen des Fürsten gelegen habe? Doch wir wollen von allem historischen Vergleichen lieber gleich abgehen, setzen die Fabel des Stücks, wie sie allgemein gang und gebe ist, als bekannt voraus, und sehen zu, wie unser Verfasser seinen Stoff behandelt hat.

Das erste, was wir hier erblicken, ist, daß der Verfasser eine von Manso erwähnte, und von Serassi durch-

aus geleugnete Leonore ins Spiel zieht. Durch diesen glücklichen Griff gewinnt das Stück an interessanter, intrigenartiger, dramatischer Verwickelung. Diese Leonore Nummero 3, genannt Leonore von Gisello, ist Gesellschafterin der Gräfin Leonore von Sanvitale. Mit dem Zweigespräch dieser beiden, im Schloßpark zu Ferrara, beginnt das Stück.

Leonore von Gisello gesteht, daß sie Tasso liebe, und erzählt, daß sie einen Beweis seiner Gegenliebe habe. Die Gräfin entgegnet ihr, daß dieser Beweis, der darin bestehe, daß so oft in Tassos Liedern der Name Leonore gefeiert werde, sehr zweideutig sei, da noch zwei andere Damen des Hofes, sie selbst und die Prinzessin, denselben Namen führen. Es wäre sogar wahrscheinlich, daß die Prinzessin die Gefeierte sei. Die Gräfin erinnert an jenen Tag, wo Tasso dem Herzog sein vollendetes Gedicht, das befreite Jerusalem, überreichte, und die Prinzessin

— — mit schnell gewandten Händen griff
Zum Lorbeerkranz, der Virgils Marmor schmückte,
Und ihn dem Sänger auf die Stirne drückte,
Der niederbog sein Knie, sein lockigt Haupt,
Das eine Fürstin liebend ihm umlaubt!
Da zittert' er, so tief er sich auch beugte,
Hob sich sein Auge doch zu ihr empor,
Ich sahs wie es hinauf, heiß funkelnd, strebte,
Das war das Höchste, was ihm konnt begegnen,
Und gegen tausendfachen Lorbeerkranz
Des Kapitols, hätt er nicht den vertauscht,
Den er seit jener Stund mit Eitelkeit
Am Ruhbett aufhing über seine Scheitel.
Unwillig sieht Alfonso dieses Treiben,
Er sieht des Standes Majestät verletzt,
Und was zurück noch ist, wer sagt das gern?!

Die Prinzessin erscheint, sie neckt die Gräfin wegen des Vielgefeiertwerdens des Namens Leonore. In dem folgenden Monolog zeigt die Prinzessin ihre Liebe für Tasso. Letzterer tritt auf, spricht von seiner Liebe zu ihr.

Prinzessin. O schweiget, Tasso, schweigt, ich bitt Euch drum,
Um meinetwegen schweigt, ich weiß das alles.

Tasso. Ihr könnt nicht wissen, wie ich mich zerquäle,
Wie ich, um nicht verraten mich zu sehn,
Um Euch nicht zu verraten, hin und wieder
Als ein Verstellter um drei Wesen schmachte,
So einem, wie dem andern mich zu zeigen.

Er versinkt in Liebesschwärmerei, und entfernt sich, wie der Herzog naht. Dieser macht bittere Anspielungen auf beider Liebe, die Prinzessin weint, Alfons entfernt sich, Tasso kehrt zurück. »Ihr weint Eleonore?« Er lodert auf in stolzer Kraft, verwirrt sich in ein schmachtendes Sonett, und in Liebeswahnsinn umarmt er die Prinzessin. Der Herzog, in Begleitung des Grafen Tirabo und einiger Nobili, ist unterdessen im Hintergrunde erschienen, und tritt schnell auf Tasso los. Ende des 1ten Akts.

Die Prinzessin in Liebeswehmut versunken. Die Gräfin kommt und erzählt ihr:

Nach jenem Überfall im Parke ließ
Der Herzog unsern Dichter ruhig gehn,
Ihr wißts, und konntet selbst Euch nicht die Miene
Erklären, die der Bruder angenommen.

Hierauf sei Graf Tirabo zu Tasso gekommen, und habe ihn verhöhnt mit erkünsteltem Mitleid. Tasso schlägt ihn.

Doch er besann sich, fordert ihn zum Kampf,
Und zieht den Degen im Palast Ferraras.
— — — —
Der Graf schützt vor des Ortes Majestät,
Und harret sein auf dem Lenardo-Wall.

Dort wird Tasso von Tirabos Brüdern, drei heimtückischen Buben, überfallen, doch er wehrt sich brav, wird aber endlich gefangen genommen. Man hört den Jubel des Volks über Tassos Sieg. Der Herzog erscheint, verwundet die Schwester durch neue Bitterkeiten, und verweist sie auf ihre Zimmer. In folgendem Monolog zeigt er sich in seiner wahren Gestalt:

Sie geht, es sei, verlier ich ihre Gunst,
Soll der Verlust die andern mir gewinnen.
Ich bin der Herrscher hier, der Herr des Hofs,
Der Ehre Gaben spend ich aus, versammle
Der Künste Kreis großmütig, Lust und Glanz
Vor ganz Italien meinem Haus zu geben;
Von fernher zieht der Fürst und Edelmann,
Und will der Frauen Schönheit hier bewundern,
Wovon der Ruf in allen Ländern sprach;
Und ich allein, am eignen Hofe, bin ich
Der letzte, unbemerkt läßt man mich gehn,
Erwärmt sich an der Fürstenwürde Strahl,
In meiner Größe Schatten ruht sichs gut,
Doch eines Irrlichts Glänzen schaut man nach,
Und einem Echo hört man seufzend zu.
Das ist der Dichter, den ich herberufen,
Der müßig durch das rege Leben schlendert,
Der Jagdlust Mordlust nennt, und statt der Erde
Worauf er wächst und lebt, den Mond besieht —
Er seh sich vor, in meinem Herzogsmantel
Hüllt ich ihn gnädig ein, er reißt sich los,
Zum Falle wird die Schleppe seinem Fuß!

Graf Tirabo erscheint, und zeigt dem Herzog das Mittel, wie er wieder allein glänzen könne. Dies ist die Entfernung Tassos. Man gebe ihn frei, bedeute ihm, daß die Prinzessin sich von ihm gewendet habe, und er wird sich von selbst entfernen. — Tasso ist befreit, und ergeht sich im Garten. Er hört Gitarrentöne, und eine Stimme singt ein schmelzend üppiges Lied aus seinem Aminta. Es ist die Sängerin Justina, sie will den frommen Dichter mit süßen Klängen in die Netze der Sinnenlust verlocken. Tasso beschämt sie mit ernster Rede, spricht mit losbrechender Bitterkeit und Verachtung von den Großen des Hofs, vom Fürsten selbst. — Da erscheinen der Herzog und der Graf. Weil er den Fürsten gelästert habe und wahnsinnig scheine, wird Tasso nach St. Annen geschleppt. Ende des 2ten Akts.

Garten zu Ferrara. Zweigespräch des Herzogs und des Grafen. Letzterer bemerkt, man müsse Tasso streng hüten lassen. Der Herzog will ihn nur unschädlich wissen, nämlich wegen seiner Liebe zur Prinzessin. Diese erscheint und bittet ihren Bruder um Loslassung des Dichters. Der Herzog ist dazu geneigt, wenn sie sich nach Palanto entfernen wolle. Sie entschließt sich dazu, sie überträgt der Gräfin Sanvitale die Sorge für Tasso in ihrer Abwesenheit. Tiefer Liebesschmerz der Prinzessin. Ende des 3ten Akts.

Garten des Hospitals zu St. Annen. Der Beichtvater des Hospitals und Leonore von Gisello, letztere als Pilger gekleidet. Sie erbittet sich von ihm die Erlaubnis, den als wahnsinnig eingesperrten Tasso zu sprechen. Schwärmerisches Gespräch zwischen diesem und Leonore, sie sagt ihm, daß sie nach dem Heiligen Lande pilgre, und gibt ihm einen Schlüssel, um sich durch die Pforte der Erkerstiege zu befreien. Tasso

glaubt, er habe eine Engelserscheinung gehabt. — Graf Tirabo kommt zum Beichtvater und meldet ihm, daß Tasso freigelassen werden solle. — Nacht. Erker von Tassos Gemach unweit der Brücke, die über den Fluß führt. Leonore von Gisello im Begriff, ihre Wallfahrt anzutreten, sinkt hin auf eine Bank unter dem Erker. Die Prinzessin nebst ihrer Hofdame geht über die Brücke, um sich nach Palanto zu begeben. Tasso erscheint am Erkerfenster. Unendlich wehmütiges Liebesgespräch zwischen ihm und der Prinzessin. Sie wankt fort mit ihrer Hofdame. Leonore von Gisello erhebt sich von ihrem Sitze, fühlt sich durch das angehörte Gespräch gestärkt zur langen Wallfahrt, grüßt Tasso nochmals mit mildem Worte, und geht schnell ab. Tasso ruft verhallend: »O weile, weile verklärter Geist.«

Die Ketten fallen, und Tasso ist frei!

Er streckt die Arme aus nach der Enteilenden. — Ende des 4ten Akts.

Sprechzimmer im Kloster St. Ambrogio zu Rom. Der Beichtvater und Manso, Tassos Jugendfreund (?). Dieser ist eben in Rom angekommen und erfährt, daß Tasso den folgenden Tag auf dem Kapitol gekrönt werden solle. Er will zu ihm, der Beichtvater bemerkt ihm, daß Tasso im Nebenzimmer schlafe, aber sehr krank sei, und schon von ihm das Abendmahl und die letzte Ölung empfangen habe. Er erzählt ihm, daß Tasso eigenmächtig seiner Haft entsprungen sei, just an dem Tage, wo der Herzog ihm die Freiheit schenkte, daß ein Pilger ihm heimlich den notwendigen Schlüssel gegeben habe, daß dieser Pilger wahrscheinlich Leonore von Gisello gewesen sei, daß aber Tasso ihn noch immer für einen gottgesandten Boten halte. Er schildert den Zustand, wie er Tasso wiedergefunden:

Wie ich ihn sah im dürftigen Gewande
Hinwanken auf der Straße, ausgesetzt
Des frühen Lenzes wechselvollem Treiben.
Auf Hagelschloßen folgte milder Regen,
Drauf blickte wieder hell die Sonne durch,
Bis frostger Hauch die Wolken vor sich trieb. —
So wankt' er hin mit unbedecktem Haupte,
Wild flatterten die Haare durch die Luft,
Und tief in Stirn und Scheitel eingedrückt,
Trug er verdorrten Lorbeers heilgen Schmuck,
Den ihm Prinzessin Leonore einst
Aufs Haar gesetzet für sein heilig Lied.

Tasso sollte noch heute nach St. Onuphrius gebracht werden, weil dieser Platz dem Kapitole näher liegt. — Tasso erscheint, den Lorbeerkranz der Prinzessin in der Hand. Er spricht wie ein schon Verklärter, und empfängt liebevoll seinen Manso. Der Prior von Onuphrius und zwei Mönche kommen Tasso abzuholen. Volk drängt sich hinzu, Jubel und Musik. Begeisterung ergreift Tasso, er spricht von einer überirdischen Krönung, er hebt den Lorbeer der Prinzessin in die Höhe:

Mit diesem ward ich hier auf Erden groß,
Dort wird der schöne Engel mich umzweigen,
Von meinem irdschen Ruhm soll dieser zeugen!

Er legt den Lorbeer in die Hände des Beichtvaters. Matt und schwankend wird er in Triumph und unter rauschender Musik fortgeführt. —

Säulenhalle in der Akademie zu St. Onuphrius. In der Mitte die Bildsäule des Ariost. Im Hintergrunde Aussicht auf das Kapitol. Constantini und Kardinal Cinthio treten hervor. Ersterer erzählt den Tod der Prinzessin Leonore.

Da herrschte tiefe Trauer in Ferrara,
Und Tassos Lieder tönten dort nicht mehr,

Er war verschwunden und die Fürstin tot.
Die Gräfin Sanvitale drang in mich
Ferrara zu verlassen, und nach Rom
Mich zu begeben auf der Eile Schwingen,
Daß nicht die Nachricht von der Fürstin Tod
Voreilig Tassos hohe Qualen steigre.

Tasso wird in Triumph hereingebracht. Da er vor Mattigkeit zusammensinken will, lassen ihn seine Führer auf eine der Stufen von Ariosts Bildsäule nieder. Jauchzen des hereindringenden Volks. Kardinäle, Prälaten, Nobili und Offiziere füllen die Halle. Musikwirbel. Tasso erhebt sich mit Anstrengung. Constantini stürzt zu seinen Füßen, und begrüßt so den verherrlichten Freund. Tasso blickt erschrocken auf ihn nieder:

Tasso. So ist es wahr, und nicht hat mirs geträumt?
Ich sah dich früher schon auf meinem Wege,
Mit schwarzem Flore war dein Kleid umsäumt,
Mein Ohr vernahm der Glocken Trauerschläge,
Und geisterähnlich sprach dein Mund dies Wort:
»Torquato findet Leonoren — dort!«

Tasso stirbt sichtbar ab, spricht verzückt von Gott und Geisterliebe, sinkt hin, und sitzt als Leiche auf dem Piedestal der Bildsäule seines großen Nebenbuhlers, Ariosto. Der Beichtvater nimmt den ihm überlieferten Lorbeerkranz, setzt ihn auf das heilige Haupt des Erblichenen. Verhallende Musik. Der Vorhang fällt.

Nach unsern vorangeschickten Erklärungen müssen wir jetzt gestehn, daß der Verfasser in der Behandlung seines Stoffs nur sehr unbedeutendes dramatisches Verdienst gezeigt hat. Die meisten seiner Personen sprechen im selben Tone, fast wie in einem Marionettentheater, wo ein Einzelner den verschiedenen Puppen seine Stimme leiht. Fast alle führen dieselbe lyrische

Sprache. Da nun der Verfasser ein Lyriker ist, so können wir behaupten, daß es ihm nicht gelungen ist, aus seiner Subjektivität gänzlich herauszutreten. Nur hier und da, besonders wenn der Herzog spricht, bemerkt man ein Bestreben darnach. Das ist ein Fehler, dem fast kein lyrischer Dichter in seinen dramatischen Erstlingen entging. Hingegen das lebendige Ineinandergreifen des Dialogs ist dem Verfasser recht oft gelungen. Nur hie und da treffen wir Stellen, wo alles festgefroren scheint, und wo oft Frage und Antwort an den Haaren herbeigerissen sind. Die erste Expositionsszene ist ganz nach der leidigen französischen Art, nämlich Unterredung der Vertrauten. Wie anders ist das bei unserm großen Muster, bei Shakespear, wo die Exposition schon eine hinreichend motivierte Handlung ist. Ein beständiges Fortschreiten der Handlung fehlt ganz. Nur bis zu gewissen Punkten sieht man ein solches Fortschreiten. Dergleichen Punkte sind: das Ende des 1ten und des 4ten Akts, jedesmal nimmt alsdann der Verfasser gleichsam einen neuen Anlauf.

Wir gehn über zur Untersuchung des poetischen Wertes des Tasso.

Es wird manchen Wunder nehmen, daß wir unter dieser Rubrik den theatralischen Effekt erwähnen. In unserer letzten Zeit, wo meistens junge Dichter auf Kosten des Dramatischen nach dem theatralischen Effekt streben, ist beider Unterschied genugsam zur Sprache gekommen und erörtert worden. Dies sündhafte Streben lag in der Natur der Sache. Der Dichter will Eindruck auf sein Publikum machen, und dieser Eindruck wird leichter durch das Theatralische, als durch das Dramatische eines Stückes hervorgebracht. Goethes Tasso geht still und klanglos über die Bühne, und oft das jämmerlichste Machwerk, worin Dialog und Hand-

lung hölzern, und zwar vom schlechtesten Holze sind, worin aber recht viele theatralische Knallerbsen zur rechten Zeit losplatzen, wird von der Galerie applaudiert, vom Parterre bewundert, und von den Logen huldreichst aufgenommen. — Wir können nicht laut genug, und nicht oft genug den jungen Dichtern ins Ohr sagen: daß jemehr in einem Drama das Streben nach solchem Knalleffekt sichtbar wird, desto miserabeler ist es. Doch bekennen wir, wo natürlich und notwendig der theatralische Effekt angebracht ist, da gehört er zu den poetischen Schönheiten eines Dramas. Dies ist der Fall in vorliegender Tragödie. Nur sparsam sind theatralische Effekte darin eingewebt, doch wo sie sind, besonders am Ende des Stücks, sind sie von höchst poetischer Wirkung.

Noch mehr wird es befremden, daß wir die Beobachtung der drei dramatischen Einheiten zu den poetischen Schönheiten eines Stücks rechnen. Einheit der Handlung nennen wir zwar durchaus notwendig zum Wesen der Tragödie. Doch, wie wir unten sehen werden, gibt es eine dramatische Gattung, wo Mangel an Einheit der Handlung entschuldigt werden kann. Was aber die Einheit des Ortes und der Zeit betrifft, so werden wir zwar die Beobachtung dieser beiden Einheiten dringend empfehlen, jedoch nicht, als ob sie zum Wesen eines Dramas durchaus notwendig wären, sondern weil sie letzterm einen herrlichen Schmuck verleihen, und gleichsam das Siegel der höchsten Vollendung auf die Stirne drücken. Wo aber dieser Schmuck, auf Kosten größerer poetischer Schönheiten erkauft werden soll, da möchten wir ihn weit lieber entbehren. Nichts ist daher lächerlicher, als einseitige strenge Beobachtung dieser zwei Einheiten, und einseitiges strenges Verwerfen derselben. — Unser Herr Verfasser hat keine ein-

zige von allen drei Einheiten beobachtet. — Nach obiger Ansicht können wir ihn nur wegen Mangel an Einheit der Handlung zur Verantwortung ziehn. Doch auch hier glauben wir eine Entschuldigung für ihn zu finden.

Wir teilen die Tragödien ein in solche, wo der Hauptzweck des Dichters ist, daß eine merkwürdige Begebenheit sich vor unsern Augen entfalte, in solche, wo er das Spiel bestimmter Leidenschaften uns durchschauen lassen will, und in solche, wo er strebt, gewisse Charaktere uns lebendig zu schildern. Die beiden erstern Zwecke hatten die griechischen Dichter. Es war ihnen meistens darum zu tun, Handlungen und Leidenschaften zu entwickeln. Der Charakterzeichnungen konnten sie füglich entbehren, da ihre Helden meistens bekannte Heroen, Götter, und dergleichen stehende Charaktere waren. Dies ging hervor aus der Entstehung ihres Theaters. Priester und Epiker hatten lange schon voraus die Konture der Heldencharaktere dem Dramatiker vorgezeichnet. Anders ist es bei unserm modernen Theater. Charakterschilderung ist da eine Hauptsache. Ob nicht auch die Ursache davon in der Entstehungsart unseres Theaters liegt, wenn wir annehmen, daß dasselbe hauptsächlich entstanden ist durch Fastnachtspossen? Es war da der Hauptzweck, bestimmte Charaktere lebendig, oft grell hervortreten zu lassen, nicht eine Handlung, noch viel weniger eine Leidenschaft zu entwickeln. Beim großen William Shakespear finden wir zuerst obige drei Zwecke vereinigt. Er kann daher als Gründer des modernen Theaters angesehn werden, und bleibt unser großes, freilich unerreichbares Muster. Johann Gotthold Ephraim Lessing, der Mann mit dem klarsten Kopfe, und mit dem schönsten Herzen, war in Deutschland der erste, welcher die Schilderungen von Handlungen, Leiden-

schaften und Charakteren am schönsten und am gleichmäßigsten in seinen Dramen verwebte, und zu einem Ganzen zusammenschmelzte. So blieb es bis auf die neueste Zeit, wo mehrere Dichter anfingen, jene drei Gegenstände der dramatischen Schilderung nicht mehr zusammen, sondern einzeln zum Hauptzweck ihrer Tragödien zu machen. Goethe war der erste, der das Signal zu bloßen Charakterschilderungen gab. Er gab sogar auch das Signal zur Charakterschilderung einer bestimmten Klasse Menschen, nämlich der Künstler. Auf seinen Tasso folgte Öhlenschlägers Correggio, und diesem wieder eine Anzahl ähnlicher Tragödien. Auch der Tasso unseres Verfassers gehört zu dieser Gattung. Wir können daher bei dieser Tragödie Mangel an Einheit der Handlung füglich entschuldigen, und wollen sehen, ob die Charakter- und nebenbei die Leidenschafts-Schilderungen treu und wahr sind.

Den Charakter des Haupthelden finden wir trefflich und treu gehalten. Hier scheint dem Verfasser ein glücklicher Umstand zu Statten gekommen zu sein. Nämlich Tasso ist ein Dichter, oft ein lyrischer und immer ein religiös schwärmerischer Dichter. Hier konnte nun unser Verfasser, der alles dieses ebenfalls ist, mit seiner ganzen Individualität hervortreten, und dem Charakter seines Helden eine überraschende Wahrheit geben. Dieses ist das Schönste, das Beste in der ganzen Tragödie. Etwas minder treffend gezeichnet ist der Charakter der Prinzessin; er ist zu weich, zu wächsern, zu zerfließend, es fehlt ihm an Gehalt. Die Gräfin Sanvitale ist vom Verfasser gleichgültig behandelt; nur ganz schwach läßt er ihr Wohlwollen für Tasso hervorschimmern. Der Herzog ist in mehreren Szenen sehr wahr gezeichnet, doch widerspricht er sich oft. Z. B. am Ende des 2ten Akts läßt er Tasso einsperren, da-

mit er seinen Namen nicht mehr verlästre, und in der 1ten Szene des 3ten Akts sagt er: es sei geschehen aus Besorgnis, daß nicht aus Tassos Liebeshandel mit seiner Schwester Schlimmes entstehe. Graf Tirabo ist nicht allein ein jämmerlicher Mensch, sondern auch, was der Verfasser nicht wollte, ein inkonsequenter Mensch. Leonore v. Gisello ist ein hübsches Vesperglöcklein, das in diesem Gewirre heimlich und lieblich klinget, und leiser und immer leiser verhallet.

Schön und herrlich ist die Diktion des Verfassers. Wie trefflich, ergreifend und hinreißend ist z. B. das Nachtgespräch zwischen der Prinzessin und Tasso. Diese wehmütig weichen, schmelzend süßen Klänge ziehn uns unwiderstehlich hinab in die Traumwelt der Poesie, das Herz blutet uns aus tief geheimen Wunden — aber dieses Verbluten ist eine unendliche Wollust, und aus den roten Tropfen sprossen leuchtende Rosen.

Tasso. Mit tausend Augen schaut auf mich die Nacht,
Und mich erfassen Zweifel, will sie leuchten,
Vielleicht auch lauschen? Hat mit solcher Pracht
Sie sich geschmückt, und fällt des Taues Feuchten,
Daß sich dem Schlafe meine Glieder senken?

Prinzessin. Hört ich nicht Töne, die hinab sich neigten,
Als wollten sie zu meinem Herzen lenken?

Hofdame. Fürwahr, Prinzessin, bleich verworrner Miene,
Als wollt mit Schierlingstau die Nacht ihn tränken,

Täuscht michs, wenn so nicht Tasso dort
erschiene.

Tasso. Welch Bild erglänzet auf der Brücke
Bogen
Mit Majestät, als obs der Hohen diene,
Kommt nebenher ein anderes gezogen.
Schneeweiß umfließt, wie Silbernebels
Schleier,
Ein Strahlenkleid die Glieder, hell um-
flogen
Das Haupt vom Sternenchor, wie De-
mantfeuer.

Prinzessin. Doch Tränentau sinkt von dem Mond
hernieder,
Und trübet meiner Sterne helle Feier.

Tasso. Dem Tau entblühen neue Blumen wieder,
Und neue Kränze wird die Nacht uns
winden. — — —

Ebenfalls wunderschön sind die Verse Seite 77, so wie auch die Stanzen Seite 82, wo Tasso zur Gisello, die ihn als Pilger besucht, sagt:

Wie sich die Blume wendet zu der Sonne,
Und wie der Tau sich wiegt im Morgenschein,
Wie Engel flehn zur himmlischen Madonne,
Und Schar an Schar sich um die Hohe reihn,
So still und feierlich, voll selger Wonne,
Schließt mich das Zauberland der Liebe ein;
Klar seh ich die Verklärte vor mir schweben,
Frei und in Banden ihr allein zu leben. — — — —

Ob aber überhaupt der Reim in der Tragödie zweckmäßig ist? Wir sind ganz dagegen, würden ihn nur bei rein lyrischen Ergüssen tolerieren, und wollen ihn in vorliegender Tragödie nur da entschuldigen, wo Tasso selbst spricht. Im Munde des Dichters, der so viel in

seinem Leben gereimt hat, klingt der Reim wenigstens nicht ganz unnatürlich. Dem schlechten Poeten wird der Reim in der Tragödie immer eine hülfreiche Krücke sein, dem guten Dichter wird er zur lästigen Fessel. Auf keinen Fall findet derselbe Ersatz dafür, daß er sich in diese Fessel schmiegt. Denn unsre Schauspieler, besonders Schauspielerinnen, haben noch immer den leidigen Grundsatz, daß die Reime für das Auge seien, und daß man sich ja hüten müsse, sie hörbar klingen zu lassen. Wofür hat sich nun der arme Dichter abgeplagt? — So wohlklingend auch die Verse unseres Verfassers sind, so fehlt es denselben doch an Rhythmus. Es fehlt ihm die Kunst des Enjambements, die beim fünffüßigen Jambus von so unendlicher Wirkung ist, und wodurch so viele metrische Mannigfaltigkeit hervorgebracht wird. Manchmal hat sich der Verfasser einen Sechsfüßer entschlüpfen lassen. Schon Seite 1. »Die deine Schönheit rühmen nach Verliebter Art.«

Ob vorsätzlich? Unbegreiflich ist uns, wie sich der Verfasser die Skansion »V̄irgĭl« Seite 7 und 22 erlauben konnte. So wie auch Seite 4. »Und vielleĭcht dārŭm, weil sies nötger haben«. Seite 14. Der Daktylus »Hörenden« am Ende des Verses füllt das Ohr nicht. Obschon unsere besten alten Dichter sich solche Fehler zu Schulden kommen lassen, sollten doch die jüngern sie zu vermeiden suchen.

Wir gehn jetzt über zur Frage: welchen Wert hat vorliegende Tragödie in ethischer Hinsicht?

Ethisch? Ethisch? hören wir fragen. Um Gotteswillen, gelehrte Herren, halten Sie sich nicht an der Schuldefinition. Ethisch soll hier nur ein Rubriknamen sein, und wir wollen entwickelnd erklären, was wir unter dieser Rubrik befaßt haben wollen. Hören Sie, ist es Ihnen noch nie begegnet, daß Sie innerlich miß-

vergnügt, verstimmt und ärgerlich des Abends aus dem Theater kamen, obschon das Stück, das Sie eben sahen, recht dramatisch, theatralisch, kurz voller Poesie war? Was war nun der Fehler? Antwort: das Stück hatte keine Einheit des Gefühls hervorgebracht. Das ist es. Warum mußte der Tugendhafte untergehn durch List der Schelme? Warum mußte die gute Absicht verderblich wirken? Warum mußte die Unschuld leiden? Das sind die Fragen, die uns marternd die Brust beklemmen, wenn wir nach der Vorstellung von manchem Stücke aus dem Theater kommen. Die Griechen fühlten wohl die Notwendigkeit, dieses qualvolle Warum in der Tragödie zu erdrücken, und sie ersannen das Fatum. Wo nun aus der beklommenen Brust ein schweres Warum hervorstieg, kam gleich der ernste Chorus, zeigte mit dem Finger nach oben, nach einer höhern Weltordnung, nach einem Urratschluß der Notwendigkeit, dem sich sogar die Götter beugen. So war die geistige Ergänzungssucht des Menschen befriedigt, und es gab jetzt noch eine unsichtbare Einheit — Einheit des Gefühls. Viele Dichter unserer Zeit haben dasselbe gefühlt, das Fatum nachgebildet, und so entstanden unsere heutigen Schicksalstragödien. Ob diese Nachbildung glücklich war, ob sie überhaupt Ähnlichkeit mit dem griechischen Urbild hatte, lassen wir dahin gestellt. Genug, so löblich auch das Streben nach Hervorbringung der Gefühlseinheit war, so war doch jene Schicksalsidee eine sehr traurige Aushülfe, ein unerquickliches, schädliches Surrogat. Ganz widersprechend ist jene Schicksalsidee mit dem Geist und der Moral unserer Zeit, welche beide durch das Christentum ausgebildet worden. Dieses grause, blinde, unerbittliche Schicksalswalten verträgt sich nicht mit der Idee eines himmlischen Vaters, der voller Milde und Liebe

ist, der die Unschuld sorgsam schützet, und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Schöner und wirksamer handelten jene neuere Dichter, die alle Begebenheiten aus ihren natürlichen Ursachen entwickeln, aus der moralischen Freiheit des Menschen selbst, aus seinen Neigungen und Leidenschaften, und die in ihren tragischen Darstellungen, sobald jenes furchtbare letzte Warum auf den Lippen schwebt, mit leiser Hand den dunklen Himmelsvorhang lüften, und uns hineinlauschen lassen in das Reich des Überirdischen, wo wir im Anschaun so vieler leuchtenden Herrlichkeit und dämmernden Seligkeit mitten unter Qualen aufjauchzen, diese Qualen vergessen, oder in Freuden verwandelt fühlen. Das ist die Ursache, warum oft die traurigsten Dramen dem gefühlvollsten Herzen einen unendlichen Genuß verschaffen. — Nach letzterer löblichen Art hat sich auch unser Verfasser bestrebt, die Gefühleinheit hervorzubringen. Er hat ebenfalls die Begebenheiten aus ihren natürlichen Gründen entwickelt. In den Worten der Prinzessin:

Ihr Dichter wollt euch nicht zu Menschen schicken,
Verstehet anders, was die andern sagen,
Und was ihr selbst sagt, habt ihr nicht bedacht;
Das ist der schwarze Faden, den ihr selbst
Euch in das heitre Dichterleben spinnet.

In diesen Worten erkennen wir das Fatum, das den unglücklichen Tasso verfolgte. Auch unser Verfasser wußte mit vieler Geschicklichkeit den Himmelsvorhang vor unsern Augen leise aufzuheben, und uns zu zeigen, wie Tassos Seele schon schwelget im Reiche der Liebe. Alle unsere Qualen des Mitleids lösen sich auf in stille Seelenfreude, wenn wir im 5ten Akt den bleichen Tasso langsam hereintreten sehen mit den Worten:

Vom heilgen Öle triefen meine Glieder,
Und meine Lippen, die manch eitles Lied
Von schnödem Wesen dieser Welt gesungen,
Unwürdig haben sie berührt den Leib des Herrn. — —

Freilich wir müssen hier von einem historischen Standpunkte die Gefühle betrachten, die in unserm religiösen Schwärmer aufgeregt werden durch jene heiligen Gebräuche der römisch-katholischen Kirche, welche von Männern ersonnen worden sind, die das menschliche Herz, seine Wunden und den heilsamen beseligenden Eindruck passender Symbole genau kannten. Wir sehn hier unsern Tasso schon in den Vorhallen des Himmels. Seine geliebte Eleonore mußte ihm schon vorangegangen sein, und heilige Ahndung mußte ihm die Zusicherung gegeben haben, daß er sie bereits findet. Dieser Blick hinter die Himmelsdecke versüßt uns den unendlichen Schmerz, wenn wir das Kapitol schon in der Ferne erblicken, und der Langgeprüfte in dem Augenblick, als er den höchsten Preis erhalten soll, tot niedersinkt, bei der Bildsäule seines großen Nebenbuhlers. Der Priester greift den Schlußakkord, indem er den Lorbeerkranz Eleonorens der Leiche aufs Haupt setzt. — Wer fühlt hier nicht die tiefe Bedeutung dieses Lorbeers, der Torquatos Leid und Freud ist, in Leid und Freud ihn nicht verläßt, oft wie glühende Kohlen seine Stirn versengt, oft die arme brennende Stirn wie Balsam kühlet, und endlich, ein mühsam errungenes Siegeszeichen sein Haupt auf ewig verherrlicht.

Sollte nicht vielleicht unser Verfasser, eben wegen jener Gefühlseinheit, die Einheit der Handlung verworfen haben? Sollte ihm nicht etwas Ähnliches vorgeschwebt haben, was bei den Alten die Trilogien hervorbrachte? Fast möchten wir dieses glauben, und wir können nicht umhin, den Verfasser zu bitten, die fünf

Akte seiner Tragödie in drei zusammen zu schmelzen, deren jeder einzelne alsdann das Glied einer Trilogie sein würde. Der 1te und 2te Akt wäre zusammengeschmolzen, und hieße: Tassos Hofleben, der 3te und 4te Akt wäre ebenfalls vereinigt, und hieße: Tassos Gefangenschaft, und der 5te Akt, womit sich die Trilogie schlösse, hieße: Tassos Tod.

Wir haben oben gezeigt, daß Einheit des Gefühls zum Ethischen einer Tragödie gehört, und daß unser Verfasser dieselbe vollkommen und musterhaft beobachtet hat. Er hat aber auch noch einer zweiten ethischen Anforderung Genüge geleistet. Nämlich seine Tragödie trägt den Charakter der Milde und Versöhnung.

Unter dieser Versöhnung verstehn wir nicht allein die Aristotelische Leidenschaftsreinigung, sondern auch die weise Beobachtung der Grenzen des Reinmenschlichen. Keiner kann furchtbarere Leidenschaften und Handlungen auf die Bühne bringen, als Shakespear, und doch geschieht es nie, daß unser Inneres, unser Gemüt durch ihn gänzlich empört würde. Wie ganz anders ist das bei vielen unserer neuern Tragödien, bei deren Darstellung uns die Brust gleichsam in spanische Schnürstiefeln eingeklemmt wird, der Atem uns in der Kehle stocken bleibt, und gleichsam ein unerträglicher Katzenjammer der Gefühle unser ganzes Wesen ergreift. Das eigene Gemüt soll dem Dichter ein sicherer Maßstab sein, wie weit er den Schrecken und das Entsetzliche auf die Bühne bringen kann. Nicht der kalte Verstand soll emsig alles Gräßliche ergrübeln, mosaikähnlich zusammenwürfeln, und in der Tragödie aufstapeln. Zwar wissen wir recht wohl, alle Schrecken Melpomenens sind erschöpft. Pandoras Büchse ist leer, und der Boden derselben, wo noch ein Übel kleben

konnte, von den Poeten kahl abgeschabt, und der gefallsüchtige Dichter muß im Schweiße seines Angesichts neue Schreckensfiguren und neue Übel herausbrüten. So ist es dahin gekommen, daß unser heutiges Theaterpublikum schon ziemlich vertraut ist mit Brudermord, Vatermord, Inzest usw. Daß am Ende der Held bei ziemlich gesundem Verstande einen Selbstmord begeht, cela se fait sans dire. Das ist ein Kreuz, das ist ein Jammer. In der Tat, wenn das so fort geht, werden die Poeten des 20ten Jahrhunderts ihre dramatischen Stoffe aus der japanischen Geschichte nehmen müssen, und alle dortigen Exekutionsarten und Selbstmorde: Spießen, Pfählen, Bauchaufschlitzen usw. zur allgemeinen Erbauung auf die Bühne bringen. Wirklich, es ist empörend, wenn man sieht, wie in unsern neuern Tragödien statt des wahrhaft Tragischen ein Abschlachten, ein Niedermetzeln, ein Zerreißen der Gefühle aufgekommen ist, wie zitternd und zähneklappernd das Publikum auf seinem Armensünderbänkchen sitzt, wie es moralisch gerädert wird, und zwar von unten herauf. Haben denn unsere Dichter ganz und gar vergessen, welchen ungeheuren Einfluß das Theater auf die Volkssitten ausübt? Haben sie vergessen, daß sie diese Sitten milder und nicht wilder machen sollen? Haben sie vergessen, daß das Drama mit der Poesie überhaupt denselben Zweck hat, und die Leidenschaften versöhnen, nicht aufwiegeln, menschlicher machen, und nicht entmenschen soll? Haben unsere Poeten ganz und gar vergessen, daß die Poesie in sich selbst genug Hülfsmittel hat, um auch das allerabgestumpfteste Publikum zu erregen und zu befriedigen, ohne Vatermord und ohne Inzest?

Es ist doch jammerschade, daß unser großes Publikum so wenig versteht von der Poesie, fast ebensowenig wie unsere Poeten.

## »Rheinisch-westfälischer Musen-Almanach, auf das Jahr 1821«.

Herausgegeben von Friedrich Raßmann

⟨Hamm, bei Schultz und Wundermann⟩

»Was lange wird, wird gut« — »Eile mit Weile« — »Rom ist nicht in einem Tag gebaut« — »Kommst du heut nicht, kommst du morgen« und noch viele hundert ähnliche Sprüchwörter führt der Deutsche beständig im Munde, dienen ihm als Krükken bei jeder Handlung, und sollten mit Recht der ganzen deutschen Geschichte als Motto voran gesetzt werden. — Nur unsere Almanachs-Herausgeber haben sich von jenen leidigen Sprüchwörtern losgesagt, und ihre poetischen Blumensträußchen, die dem Publikum, in winterlicher Zeit, ein Surrogat für wirkliche Sommerblumen sein sollen, pflegen schon im Frühherbste zu erscheinen. Es ist daher befremdend, daß vorliegender poetische Blumenstrauß so spät, nämlich im April 1821, zum Vorschein gekommen. Lag die Schuld an den Blumen-Lieferanten, den Einsendern? oder am Straußbinder, dem Herausgeber? oder an der Blumen-Händlerin, der Verlagshandlung? Doch es ist ja kein gewöhnlicher Almanach, kein poetisches Taschenbuch, oder ähnliches Duodezbüchlein, das, als ein niedliches Neujahrsgeschenk, in die Sammetridiküls holder Damen geschmeidig hineingleiten soll, oder bestimmt ist, mit der feingeglätteten Vignettenkapsel und dem hervor blitzenden Goldschnitt auf duftender Toilette neben der Pomadenbüchse zu prangen, nein — Herr Raßmann gibt uns einen Musen-Almanach. In einem solchen darf nämlich gar keine Prosa ⟨und wenn es tunlich ist, auch gar nichts Prosaisches⟩ enthalten sein, aus dem einfachen Grunde: weil die

Musen nie in Prosa sprechen. Dieser Satz, der durch historische Erinnerungen an die Musen-Almanache von Voß, Tieck, Schlegel usw. entstanden ist, hat des Referenten selige Großmutter einst veranlaßt, zu behaupten: daß es eigentlich gar keine Poesie gibt, wo keine Reime klingen, oder Hexameter springen. Nach diesem Grundsatz kann man dreist behaupten: daß viele unserer berühmten, viele unserer sehr gelesenen Autoren, wie z. B. Jean Paul, Hoffmann, Clauren, Karoline Fouqué usw. nichts von der Poesie verstehen, weil sie nie oder höchst selten Verse machen. Doch viele Leute, worunter Referent so halb und halb auch gehört, wollen diesen Grundsatz bestreiten. Sollte Herr Raßmann nicht auch zu diesen Leuten gehören? Warum aber diese engbrüstige Laune bei einer poetischen Kunstausstellung — was doch der Musen-Almanach eigentlich sein soll — gar keine Prosa ein zu lassen? — Indessen, abgesehen von allem Zufälligen, und zur Form Gehörigen muß Referent gestehen: daß ihn der Inhalt des Büchleins recht freundlich und innig angesprochen hat, daß ihm bei manchem Gedichte das Herz aufgegangen, und daß ihm bei der Lektüre des »Rheinisch-westfälischen Musen-Almanachs« so wohlig, heimisch und behaglich zu Mute war, als ob er sein Leibgericht äße, rohen westfälischen Schinken nebst einem Glase Rheinwein. Durchaus soll hier nicht angedeutet sein, als ob die im Almanach enthaltenen westfälischen Dichter mit westfälischen Schinken, hingegen die ebenfalls darin enthaltenen rheinischen Dichter mit Rheinwein zu vergleichen wären. Referent kennt zu genau den kreuzbraven, echtwackern Sinn des Kernwestfalen, um nicht zu wissen, daß er in keinem Zweige der Literatur seinen Nachbaren nachzustehen braucht, obzwar er noch nicht darauf eingeübt ist, mit

den literarischen Kastagnetten sich durchzuklappern und ästhetische Maulhelden nieder zu schwatzen. — Von den sieben und dreißig Dichtern, die der Musen-Almanach vorführt und worunter auch einige neue Namen hervor grüßen, muß zuerst der Herausgeber erwähnt werden. Raßmann gehört, der Form nach, der neuern Schule zu, doch sein Herz gehört noch der alten Zeit an, jener guten alten Zeit, wo alle Dichter Deutschlands gleichsam nur ein Herz hatten. Schon bei dem flüchtigen Anblick der Gegenstände der literarischen Tätigkeit Raßmanns wird man innig gerührt durch seine Liebe für fremde Arbeiten und sein emsiges Hervorsuchen des fremden Verdienstes, ⟨lauter altfränkische Eigenschaften, die längst aus der Mode gekommen!⟩ In den Gedichten Raßmanns, die der Musen-Almanach enthält, besonders in »Einzwängung des Frühlings« »der Töpfer nach der Heirat« und im »armen Heinrich« findet sich ganz ausgesprochen jene grundehrliche Gesinnung, liebreiche Betriebsamkeit, und fast Hans-Sachsische Ausmalerei. E. M. Arndts Gedicht: »die Burg des echten Wächters« ist herzlich und jugendlich frisch. In W. v. Blombergs »Elegie auf die Herzogin von Weimar« sind recht schöne und anmutige Stellen. Buerens Nachtstück »die Hexen« ist sehr anziehend, der Verfasser fühlt gar wohl, wie viel durch metrische Kunstgriffe erreicht werden kann, er fühlt gar wohl die Macht der Spondeen, besonders der spondeischen Reime, doch die höhere Feinheit, die Mäßigkeit, die im Gebrauche derselben beobachtet werden muß, ist ihm bis jetzt noch unbekannt. In J. B. Rousseaus Gedicht »Verlust« weht ein zarter und doch herzinnig glühender Hauch, liebliche Weichheit und heimlich süße Wehmut. Heilmanns Gedicht »Geist der Liebe« wäre sehr gut, wenn mehr Geist

und weniger ‹das Wort› Liebe drin wäre. Der Stoff von Theobalds »Schelm von Bergen« ist wunderschön, fast unübertrefflich, doch der Verfasser ist auf falschem Wege, wenn er den Volkston durch holpernde Verse und Sprachplumpheit nachzuahmen sucht. Der gemütliche Gebauer gibt uns hier vier Gedichte, recht herzig, recht hübsch. Wilh. Smets gibt ebenfalls eine Reihe schöner Dichtungen, wovon einige gewiß seelenerquikkend genannt werden dürfen. Zu diesen gehören das Sonett »an Ernst von Lassaulx« und das Gedicht »an Elisabeths Namenstage«. Nikol. Meyers Gedichte sind recht wacker, einige ganz vortrefflich, am allerschönsten ist das Gedicht »Liebesweben«. Rühmliche Auszeichnung verdienen die Gedichte von Adelheid von Stolterfoth, von Sophie George und von v. Kurowski-Eichen. — Der Druck des Büchleins ist recht ansprechend, das Äußere desselben fast zu bescheiden und einfach. Doch der goldne Inhalt läßt bald den Mangel des Goldschnitts übersehen.

Berichtigung. Durch nachlässiges Abschreiben ist von seiten des Referenten in der Beurteilung der Gedichte des »Rheinisch-westfälischen Musen-Almanachs« ‹Beilage zum 129sten Blatte des »Gesellschafters« S. 603› folgende Stelle ausgelassen worden: »Der Klausner« ‹von Freifrau Elise v. Hohenhausen› ist ein sinniges, heiteres, blühendes Gemälde, von dessen Anmut und Lieblichkeit das Gemüt des Lesers angenehm bewegt wird.

# Briefe aus Berlin

## I

## 1822

Seltsam! — Wenn ich der Dei von Tunis wäre,
Schlüg ich, bei so zweideutgem Vorfall, Lärm.
Kleists Prinz v. Homburg.

### Erster Brief

Berlin, den 26. Januar 1822.

Ihr sehr lieber Brief vom 5. d. M. hat mich mit der größten Freude erfüllt, da sich darin Ihr Wohlwollen gegen mich am unverkennbarsten aussprach. Es erquickt mir die Seele, wenn ich erfahre, daß so viele gute und wackere Menschen mit Interesse und Liebe meiner gedenken. Glauben Sie nur nicht, daß ich unseres Westfalens so bald vergessen hätte. Der September 1821 schwebt mir noch zu sehr im Gedächtnis. Die schönen Täler um Hagen, der freundliche Overweg in Unna, die angenehmen Tage in Hamm, der herrliche Fritz von B., Sie, W., die Altertümer in Soest, selbst die Paderborner Heide, alles steht noch lebendig vor mir. Ich höre noch immer, wie die alten Eichenwälder mich umrauschen, wie jedes Blatt mir zuflüstert: Hier wohnten die alten Sachsen, die am spätesten Glauben und Germanentum einbüßten. Ich höre noch immer, wie ein uralter Stein mir zuruft: Wandrer, steh, hier hat Armin den Varus geschlagen! — Man muß zu Fuß, und zwar, wie ich, in östreichischen Landwehrtagemärschen Westfalen durchwandern, wenn man den kräftigen Ernst, die biedere Ehrlichkeit und anspruchslose Tüchtigkeit seiner Bewohner kennen lernen will. — Es wird mir gewiß recht viel Vergnügen machen, wenn ich, wie Sie mir schreiben, durch Mitteilungen aus der Residenz mir so viele liebe Menschen verpflichte. Ich

habe mir gleich bei Empfang Ihres Briefes Papier und Feder zurecht gelegt, und bin schon jetzt — am Schreiben.

An Notizen fehlt es nicht, und es ist nur die Aufgabe: Was soll ich nicht schreiben? d. h., was weiß das Publikum schon längst, was ist demselben ganz gleichgültig, und was darf es nicht wissen? Und dann ist die Aufgabe: Vielerlei zu schreiben, so wenig als möglich vom Theater und solchen Gegenständen, die in der Abendzeitung, im Morgenblatte, im wiener Konversationsblatte usw. die gewöhnlichen Hebel der Korrespondenz sind, und dort ihre ausführliche und systematische Darstellung finden. Den einen interessierts, wenn ich erzähle: daß Jagor die Zahl genialer Erfindungen kürzlich durch sein Trüffeleis vermehrt hat, den andern interessiert die Nachricht, daß Spontini beim letzten Ordensfest Rock und Hosen trug von grünem Sammet mit goldenen Sternchen. Nur verlangen Sie von mir keine Systematie, das ist der Würgengel aller Korrespondenz. Ich spreche heute von den Redouten und den Kirchen, morgen von Savigny und den Possenreißern, die in seltsamen Aufzügen durch die Stadt ziehen, übermorgen von der Giustinianischen Galerie, und dann wieder von Savigny und den Possenreißern. Assoziation der Ideen soll immer vorwalten. Alle 4 oder 6 Wochen soll ein Brief folgen. Die zwei ersten werden unverhältnismäßig lang werden, da ich doch vorher das äußere und das innere Leben Berlins andeuten muß. Nur andeuten, nicht ausmalen. Aber womit fange ich an bei dieser Masse von Materialien? Hier hilft eine französische Regel: Commencez par le commencement.

Ich fange also mit der Stadt an, und denke mir, ich sei wieder so eben an der Post auf der Königstraße abgestiegen, und lasse mir den leichten Koffer nach dem

Schwarzen Adler auf der Poststraße tragen. Ich sehe Sie schon fragen: Warum ist denn die Post nicht auf der Poststraße und der Schwarze Adler auf der Königstraße? Ein andermal beantworte ich diese Frage, aber jetzt will ich durch die Stadt laufen, und ich bitte Sie, mir Gesellschaft zu leisten. Folgen Sie mir nur ein paar Schritte, und wir sind schon auf einem sehr interessanten Platze. Wir stehen auf der Langen Brücke. Sie wundern sich: »die ist aber nicht sehr lang?« Es ist Ironie, mein Lieber. Laßt uns hier einen Augenblick stehen bleiben und die große Statue des Großen Kurfürsten betrachten. Er sitzt stolz zu Pferde, und gefesselte Sklaven umgeben das Fußgestell. Es ist ein herrlicher Metallguß, und unstreitig das größte Kunstwerk Berlins. Und ist ganz umsonst zu sehen, weil es mitten auf der Brücke steht. Es hat die meiste Ähnlichkeit mit der Statue des Kurfürsten Johann Wilhelm auf dem Markte zu Düsseldorf, nur daß hier in Berlin der Schwanz des Pferdes nicht so bedeutend dick ist. Aber ich sehe, Sie werden von allen Seiten gestoßen. Auf dieser Brücke ist ein ewiges Menschengedränge. Sehen Sie sich mal um. Welche große, herrliche Straße! Das ist eben die Königstraße, wo ein Kaufmannsmagazin ans andre grenzt, und die bunten, leuchtenden Warenausstellungen fast das Auge blenden. Laßt uns weiter gehen, wir gelangen hier auf den Schloßplatz. Rechts das Schloß, ein hohes, großartiges Gebäude. Die Zeit hat es grau gefärbt, und gab ihm ein düsteres, aber desto majestätischeres Ansehen. Links wieder zwei schöne Straßen, die Breite-Straße und die Brüderstraße. Aber gerade vor uns ist die Stechbahn, eine Art Boulevard. Und hier wohnt Josty! — Ihr Götter des Olymps, wie würde ich Euch Eur Ambrosia verleiden, wenn ich die Süßigkeiten beschriebe, die dort

aufgeschichtet stehen. O, kenntet Ihr den Inhalt dieser Baisers! O Aphrodite, wärest du solchem Schaum entstiegen, du wärest noch viel süßer! Das Lokal ist zwar eng und dumpfig, und wie eine Bierstube dekoriert. Doch das Gute wird immer den Sieg über das Schöne behaupten, zusammengedrängt wie die Bücklinge sitzen hier die Enkel der Brennen und schlürfen Creme, und schnalzen vor Wonne, und lecken die Finger.

Fort, fort von hier,
Das Auge sieht die Türe offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.

Wir können durch das Schloß gehen, und sind augenblicklich im Lustgarten. »Wo ist aber der Garten?« fragen Sie. Ach Gott! merken Sie denn nicht, das ist wieder die Ironie. Es ist ein viereckiger Platz, der von einer Doppelreihe Pappeln eingeschlossen ist. Wir stoßen hier auf eine Marmorstatue, wobei eine Schildwache steht. Das ist der alte Dessauer. Er steht ganz in altpreußischer Uniform, durchaus nicht idealisiert, wie die Helden auf dem Wilhelmsplatze. Diese will ich Ihnen nächstens zeigen, es sind Keith, Zieten, Seidlitz, Schwerin und Winterfeldt, beide letztere in römischem Kostüm mit einer Allongeperücke. Hier stehen wir just vor der Domkirche, die ganz kürzlich von außen neu verziert wurde und auf beiden Seiten des großen Turms zwei neue Türmchen erhielt. Der große, oben gerundete Turm ist nicht übel. Aber die beiden jungen Türmchen machen eine höchst lächerliche Figur. Sehen aus wie Vogelkörbe. Man erzählt auch, der große Philolog W. sei vorigen Sommer mit dem hier durchreisenden Orientalisten H. spazieren gegangen, und als letzterer, nach dem Dome zeigend, fragte: »Was bedeuten denn die beiden Vogelkörbe da oben?« habe

der gelehrte Witzbold geantwortet: »Hier werden Dompfaffen abgerichtet.« In zwei Nischen des Doms sollen die Statuen von Luther und Melanchthon aufgestellt werden. — Wollen wir in den Dom hineingehen, um dort das wunderschöne Bild von Begasse zu bewundern? Sie können sich dort auch erbauen an den Prediger Theremin. Doch laßt uns draus bleiben, es wird auf die Paulusianer gestichelt. Das macht mir keinen Spaß. Betrachten Sie lieber gleich rechts, neben dem Dom, die vielbewegte Menschenmasse, die sich in einem viereckigen, eisenumgitterten Platz herumtreibt. Das ist die Börse. Dort schachern die Bekenner des alten und des neuen Testaments. Wir wollen ihnen nicht zu nahe kommen. O Gott, welche Gesichter! Habsucht in jeder Muskel. Wenn sie die Mäuler öffnen, glaub ich mich angeschrien: »Gib mir all dein Geld!« Mögen schon viel zusammengescharrt haben. Die Reichsten sind gewiß die, auf deren fahlen Gesichtern die Unzufriedenheit und der Mißmut am tiefsten eingeprägt liegt. Wie viel glücklicher ist doch mancher arme Teufel, der nicht weiß, ob ein Louisdor rund oder eckig ist. Mit Recht ist hier der Kaufmann wenig geachtet. Desto mehr sind es die Herren dort mit den großen Federhüten und den rotausgeschlagenen Röcken. Denn der Lustgarten ist auch der Platz, wo täglich die Parole ausgegeben und die Wachparade gemustert wird. Ich bin zwar kein sonderlicher Freund vom Militärwesen, doch muß ich gestehen, es ist mir immer ein freudiger Anblick, wenn ich im Lustgarten die preußischen Offiziere zusammenstehen sehe. Schöne, kräftige, rüstige, lebenslustige Menschen. Zwar hier und da sieht man ein aufgeblasenes, dumm-stolzes Aristokratengesicht aus der Menge hervorglotzen. Doch findet man beim größern Teile der hiesigen Offiziere,

besonders bei den jüngern, eine Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die man um so mehr bewundern muß, da, wie gesagt, der Militärstand der angesehenste in Berlin ist. Freilich der ehemalige schroffe Kastengeist desselben wurde schon dadurch sehr gemildert, daß jeder Preuße, wenigstens ein Jahr, Soldat sein muß, und, vom Sohn des Königs bis zum Sohn des Schuhflickers, keiner davon verschont bleibt. Letzteres ist gewiß sehr lästig und drückend, doch in mancher Hinsicht auch sehr heilsam. Unsre Jugend ist dadurch geschützt vor der Gefahr der Verweichlichung. In manchen Staaten hört man weniger klagen über das Drückende des Militärdienstes, weil man dort alle Last desselben auf den armen Landmann wirft, während der Adlige, der Gelehrte, der Reiche und, wie z. B. in Holstein der Fall ist, sogar jeder Bewohner einer Stadt von allem Militärdienste befreit ist. Wie würden alle Klagen über letztern bei uns verstummen, wenn unsere lautmauligen Spießbürger, unsere politisierenden Ladenschwengel, unsere genialen Auskultatoren, Bureauschreiber, Poeten und Pflastertreter vom Dienste befreit wären. Sehen Sie dort, wie der Bauer exerziert? Er schultert, präsentiert und — schweigt.

Doch vorwärts! Wir müssen über die Brücke. Sie wundern sich über die vielen Baumaterialien, die hier herumliegen, und die vielen Arbeiter, die hier sich herumtreiben und schwatzen, und Branntewein trinken, und wenig tun. Hier nebenbei war sonst die Hundebrücke, der König ließ sie niederreißen, und läßt an ihrer Stelle eine prächtige Eisenbrücke verfertigen. Schon diesen Sommer hat die Arbeit angefangen, wird sich noch lange herumziehn, aber endlich wird ein prachtvolles Werk da stehen. Schauen Sie jetzt mal auf. In der Ferne sehen Sie schon — die Linden!

Wirklich, ich kenne keinen imposantern Anblick, als vor der Hundebrücke stehend nach den Linden hinauf zu sehen. Rechts das hohe, prächtige Zeughaus, das neue Wachthaus, die Universität und Akademie. Links das königliche Palais, das Opernhaus, die Bibliothek usw. Hier drängt sich Prachtgebäude an Prachtgebäude. Überall verzierende Statuen, doch von schlechtem Stein und schlecht gemeißelt. Außer die auf dem Zeughause. Hier stehn wir auf dem Schloßplatz, dem breitesten und größten Platze in Berlin. Das königliche Palais ist das schlichteste und unbedeutendste von allen diesen Gebäuden. Unser König wohnt hier. Einfach und bürgerlich. Hut ab! da fährt der König selbst vorbei. Es ist nicht der prächtige Sechsspänner, der gehört einem Gesandten. Nein, er sitzt in den schlechten Wagen mit zwei ordinären Pferden. Das Haupt bedeckt eine gewöhnliche Offiziersmütze, und die Glieder umhüllt ein grauer Regenmantel. Aber das Auge des Eingeweiheten sieht den Purpur unter diesem Mantel und das Diadem unter dieser Mütze. Sehen Sie wie der König jedem freundlich wiedergrüßt. Hören Sie: »Es ist ein schöner Mann« flüstert dort die kleine Blondine. »Es war der beste Ehemann« antwortet seufzend die ältere Freundin. »Ma foi« brüllte der Husarenoffizier, »es ist der beste Reuter in unserer Armee.« —

Wie gefällt Ihnen aber die Universität? Fürwahr, ein herrliches Gebäude! Nur schade, die wenigsten Hörsäle sind geräumig, die meisten düster und unfreundlich, und, was das Schlimmste ist, bei vielen gehen die Fenster nach der Straße, und da kann man schrägüber das Opernhaus bemerken. Wie muß der arme Bursche auf glühenden Kohlen sitzen, wenn die ledernen, und zwar nicht saffian- oder maroquin-leder-

nen, sondern schweinsledernen Witze eines langweiligen Dozenten ihm in die Ohren dröhnen, und seine Augen unterdessen auf der Straße schweifen, und sich ergötzen an das pitoreske Schauspiel der leuchtenden Equipagen, der vorüberziehenden Soldaten, der dahinhüpfenden Nymphen, und der bunten Menschenwoge, die sich nach dem Opernhause wälzt. Wie müssen dem armen Burschen die 16 Groschen in der Tasche brennen, wenn er denkt: »diese glücklichen Menschen sehen gleich die Eunike als Seraphim, oder die Milder als Iphegeneia.« »Apollini et Musis« steht auf dem Opernhause, und der Musensohn sollte draus bleiben? — Aber sehen Sie, das Kollegium ist eben ausgegangen, und ein Schwarm Studenten schlendert nach den Linden. »Gehn denn so viele Philister ins Kollegium?« fragen Sie. Still, still, das sind keine Philister. Der hohe Hut à la Bolivar und der Überrock à l'Anglaise machen noch lange nicht den Philister. Eben so wenig wie die rote Mütze und der Flausch den Burschen macht. Ganz im Kostüm des letztern geht hier mancher sentimentale Barbiergesell, mancher ehrgeizige Laufjunge und mancher hochherzige Schneider. Es ist dem anständigen Burschen zu verzeihen, wenn er mit solchen Herrn nicht gern verwechselt sein möchte. Kurländer sind wenige hier. Desto mehr Polen, über 70, die sich meistens burschikose tragen. Diese haben obige Verwechselung nicht zu befürchten. Man siehts diesen Gesichtern gleich an, daß keine Schneiderseele unterm Flausche sitzt. Viele dieser Sarmaten könnten den Söhnen Hermanns und Thusneldas als Muster von Liebenswürdigkeit und edelm Betragen dienen. Es ist wahr. Wenn man so viele Herrlichkeiten bei Fremden sieht, gehört wirklich eine ungeheure Dosis Patriotismus dazu, sich noch immer einzubilden: das Vortreff-

lichste und Köstlichste, was die Erde trägt, sei ein — Deutscher! Zusammenleben ist wenig unter den hiesigen Studierenden. Die Landsmannschaften sind aufgehoben. Die Verbindung, die, unter dem Namen Arminia, aus alten Anhängern der Burschenschaft bestand, soll ebenfalls aufgelöst sein. Wenige Duelle fallen jetzt vor. Ein Duell ist kürzlich sehr unglücklich abgelaufen. Zwei Mediziner, Liebschütz und Febus, gerieten im Kollegium der Semiotik in einen unbedeutenden Streit, da beide gleichen Anspruch machten an den Sitz No. 4. Sie wußten nicht, daß es in diesem Auditorium zwei mit No. 4 bezeichnete Sitze gab, und beide hatten diese Nummer vom Professor erhalten. »Dummer Junge!« rief der eine, und der leichte Wortwechsel war geendigt. Sie schlugen sich den andern Tag, und Liebschütz rannte sich den Schläger seines Gegners in den Leib. Er starb eine Viertelstunde drauf. Da er ein Jude war, wurde er von seinen akademischen Freunden nach dem jüdischen Gottesacker gebracht. Febus, ebenfalls ein Jude, hat die Flucht ergriffen, und —

Aber ich sehe, Sie hören schon nicht mehr, was ich erzähle, und staunen die Linden an. Ja, das sind die berühmten Linden, wovon Sie so viel gehört haben. Mich durchschauerts, wenn ich denke, auf dieser Stelle hat vielleicht Lessing gestanden, unter diesen Bäumen war der Lieblingsspaziergang so vieler großer Männer, die in Berlin gelebt, hier ging der große Fritz, hier wandelte — Er! Aber ist die Gegenwart nicht auch herrlich? Es ist just 12, und die Spaziergangszeit der schönen Welt. Die geputzte Menge treibt sich die Linden auf und ab. Sehen Sie dort den Elegant mit zwölf bunten Westen? Hören Sie die tiefsinnigen Bemerkungen, die er seiner Donna zulispelt? Riechen Sie die köstlichen Pomaden und Essenzen, womit er par-

fümiert ist? Er fixiert Sie mit der Lorgnette, lächelt, und kräuselt sich die Haare. Aber schauen Sie die schönen Damen! Welche Gestalten! Ich werde poetisch!

Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannst du dein Herz erbaun,
Hier kannst du beisammen finden
Die allerschönsten Fraun.

Sie blühn so hold und minnig
Im farbigen Seidengewand,
Ein Dichter hat sie sinnig:
Wandelnde Blumen genannt.

Welch schöne Federhüte!
Welch schöne Türkenschals!
Welch schöne Wangenblüte!
Welch schöner Schwanenhals!

Nein, diese dort ist ein wandelndes Paradies, ein wandelnder Himmel, eine wandelnde Seligkeit. Und diesen Schöps mit dem Schnauzbarte sieht sie so zärtlich an! Der Kerl gehört nicht zu den Leuten, die das Pulver erfunden haben, sondern zu denen, die es gebrauchen, d. h. er ist Militär. — Sie wundern sich, daß alle Männer hier plötzlich stehen bleiben, mit der Hand in die Hosentasche greifen und in die Höhe schauen? Mein Lieber, wir stehen just vor der Akademieuhr, die am richtigsten geht von allen Uhren Berlins, und jeder Vorübergehende verfehlt nicht, die seinige darnach zu richten. Es ist ein possierlicher Anblick, wenn man nicht weiß, daß dort eine Uhr steht. In diesem Gebäude ist auch die Singakademie. Ein Billet kann ich Ihnen nicht verschaffen, der Vorsteher derselben, Professor Zelter, soll bei solchen Gelegenheiten nicht sonderlich zuvorkommend sein. Doch betrachten Sie die kleine Brünette, die Ihnen so vielverheißend zu-

lächelt. Und einem solchen niedlichen Ding wollten Sie eine Art Hundezeichen umhängen lassen? Wie sie allerliebst das Lockenköpfchen schüttelt, mit den kleinen Füßchen trippelt, und wieder lächelnd die weißen Zähnchen zeigt. Sie muß es Ihnen angemerkt haben, daß Sie ein Fremder sind. Welch eine Menge besternter Herren! Welch eine Unzahl Orden! Wo man hin sieht, nichts als Orden! Wenn man sich einen Rock anmessen läßt, frägt der Schneider: »mit oder ohne Einschnitt ‹für den Orden›?« Aber halt! Sehen Sie das Gebäude an der Ecke der Charlottenstraße? Das ist das Café royal! Bitte, laßt uns hier einkehren, ich kann nicht gut vorbeigehen, ohne einen Augenblick hineinzusehen. Sie wollen nicht? Doch beim Umkehren müssen Sie mit hinein. Hier schräg über sehen Sie das Hôtel de Rome, und hier wieder links das Hôtel de Pétersbourg, die zwei angesehensten Gasthöfe. Nahe bei ist die Konditorei von Teichmann. Die gefüllten Bonbons sind hier die besten Berlins, aber in den Kuchen ist zu viel Butter. Wenn Sie für 8 Groschen schlecht zu Mittag essen wollen, so gehen Sie in die Restauration neben Teichmann auf die erste Etage. Jetzt sehen Sie mal rechts und links. Das ist die große Friedrichstraße. Wenn man diese betrachtet, kann man sich die Idee der Unendlichkeit veranschaulichen. Laßt uns hier nicht zu lange stehen bleiben. Hier bekömmt man den Schnupfen. Es wehet ein fataler Zugwind zwischen dem Hallischen und dem Oranienburger Tore. Hier links drängt sich wieder das Gute, hier wohnt Sala Tarone, hier ist das Café de Commerce, und hier wohnt — Jagor! Eine Sonne steht über diese Paradiesespforte. Treffendes Symbol! Welche Gefühle erregt diese Sonne in dem Magen eines Gourmands! Wiehert er nicht bei ihrem Anblick wie das Roß des

Darius Hystaspis? Kniet nieder, Ihr modernen Peruaner, hier wohnt — Jagor! Und dennoch diese Sonne ist nicht ohne Flecken. Wie zahlreich auch die seltenen Delikatessen sind, die hier auf der täglich neu gedruckten Karte angezeigt stehen, so ist die Bedienung doch oft sehr langsam, nicht selten ist der Braten alt und zähe, und die meisten Gerichte finde ich im Café royal weit schmackhafter zubereitet. Aber der Wein? O, wer doch den Säckel des Fortunatus hätte! — Wollen Sie die Augen ergötzen, so betrachten Sie die Bilder, die hier im Glaskasten des Jagorschen Parterre ausgestellt sind. Hier hängen neben einander die Schauspielerin Stich, der Theolog Neander und der Violinist Boucher! Wie die Holde lächelt! O sähen Sie sie als Julie, wenn sie dem Pilger Romeo den ersten Kuß erlaubt. Musik sind ihre Worte,

Grace is in all her steps, heav'n in her eye,
In ev'ry gesture dignity and love. ⟨Milton.⟩

Wie sieht Neander wieder zerstreut aus! Er denkt gewiß an die Gnostiker, an Basilides, Valentinus, Bardesanes, Karpokrates und Markus. Boucher hat wirklich eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Kaiser Napoleon. Er nennt sich Kosmopolite, Sokrates der Violinisten, scharrt ein rasendes Geld zusammen, und nennt Berlin aus Dankbarkeit la Capitale de la Musique. — Doch laßt uns schnell vorbeigehn, hier ist wieder eine Konditorei und hier wohnt Lebeufve, ein magnetischer Name. Betrachten Sie die schönen Gebäude, die auf beiden Seiten der Linden stehn. Hier wohnt die vornehmste Welt Berlins. Laßt uns eilen. Das große Haus links ist die Konditorei von Fuchs. Wunderschön ist dort alles dekoriert, überall Spiegel, Blumen, Marzipanfiguren, Vergoldungen, kurz die ausgezeichnetste Eleganz. Aber alles, was man dort ge-

nießt, ist am schlechtesten und teuersten in Berlin. Unter den Konditorwaren ist wenig Auswahl, und das meiste ist alt. Ein paar alte, verschimmelte Zeitschriften liegen auf dem Tische. Und das lange aufwartende Fräulein ist nicht mal hübsch. Laßt uns nicht zu Fuchs gehen. Ich esse keine Spiegel und seidene Gardinen, und wenn ich etwas für die Augen haben will, so gehe ich in Spontinis Cortez oder Olympia. — Hier rechts können Sie etwas Neues sehen. Hier werden Boulevards gebaut, wodurch die Wilhelmstraße mit der Letzten-Straße in Verbindung gesetzt wird. Hier wollen wir stille stehn, und das Brandenburger Tor und die darauf stehende Viktoria betrachten. Ersteres wurde von Langhans nach den Propyläen zu Athen gebaut, und besteht aus einer Kolonnade von 12 großen dorischen Säulen. Die Göttin da oben wird Ihnen aus der neuesten Geschichte genugsam bekannt sein. Die gute Frau hat auch ihre Schicksale gehabt, man siehts ihr nicht an, der mutigen Wagenlenkerin. Laßt uns durchs Tor gehen. Was Sie jetzt vor sich sehen, ist der berühmte Tiergarten, in der Mitte die breite Chaussee nach Charlottenburg. Auf beiden Seiten zwei kolossale Statuen, wovon die eine einen Apoll vorstellen möchte. Erzniederträchtige, verstümmelte Klötze. Man sollte sie herunterwerfen. Denn es hat sich gewiß schon manche schwangere Berlinerin dran versehen. Daher die vielen scheußlichen Gesichter, denen wir unter den Linden begegnet. Die Polizei sollte sich drein mischen.

Jetzt laßt uns umkehren, ich habe Appetit, und sehne mich nach dem Café royal. Wollen Sie fahren? Hier gleich am Tore stehen Droschken. So heißen unsere hiesigen Fiaker. Man zahlt 4 Groschen Courant für eine Person und 6 Gr. C. für zwei Personen, und der

Kutscher fährt wohin man will. Die Wagen sind alle gleich, und die Kutscher tragen alle graue Mäntel mit gelben Aufschlägen. Wenn man just pressiert ist, oder wenn es entsetzlich regnet, so ist keine einzige von allen Droschken aufzutreiben. Doch wenn es schönes Wetter ist, wie heute, oder wenn man sie nicht sonderlich nötig hat, sieht man die Droschken haufenweis beisammenstehen. Laßt uns einsteigen. Schnell, Kutscher. Wie das unter den Linden wogt! Wie mancher läuft da herum, der noch nicht weiß, wo er heut zu Mittag essen kann! Haben Sie die Idee eines Mittagessens begriffen, mein Lieber? Wer diese begriffen hat, der begreift auch das ganze Treiben der Menschen. Schnell, Kutscher. — Was halten Sie von der Unsterblichkeit der Seele? Wahrhaftig, es ist eine große Erfindung, eine weit größere als das Pulver. Was halten Sie von der Liebe? Schnell, Kutscher. Nicht wahr, es ist bloß das Gesetz der Attraktion. — Wie gefällt Ihnen Berlin? Finden Sie nicht, obschon die Stadt neu, schön und regelmäßig gebaut ist, so macht sie doch einen etwas nüchternen Eindruck. Die Frau von Staël bemerkt sehr scharfsinnig: »Berlin, cette ville toute moderne, quelque belle qu'elle soit, ne fait pas une impression assez sérieuse; on n'y aperçoit point l'empreinte de l'histoire du pays, ni du caractère des habitants, et ces magnifiques demeures nouvellement construites ne semblent destinées qu'aux rassemblements commodes des plaisirs et de l'industrie.« Herr von Pradt sagt noch etwas weit Pikanteres. — Aber Sie hören kein Wort wegen des Wagengerassels. Gut, wir sind am Ziel. Halt! Hier ist das Café royal. Das freundliche Menschengesicht, das an der Türe steht, ist Beyermann. Das nenne ich einen Wirt! Kein kriechender Katzenbuckel, aber doch zuvorkom-

mende Aufmerksamkeit, feines, gebildetes Betragen, aber doch unermüdlicher Diensteifer, kurz eine Prachtausgabe von Wirt. Laßt uns hineingehn. Ein schönes Lokal, vorn das splendideste Kaffeehaus Berlins, hinten die schöne Restauration. Ein Versammlungsort eleganter, gebildeter Welt. Sie können hier oft die interessantesten Menschen sehen. Bemerken Sie dort den großen breitschultrigen Mann im schwarzen Oberrock? Das ist der berühmte Kosmeli, der heut in London ist und morgen in Ispahan. So stelle ich mir den Peter Schlemiehl von Chamisso vor. Er hat eben ein Paradoxon auf der Zunge. Bemerken Sie den großen Mann mit der vornehmen Miene und der hohen Stirne? Das ist der Wolf, der den Homer zerrissen hat, und der deutsche Hexameter machen kann. Aber dort am Tisch das kleine bewegliche Männchen mit den ewig vibrierenden Gesichtsmuskeln, mit den possierlichen und doch unheimlichen Gesten? Das ist der Kammergerichtsrat Hoffmann, der den Kater Murr geschrieben, und die hohe feierliche Gestalt, die gegen ihn über sitzt, ist der Baron von Lüttwitz, der in der Vossischen Zeitung die klassische Rezension des Katers geliefert hat. Bemerken Sie den Elegant, der sich so leicht bewegt, kurländisch lispelt, und sich jetzt wendet gegen den hohen, ernsthaften Mann im grünen Oberrock? Das ist der Baron von Schilling, der im mindener Sonntagsblatte »die lieben Teutsenkel« so sehr touchiert hat. Der Ernsthafte ist der Dichter Baron von Maltitz. Aber raten Sie mal, wer diese determinierte Figur ist, die am Kamine steht? Das ist Ihr Antagonist Hartmann vom Rheine, hart und ein Mann, und zwar aus einem einzigen Eisengusse. Aber was kümmern mich alle diese Herren, ich habe Hunger. Garçon, la charte! Betrachten Sie mal diese Menge herrlicher Gerichte.

Wie die Namen derselben melodisch und schmelzend klingen, as music on the waters! Es sind geheime Zauberformeln, die uns das Geisterreich aufschließen. Und Champagner dabei! Erlauben Sie, daß ich eine Träne der Rührung weine. Doch Sie, Gefühlloser, haben gar keinen Sinn für alle diese Herrlichkeit, und wollen Neuigkeiten, armselige Stadtneuigkeiten. Sie sollen befriedigt werden. Mein lieber Herr Gans, was gibt es Neues? Er schüttelt das graue ehrwürdige Haupt und zuckt mit den Achseln. Wir wollen uns an das kleine rotbäckige Männlein wenden, der Kerl hat immer die Taschen voll Neuigkeiten, und wenn er mal anfängt zu erzählen, so gehts wie ein Mühlrad. Was gibts Neues, mein lieber Herr Kammermusikus?

Gar nichts. Die neue Oper von Hellwig: die Bergknappen, soll nicht sehr angesprochen haben. Spontini komponiert jetzt eine Oper, wozu ihm Koreff den Text geschrieben. Er soll aus der preußischen Geschichte sein. Auch erhalten wir bald Koreffs Aucassin und Nicolette, wozu Schneider die Musik setzt. Letztere wird erst noch etwas zusammengestrichen. Nach Karneval erwartet man auch Bernhard Kleins Dido, eine heroische Oper. Die Bohrer und Boucher haben wieder Konzerte angekündigt. Wenn der Freischütz gegeben wird, ist es noch immer schwer, Billette zu erhalten. Der Bassist Fischer ist hier, wird nicht auftreten, singt aber viel in Gesellschaften. Graf Brühl ist noch immer sehr krank, er hat sich das Schlüsselbein zerbrochen. Wir fürchteten schon, ihn zu verlieren, und noch so ein Theaterintendant, der Enthusiast ist für deutsche Kunst und Art, wäre nicht leicht zu finden gewesen. Der Tänzer Antonin war hier, verlangte 100 Louisdor für jeden Abend, welche ihm aber nicht bewilligt wurden. Adam Müller, der Poli-

tiker, war ebenfalls hier, auch der Tragödienverfertiger Houwald. Madame Woltmann ist wahrscheinlich noch hier; sie schreibt Memoiren. An den Reliefs zu Blüchers und Scharnhorsts Statüen wird bei Rauch immer noch gearbeitet. Die Opern, die Karneval gegeben werden, stehn in der Zeitung verzeichnet. Doktor Kuhns Tragödie: die Damaszener wird noch diesen Winter gegeben. Wach ist mit einem Altarblatt beschäftigt, das unser König der Siegeskirche in Moskau schenken wird. Die Stich ist längst aus den Wochen und wird morgen wieder in Romeo und Julie auftreten. Die Karoline Fouqué hat einen Roman in Briefen herausgegeben, wozu sie die Briefe des Helden und der Prinz Karl von Mecklenburg die der Dame schrieb. Der Staatskanzler erholt sich von seiner Krankheit. Rust behandelt ihn. Doktor Bopp ist hier angestellt als Professor der orientalischen Sprachen, und hat vor einem großen Auditorium seine erste Vorlesung über das Sanskrit gehalten. Vom Brockhausischen Konversationsblatte werden hier noch dann und wann Blätter konfisziert. Von Görres neuester Schrift: »In Sachen der Rheinlande usw.« spricht man gar nichts, man hat fast keine Notiz davon genommen. Der Junge, der seine Mutter mit dem Hammer totgeschlagen hat, war wahnsinnig. Die mystischen Umtriebe in Hinterpommern machen großes Aufsehn. Hoffmann gibt jetzt bei Wilmans in Frankfurt, unter dem Titel: »Der Floh« einen Roman heraus, der sehr viel politische Sticheleien enthalten soll. Professor Gubitz beschäftigt sich noch immer mit Übersetzungen aus dem Neugriechischen, und schneidet jetzt Vignetten zu dem Feldzug Suwarows gegen die Türken, ein Werk, welches der Kaiser Alexander als Volksbuch für die Russen drucken läßt. Bei Christiani hat C. L. Blum eben herausgegeben:

»Klagelieder der Griechen«, die viel Poesie enthalten. Der Künstlerverein in der Akademie ist sehr glänzend ausgefallen, und die Einnahme zu einem wohltätigen Zwecke verwendet worden. Der Hofschauspieler Walter aus Karlsruhe ist eben angekommen, und wird in Staberles Reiseabenteuer auftreten. Die Neumann soll im März wieder herkommen, und die Stich alsdann auf Reisen gehen. Julius von Voß hat wieder ein Stück geschrieben: Der neue Markt. Sein Lustspiel: Quintus Messys wird nächste Woche gegeben. Heinrich von Kleists Prinz von Homburg wird nicht gegeben werden. An Grillparzer ist das Manuskript seiner Trilogie: Die Argonauten, welches er unserer Intendanz geschickt hatte, wieder zurückgesandt worden. Markör, ein Glas Wasser. Nicht wahr, der Kammermusikus der weiß Neuigkeiten! An den wollen wir uns halten. Er soll Westfalen mit Neuigkeiten versorgen, und was er nicht weiß, das braucht auch Westfalen nicht zu wissen. Er gehört zu keiner Partei, zu keiner Schule, ist weder ein Liberale noch ein Romantiker, und wenn er etwas Medisantes sagt, so ist er so unschuldig dabei, wie das unglückselige Rohr, dem der Wind die Worte entlockte: »König Midas hat Eselsohren«!

## Zweiter Brief

Berlin, den 16. März 1822

Ihr sehr wertes Schreiben vom 2. Februar habe ich richtig erhalten, und ersah daraus mit Vergnügen, daß mein erster Brief Ihren Beifall hat. Ihr leise angedeuteter Wunsch, bestimmte Persönlichkeiten nicht zu sehr hervortreten zu lassen, soll in etwa erfüllt werden. Es ist wahr, man kann mich leicht mißverstehen. Die Leute betrachten nicht das Gemälde, das ich leicht hinskizziere,

sondern die Figürchen, die ich hineingezeichnet, um es zu beleben, und glauben vielleicht gar, daß es mir um diese Figürchen besonders zu tun war. Aber man kann auch Gemälde ohne Figuren malen, so wie man Suppe ohne Salz essen kann. Man kann verblümt sprechen, wie unsere Zeitungsschreiber. Wenn sie von einer großen norddeutschen Macht reden, so weiß jeder, daß sie Preußen meinen. Das finde ich lächerlich. Es kommt mir vor, als wenn die Masken im Redoutensaale ohne Gesichtslarven herumgingen. Wenn ich von einem großen norddeutschen Juristen spreche, der das schwarze Haar so lang als möglich von der Schulter herabwallen läßt, mit frommen Liebesaugen gen Himmel schaut, einem Christusbilde ähnlich sehen möchte, übrigens einen französischen Namen trägt, von französischer Abstammung ist, und doch gar gewaltig deutsch tut, so wissen die Leute, wen ich meine. Ich werde alles bei seinem Namen nennen, ich denke darüber wie Boileau. Ich werde auch manche Persönlichkeit schildern, ich kümmre mich wenig um den Tadel jener Leutchen, die sich im Lehnstuhl der Konvenienz-Korrespondenz behaglich schaukeln, und jederzeit liebreich ermahnen: »Lobt uns, aber sagt nicht, wie wir aussehn.«

Ich habe es längst gewußt, daß eine Stadt wie ein junges Mädchen ist, und ihr holdes Angesicht gern wiedersieht im Spiegel fremder Korrespondenz. Aber nie hätte ich gedacht, daß Berlin bei einem solchen Bespiegeln sich wie ein altes Weib, wie eine echte Klatschliese, gebärden würde. Ich machte bei dieser Gelegenheit die Bemerkung: Berlin ist ein großes Krähwinkel.

Ich bin heute sehr verdrießlich, mürrisch, ärgerlich, reizbar, der Mißmut hat der Phantasie den Hemmschuh angelegt, und sämtliche Witze tragen schwarze Trauerflöre. Glauben Sie nicht, daß etwa eine Wei-

beruntreue die Ursache sei. Ich liebe die Weiber noch immer, als ich in Göttingen von allem weiblichen Umgange abgeschlossen war, schaffte ich mir wenigstens eine Katze an, aber weibliche Untreue könnte nur noch auf meine Lachmuskeln wirken. Glauben Sie nicht, daß etwa meine Eitelkeit schmerzlich beleidigt worden sei, die Zeit ist vorbei, wo ich des Abends meine Haare mühsam in Papilloten zu drehen pflegte, einen Spiegel beständig in der Tasche trug, und mich 25 Stunden des Tages mit dem Knüpfen der Halsbinde beschäftigte. Denken Sie auch nicht, daß vielleicht Glaubensskrupel mein zartes Gemüt quälend beunruhigten, ich glaube jetzt nur noch an den pythagoräischen Lehrsatz und ans königl. preuß. Landrecht. Nein, eine weit vernünftigere Ursache bewirkt meine Betrübnis: mein köstlichster Freund, der Liebenswürdigste der Sterblichen, Eugen von B., ist vorgestern abgereist! Das war der einzigste Mensch, in dessen Gesellschaft ich mich nicht langweilte, der einzige, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten, und in dessen süßen, edeln Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah, als ich noch ein schönes, reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und mit der Lüge.

Doch Schmerz bei Seite, ich muß jetzt davon sprechen, was die Leute singen und sagen bei uns an der Spree. Was sie klingeln und was sie züngeln, was sie kichern und was sie klatschen, alles sollen Sie hören, mein Lieber.

Boucher, der längst sein aller — aller — allerletztes Konzert gegeben, und jetzt vielleicht Warschau oder Petersburg mit seinen Kunststücken auf der Violine entzückt, hat wirklich Recht, wenn er Berlin la capitale de la musique nennt. Es ist hier den ganzen Winter

hindurch ein Singen und Klingen gewesen, daß einem fast Hören und Sehen vergeht. Ein Konzert trat dem andern auf die Ferse.

Wer nennt die Fiedler, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen,
— — — — — —
Selbst von Hispanien kamen sie,
Und spielten auf dem Schaugerüste
Gar manche schlechte Melodie.

Der Spanier war Escudero, ein Schüler Baillots, ein wackerer Violinspieler, jung, blühend, hübsch, und dennoch kein Protégé der Damen. Ein ominöses Gerücht ging ihm voran, als habe das italienische Messer ihn unfähig gemacht, dem schönen Geschlechte gefährlich zu sein. Ich will Sie nicht ermüden mit dem Aufzählen aller jener musikalischen Abendunterhaltungen, die uns diesen Winter entzückten und langweilten. Ich will nur erwähnen, daß das Konzert der Seidler drükkend voll war, und daß wir jetzt auf Drouets Konzert gespannt sind, weil der junge Mendelssohn darin zum ersten Male öffentlich spielen wird. —

Haben Sie noch nicht Maria von Webers »Freischütz« gehört? Nein? Unglücklicher Mann! Aber haben Sie nicht wenigstens aus dieser Oper »das Lied der Brautjungfern« oder »den Jungfernkranz« gehört? Nein? Glücklicher Mann!

Wenn Sie vom Hallischen nach dem Oranienburger Tore, und vom Brandenburger nach dem Königs-Tore, ja selbst, wenn Sie vom Unterbaum nach dem Köpnicker Tore gehen, hören Sie jetzt immer und ewig dieselbe Melodie, das Lied aller Lieder — »den Jungfernkranz.«

Wie man in den Goethischen Elegien den armen Britten von dem »Marlborough s'en va-t-en guerre« durch alle Länder verfolgt sieht, so werde auch ich

von morgens früh bis spät in die Nacht verfolgt durch das Lied:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide,
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
Zu Lust und Hochzeitfreude.

Chor:

Schöner, schöner, schöner, grüner Jungfernkranz,
Mit veilchenblauer Seide, mit veilchenblauer Seide!

Lavendel, Myrt und Thymian,
Das wächst in meinem Garten,
Wie lange bleibt der Freiersmann,
Ich kann ihn kaum erwarten!

Chor:

Schöner, schöner, schöner, usw.

Bin ich mit noch so guter Laune des Morgens aufgestanden, so wird doch gleich alle meine Heiterkeit fortgeärgert, wenn schon früh die Schuljugend, den »Jungfernkranz« zwitschernd, meinem Fenster vorbeizieht. Es dauert keine Stunde, und die Tochter meiner Wirtin steht auf mit ihrem »Jungfernkranz.« Ich höre meinen Barbier »den Jungfernkranz« die Treppe heraufsingen. Die kleine Wäscherin kommt »mit Lavendel, Myrt und Thymian.« So gehts fort. Mein Kopf dröhnt. Ich kanns nicht aushalten, eile aus dem Hause und werfe mich mit meinem Ärger in eine Droschke. Gut, daß ich durch das Rädergerassel nicht singen höre. Bei ***li steig ich ab. »Ists Fräulein zu sprechen?« Der Diener läuft. »Ja.« Die Türe fliegt auf. Die Holde sitzt am Pianoforte, und empfängt mich mit einem süßen:

»Wo bleibt der schmucke Freiersmann,
Ich kann ihn kaum erwarten.« —

»Sie singen wie ein Engel!« ruf ich mit krampfhafter Freundlichkeit. »Ich will noch einmal von vorne anfangen,« lispelt die Gütige, und sie windet wieder ihren Jungfernkranz, und windet, und windet, bis ich selbst vor unsäglichen Qualen wie ein Wurm mich winde, bis ich vor Seelenangst ausrufe: »Hilf Samiel!«

Sie müssen wissen, so heißt der böse Feind im Freischützen, der Jäger Kaspar, der sich ihm ergeben hat, ruft in jeder Not: »Hilf Samiel,« es wurde hier Mode, in komischer Bedrängnis diesen Ausruf zu gebrauchen, und Boucher hat einst sogar im Konzerte, als ihm eine Violinsaite sprang, laut ausgerufen: »Hilf Samiel!«

Und Samiel hilft. Die bestürzte Donna hält plötzlich ein mit dem rädernden Gesange, und lispelt: »Was fehlt Ihnen?« »Es ist pures Entzücken« ächze ich mit forciertem Lächeln. »Sie sind krank,« lispelte sie, »gehen Sie nach dem Tiergarten, genießen Sie das schene Wetter und beschauen Sie die schene Welt.« Ich greife nach Hut und Stock, küsse der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen schmachtenden Passionsblick zu, stürze zur Tür hinaus, steige wieder in die erste beste Droschke, und rolle nach dem Brandenburger Tore. Ich steige aus und laufe hinein in den Tiergarten.

Ich rate Ihnen, wenn Sie hierher kommen, so versäumen Sie nicht, an solchen schönen Vorfrühlingstagen, um diese Zeit, um halb eins, in den Tiergarten zu gehen.

Gehen Sie links hinein, und eilen Sie nach der Gegend, wo unserer seligen Luise von den Einwohnerinnen des Tiergartens ein kleines, einfaches Monument gesetzt ist. Dort pflegt unser König oft spazieren zu gehen. Es ist eine schöne, edle, ehrfurchtgebietende

Gestalt, die allen äußeren Prunk verschmäht. Er trägt fast immer einen scheinlos grauen Mantel, und einem Tölpel habe ich weis gemacht: der König müsse sich oft mit dieser Kleidung etwas behelfen, weil sein Garderobemeister außer Landes wohnt und nur selten nach Berlin kömmt. Die schönen Königskinder sieht man ebenfalls zu dieser Zeit im Tiergarten, so wie auch den ganzen Hof und die allernobelste Noblesse. Die fremdartigen Gesichter sind Familien auswärtiger Gesandten. Ein oder zwei Livreebediente folgen den edeln Damen in einiger Entfernung. Offiziere auf den schönsten Pferden galoppieren vorbei. Ich habe selten schönere Pferde gesehen, als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an dem Anblick der herrlichen Reutergestalten. Die Prinzen unseres Hauses sind darunter. Welch ein schönes, kräftiges Fürstengeschlecht! An diesem Stamme ist kein mißgestalteter, verwahrloster Ast. In freudiger Lebensfülle, Mut und Hoheit auf den edeln Gesichtern, reiten dort die zwei ältern Königssöhne vorbei. Jene schöne, jugendliche Gestalt, mit frommen Gesichtszügen und liebeklaren Augen, ist der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl. Aber jenes leuchtende, majestätische Frauenbild, das, mit einem buntglänzenden Gefolge, auf hohem Rosse vorbeifliegt, das ist unsre — Alexandrine. Im braunen, festanliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem Haupte, und eine Gerte in der Hand, gleicht sie jenen ritterlichen Frauengestalten, die uns aus dem Zauberspiegel alter Märchen so lieblich entgegenleuchten, und wovon wir nicht entscheiden können, ob sie Heiligenbilder sind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieser reinen Züge hat mich besser gemacht, andächtige Gefühle durchschauern mich, ich höre Engelstimmen, unsichtbare Friedenspalmen fächeln, in meine

Seele steigt ein großer Hymnus — da erklirren plötzlich schnarrende Harfensaiten, und eine Alteweiberstimme quäkt: »Wir winden dir den Jungfernkranz usw.«

Und nun den ganzen Tag verläßt mich nicht das vermaledeite Lied. Die schönsten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich bei Tisch sitze, wird es mir vom Sänger Heinsius als Dessert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit »veilchenblauer Seide« gewürgt. Dort wird der Jungfernkranz von einem Lahmen abgeorgelt, hier wird er von einem Blinden heruntergefiedelt. Am Abend geht der Spuk erst recht los. Das ist ein Flöten, und ein Gröhlen, und ein Fistulieren, und ein Gurgeln, und immer die alte Melodie. Das Kasparlied und der Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminierten Studenten oder Fähndrich, zur Abwechselung, in das Gesumme hineingebrüllt, aber der Jungfernkranz ist permanent, wenn der eine ihn beendigt hat, fängt ihn der andere wieder von vorn an, aus allen Häusern klingt er mir entgegen, jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen, ja, ich glaube fast, die Hunde auf der Straße bellen ihn.

Wie ein zu Tode gehetzter Rehbock lege ich abends mein Haupt auf den Schoß der schönsten Borussin, sie streichelt mir zärtlich das borstige Haar, lispelt mir ins Ohr: »Ich liebe dir, und deine Lawise wird dich ohch immer juht sint,« und sie streichelt und hätschelt so lange, bis sie glaubt, daß ich am Einschlummern sei, und sie ergreift leise »die Katharre« und spielt und singt »die Kravatte« aus Tankred: »Nach so viel Leiden,« und ich ruhe aus nach so vielen Leiden, und liebe Bilder und Töne umgaukeln mich, — da weckts mich wieder gewaltsam aus meinen Träumen, und

die Unglückselige singt: »Wir winden dir den Jungfernkranz« —

In wahnsinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichsten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie ein Sturmwind nach Hause, werfe mich knirschend ins Bett, höre noch die alte Köchin mit ihrem Jungfernkranze herumtrippeln, und hülle mich tiefer in die Decke.

Sie begreifen jetzt, mein Lieber, warum ich Sie einen glücklichen Mann nannte, wenn Sie jenes Lied noch nicht gehört haben. Doch glauben Sie nicht, daß die Melodie desselben wirklich schlecht sei. Im Gegenteil, sie hat eben durch ihre Vortrefflichkeit jene Popularität erlangt. Mais toujours perdrix? Sie verstehen mich. Der ganze Freischütz ist vortrefflich, und verdient gewiß jenes Interesse, womit er jetzt in ganz Deutschland aufgenommen wird. Hier ist er jetzt vielleicht schon zum 30sten Male gegeben, und noch immer wird es erstaunlich schwer, zu einer Vorstellung desselben gute Billette zu bekommen. In Wien, Dresden, Hamburg macht er ebenfalls furore. Dieses beweiset hinlänglich, daß man Unrecht hatte, zu glauben: als ob diese Oper hier nur durch die antispontinische Partei gehoben worden sei. Antispontinische Partei? Ich sehe, der Ausdruck befremdet Sie. Glauben Sie nicht, diese sei eine politische. Der heftige Parteikampf von Liberalen und Ultras, wie wir ihn in andern Hauptstädten sehen, kann bei uns nicht zum Durchbruch kommen, weil die königliche Macht, kräftig und parteilos schlichtend, in der Mitte steht. Aber dafür sehen wir in Berlin oft einen ergötzlichern Parteikampf, den in der Musik. Wären Sie Ende des vorigen Sommers hier gewesen, hätten Sie es sich in der Gegenwart veranschaulichen können, wie einst in Pa-

ris der Streit der Gluckisten und Piccinisten ungefähr ausgesehen haben mag. — Aber ich sehe, ich muß hier etwas ausführlicher von der hiesigen Oper sprechen, erstens, weil sie doch in Berlin ein Hauptgegenstand der Unterhaltung ist, und zweitens, weil Sie ohne nachfolgende Bemerkungen den Geist mancher Notizen gar nicht fassen können. Von unsern Sängerinnen und Sängern will ich hier gar nicht sprechen. Ihre Apologien sind stereotyp in allen berliner Korrespondenzartikeln und Zeitungsrezensionen; täglich liest man: die Milder-Hauptmann ist unübertrefflich, die Schulz ist vortrefflich, und die Seidler ist trefflich. Genug, es ist unbestritten, daß man die Oper hier auf eine erstaunliche Kunsthöhe gebracht hat, und daß sie keiner andern deutschen Oper nachzustehen braucht. Ob dieses durch die emsige Wirksamkeit des verstorbenen Webers geschehen ist, oder ob Ritter Spontini, nach dem Ausspruch seiner Anhänger, wie mit dem Schlag einer Zauberrute, alle diese Herrlichkeit ins Leben hervorgerufen habe, wage ich sehr zu bezweifeln. Ich wage sogar zu glauben, daß die Leitung des großen Ritters auf einige Teile der Oper höchst nachteilig gewirkt habe. Aber ich behaupte durchaus, daß seit der völligen Trennung der Oper von dem Schauspiel, und Spontinis unumschränkter Beherrschung derselben, diese täglich mehr und mehr Schaden erleiden muß, durch die natürliche Vorliebe des großen Ritters für seine eignen großen Produkte und die Produkte verwandter oder befreundeter Genies, und durch seine eben so natürliche Abneigung gegen die Musik solcher Komponisten, deren Geist den seinigen nicht anspricht oder dem seinigen nicht huldigt, oder gar — horribile dictu — mit dem seinigen wetteifert.

Ich bin zu sehr Laie im Gebiete der Tonkunst, als

daß ich mein eignes Urteil über den Wert der Spontinischen Kompositionen aussprechen dürfte, und alles, was ich hier sage, sind bloß fremde Stimmen, die im Gewoge des Tagesgesprächs besonders hörbar sind.

»Spontini ist der größte aller lebenden Komponisten. Er ist ein musikalischer Michael Angelo. Er hat in der Musik neue Bahnen gebrochen. Er hat ausgeführt, was Gluck nur geahnet. Er ist ein großer Mann, er ist ein Genie, er ist ein Gott!« So spricht die spontinische Partei, und die Wände der Paläste schallen wider von dem unmäßigen Lobe. — Sie müssen nämlich wissen, es ist die Noblesse, die besonders von Spontinis Musik angesprochen wird und demselben ausgezeichnete Zeichen ihrer Gunst angedeihen läßt. An diese edlen Gönner lehnt sich die wirkliche spontinische Partei, die natürlicher Weise aus einer Menge Menschen besteht, die dem vornehmen und legitimen Geschmacke blindlings huldigt, aus einer Menge Enthusiasten für das Ausländische, aus einigen Komponisten, die ihre Musik gern auf die Bühne brächten, und endlich aus einer Handvoll wirklicher Verehrer.

Woraus ein Teil der Gegenpartei besteht, ist wohl leicht zu erraten. Viele sind auch dem guten Ritter gram, weil er ein Welscher ist. Andre, weil sie ihn beneiden. Wieder andre, weil seine Musik nicht deutsch ist. Aber endlich der größte Teil sieht in seiner Musik nur Pauken- und Trompetenspektakel, schallenden Bombast und gespreizte Unnatur. Hierzu kam noch der Unwille vieler — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt, mein Lieber, können Sie sich den Lärm erklären, der diesen Sommer ganz Berlin erfüllte, als Spontinis Olympia auf unsrer Bühne zuerst erschien. Haben Sie die Musik dieser Oper nicht in Hamm hören

können? An Pauken und Posaunen war kein Mangel, so daß ein Witzling den Vorschlag machte, im neuen Schauspielhause die Haltbarkeit der Mauern durch die Musik dieser Oper zu probieren. Ein anderer Witzling kam eben aus der brausenden Olympia, hörte auf der Straße den Zapfenstreich trommeln, und rief atemschöpfend: »Endlich hört man doch sanfte Musik!« Ganz Berlin witzelte über die vielen Posaunen und über den großen Elefanten in den Prachtaufzügen dieser Oper. Die Tauben aber waren ganz entzückt von so vieler Herrlichkeit, und versicherten, daß sie diese schöne, dicke Musik mit den Händen fühlen konnten. Die Enthusiasten aber riefen: »Hosianna! Spontini ist selbst ein musikalischer Elefant! Er ist ein Posaunenengel!«

Kurz darauf kam Karl Maria v. Weber nach Berlin, sein Freischütz wurde im neuen Theater aufgeführt und entzückte das Publikum. Jetzt hatte die antispontinische Partei einen festen Punkt, und am Abend der ersten Vorstellung seiner Oper wurde Weber aufs herrlichste gefeiert. In einem recht schönen Gedichte, das den Doktor Förster zum Verfasser hatte, hieß es vom Freischützen: er jage nach edlerm Wilde, als nach Elefanten. Weber ließ sich über diesen Ausdruck den andern Tag im Intelligenzblatte sehr kläglich vernehmen, und kajolierte Spontini und blamierte den armen Förster, der es doch so gut gemeint hatte. Weber hegte damals die Hoffnung, hier bei der Oper angestellt zu werden, und würde sich nicht so unmäßig bescheiden gebärdet haben, wenn ihm schon damals alle Hoffnung des Hierbleibens abgeschnitten gewesen wäre. Weber verließ uns nach der dritten Vorstellung seiner Oper, reiste nach Dresden zurück, erhielt dort einen glänzenden Ruf nach Kassel, wies ihn zurück,

dirigierte wieder vor wie nach die dresdner Oper, wird dort einem guten General ohne Soldaten verglichen, und ist jetzt nach Wien gereist, wo eine neue komische Oper von ihm gegeben werden soll. — Über den Wert des Textes und der Musik des Freischützen verweise ich Sie auf die große Rezension desselben vom Professor Gubitz im Gesellschafter. Dieser geistreiche und scharfsinnige Kritiker hat das Verdienst, daß er der erste war, der die romantischen Schönheiten dieser Oper ausführlich entwickelte und ihre großen Triumphe am bestimmtesten voraussagte.

Webers Äußere ist nicht sehr ansprechend. Kleine Statur, ein schlechtes Untergestell und ein langes Gesicht ohne sonderlich angenehme Züge. Aber auf diesem Gesichte liegt ganz verbreitet der sinnige Ernst, die bestimmte Sicherheit und das ruhige Wollen, das uns so bedeutsam anzieht in den Gesichtern altdeutscher Meister. Wie kontrastiert dagegen das Äußere Spontinis! Die hohe Gestalt, das tiefliegende dunkle Flammenauge, die pechschwarzen Locken, von welchen die gefurchte Stirne zur Hälfte bedeckt wird, der halb wehmütige, halb stolze Zug um die Lippen, die brütende Wildheit dieses gelblichen Gesichtes, worin alle Leidenschaften getobt haben und noch toben, der ganze Kopf, der einem Kalabresen zu gehören scheint, und der dennoch schön und edel genannt werden muß: — alles läßt uns gleich den Mann erkennen, aus dessen Geiste die Vestalin, Cortez und Olympia hervorgingen.

Von den hiesigen Komponisten erwähne ich gleich nach Spontini unsern Bernhard Klein, der sich schon längst durch einige schöne Kompositionen rühmlichst bekannt gemacht hat, und dessen große Oper Dido vom ganzen Publikum mit Sehnsucht erwartet wird. Diese Oper soll, nach dem Ausspruche aller Kenner,

denen der Komponist einiges daraus mitteilte, die wunderbarsten Schönheiten enthalten, und ein geniales, deutsches Nationalwerk sein. Kleins Musik ist ganz original. Sie ist ganz verschieden von der Musik der oben besprochenen zwei Meister, so wie neben den Gesichtern derselben das heitere, angenehme, lebenslustige Gesicht des gemütlichen Rheinländers einen auffallenden Kontrast bildet. Klein ist ein Kölner, und kann als der Stolz seiner Vaterstadt betrachtet werden.

G. A. Schneider darf ich hier nicht übergehn. Nicht als ob ich ihn für einen so großen Komponisten hielte, sondern weil er als Komponist von Koreffs »Aucassin und Nicolette« vom 26. Febr. bis auf diese Stunde ein Gegenstand des öffentlichen Gesprächs war. Wenigstens acht Tage lang hörte man von nichts sprechen, als von Koreff und Schneider, und Schneider und Koreff. Hier standen geniale Dilettanten und rissen die Musik herunter, dort stand ein Haufen schlechter Poeten und schulmeisterte den Text. Was mich betrifft, so amüsierte mich diese Oper ganz außerordentlich. Mich erheiterte das bunte Märchen, das der kunstbegabte Dichter so lieblich und kindlich-schlicht entfaltete, mich ergötzte der anmutige Kontrast vom ernsten Abendlande und dem heitern Orient, und wie die verwunderlichsten Bilder, in loser Verknüpfung, abenteuerlich dahingaukelten, regte sich in mir der Geist der blühenden Romantik. — Es ist immer ein ungeheurer Spektakel in Berlin, wenn eine neue Oper gegeben wird, und hier kam noch der Umstand hinzu, daß der Musikdirektor Schneider und der Geheimrat Ritter Koreff so allgemein bekannt sind. Letztern verlieren wir bald, da er sich schon längst zu einer großen Reise ins Ausland vorbereitet. Das ist ein Verlust für unsre Stadt, da dieser Mann sich auszeichnet durch gesellige

Tugenden, angenehme Persönlichkeit und Großartigkeit der Gesinnung.

Was man in Berlin singt, das wissen Sie jetzt, und ich komme zur Frage: Was spricht man in Berlin? — Ich habe vorsätzlich erst vom Singen gesprochen, da ich überzeugt bin, daß die Menschen erst gesungen haben, ehe sie sprechen lernten, so wie die metrische Sprache der Prosa voranging. Wirklich, ich glaube, daß Adam und Eva sich in schmelzenden Adagios Liebeserklärungen machten und in Rezitativen ausschimpften. Ob Adam auch zu letztern den Takt schlug? Wahrscheinlich. Dieses Taktschlagen ist bei unserm berliner Pöbel, durch Tradition, noch geblieben, obschon das Singen dabei außer Gebrauch kam. Wie die Kanarienvögel zwitscherten unsre Ureltern in den Tälern Kaschimirs. Wie haben wir uns ausgebildet! Ob die Vögel einst ebenfalls zum Sprechen gelangen werden? Die Hunde und die Schweine sind auf gutem Wege, ihr Bellen und Grunzen ist ein Übergang vom Singen zum ordentlichen Sprechen. Erstere werden reden die Sprache von Oc, die andern die Sprache von Oui. Die Bären sind gegen uns übrigen Deutsche in der Kultur noch sehr zurückgeblieben, und obschon sie in der Tanzkunst mit uns wetteifern, so ist ihr Brummen, wenn wir es mit andern deutschen Mundarten vergleichen, durchaus noch keine Sprache zu nennen. Die Esel und die Schafe hatten es einst schon bis zum Sprechen gebracht, hatten ihre klassische Literatur, hielten vortreffliche Reden über die reine Eselhaftigkeit im geschlossenen Hammeltume, über die Idee eines Schafskopfs und über die Herrlichkeit des Altböckischen. Aber wie es nach dem Kreislauf der Dinge zu geschehen pflegt, sie sind in der Kultur wieder so tief gesunken, daß sie ihre Sprache verloren, und bloß das

gemütliche »I=A« und das kindlich=fromme »Bäh« behielten.

Wie komme ich aber vom I=A der Langohrigen und vom Bäh der Dickwolligen zu den Werken von Sir Walter Scott? Denn von diesen muß ich jetzt sprechen, weil ganz Berlin davon spricht, weil sie »der Jungfernkranz« der Lesewelt sind, weil man sie überall liest, bewundert, bekritelt, herunterreißt und wieder=liest. Von der Gräfin bis zum Nähmädchen, vom Grafen bis zum Laufjungen, liest alles die Romane des großen Schotten, besonders unsre gefühlvollen Damen. Diese legen sich nieder mit »Waverley«, stehen auf mit »Robin dem Roten«, und haben den ganzen Tag den »Zwerg« in den Fingern. Der Ro=man »Kenilworth« hat gar besonders furore gemacht. Da hier sehr wenige mit vollkommner Kenntnis des Englischen gesegnet sind, so muß sich der größte Teil unserer Lesewelt mit französischen und deutschen Übersetzungen behelfen. Daran fehlt es auch nicht. Von dem letzten Scottischen Roman: Der Pirat sind vier Übersetzungen auf einmal angekündigt. Zwei davon kommen hier heraus, die der Frau von Monten=glaut bei Schlesinger, und die des Doktor Spiker bei Duncker und Humblot. Die dritte Übersetzung ist die von Lotz in Hamburg, und die vierte wird in der Taschenausgabe der Gebr. Schumann in Zwickau ent=halten sein. Daß es bei solchen Umständen an einiger Reibung nicht fehlen wird, ist voraus zu sehen. Frau von Hohenhausen ist jetzt mit der Übersetzung des Scottischen Ivanhoe beschäftigt, und von der trefflichen Übersetzerin Byrons können wir auch eine treffliche Übersetzung Scotts erwarten. Ich glaube sogar, daß diese noch vorzüglicher ausfallen wird, da in dem sanften, für reine Ideale empfänglichen Gemüte der schönen

Frau die frömmig-heitern, unverzerrten Gestalten des freundlichen Scotten sich weit klarer abspiegeln werden, als die düstern Höllenbilder des mürrischen, herzkranken Engländers. In keine schönern und zartern Hände konnte die schöne, zarte Rebekka geraten, und die gefühlvolle Dichterin braucht hier nur mit dem Herzen zu übersetzen.

Auf eine ausgezeichnete Weise wurde Scotts Name kürzlich hier gefeiert. Bei einem Feste war eine glänzende Maskerade, wo die meisten Helden der Scottischen Romane in ihrer charakteristischen Äußerlichkeit erschienen. Von dieser Festlichkeit und diesen Bildern sprach man hier wieder acht Tage lang. Besonders trug man sich damit herum, daß der Sohn von Walter Scott, der sich just hier befindet, als schottischer Hochländer gekleidet, und, ganz wie es jenes Kostüm verlangt, nacktbeinig, ohne Hosen, bloß ein Schurz tragend, das bis auf die Mitte der Lenden reichte, bei diesem glänzenden Feste paradierte. Dieser junge Mensch, ein englischer Husarenoffizier, wird hier sehr gefeiert, und genießt hier den Ruhm seines Vaters. — Wo sind die Söhne Schillers? Wo sind die Söhne unserer großen Dichter, die, wenn auch nicht ohne Hosen, doch vielleicht ohne Hemd herumgehn? Wo sind endlich unsre großen Dichter selbst? Still, still, das ist eine partie honteuse.

Ich will nicht ungerecht sein und hier unerwähnt lassen die Verehrung, die man hier dem Namen Goethe zollt, der deutsche Dichter, von dem man hier am meisten spricht. Aber Hand aufs Herz, mag das feine, weltkluge Betragen unseres Goethe nicht das meiste dazu beigetragen haben, daß seine äußere Stellung so glänzend ist und daß er in so hohem Maße die Affektion unserer Großen genießt? Fern sei es von mir,

den alten Herrn eines kleinlichen Charakters zu zeihen. Goethe ist ein großer Mann in einem seidnen Rock. Am großartigsten hat er sich noch kürzlich bewiesen gegen seine kunstsinnigen Landsleute, die ihm im edeln Weichbilde Frankfurts ein Monument setzen wollten, und ganz Deutschland zu Geldbeiträgen aufforderten. Hier wurde über diesen Gegenstand erstaunlich viel diskutiert, und meine Wenigkeit schrieb folgendes mit Beifall beehrte Sonett:

Hört zu, ihr deutschen Männer, Mädchen, Frauen,
Und sammelt Subskribenten unverdrossen,
Die Bürger Frankfurts haben jetzt beschlossen:
Ein Ehrendenkmal Goethen zu erbauen.

»Zur Meßzeit wird der fremde Krämer schauen« —
So denken sie — »daß Wir des Manns Genossen,
Daß Unserm Miste solche Blum entsprossen,
Und blindlings wird man Uns im Handel trauen.«

O, laßt dem Dichter seine Lorbeerreiser,
Ihr Handelsherrn! Behaltet Euer Geld.
Ein Denkmal hat sich Goethe selbst gesetzt.

Im Windelnschmutz war er Euch nah, doch jetzt
Trennt Euch von Goethe eine ganze Welt,
Euch, die ein Flüßlein trennt vom Sachsenhäuser!

Der große Mann machte, wie bekannt ist, allen Diskussionen dadurch ein Ende, daß er seinen Landsleuten mit der Erklärung: »er sei gar kein Frankfurter« das frankfurter Bürgerrecht zurückschickte.

Letzteres soll seitdem — um frankfurtisch zu sprechen — 99 Prozent im Werte gesunken sein, und die frankfurter Juden haben jetzt bessere Aussicht zu dieser schönen Akquisition. Aber — um wieder frankfurtisch zu sprechen — stehen die Rothschilde und die Bethmänner nicht längst al pari? Der Kaufmann hat in der

ganzen Welt dieselbe Religion. Sein Comptoir ist seine Kirche, sein Schreibpult ist sein Betstuhl, sein Memorial ist seine Bibel, sein Warenlager ist sein Allerheiligstes, die Börsenglocke ist seine Betglocke, sein Gold ist sein Gott, der Kredit ist sein Glauben.

Ich habe hier Gelegenheit, von zwei Neuigkeiten zu sprechen: erstens von der neuen Börsenhalle, die nach dem Vorbilde der hamburger eingerichtet ist und vor einigen Wochen eröffnet wurde, und zweitens von dem alten, neu aufgewärmten Projekte der Judenbekehrung. Aber ich übergehe beides, da ich in der neuen Halle noch nicht war, und die Juden ein gar zu trauriger Gegenstand sind. Ich werde freilich am Ende auf dieselben zurückkommen müssen, wenn ich von ihrem neuen Kultus spreche, der von Berlin besonders ausgegangen ist. Ich kann es jetzt noch nicht, weil ich es immer versäumt habe, dem neuen mosaischen Gottesdienste einmal beizuwohnen. Auch über die neue Liturgie, die schon längst in der Domkirche eingeführt und Hauptgegenstand des Stadtgespräches ist, will ich nicht schreiben, weil sonst mein Brief zu einem Buche anschwellen würde. Sie hat eine Menge Gegner. Schleiermacher nennt man als den vorzüglichsten. Ich habe unlängst einer seiner Predigten beigewohnt, wo er mit der Kraft eines Luthers sprach, und wo es nicht an verblümten Ausfällen gegen die Liturgie fehlte. Ich muß gestehen, keine sonderlich gottseligen Gefühle werden durch seine Predigten in mir erregt, aber ich finde mich im bessern Sinne dadurch erbaut, erkräftigt, und wie durch Stachelworte aufgegeißelt vom weichen Pflaumenbette des schlaffen Indifferentismus. Dieser Mann braucht nur das schwarze Kirchengewand abzuwerfen, und er steht da als Priester der Wahrheit.

Ungemeines Aufsehen erregten die heftigen Ausfälle gegen die hiesige theologische Fakultät in der Anzeige der Schrift: »Gegen die De-Wettische Aktensammlung« ⟨in der Vossischen Zeitung⟩ und in der Entgegnung auf die Erklärung der Fakultät ⟨ebendas.⟩. Als Verfasser jener Schrift nennt man allgemein Beckedorff. Aus wessen Feder jene Anzeige und Entgegnung geflossen ist, weiß man nicht genau. Einige nennen Kamptz, andere Beckedorff selbst, andere Klindworth, andere Buchholz, andere andere. Die Hand eines gewandten Diplomaten ist in jenen Aufsätzen nicht zu verkennen. Wie man sagt, ist Schleiermacher mit einer Entgegnung beschäftigt, und es wird dem gewaltigen Sprecher leicht werden, seinen Antagonisten nieder zu reden. Daß die theologische Fakultät auf solche Angriffe antworten muß, versteht sich von selbst, und das ganze Publikum sieht mit gespannter Erwartung dieser großen Antwort entgegen.

Man ist hier sehr gespannt auf die zwei Supplementbände zum Brockhausischen Konversationslexikon, aus dem sehr natürlichen Grunde, weil sie, laut dem Inhaltsverzeichnisse der Ankündigung, die Biographien einer Menge öffentlicher Charaktere enthalten werden, die, teils in Berlin, teils im Auslande lebend, gewöhnliche Gegenstände der hiesigen Konversation sind. So eben erhalte ich die erste Lieferung von A bis Bomz ⟨ausgegeben den 1. März 1822⟩, und falle mit Begierde auf die Artikel: Albrecht ⟨Geh. Kabinettsrat⟩, Alopäus, Altenstein, Ancillon, Prinz August ⟨v. Preußen⟩ usw. Unter den Namen, die unsere dortigen Freunde interessieren möchten, nenne ich: Accum, Arndt, Begasse, Benzenberg und Beugnot, der brave Franzose, der den Bewohnern des Großherzt. Berg, trotz seiner haßerregenden Stellung, so manche schöne Beweise eine

edeln und großen Charakters gegeben hat, und jetzt in Frankreich so wacker kämpft für Wahrheit und Recht.

Die Maßregeln gegen den Brockhausischen Verlag sind noch immer in Wirksamkeit. Brockhaus war vorigen Sommer hier, und suchte seine Differenzen mit unserer Regierung auszugleichen. Seine Bemühungen müssen fruchtlos gewesen sein. — Brockhaus ist ein Mann von angenehmer Persönlichkeit. Seine äußere Repräsentation, sein scharfblickender Ernst und seine feste Freimütigkeit lassen in ihm jenen Mann erkennen, der die Wissenschaften und den Meinungskampf nicht mit gewöhnlichen Buchhändler-Augen betrachtet.

Die griechischen Angelegenheiten sind hier, wie überall, tüchtig durchgesprochen worden, und das Griechenfeuer ist ziemlich erloschen. Die Jugend zeigte sich am meisten enthusiastisch für Hellas; alte, vernünftigere Leute schüttelten die grauen Köpfe. Gar besonders glüheten und flammten die Philologen. Es muß den Griechen sehr viel geholfen haben, daß sie von unsern Tyrteen auf eine so poetische Weise erinnert wurden an die Tage von Marathon, Salamis und Platäa. Unser Professor Zeune, der, wie der Optikus Amuel bemerkt, nicht allein Brillen trägt, sondern auch Brillen zu beurteilen weiß, hatte sich am meisten tätig gezeigt. Der Hauptmann Fabeck, der, wie Sie aus öffentlichen Blättern ersehn hatten, von hier aus, ohne viel tyrteische Lieder zu singen, nach Griechenland gereist ist, soll dort ganz erstaunliche Taten verrichtet haben, und ist, um auf seinen Lorbeern zu ruhen, wieder nach Deutschland zurückgekommen.

Es ist jetzt bestimmt, daß das Kleistische Schauspiel: »Der Prinz von Homburg, oder die Schlacht bei Fehrbellin« nicht auf unserer Bühne erscheinen wird, und zwar, wie ich höre, weil eine edle Dame glaubt, daß

ihr Ahnherr in einer unedeln Gestalt darin erscheine. Dieses Stück ist noch immer ein Erisapfel in unsern ästhetischen Gesellschaften. Was mich betrifft, so stimme ich dafür, daß es gleichsam vom Genius der Poesie selbst geschrieben ist, und daß es mehr Wert hat, als all jene Farcen und Spektakelstücke und houwaldsche Rühreier, die man uns täglich auftischt. Anna Boleyn, die Tragödie des sehr talentvollen Dichters Gehe, der sich jetzt just hier befindet, wird einstudiert. Herr Rellstab hat unserer Intendanz ein Trauerspiel angeboten, das den Titel führen wird: »Karl der Kühne von Burgund.« Ob dieses Stück angenommen worden, weiß ich nicht.

Es wurde hier viel darüber geschwatzt, als man hörte, daß bei Wilmans in Frankfurt der neue Hoffmannsche Roman: »Meister Floh und seine Gesellen« auf Requisition unserer Regierung konfisziert worden sei. Letztere hatte nämlich erfahren: das fünfte Kapitel dieses Romans persifliere die Kommission, welche die Untersuchung der demagogischen Umtriebe leitet. Daß unserer Regierung an solchen Persiflagen wenig gelegen sei, hatte sie längst bewiesen, da, unter ihren Augen, hier in Berlin, bei Reimer, der Jean Paulsche »Komet«, mit Erlaubnis der Zensur gedruckt wurde, und wie Ihnen vielleicht bekannt ist, in der Vorrede zum zweiten Teile dieses Romans die Umtriebeuntersuchungen aufs heilloseste lächerlich gemacht werden. Bei unserm Hoffmann mochte man aber höheren Ortes gegründetes Recht gehabt haben, einen ähnlichen Spaß übel zu nehmen. Durch das Zutrauen des Königs war der Kammergerichtsrat Hoffmann selbst Mitglied jener Untersuchungskommission, Er wenigstens durfte durch keine unzeitigen Späße das Ansehn derselben zu schwächen suchen, ohne eine tadelhafte Unziemlichkeit zu begehen. Hoffmann ist daher jetzt zur Rechenschaft gezogen

worden, »der Floh« wird aber jetzt mit einigen Abänderungen gedruckt werden. Hoffmann ist jetzt krank und leidet an einem schlimmen Nasenübel. — In meinen nächsten Briefen schreibe ich Ihnen vielleicht mehr über diesen Schriftsteller, den ich zu sehr liebe und verehre, um schonend von ihm zu sprechen.

Herr von Savigny wird diesen Sommer Institutionen lesen. Die Possenreißer, die vorm Brandenburger Tor ihr Wesen trieben, haben schlechte Geschäfte gemacht und sind längst abgereist. Blondin ist hier, und wird reiten und springen. Der Kopfabschneider Schuhmann erfüllt die Berliner mit Verwunderung und Entsetzen. Aber Bosko, Bosko, Bartolomeo Bosko sollten Sie sehen! Das ist ein echter Schüler Pinettis! der kann zerbrochene Uhren noch schneller kurieren, als der Uhrmacher Labinski, der weiß die Karten zu mischen und Puppen tanzen zu lassen! Schade, daß der Kerl keine Theologie studiert hat. Er ist ein ehemaliger italienischer Offizier, noch sehr jung, männlich, kräftig, trägt anliegende Jacke und Hosen von schwarzem Seidenzeug, und, was die Hauptsache ist, wenn er seine Künste macht, sind seine Arme fast ganz entblößt. Weibliche Augen sollen sich an letztern noch weit mehr als an seinen Kunststücken erbauen. Er ist wirklich ein netter Kerl, das muß man gestehen, wenn man die bewegliche Figur sieht im Scheine einiger fünfzig langen Wachskerzen, die, wie ein funkelnder Lichterwald, vor seinem, mit seltsamen Gauklerapparate besetzten langen Tische aufgepflanzt stehen. Er hat seinen Schauplatz vom Jagorschen Saale nach dem Englischen Hause verlegt, und ist noch immer mit erstaunlich vielem Zuspruche gesegnet.

Ich habe gestern im Café royal den Kammermusikus gesprochen. Er hat mir eine Menge kleiner Neuigkeiten erzählt, wovon ich die wenigsten im Gedächtnis behielt.

Versteht sich, daß die meisten aus der musikalischen Chronique scandaleuse sind. Den 20. ist Prüfung bei Dr. Stöpel, der nach der Logierschen Methode Klavierspielen und Generalbaß lehrt. Graf Brühl wird von seiner Krankheit bald ganz hergestellt sein. Walter aus Karlsruh wird noch in einer neuen Posse: Staberles Hochzeit auftreten. Herr und Madame Wolff geben jetzt Gastrollen in Leipzig und Dresden. Michael Beer hat in Italien eine neue Tragödie geschrieben: Die Bräute von Aragonien und von Meyerbeer wird jetzt in Mailand eine neue Oper gegeben. Spontini komponiert jetzt Koreffs Sappho. Mehrere Menschenfreunde wollen hier eine Anstalt für verwahrloste Knaben stiften, ähnlich der des Geheimrat Falk in Weimar. Kosmeli hat in der Schüppelschen Buchhandlung »Harmlose Bemerkungen auf einer Reise durch einen Teil Rußlands und der Türkei« herausgegeben, die so ganz harmlos nicht sein sollen, weil dieser originelle Kopf überall mit eignen Augen die Dinge sieht, und das Gesehene unverblümt und freisinnig ausspricht. Die Lesebibliotheken werden von Seiten der Polizei einer Revision unterworfen, und sie müssen ihre Kataloge einliefern; alle ganz obszöne Bücher, wie die meisten Romane von Althing, A. v. Schaden u. dergl. werden weggenommen. Letzterer, der jetzt nach Prag gereist ist, hat so eben herausgegeben: »Licht- und Schattenseiten von Berlin«, eine Broschüre, die viele Unwahrheiten enthalten soll und vielen Unwillen erregt. Der Fabrikant Fritsche hat eine neue Art Wachslichter erfunden, die ein Drittel wohlfeiler sind, als die gewöhnlichen. Auch für die nächste Ziehung der Prämien-Staatsschuldscheine werden bedeutende Geschäfte in Promessen gemacht. Das Bankierhaus L. Lipke u. Komp. hat allein schon beinahe 10000 Stück abgesetzt. Bötti-

ger und Tieck werden hier erwartet. Die geistreiche Fanny Tarnow lebt jetzt hier. Die Neue Berliner Monatschrift ist seit Januar eingegangen. Der General Menu Minutoli hat aus Italien das Manuskript seines Reisejournals hergeschickt an den Pr. Ideler, damit derselbe es zum Druck befördere. Pr. Bopp, dessen Vorlesungen über das Sanskrit noch immer viel Aufsehn erregen, schreibt jetzt ein großes Werk über allgemeine Sprachkunde. Ungefähr dreißig Studenten, worunter sehr viele Polen, sind, wegen demagogischer Umtriebe, arretiert worden. Schadow hat ein Modell zu einer Statue des großen Friedrichs vollendet. Der Tod des jungen Schadow in Rom hat hier viel Teilnahme erregt. Wilhelm Schadow, der Maler, lieferte neulich ein vortreffliches Bild, die Prinzessin Wilhelmine mit ihren Kindern darstellend. Wilhelm Hensel wird erst diesen Mai nach Italien reisen. Kolbe ist beschäftigt mit den Zeichnungen der Glasmalereien für das Schloß zu Marienburg. Schinkel zeichnet die Skizzen der Dekorationen zu Spontinis Milton. Dieses ist eine schon alte Oper in einem Akte, die hier nächstens zum erstenmal gegeben werden soll. Der Bildhauer Tieck arbeitet am Modell der Statue des Glaubens, welche in einer von den beiden Nischen am Eingang des Doms aufgestellt wird. Rauch ist noch immer beschäftigt mit den Basreliefs zu Bülows Statue, diese und die schon fertige Statue Scharnhorsts werden an beiden Seiten des neuen Wachthauses ⟨zwischen dem Universitätsgebäude und dem Zeughause⟩ aufgestellt. — Die ständischen Arbeiten gehn, dem äußern Anscheine nach, rasch vorwärts. Die Notabeln von Ost- und Westpreußen werden dieser Tage von unserer Regierung entlassen, und alsdann durch die Notabeln unserer sächsischen Provinzen ersetzt werden. Die Notabeln der Rheinprovinzen, sagt man, sollen die letzten

sein, die herberufen werden. Von den Verhandlungen der Notabeln mit der Regierung erfährt man nichts, da sie, wie man sagt, Juramentum silentii abgelegt haben. — Unsere Differenzen mit Hessen, wegen Verletzung des Territorialrechts bei dem Prinzessinraube in Bonn, scheinen nicht beigelegt zu sein; es will sogar verlauten, als sei unser Gesandte am kasseler Hofe zurückberufen. — Es wird hier ein neuer sächsischer Gesandte erwartet. Der hiesige portugiesische Gesandte, Graf Lobrau, ist jetzt definitiv von seiner Regierung entlassen; ein neuer portugiesischer Gesandte wird täglich erwartet. Unser preußischer Gesandte für Portugal, Graf von Flemming, der Neffe des Staatskanzlers, ist noch immer hier. Unsere Gesandten bei dem königl. Sächsischen und bei dem großherzoglich Darmstädtischen Hofe, Herr v. Jordan und Baron v. Otterstedt, sind ebenfalls noch hier. Ein neuer französischer Gesandte wird hier erwartet. — Von der Heirat des schwedischen Prinzen Oskar mit der schönen Fürstin Elise Radziwill wird hier viel gesprochen. Von der Verbindung unseres Kronprinzen mit einer deutschen Fürstentochter verlautet nichts weiter. Großen Festlichkeiten sieht man hier entgegen bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin Alexandrine.[1] — Die Assembleen bei den Ministern sind jetzt geschlossen; die einzigen, die noch fortdauern, sind die, welche Dienstags bei dem Fürsten Wittgenstein statt finden. Unser Staatskanzler befindet sich jetzt ganz hergestellt, und ist teils hier, teils in Glienicke. — Zur Ostermesse erscheinen: Jahrbücher der königl. Preuß. Universitäten. Der Bibliothekar Spiker gibt das Festspiel: Lalla Rookh heraus. — Der Riese, der auf der Königsstraße zu sehen war, ist jetzt

[1] Spontini komponiert zu diesen Festlichkeiten: Das Rosenfest in Kaschimir, worin zwei Elefanten erscheinen.

auf der Pfaueninsel. — Devrient ist noch immer nicht ganz hergestellt. Boucher und seine Frau geben jetzt Konzerte in Wien. Maria v. Webers neue Opern heißen: Euryanthe, Text von Helmine von Chezy, und: die beiden Pintos, Text von Hofr. Winkler. Bernhard Romberg ist hier.

Ach Gott! es ist eine schlimme Sache mit Notizenschreiben. Die wichtigsten darf man oft nicht mitteilen, wenn man sie nicht verbürgen kann. Kleine Klatschereien darf man ebenfalls nicht schreiben, erstens weil sie oft zu tief in Familienverhältnisse eingreifen, und zweitens und hauptsächlich, weil die, welche in Berlin am amüsantesten sind, oft in der Provinz langweilig und läppisch klingen. Um des lieben Himmels Willen, was interessiert es die Damen in Dülmen, wenn ich erzähle, daß jene Tänzerin jetzt im Dualis sprechen könnte, und jener Leutnant auffallend falsche Waden und Lenden trägt? Was kümmerts diese Damen, ob ich in jener Tänzerin eine oder zwei Personen annehme, und ob ich jenen Leutnant aus $^2/_3$ Watte und $^1/_3$ Fleisch, oder aus $^2/_3$ Fleisch und $^1/_3$ Watte bestehen lasse? Was soll man endlich Notizen über Menschen schreiben, von denen man gar keine Notiz nehmen sollte?

Wie man diesen Winter hier l e b t e, läßt sich von selbst erraten. Das bedarf keiner besondern Schilderung, da Winterunterhaltungen in jeder Residenz dieselben sind. Oper, Theater, Konzerte, Assembleen, Bälle, Tees ‹sowohl dansant als médisant›, kleine Maskeraden, Liebhaberei-Komödien, große Redouten usw., das sind wohl unsere vorzüglichsten Abendunterhaltungen im Winter. Es ist hier ungemein viel geselliges Leben, aber es ist in lauter Fetzen zerrissen. Es ist ein Nebeneinander vieler kleinen Kreise, die sich immer mehr zusammen zu ziehen als auszubreiten suchen. Man betrachte nur die verschiedenen Bälle hier, man sollte glauben,

Berlin bestände aus lauter Innungen. Der Hof und die Minister, das diplomatische Corps, die Zivilbeamten, die Kaufleute, die Offiziere usw. usw., alle geben sie eigene Bälle, worauf nur ein zu ihrem Kreise gehöriges Personal erscheint. Bei einigen Ministern und Gesandten sind die Assembleen eigentlich große Tees, die an bestimmten Tagen in der Woche gegeben werden, und woraus sich, durch einen mehr oder minder großen Zusammenfluß von Gästen, ein wirklicher Ball entwickelt. Alle Bälle der vornehmen Klasse streben, mit mehr oder minderm Glücke, den Hofbällen oder fürstlichen Bällen ähnlich zu sein. Auf letztern herrscht jetzt fast im ganzen gebildeten Europa derselbe Ton, oder vielmehr sie sind den pariser Bällen nachgebildet. Folglich haben unsere hiesigen Bälle nichts Charakteristisches, wie verwunderlich es auch oft aussehen mag, wenn vielleicht ein von seiner Gage lebender Sekondeleutnant, und ein, mit Läppchen und Geflitter, mosaikartig aufgeputztes Kommißbrot-Fräulein, sich auf solchen Bällen in entsetzlich vornehmen Formen bewegen, und die rührend-kümmerlichen Gesichter puppenspielmäßig kontrastieren mit dem angeschnallten, steifen Hofkothurn.

Ein einziger, allen Ständen gemeinsamer Ball gibt es hier seit einiger Zeit, nämlich die Subskriptionsbälle, oder die scherzhaft »unmaskierte Maskeraden« genannten Bälle im Konzertsaale des neuen Schauspielhauses. Der König und der Hof beehren dieselben mit ihrer Gegenwart, letzterer eröffnet sie gewöhnlich, und für ein geringes Entree kann jeder anständige Mensch daran Teil nehmen. Über diese Bälle und die Hoffestlichkeiten spricht sehr schön die geist- und gemütreiche Baronin Karoline Fouqué in ihren Briefen über Berlin, die ich, wegen der Tiefe der Anschauung, die darin herrscht, Ihnen nicht genug empfehlen kann. Dieses Jahr fielen

die Subskriptionsbälle nicht so glänzend aus, wie voriges Jahr, da sie damals noch den Reiz der Neuheit hatten. Die Bälle der großen Staatsbeamten hingegen waren diesen Winter besonders brillant. Meine Wohnung liegt zwischen lauter Fürsten- und Ministerhotels, und ich habe deshalb oft des Abends nicht arbeiten können vor all dem Wagengerassel, und Pferdegetrampel und Lärmen. Da war zuweilen die ganze Straße gesperrt von lauter Equipagen, die unzähligen Laternchen der Wagen beleuchteten die galonierten Rotröcke, die rufend und fluchend dazwischen herumliefen, und aus den Bel-Etagefenstern des Hotels, wo die Musik rauschte, gossen kristallene Kronleuchter ihr freudiges Brillantlicht.

Wenig Schnee, und folglich auch fast gar kein Schlittengeklingel und Peitschengeknall hatten wir dieses Jahr. Wie in allen protestantischen Städten spielt hier Weihnachten die Hauptrolle in der großen Winterkomödie. Schon eine Woche vorher ist alles beschäftigt mit Einkauf von Weihnachtsgeschenken. Alle Modemagazine und Bijouterie- und Quincailleriehandlungen haben ihre schönsten Artikel — wie unsere Stutzer ihre gelehrten Kenntnisse — leuchtend ausgestellt, auf dem Schloßplatze stehen eine Menge hölzerner Buden mit Putz-, Haushaltung- und Spielsachen, und die beweglichen Berlinerinnen flattern, wie Schmetterlinge, von Laden zu Laden, und kaufen, und schwatzen, und äugeln, und zeigen ihren Geschmack, und zeigen sich selber den lauschenden Anbetern. Aber des Abends geht der Spaß erst recht los, dann sieht man unsere Holden oft mit der ganzen respektiven Familie, mit Vater, Mutter, Tante, Schwesterchen und Brüderchen, von einem Konditorladen nach dem andern wallfahrten, als wären es Passionsstationen. Dort zahlen die lieben Leutchen ihre

zwei Kurantgroschen Entree und besehen sich con amore die »Ausstellung«, eine Menge Zucker- oder Drageepuppen, die, harmonisch neben einander aufgestellt, rings beleuchtet, und von vier perspektivisch bemalten Wänden eingepferdt, ein hübsches Gemälde bilden. Der Hauptwitz ist nun, daß diese Zuckerpüppchen zuweilen wirkliche, allgemein bekannte Personen vorstellen. Ich habe eine Menge dieser Konditorladen mit durchgewandert, da ich nichts Ergötzlicheres kenne, als unbemerkt zuzuschauen, wie sich die Berlinerinnen freuen, wie diese gefühlvolle Busen vor Entzücken stürmisch wallen, und wie diese naiven Seelen himmelhoch aufjauchzen: »Neh, des ist schehne!« Bei Fuchs waren in der heurigen Ausstellung Bilder aus Lalla Rookh, wie man sie vorig Jahr auf dem bekannten Hoffeste im Schlosse sah. Es war mir unmöglich, von dieser Herrlichkeit bei Fuchs etwas zu sehen, da die holden Damenköpfchen eine undurchdringliche Mauer bildeten vor dem viereckigen Zuckergemälde. Ich will Sie nicht langweilen, mein Lieber, mit der Beurteilung der Ausstellung bei allen Konditoren, der Kriegsrat Karl Müchler, der, wie man sagt, berliner Korrespondent in der Eleganten Welt ist, hat bereits in diesem Blatte eine solche Rezension geliefert.

Von den Redouten im Jagorschen Saale läßt sich nichts Erhebliches sagen, außer daß bei denselben die schöne Einrichtung getroffen ist: daß es jedem, der sich dort zu Tode zu ennuyieren fürchtet, ganz unverwehrt bleibt, sich wieder zu entfernen. Die Redouten im Opernhause sind sehr schön und großartig. Wenn dergleichen gegeben werden, ist das ganze Parterre mit der Bühne vereinigt, und das gibt einen ungeheuern Saal, der oben durch eine Menge ovaler Lampenleuchter erhellt wird. Diese brennenden Kreise sehen fast aus wie Sonnen-

systeme, die man in astronomischen Kompendien abgebildet findet, sie überraschen und verwirren das Auge des Hinaufschauenden, und gießen ihren blendenden Schimmer auf die buntscheckige, funkelnde Menschenmenge, die, fast die Musik überlärmend, tänzelnd und hüpfend und drängend im Saale hin und her wogt. Jeder muß hier in einem Maskenanzuge erscheinen, und niemanden ist es erlaubt, unten im großen Tanzsaale die Maske vom Gesicht zu nehmen. Ich weiß nicht, in welchen Städten dieses auch der Fall wäre. Nur in den Gängen und in den Logen des ersten und zweiten Ranges darf man die Larve ablegen. Die niedre Volksklasse bezahlt ein kleines Entree, und kann, von der Galerie aus, auf all diese Herrlichkeit herabschauen. In der großen königl. Loge sieht man den Hof, größtenteils unmaskiert, dann und wann steigen Glieder desselben in den Saal hinunter und mischen sich in die rauschende Maskenmenge. Diese besteht aus Menschen von allen Ständen. Schwer ist hier zu entscheiden, ob der Kerl ein Graf oder Schneidergesell ist, an der äußern Repräsentation würde dieses wohl zu erkennen sein, nimmermehr an dem Anzuge. Fast alle Männer tragen hier nur einfache, seidene Dominos und lange Klapphüte. Dieses läßt sich leicht aus dem großstädtischen Egoismus erklären. Jeder will sich hier amüsieren und nicht als Charaktermaske andern zum Amüsement dienen. Die Damen sind aus demselben Grunde ganz einfach maskiert, meistens als Fledermäuse. Eine Menge femmes entretenues und Priesterinnen der ordinären Venus sieht man in dieser Gestalt herumflirren und Erwerbsintrigen anknüpfen. »Ich kenne dir,« flüstert dort eine solche Vorbeiflirrende. »Ich kenne dir auch,« ist die Antwort. »Je te connais, beau masque,« ruft hier eine Chauve-souris einem jungen Wüstlinge

entgegen. »Si tu me connais, ma belle, tu n'es pas grande chose,« entgegnet der Bösewicht ganz laut, und die blamierte Donna verschwindet wie ein Wind.

Aber was ist daran gelegen, wer unter der Maske steckt? Man will sich freuen, und zur Freude bedarf man nur Menschen. Und Mensch ist man erst recht auf dem Maskenballe, wo die wächserne Larve unsere gewöhnliche Fleischlarve bedeckt, wo das schlichte Du die urgesellschaftliche Vertraulichkeit herstellt, wo ein alle Ansprüche verhüllender Domino die schönste Gleichheit hervorbringt, und wo die schönste Freiheit herrscht — Maskenfreiheit. Für mich hat eine Redoute immer etwas höchst Ergötzliches. Wenn die Pauken donnern und die Trompeten erschmettern, und liebliche Flöten und Geigenstimmen lockend dazwischen tönen: dann stürze ich mich, wie ein toller Schwimmer, in die tosende, buntbeleuchtete Menschenflut, und tanze, und renne, und scherze, und necke jeden, und lache, und schwatze, was mir in den Kopf kömmt. Auf der letzten Redoute war ich besonders freudig, ich hätte auf dem Kopfe gehen mögen, ein bacchantischer Geist hatte mein ganzes Wesen ergriffen, und wär mein Todfeind mir in den Weg gekommen, ich hätte ihm gesagt: »Morgen wollen wir uns schießen, aber heute will ich dich recht herzlich abküssen.« Die reinste Lustigkeit ist die Liebe, Gott ist die Liebe, Gott ist die reinste Lustigkeit! »Tu es beau! tu es charmant! tu es l'objet de ma flamme! je t'adore, ma belle!« das waren die Worte, die meine Lippen hundertmal unwillkürlich wiederholten. Und allen Leuten drückte ich die Hand, und zog vor allen hübsch den Hut ab, und alle Menschen waren auch so höflich gegen mich. Nur ein deutscher Jüngling wurde grob, und schimpfte über mein Nachäffen des welschen Babeltums, und donnerte im urteutonischen Bierbaß:

»Auf einer teutschen Mummerei soll der Teutsche teutsch sprechen!« O deutscher Jüngling, wie finde ich dich und deine Worte sündlich und läppisch in solchen Momenten, wo meine Seele die ganze Welt mit Liebe umfaßt, wo ich Russen und Türken jauchzend umarmen würde, und wo ich weinend hinsinken möchte an die Bruderbrust des gefesselten Afrikaners! Ich liebe Deutschland und die Deutschen, aber ich liebe nicht minder die Bewohner des übrigen Teils der Erde, deren Zahl vierzig mal größer ist, als die der Deutschen. Die Liebe gibt dem Menschen seinen Wert. Gott lob! ich bin also vierzig mal mehr wert als jene, die sich nicht aus dem Sumpfe der Nationalselbstsucht hervorwinden können, und die nur Deutschland und Deutsche lieben.

## Dritter Brief

Berlin, den 7. Juni 1822

Ich habe eben meinen Galarock, schwarzseidene Hosen und dito Strümpfe angezogen, und melde Ihnen allerfeierlichst:

die hohe Vermählung Ihrer königl. Hoheit der Prinzessin Alexandrine mit Sr. königl. Hoheit dem Erb-Groß-Herzoge von Mecklenburg-Schwerin.

Die ausführliche Beschreibung der Hochzeitfeierlichkeiten selbst lasen Sie gewiß schon in der Vossischen oder Haude- und Spenerschen Zeitung und was ich darüber zu sagen habe, wird also sehr wenig sein. Es hat aber auch noch einen andern wichtigen Grund, warum ich sehr wenig darüber sage, und das ist: weil ich wirklich wenig davon gesehen. Da ich oft mehr den Geist als die Notiz referiere, so hat das so sehr viel nicht zu bedeuten. Ich hatte mich auch nicht genug vor-

bereitet, sehr viele Notizen einzusammeln. Es war freilich schon sehr lange vorher bestimmt, daß am 25. die Vermählung jener hohen Personen statt finden sollte. Aber man trug sich damit herum, daß solche noch etwas länger aufgeschoben werde, und wahrhaftig, Freitag ⟨den 24.⟩ wollte ich es noch nicht recht glauben, daß schon am andern Tage die Trauung statt fände. Es ging manchem so. Sonnabendmorgen war es nicht sehr lebhaft auf der Straße. Aber auf den Gesichtern lag Eilfertigkeit und geheimnisvolle Erwartung. Herumlaufende Bedienten, Friseure, Schachteln, Putzmacherinnen usw. Ein schöner Tag, nicht sehr schwül, aber die Menschen schwitzten. Gegen sechs Uhr begann das Wagengerassel.

Ich bin kein Adeliger, kein hoher Staatsbeamte und kein Offizier: folglich bin ich nicht kurfähig und konnte den Vermählungsfeierlichkeiten auf dem Schlosse selbst nicht beiwohnen. Dennoch ging ich nach dem Schloßhof, um mir wenigstens das ganze kurfähige Personal zu beschauen. Ich habe nie so viel prächtige Equipagen beisammen gesehen. Die Bedienten hatten ihre besten Livreen an, und in ihren schreiend hellfarbigen Röcken und kurzen Hosen mit weißen Strümpfen sahen sie aus wie holländische Tulpen. Mancher von ihnen trug mehr Gold und Silber am Leibe als das ganze Hauspersonal des Bürgermeisters von Nordamerika. Aber dem Kutscher des Herzogs von Cumberland gebührt der Preis. Wahrlich, diese Blume der Kutscher auf ihrem Bocke paradieren zu sehen, ist schon allein wert, daß man deshalb nach Berlin reist. Was ist Salomo in seiner Königspracht, was ist Harun-al-Raschid in seinem Kalifenschmuck, ja was ist der Triumphelefant in der Olympia gegen die Herrlichkeit dieses Herrlichen? An minder festlichen Tagen imponiert er schon hinlänglich

durch seine echt chinesische Porzellanhaftigkeit, durch die pendulartigen Bewegungen seines gepuderten, schwerbezopften, mit einem dreieckigen Wünschelhütchen bedeckten Kopfes, und durch die wunderliche Beweglichkeit seiner Arme beim Pferdelenken. Aber heute trug er ein karmoisinrotes Kleid, das halb Frack, halb Überrock war, Hosen von derselben Farbe, alles mit breiten goldnen Tressen besetzt. Sein edles Haupt, kreideweiß gepudert, und mit einem unmenschlich großen schwarzen Haarbeutel geziert, war von einem schwarzen Samtkäppchen mit langem Schirm bedeckt. Ganz auf gleiche Weise waren die vier Bedienten gekleidet, die hinten auf dem Wagen standen, sich mit brüderlicher Umschlingung einer an dem andern festhielten, und dem gaffenden Publikum vier wackelnde Haarbeutel zeigten. Aber Er trug die gewöhnliche Herrscherwürde im Antlitz, Er dirigierte die sechsspännige Staatskarosse, zerrend zog er die Zügel,

»und rasch hinflogen die Rosse.«

Es war ein furchtbares Menschengewühl auf dem Schloßhofe. Das muß man sagen, die Berlinerinnen sind nicht neugierig. Die zartesten Mägdlein gaben mir Stöße in die Seiten, die ich noch heute fühle. Es war ein Glück, daß ich keine schwangere Frau bin. Ich quetschte mich aber ehrlich durch, und gelangte glücklich ins Portal des Schlosses. Der zurückdrängende Polizeibeamte ließ mich durch, weil ich einen schwarzen Rock trug, und weil er es mir wohl ansah, daß die Fenster meines Logis mit rotseidenen Gardinen behangen sind. Ich konnte jetzt ganz gut die hohen Herren und Damen aussteigen sehen, und mich amüsierten recht sehr die vornehmen Hofkleider und Hofgesichter. Erstere kann ich nicht beschreiben, weil ich zu wenig Schneidergenie bin, und letztere will ich nicht beschrei-

ben, aus stadtvogteilichen Gründen. Zwei hübsche Berlinerinnen, die neben mir standen, bewunderten mit Enthusiasmus die schönen Diamanten, und Goldstickereien, und Blumen, und Gaze, und Atlasse, und lange Schleppen, und Frisuren. Ich hingegen bewunderte noch mehr die schönen Augen dieser schönen Bewundererinnen, und wurde etwas ärgerlich, als mir von hinten jemand freundschaftlich auf die Achsel schlug, und mir das rotbäckige Gesichtlein des Kammermusici entgegenleuchtete. Er war in ganz besonderer Bewegung, und hüpfte wie ein Laubfrosch. »Carissime,« quäkte er, »sehen Sie dort die schöne Comtesse? Zypressenwuchs, Hyazinthenlocken, der Mund ist Ros und Nachtigall zu gleicher Zeit, die ganze Frau ist eine Blume, und wie eine arme Blume, die zwischen zwei Blättern Löschpapier gepreßt wird, steht sie da zwischen ihren grauen Tanten. Der Herr Gemahl, der solche Blumen statt Disteln verzehrt, um uns glauben zu machen, er sei kein Esel, mußte heute zu Hause bleiben, hat den Schnupfen, liegt auf dem Sofa, ich habe ihn unterhalten müssen, wir schwatzten zwei Stunden lang von der neuen Liturgie, und die Zunge ist mir ordentlich dünner geworden durch das viele Schwatzen und die Lippen tun mir weh vor lauter Lächeln —« Bei diesen Worten zog sich um die Mundwinkel des Kammermusici ein sauerhöfliches Lächeln, das er mit dem feinen Zünglein wieder fortleckte, und plötzlich rief er: »die Liturgie! die Liturgie! sie wird auf den Flügeln des roten Adlers dritter Klasse von Kirchturm zu Kirchturm fliegen, jusqu'à la tour de Notre Dame! Doch laßt uns etwas Vernünftiges sprechen — betrachten Sie die beiden geputzten Herren, die eben vorgefahren — ein zerquetschtes, eingemachtes Gesichtchen, ein feines Köpfchen mit

weichen, baumwollenen Gedanken, buntgestickte Weste, Galanteriedegen, weißseidene, lächelnde Beinchen, und er parliert Französisch, und wenn man es ins Deutsche übersetzt, ist es eine Dummheit — Dagegen der andre, der Große mit dem Schnurrbart, der Titane, der alle Betthimmel stürmen will! ich wette, er hat so viel Verstand wie der Apoll von Belvedere —« Um den Räsonneur auf andre Gedanken zu bringen, zeigte ich ihm meinen Barbier, der uns gegenüber stand und seinen neuen altdeutschen Rock angezogen hatte. Kirschbraun wurde jetzt das Gesicht des Kammermusici und er fletschte mit den Zähnen: »O Sankt Marat! so ein Lump will den Freiheitshelden spielen! O Danton, Collot d'Herbois, Robespierre —« Vergebens trällerte ich das Liedchen:

»Eine feste Burg, O lieber Gott,
Ist Spandau, usw.«

Vergebens, ich hatte das Ding noch verschlimmert, der Mensch geriet jetzt in seine alten Revolutionsgeschichten, und schwatzte von nichts als Guillotinen, Laternen, Septembrisieren, bis mir, zu meinem Glück, seine lächerliche Pulverfurcht in den Sinn kam, und ich sagte ihm: »Wissen Sie auch, daß gleich im Lustgarten zwölf Kanonen losgeschossen werden?« Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, und verschwunden war der Kammermusikus.

Ich wischte mir den Angstschweiß aus dem Gesicht, als ich den Kerl vom Halse hatte, sah noch die letzten Aussteigenden, machte meinen schönen Nachbarinnen eine mit einem holden Lächeln akkompagnierte Verbeugung, und begab mich nach dem Lustgarten. Da standen wirklich zwölf Kanonen aufgepflanzt, die dreimal losgeschossen werden sollten, in dem Augenblick, wo das fürstliche Brautpaar die Ringe wechseln würde.

An einem Fenster des Schlosses stand ein Offizier, der den Kanonieren im Lustgarten das Zeichen zum Abfeuern geben sollte. Hier hatte sich eine Menge Menschen versammelt. Auf ihren Gesichtern waren ganz eigne, fast sich widersprechende Gedanken zu lesen.

Es ist einer der schönsten Züge im Charakter der Berliner, daß sie den König und das königliche Haus ganz unbeschreiblich lieben. Die Prinzen und Prinzessinnen sind hier ein Hauptgegenstand der Unterhaltung in den geringsten Bürgerhäusern. Ein echter Berliner wird auch nie anders sprechen, als »unsre« Charlotte, »unsre« Alexandrine, »unser« Prinz Karl usw. Der Berliner lebt gleichsam in die königl. Familie hinein, alle Glieder derselben kommen ihm wie gute Bekannte vor, er kennt den besondern Charakter eines jeden, und ist immer entzückt, neue schöne Seiten desselben zu bemerken. So wissen die Berliner z. B., daß der Kronprinz sehr witzig ist, und deshalb kursiert jeder gute Einfall gleich unter dem Namen des Kronprinzen, und einem Herkules mit der schlagenden Witzkeule werden die Witze aller übrigen Herkulesse zugeschrieben. Sie können sich also vorstellen, wie sehr hier die schöne, leuchtende Alexandrine vom Volke geliebt sein muß, und aus dieser Liebe können Sie sich auch den Widerspruch erklären, der auf den Gesichtern der Berliner lag, als sie erwartungsvoll nach den hohen Schloßfenstern sahen, wo unsre Alexandrine vermählt wurde. Verdruß durften sie nicht zeigen, denn es war der Ehrentag der geliebten Prinzessin. Recht freuen konnten sie sich auch nicht, denn sie verloren dieselbe. Neben mir stand ein Mütterchen, auf dessen Gesicht zu lesen war: »Jetzt habe ich sie zwar verheuratet, aber sie verläßt mich jetzt.« Auf dem Gesichte meines jugendlichen Nachbars stand: »Als Her-

zogin von Mecklenburg ist sie doch nicht so viel, wie sie als Königin aller Herzen war.« Auf den roten Lippen einer hübschen Brünette las ich: »Ach, wär ich schon so weit!« — Da donnerten plötzlich die Kanonen, die Damen zuckten zusammen, die Glocken läuteten, Staub- und Dampfwolken erhoben sich, die Jungen schrieen, die Leute trabten nach Hause, und die Sonne ging blutrot unter hinter Monbijou.

Besonders lärmig waren die Vermählungsfeierlichkeiten nicht. Den Morgen nach der Trauung wohnten die hohen Neuvermählten dem Gottesdienste in der Domkirche bei. Sie fuhren in der achtspännigen goldnen Kutsche mit großen Glasfenstern, und wurden von einer gewaltigen Menschenmenge bestaunt. Wenn ich nicht irre, trugen die obigen Bedienten an diesem Tage keine Haarbeutel. Des Abends war Gratulationskur, und hierauf Polonäsenball im Weißen Saale. Den 27. war Mittagstafel im Rittersaale, und des Abends verfügten sich die hohen und höchsten Personen nach dem Opernhause, wo die von Spontini zu diesem Feste eigends komponierte Oper: »Nurmahal, oder das Rosenfest in Kaschemir« gegeben wurde. Es kostete den meisten Leuten viele Mühe, Billets zu dieser Oper zu erlangen. Ich bekam eins geschenkt, aber ich ging doch nicht hin. Ich hätte es zwar tun sollen, um Ihnen darüber zu referieren. Aber glauben Sie, daß ich mich für meine Korrespondenz aufopfern soll? Mit Grausen denke ich noch an die Olympia, der ich kürzlich, aus einem besondern Grunde, nochmals beiwohnen mußte, und die mich mit fast zerschlagenen Gliedern entließ. Ich bin aber zum Kammermusikus gegangen, und fragte ihn, was an der Oper sei? Der antwortete: »das Beste dran ist, daß kein Schuß drin vorkömmt.« Doch kann ich mich hierin auf den Kammermusikus

nicht verlassen, denn erstens komponiert er auch, und nach seiner Meinung besser als Spontini, und zweitens hat man ihm weis gemacht, daß letzterer eine Oper mit obligaten Kanonen schreiben wolle. Man spricht aber überhaupt nicht viel Gutes von der Nurmahal. Ein Meisterstück kann sie nicht sein. Spontini hat viele Musikstücke seiner ältern Oper hineingeflickt. Dadurch enthält diese Oper freilich sehr gute Stellen, aber das Ganze hat ein zusammengestoppeltes Ansehn, und entbehrt jene Konsequenz und Einheit, die das Hauptverdienst der übrigen Spontinischen Opern ist. — Die hohen Neuvermählten wurden mit allgemeinem Aufjauchzen empfangen. Die Pracht, die in diesem Stücke eingewebt ist, soll unvergleichlich sein. Der Dekorationsmaler und der Theaterschneider haben sich selbst übertroffen. Der Theaterdichter hat die Verse gemacht, folglich müssen sie gut sein. Elefanten sind keine zum Vorschein gekommen. Die Staatszeitung vom 4. Juni rügt einen Artikel der Magdeburger Zeitung, worin stand, daß zwei Elefanten in der neuen Oper erscheinen sollten, und bemerkt mit shakespearschem Witze: diese Elefanten »sollen sich vorgeblich noch in Magdeburg verhalten.« Hat die Magd. Zeitung diese Notiz aus meinem zweiten Briefe geschöpft, so bedauere ich mit tiefem Seelenschmerz, daß Ich Unglücklicher ihr diesen Witzblitz zugezogen. Ich widerrufe, und zwar mit so deh- und wehmütiger Gebärde, daß die Staatszeitung Tränen der Rührung weinen soll. Überhaupt erkläre ich ein für allemal, daß ich bereit bin, alles zu widerrufen, was man von mir verlangt, nur darf es mir nicht viele Mühe kosten. Daß zwei Elefanten im Rosenfest vorkommen würden, hatte ich wirklich selbst gehört. Nachher sagte man mir, es wären nur zwei Kamele, später hieß es, zwei Studenten kämen drin

vor, und endlich sollten es Unschuldsengel sein. — Den 28. war Freiredoute. Schon um halb neun fuhren Masken nach dem Opernhause. — Ich habe im vorigen Briefe eine hiesige Redoute beschrieben. Sie unterschied sich diesmal nur dadurch, daß keine schwarze Dominos zugelassen wurden, daß alle Anwesende in Schuhen waren, daß man sich um ein Uhr im Saale demaskieren konnte, und daß die Einlaßbillette und Erfrischungen gratis gegeben wurden. Letzteres war wohl die Hauptsache. Wenn ich nicht den festen Glauben in der Brust trüge, daß die Berliner Muster von Bildung und feinem Betragen sind, und mit Recht auf die Ungeschliffenheit meiner Landsleute verächtlich herabschauen, wenn ich mich nicht bei vielen Gelegenheiten überzeugt hätte, daß der poverste Berliner es im anständigen Hungerleiden sehr weit gebracht hat, und meisterhaft darauf eingeübt ist, den schreienden Magen in die Formen vornehmer Konvenienz einzuzwängen: so hätte ich von den Leuten hier sehr leicht eine ungünstige Meinung fassen können, als ich bei dieser Freiredoute sah, wie sie das Büffet sechs Mann hoch umdrängten, sich Glas nach Glas in den Schlund gossen, sich den Magen mit Kuchen anstopften, und das alles mit einer ungraziösen Gefräßigkeit und heroischen Beharrlichkeit, daß es einem ordentlichen Menschenkinde fast unmöglich war, jene Büffetphalanx zu durchbrechen, um, bei der Schwüle, die im Saale herrschte, mit einem Glase Limonade die Zunge zu kühlen. Der König und der ganze Hof waren auf dieser Redoute. Der Anblick der Neuvermählten entzückte alle Anwesende. Sie glänzte mehr durch ihre Liebenswürdigkeit als durch ihren reichen Diamantenschmuck. Unser König trug ein bläulichdunkles Domino. Die Prinzen trugen meistens altspanische und ritterliche Tracht.

Ich habe längst bemerkt, daß über die Rangordnung, womit ich Ihnen die hiesigen Begebnisse melde, bloß meine Laune entscheidet, und nicht die Anciennität. Wollte ich letzterer folgen, so hätte ich meinen Brief mit Geheimrat Heims Jubiläum anfangen müssen. Aus den Zeitungen werden Sie hinlänglich erfahren haben, wie man hier diesen verdienten Arzt gefeiert. Zwei ganze Tage sprach man davon in Berlin, das will viel sagen. Überall hörte man Anekdoten aus Heims Leben erzählen, von denen einige höchst ergötzlich sind. Die drolligste derselben schien mir die Art, wie er seinen Kutscher mystifiziert, als ihm derselbe einstmals erklärte: er habe ihn jetzt so lange Zeit schon herumgefahren, er wünsche jetzt auch Arzt zu werden, und das Kurieren zu lernen. Mehrere andre Dienstjubiläen fanden ebenfalls statt, und bei Jagor sprangen die Stöpsel der Champagnerflaschen. Überhaupt, ehe man sich dessen versieht, haben die Leute hier 50 Jahre abgedient. Das tut das Klima. — Auch eine Dienstmagd hat ihr Jubiläum gehalten, und in der Eleganten ist zu lesen, wie die Jubelmagd gefeiert und besungen wurde. Sogar eine Matrone aus der Unschuldsgasse hat, wie ich gestern höre, ihr Jubiläum gefeiert. Sie wurde mit Rosen und Lilien bekränzt, ein gefühlvoller Porte-épée-jüngling überreichte ihr ein Kraftsonett, ganz im Geist der gewöhnlichen Jubelpoesie, worin Liebe, Triebe, riebe, schiebe sich reimten, und zwölf Jungfrauen sangen:

»Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?« usw. usw.

Sie sehen, Theodor Körners Gedichte werden noch immer gesungen. Freilich nicht in den Kreisen des guten Geschmacks, wo man es sich schon laut gestanden: daß es ein besonderes Glück war, daß Anno 1814 die Franzosen kein Deutsch verstanden, und nicht lesen

konnten jene faden, schalen, flachen, poesielosen Verse, die uns gute Deutsche so sehr enthusiasmierten. Aber diese Befreiungsverse werden noch oft deklamiert und gesungen in jenen gemütlichen Kränzchen, wo man sich des Winters wärmt an dem unschuldigen Strohfeuer, das in diesen patriotischen Liedern knistert, und wie der greise Schimmel des großen Friedrichs wieder jugendlich sich bäumte, und das ganze Manöver machte, wenn er eine Trompete hörte, so steigt das Hochgefühl mancher Berlinerin, wenn sie ein Körnersches Lied hört, sie legt die Hand graziöse auf den Busen, quietscht einen bodenlosen Wonneseufzer, erhebt sich mutig wie Johanna von Montfaucon, und spricht: »Ich bin eine deutsche Jungfrau.«

Ich merke, mein Lieber, Sie sehen mich etwas sauer an wegen des bittern, spottenden Tones, womit ich zuweilen von Dingen spreche, die andern Leuten teuer sind und teuer sein sollen. Ich kann aber nicht anders. Meine Seele glüht zu sehr für die wahre Freiheit, als daß mich nicht der Unmut ergreifen sollte, wenn ich unsere winzigen, breitschwatzenden Freiheitshelden in ihrer aschgrauen Armseligkeit betrachte, in meiner Seele lebt zu sehr Liebe für Deutschland und Verehrung deutscher Herrlichkeit, als daß ich einstimmen könnte in das unsinnige Gewäsche jener Pfenningsmenschen, die mit dem Deutschtume kokettieren, und zu mancher Zeit regt sich in mir fast krampfhaft das Gelüste, mit kühner Hand der alten Lüge den Heiligenschein vom Kopfe zu reißen, und den Löwen selbst an der Haut zu zerren, — weil ich einen Esel darunter vermute.

Vom Schauspiel will ich Ihnen auch diesmal wenig schreiben. Der Komiker Walter hat hier einigen Beifall gehabt, was mich betrifft, so kann ich seinen Humor nicht goutieren. Dagegen hat mich Lebrun aus Ham-

burg, der hier vor kurzem einige Gastrollen gab, wahrhaft entzückt. Er ist einer unserer besten deutschen Komiker, unübertrefflich in jovialen Rollen, und verdient ganz jenen Beifall, den ihm hier alle Kenner zollten. Karl August Lebrun ist ganz wie zum Schauspieler geboren, die Natur hat ihn mit allen Talenten, die zu diesem Stande gehören, in vollem Maße ausgerüstet, und die Kunst hat dieselben ausgebildet. Aber was soll ich von der Neumann sagen, die alle Berliner bezaubert, und sogar die Rezensenten? Was nicht alles ein schönes Gesicht tut! Es ist ein Glück, daß ich kurzsichtig bin, sonst hätte diese Circe mich eben so in ein graues Tierlein verwandelt, wie einen meiner Freunde. Dieser Unglückliche hat jetzt so lange Ohren, daß das eine in der Vossischen Zeitung, und das andre in der Haude- und Spenerschen zum Vorschein kömmt. Einige Jünglinge hat diese Dame schon toll gemacht, einer derselben ist schon wasserscheu, und macht keine Verse mehr. Jeder fühlt sich glücklich, wenn er der schönen Frau näher kommen kann. Ein Gymnasiast hat sich in dieselbe platonisch verliebt, und hat ihr eine kalligraphische Probe seiner Handschrift zugeschickt. Ihr Mann ist auch Schauspieler, und glänzte wie Glanzleinen in »Kabiljau und Hiebe«. Die gute Frau muß gewiß vom vielen Zuspruch ihrer Bewunderer belästigt werden. Man erzählt: ein kranker Mann, der neben ihr wohnt, habe keine Ruhe gehabt vor all den Menschen, die jeden Augenblick sein Zimmer aufrissen und fragten: »Wohnt hier Madame Neumann?« und er habe endlich auf seine Türe schreiben lassen: »Hier wohnt Madame Neumann nicht.«

Man hat sogar die schöne Frau in Eisen gegossen, und verkauft kleine, eiserne Medaillen, worauf ihr Bildnis geprägt ist. Ich sage Ihnen, der Enthusiasmus für

die Neumann grassiert hier wie eine Viehseuche. Während ich diese Zeilen schreibe, fühle ich selbst seine Einflüsse. Mir klingen noch die begeisterten Worte in die Ohren, womit gestern ein Graukopf von ihr sprach. Konnte doch Homer uns die Schönheit Helenas nicht stärker schildern, als indem er zeigt, wie Greise bei ihrem Anblick in Entzücken gerieten. Sehr viele Mediziner machen ebenfalls der schönen Frau den Hof, und man nennt sie hier scherzweise »die Medizinische Venus«. Aber was brauche ich so viel zu erzählen, Sie haben ja gewiß unsere Theaterkritiken genau gelesen, und bemerkt, wie sich ordentlich ein Metrum darin bewegt, und zwar das der Sapphischen Ode an die Venus. Ja, sie ist eine Venus, oder, wie ein altonaer Kaufmann sagte, eine Venussin. Nur der vermaledeite Setzer wirft zuweilen einen Wespenstachel in die Schale hymettischen Honigs, die der fromme Rezensent unserer Göttin opfert. Das nachhelfende Intelligenzblatt ‹der Titel dieses Blattes ist Ironie› berichtigt folgenden Druckfehler: in der Rezension über das Gastspiel der Mad. Neumann Nr. 63 der Spenerschen Zeitung vom 25. Mai muß Zeile 26 statt »von leichtbewegten Minnespiel,« »von leichtbewegten Mienenspiel« gelesen werden. — Gestern spielte die schöne Frau in Claurens neuem Lustspiele: der Bräutigam aus Mexiko. In diesem Stücke gaukelt auf eine höchst anmutige Weise eine leichte, originelle, fast märchenhafte Heiterkeit, die jeden Freund froher Laune ansprechen muß. Dieses Stück hat auch vielen gefallen, so wie überhaupt alles, was aus der Feder dieses Schriftstellers kömmt, hier erstaunlichen Beifall findet. Seine Schriften haben viele Gegner, aber sie erleben eine Auflage nach der andern.

Auf dem Alexanderplatze wird ein Volkstheater errichtet. Ein Mann, der Cerf heißt, hatte ein Privilegium

dazu erlangt, ist aber davon abgetreten, und bekömmt ein Abtrittsgeld von 3000 Taler jährlich. Der ehemalige Schauspieler Bethmann hat die Leitung übernommen. Wie ich höre, ist dem Prof. Gubitz die Direktion des poetischen Teils dieses Theaters angeboten worden. Es wäre zu wünschen, daß sich derselbe diesem Geschäfte unterzöge, da er die Bühne und ihre Ökonomie ganz genau kennt, zu gleicher Zeit berühmt ist als Theaterdichter, Kritiker, und Meister der zeichnenden Künste, und in dieser Vielseitigkeit alles das verbindet, was zu einer solchen Direktion notwendig wäre. Aber man zweifelt, daß er sie annehmen wird, da die Redaktion des Gesellschafters, für den er ganz leibt und lebt, ihn zu sehr beschäftigt. Letzteres Blatt hat großen Absatz, ich glaube über 1500 Exemplare, wird hier mit erstaunlich großem Interesse gelesen, und kann wohl das gehaltreichste und beste in ganz Deutschland genannt werden. Gubitz redigiert es mit einem Eifer und einer Gewissenhaftigkeit, die oft an Ängstlichkeit grenzt. Nämlich in seiner Liebe für Korrektheit und Dezenz ist er fast zu streng. Doch denken Sie sich hier keinen Pedanten. Es ist ein Mann in seinen besten Jahren, unbefangen, lebensfreudig, enthusiastisch für alles Herrliche, und auch in seiner Persönlichkeit lebt jener heitre, anakreontische Geist, der in seinen Poesien so charakteristisch hervortritt. — Wir haben hier vor kurzem noch eine Wochenschrift bekommen, die, in der Volkssphäre sich bewegend, vom Leutnant Leithold, der kürzlich seine Reise nach Brasilien herausgegeben, redigiert wird, »Kuriositäten und Raritäten« betitelt ist, und ein naives Motto führt. »Der Beobachter an der Spree« und »der märksche Bote« sind hier die besten Volksblätter. Letzteres ist mehr für die gebildete Klasse. Ich fand mit Verwunderung, daß ein Teil

meines zweiten Briefes aus dem Anzeiger darin nochmals abgedruckt war. Ich bin zwar empfindlich für diese Ehre und für das beigefügte Lob, aber ich wäre schier in groß Malheur dadurch gekommen, wenn nicht die hiesige galante Zensur das gestrichen hätte, was ich von den Berlinerinnen gesagt. Wenn diese Engel letzteres gelesen hätten, wären mir die Blumenkörbchen schockweise an den Kopf geflogen. Doch hätte ich mich auch in diesem Falle nicht nach der Hundebrücke verfügt; das schöne Fräulein Fortuna hat mir längst einen so großen eisernen Korb gegeben, daß ich ihn kaum füllen könnte mit den Körbchen aller Damen der Spreestadt. — Eine Schlange, und zwar eine höchst seltene, ist jetzt für acht Groschen zu sehen No. 24 unter den Linden. Ich bemerke Ihnen bei dieser Gelegenheit, daß ich dort ausgezogen bin. — Blondin mit seiner Gesellschaft gibt vor dem Brandenburger Tore noch immer seine hübschen und vielbesuchten Vorstellungen in der edleren Reitkunst. Er läßt Kolumbus in Otaheiti landen. — Bosko hat endlich auch seine vorletzten, letzten und allerletzten Vorstellungen beendigt, und hat auch einige für die Armen gegeben. Man sagt, er ahmte Boucher nach; das ist aber nicht wahr, Boucher hat ihn, den Jongleur, nachgeahmt. — Die Statüen von Bülow und Scharnhorst werden diese Tage an beiden Seiten der neuen Wache aufgestellt. Sie sind jetzt in Rauchs Atelier zu sehen. Ich habe sie dort schon früher in Augenschein genommen und fand sie schön. Blüchers Bildsäule von Rauch, die in Breslau aufgestellt werden soll, ist jetzt dahin abgegangen. — Die neue Börsenhalle habe ich gesehn. Sie ist herrlich eingerichtet. Eine Menge geräumiger, prächtig dekorierter Zimmer. Alles großartig angelegt. Man sagte mir, daß der edle, kunstsinnige Sohn des großen

Mendelssohn, Joseph Mendelssohn, der Schöpfer dieses Instituts sei. Berlin hat lange ein solches entbehrt. Nicht allein Kaufleute, sondern auch Beamte, Gelehrte und Personen aus allen Ständen besuchen die Börsenhalle. — Besonders anziehend ist das Lesezimmer, worin ich über hundert deutsche und ausländische Journale vorfand. Auch unsern Westf. Anzeiger sah ich dort. Ein wissenschaftlich gebildeter Mann, Dr. Böhringer, führt die Aufsicht über dieses Zimmer, und weiß sich dem Besucher desselben durch zuvorkommende Artigkeit zu verpflichten. — Josty besorgt die Restauration und die Konditorei. Die Aufwärter tragen alle braune Livreen mit goldnen Tressen, und der Portier imponiert besonders durch seinen großen Marschallstab. — Die Bauten unter den Linden, wodurch die Wilhelmstraße verlängert wird, haben raschen Fortgang. Es werden herrliche Säulengänge. Diese Tage wurde auch der Grundstein zu der neuen Brücke gelegt. — In der musikalischen Welt ist es sehr still. Es geht der Capitale de la musique wie jeder andern Capitale, man konsumiert in derselben, was in der Provinz produziert wird. Außer dem jungen Felix Mendelssohn, der, nach dem Urteile sämtlicher Musiker, ein musikalisches Wunder ist, und ein zweiter Mozart werden kann, wüßte ich unter den hier lebenden Autochthonen Berlins kein einziges Musikgenie aufzufinden. Die meisten Musiker, die sich hier auszeichnen, sind aus der Provinz oder gar Fremde. Es macht mir ein unaussprechliches Vergnügen, hier erwähnen zu müssen, daß unser Landsmann Joseph Klein, der jüngere Bruder des Komponisten, von dem ich in meinem vorigen Briefe sprach, zu den größten Erwartungen berechtigt. Dieser hat vieles komponiert, das von Kennern gelobt wird. Nächstens werden Liederkompositionen von ihm erscheinen, die hier großen Beifall

finden, und in vielen Gesellschaften gesungen werden. Es liegt eine überraschende Originalität in den Melodien derselben, sie sprechen jedes Gemüt an, und es ist voraus zu sehen, daß dieser junge Künstler einst einer der berühmtesten deutschen Komponisten wird. — Spontini verläßt uns auf eine lange Zeit. Er reist nach Italien. Er hat seine Olympia nach Wien geschickt, die aber dort nicht aufgeführt wird, weil sie zu viele Kosten verursache. — Die italienische Buffone haben sich hier nur noch einige Tage aufgehalten. — Unter den Linden sind Wachsfiguren zu sehen. — Auf der Königstraße, Poststraßenecke, werden wilde Tiere und eine Minerva gezeigt. — Fonks Prozeß ist hier ebenfalls ein Thema der öffentlichen Unterhaltung. Die sehr schön geschriebene Broschüre von Kreuser hat hier zuerst die Aufmerksamkeit auf denselben geleitet. Hierauf kamen noch mehrere Broschüren her, die alle für Fonk sprachen. Hierunter zeichnete sich auch aus das Buch vom Freiherrn v. d. Leyen. Diese Bücher, nebst den in der Abendzeitung und im Konversationsblatte enthaltenen Aufsätze über den Fonkschen Prozeß, und dem Werke des Angeklagten selbst, verbreiteten hier eine günstige Meinung für Fonk. Personen, die auch heimlich gegen Fonk sind, sprechen doch öffentlich für ihn, und zwar aus Mitleiden gegen den Unglücklichen, der schon so viele Jahre gelitten. In einer Gesellschaft erwähnte ich die fürchterliche Lage seines schuldlosen Weibes und die Leiden ihrer rechtschaffenen, geachteten Familie, und wie ich erzählte, man sage: daß der kölner Pöbel Fonks arme, unmündige Kinder insultiert habe, wurde eine Dame ohnmächtig, und ein hübsches Mädchen fing bitterlich an zu weinen, und schluchzte: »Ich weiß, der König begnadigt ihn, wenn er auch verurteilt wird.« Ich bin ebenfalls überzeugt, daß unser gefühl-

volle König sein schönstes und göttlichstes Recht ausüben wird, um so viele gute Menschen nicht elend zu machen; ich wünsche dieses eben so herzlich, wie die Berliner, obschon ich ihre Ansichten über den Prozeß selbst nicht teile. Über letztern habe ich erstaunlich viele Meinungen ins Blaue hineinräsonieren hören. Am gründlichsten sprechen darüber die Herrn, die von der ganzen Sache gar nichts wissen. Mein Freund, der buckliche Auskultator, meint: wenn Er am Rhein wäre, so wollte er die Sache bald aufklären. Überhaupt, meint er, das dortige Gerichtsverfahren tauge nichts. »Wozu,« sprach er gestern, »diese Öffentlichkeit? Was geht es den Peter und den Christoph an, ob Fonk oder ein anderer den Cönen umgebracht. Man übergebe mir die Sache, ich zünde mir die Pfeife an, lese die Akten durch, referiere darüber, bei verschlossenen Türen urteilt darüber das Kollegium und schreitet zum Spruch, und spricht den Kerl frei oder verurteilt ihn, und es kräht kein Hahn darnach. Wozu diese Jury, diese Gevatter Schneider und Handschuhmacher? Ich glaube, Ich, ein studierter Mann, der die Friesische Logik in Jena gehört, der alle seine juristische Kollegien wohl testiert hat, und das Examen bestanden, besitze doch mehr Judizium als solche unwissenschaftliche Menschen? Am Ende meint solch ein Mensch Wunders, welch höchst wichtige Person er sei, weil so viel von seinem Ja und Nein abhängt! Und das Schlimmste ist noch dieser Code Napoleon, dieses schlechte Gesetzbuch, das nicht mal erlaubt, der Magd eine Maulschelle zu geben —« Doch ich will den weisen Auskultator nicht weiter sprechen lassen. Er repräsentiert eine Menge Menschen hier, die für Fonk sind, weil sie gegen das rheinische Gerichtsverfahren sind. Man mißgönnt dasselbe den Rheinländern, und möchte

sie gern erlösen von diesen »Fesseln der französischen Tyrannei«, wie einst der unvergeßliche Justus Gruner — Gott habe ihn selig — das französische Gesetz nannte. Möge das geliebte Rheinland noch lange diese Fesseln tragen, und noch mit ähnlichen Fesseln belastet werden! Möge am Rhein noch lange blühen jene echte Freiheitsliebe, die nicht auf Franzosenhaß und Nationalegoismus basiert ist, jene echte Kraft und Jugendlichkeit, die nicht aus der Branntweinsflasche quillt, und jene echte Christusreligion, die nichts gemein hat mit verketzerender Glaubensbrunst oder frömmlender Proselytenmacherei.

Bei unserer Universität gibts gar nichts Neues, außer daß zwei und dreißig Studenten relegiert worden, wegen unerlaubter Verbindungen. Es ist eine fatale Sache, relegiert zu werden, sogar das bloße Konsiliiertwerden soll sein Unangenehmes haben. Ich glaube aber, daß jenes strenge Urteil gegen die 32 noch gemildert wird. Ich will durchaus nicht die Verbindungen auf Universitäten verteidigen, sie sind Reste jenes alten Korporationswesens, die ich ganz aus unserer Zeit vertilgt sehen möchte. Aber ich gestehe, daß jene Verbindungen notwendige Folgen sind von unserm akademischen Wesen, oder besser Unwesen, und daß sie wahrscheinlich nicht eher unterdrückt werden, bis das liebenswürdige und vielbeliebte oxfordische Stallfütterungssystem bei unsern Studenten eingeführt ist. Polnische Studierende sieht man jetzt hier höchstens ein halb Dutzend. Man hatte strenge Untersuchungen gegen sie verfügt. Die meisten sind, wie man sagt, ohne besondere Lust wieder zu kommen, von hier abgereist, und ein großer Teil, ich glaube gegen zwanzig, werden noch in unsern Stadtgefängnissen verwahrt. Die meisten davon sind aus dem russischen Polen, und sollen sich mit demagogischen Umtrieben gegen ihre Regierung befaßt haben.

Man spricht davon, daß Ludw. Tieck bald hieherkommen und Vorlesungen über den Shakespear halten werde. Am 31. des vorigen Monats war der Geburtstag des Fürsten Staatskanzlers. Man erwartet hier diese Tage eine hessische Gesandtschaft, die unsere Differenzen mit Hessen, wegen der bekannten Territorialrechtsverletzung, regulieren soll. Eine Kommission ist nach Pommern geschickt, um das dortige Sektenwesen zu untersuchen. Der Wollmarkt hat schon angefangen, und eine Menge Gutsbesitzer sind hier, die ihre Wolle zum Verkauf herbringen, und die man hier scherzweise »Woll-(Wohl-)habende« nennt. Sogar die Straßen bekommen Ambition, die »letzte Straße« will jetzt Dorotheenstraße heißen. Man spricht davon, daß dem großen Fritz eine Statüe auf dem Opernplatze errichtet werden soll. Der Tänzerfamilie Kobler ist auf der Chaussee bei Blumberg die Bagage verbrannt. Bei dem Bau der neuen Brücke bedient man sich einer Dampfmaschine.

Literarische Notizen gibt es hier in diesem Augenblick sehr wenige, obschon Berlin ihr Hauptmarktplatz ist. In Hinsicht der Gemüse schreite ich mit meiner Zeit vorwärts. Spargel esse ich jetzt keine mehr und esse jetzt Schoten. Aber in der Literatur bin ich noch zurück geblieben. Ja ich habe noch nicht mal die falschen Wanderjahre gelesen, die so viel Aufsehn gemacht und noch machen. Dieses Buch hat für Westfalen ein besonderes Interesse, da man jetzt allgemein ausspricht, daß unser Landsmann, Dr. Pustkuchen in Lemgo, ihr Verfasser sei. Ich weiß nicht, warum er dieses Buch desavouieren wollte, da es ihm doch gewiß keine Schande macht. Man hatte sich lange den Kopf zerbrochen, wer der Verf. sei, und nannte allerlei Namen. Der Hofrat Schütz machte öffentlich bekannt, daß er es nicht sei. Den

Legationsrat v. Varnhagen nannten einige Stimmen, aber dieser machte dasselbe bekannt. Von letzterm war es auch sehr unwahrscheinlich, da er zu den größten Verehrern Goethes gehört, und Goethe sogar in seinem letzten Heft der Zeitschrift »Kunst und Altertum am Rhein« selbst erklärte: daß Varnhagen ihn tief begriffen und ihn oft über sich selbst belehrt habe. Wahrlich, nächst dem Gefühle, Goethe selbst zu sein, kenne ich kein schöneres Gefühl, als wenn einem Goethe, der Mann, der auf der Höhe des Zeitalters steht, ein solches Zeugnis gibt. — Außerdem spricht man von dem deutschen Gil-Blas, den Goethe vor vier Wochen herausgegeben. Dieses Buch ist von einem ehemaligen Bedienten geschrieben. Goethe hat es durchgefeilt und mit einer sehr merkwürdigen Vorrede begleitet. Auch hat dieser kräftige Greis, der Ali Pascha unserer Literatur, wieder einen Teil seiner Lebensgeschichte herausgegeben. Diese wird, sobald sie vollständig ist, eins der merkwürdigsten Werke bilden, gleichsam ein großes Zeitepos. Denn diese Selbstbiographie ist auch die Biographie der Zeit. Goethe schildert meistens letztere und wie sie auf ihn eingewirkt, statt daß andre Selbstbiographen, z. B. Rousseau, bloß ihre leidige Subjektivität im Auge hatten.

Ein Teil von Goethes Biographie wird aber erst nach seinem Tode erscheinen, da er alle seine weimarschen Verhältnisse, und besonders die, welche den Großherzog betreffen, darin bespricht. Dieser Nachtrag wird wohl das meiste Aufsehn erregen. Wir werden auch bald Memoiren von Byron erhalten, die aber, wie man sagt, eben so wie seine Dramen, mehr Gemütschilderung als Handlung enthalten sollen. Die Vorrede zu seinen drei neuen Dramen enthält höchst merkwürdige Worte über unsere Zeit und den Revolutionsstoff, den

sie in sich trägt. Man klagt noch sehr über die Gottlosigkeit seiner Gedichte, und der gekrönte Dichter Southey in London nennt Byron und seine Geistesverwandte »die satanische Schule«. Aber Childe-Harold schwingt gewaltig die vergiftete Geißel, womit er den armen Laureaten züchtigt. — Eine andere Selbstbiographie erregt hier viel Interesse. Es sind die »Memoiren von Jakob Casanova de Seingalt«, die Brockhaus in einer deutschen Übersetzung herausgibt. Das französische Original ist noch nicht gedruckt, und es schwebt noch ein Dunkel über die Schicksale des Manuskripts. An seiner Echtheit darf man gar nicht zweifeln. Das Fragment sur Casanova in den Werken des Prinzen Charles de Ligne ist ein glaubwürdiges Zeugnis, und dem Buche selbst sieht man gleich an, daß es nicht fabriziert ist. Meiner Geliebten möchte ich es nicht empfehlen, aber allen meinen Freunden. Italienische Sinnlichkeit haucht uns aus diesem Buche schwül entgegen. Der Held desselben ist ein lebenslustiger, kräftiger Venezianer, der mit allen Hunden gehetzt wird, alle Länder durchschwärmt, mit den ausgezeichnetsten Männern in nahe Berührung kommt, und in noch weit nähere Berührung mit den Frauen. Es ist keine Zeile in diesem Buche, die mit meinen Gefühlen übereinstimmte, aber auch keine Zeile, die ich nicht mit Vergnügen gelesen hätte. Der zweite Teil soll schon heraus sein, aber er ist hier noch nicht zu bekommen, da, wie ich höre, die Zensur bei dem Brockhausischen Verlag seit gestern wieder in Wirksamkeit getreten ist. — Hier sind in diesem Augenblick wenig gute belletristische Schriften erschienen. Fouqué hat einen neuen Roman herausgegeben, betitelt »der Verfolgte«. In der poetisierenden Welt geht es hier wie in der musikalischen. An Dichtern fehlt es nicht, aber an guten Ge-

dichten. Nächsten Herbst haben wir doch einiges Gute zu erwarten. Köchy ⟨kein Berliner⟩, der uns vor kurzem eine sehr gehaltreiche Schrift über die Bühne geliefert hat, wird nächstens einen Band Gedichte herausgeben, und aus den Proben, die mir davon zu Gesicht gekommen, bin ich zu den größten Erwartungen berechtigt. Es lebt in denselben ein reines Gefühl, eine ungewöhnliche Zartheit, eine tiefe Innigkeit, die durch keine Bitterkeit getrübt wird, mit einem Worte, echte Poesie. An wahrhaft dramatischen Talenten ist just jetzt kein Überfluß, und ich erwarte viel von v. Uechtritz ⟨kein Berliner⟩, einem jungen Dichter, der mehrere Dramen geschrieben, die von Kennern erstaunlich gerühmt werden. Es wird nächstens eins derselben »der heilige Chrysostomus« in Druck erscheinen, und ich glaube, daß es Aufsehn erregen wird. Ich habe Stellen daraus gehört, die des größten Meisters würdig sind. — Über Hoffmanns »Meister Floh« versprach ich Ihnen in meinem Vorigen mehreres zu schreiben. Die Untersuchung gegen den Verfasser hat aufgehört. Derselbe kränkelt noch immer. Jenen vielbesprochenen Roman habe ich endlich gelesen. Keine Zeile fand ich darin, die sich auf die demagogischen Umtriebe bezöge. Der Titel des Buches wollte mir anfangs sehr unanständig vorkommen; in Gesellschaft mußten, bei Erwähnung desselben, meine Wangen jungfräulich erröten, und ich lispelte immer: »Hoffmanns Roman, mit Respekt zu sagen.« Aber in Knigges »Umgang mit Menschen« ⟨3r Teil, 9s Kap. über die Art mit Tieren umzugehn, das 10. Kap. handelt vom Umgang mit Schriftstellern⟩ fand ich eine Stelle, die sich auf den Umgang mit Flöhen bezog, und woraus ich ersah, daß letztere nicht so unanständig sind wie »gewisse andre kleine Tiere«, die dieser tiefe Kenner der Menschen und Bestien selbst

nicht nennt. Durch dieses humanistische Zitat ist Hoffmann geschützt. Ich berufe mich auf das Lied von Mephistopheles:

Es war einmal ein König,
Der hatt einen großen Floh.

Der Held des Romans ist aber kein Floh, sondern ein Mensch, Namens Peregrinus Tyß, der in einem träumerischen Zustande lebt, und durch Zufall mit dem Beherrscher der Flöhe zusammentrifft, und höchst ergötzliche Gespräche führt. Dieser, Meister Floh genannt, ist ein gar gescheuter Mann, etwas ängstlich, aber doch sehr kriegerisch, und trägt an den dürren Beinen große goldene Stiefel mit diamantenen Sporen, wie auf dem Umschlage des Buches zu sehen ist. Ihn verfolgt eine gewisse Dörtje Elverdink, die, wie man sagt, die Demagogie repräsentieren sollte. Eine schöne Figur ist der Student Georg Pepusch, der eigentlich die Distel Zeherith ist und einst in Famagusta blühte, und der in die Dörtje Elverdink verliebt ist, die aber eigentlich die Prinzessin Gamaheh, die Tochter des Königs Sekakis, ist. Die Kontraste, die auf solche Weise der indische Mythos mit der Alltäglichkeit bildet, sind in diesem Buche nicht so pikant wie im goldnen Topf und in andern Romanen Hoffmanns, worin derselbe naturphilosophische Theatercoup angewandt ist. Überhaupt ist die Gemütswelt, die Hoffmann so herrlich zu schildern versteht, in diesem Romane höchst nüchtern behandelt. Das erste Kapitel desselben ist göttlich, die übrigen sind unerquicklich. Das Buch hat keine Haltung, keinen großen Mittelpunkt, keinen innern Kitt. Wenn der Buchbinder die Blätter desselben willkürlich durcheinander geschossen hätte, würde man es sicher nicht bemerkt haben. Die große Allegorie, worin am Ende alles zusammenfließt, hat mich nicht befriedigt. Mögen andre sich daran

ergötzt haben, ich glaube, daß ein Roman keine Allegorie sein soll. — Die Strenge und Bitterkeit, womit ich über diesen Roman spreche, rührt eben daher, weil ich Hoffmanns frühere Werke so sehr schätze und liebe. Sie gehören zu den merkwürdigsten, die unsere Zeit hervorgebracht. Alle tragen sie das Gepräge des Außerordentlichen. Jeden müssen die Phantasiestücke ergötzen. In den Elixiren des Teufels liegt das Furchtbarste und Entsetzlichste, das der Geist erdenken kann. Wie schwach ist dagegen »the monk« von Lewis, der dasselbe Thema behandelt. In Göttingen soll ein Student durch diesen Roman toll geworden sein. In den Nachtstücken ist das Gräßlichste und Grausenvollste überboten. Der Teufel kann so teuflisches Zeug nicht schreiben. Die kleinen Novellen, die meistens unter dem Titel Serapionsbrüder gesammelt sind, und wozu auch Klein Zaches zu rechnen ist, sind nicht so grell, zuweilen sogar lieblich und heiter. Der Theaterdirektor ist ein ziemlich mittelmäßiger Schelm. In dem Elementargeist ist Wasser das Element, und Geist ist gar keiner drin. Aber Prinzessin Brambilla ist eine gar köstliche Schöne, und wem diese durch ihre Wunderlichkeit nicht den Kopf schwindligt macht, der hat gar keinen Kopf. Hoffmann ist ganz original. Die, welche ihn Nachahmer von Jean Paul nennen, verstehen weder den einen noch den andern. Beider Dichtungen haben einen entgegengesetzten Charakter. Ein Jean-Paulscher Roman fängt höchst barock und burleske an, und geht so fort, und plötzlich, ehe man sich dessen versieht, taucht hervor eine schöne, reine Gemütswelt, eine mondbeleuchtete, rötlich blühende Palmeninsel, die, mit all ihrer stillen, duftenden Herrlichkeit, schnell wieder versinkt in die häßlichen, schneidend kreischenden Wogen eines exzentrischen Humors. Der Vorgrund von Hoffmanns Ro-

manen ist gewöhnlich heiter, blühend, oft weichlich rührend, wunderlich-geheimnisvolle Wesen tänzeln vorüber, fromme Gestalten schreiten auf und ab, launige Männlein grüßen freundlich und unerwartet, aus all diesem ergötzlichen Treiben grinzt hervor eine häßlich-verzerrte Alteweiberfratze, die, mit unheimlicher Hastigkeit, ihre allerfatalsten Gesichter schneidet und verschwindet, und wieder freies Spiel läßt den verscheuchten muntern Figürchen, die wieder ihre drolligsten Sprünge machen, aber das in unsere Seele getretene katzenjammerhafte Gefühl nicht fortgaukeln können. — Über die Romane anderer hiesiger Schriftsteller will ich in meinen nächsten Briefen sprechen. Alle tragen denselben Charakter. Es ist der Charakter der deutschen Romane überhaupt. Dieser läßt sich am besten auffassen, wenn man sie vergleicht mit den Romanen anderer Nationen, z. B. der Franzosen, der Engländer usw. Da sieht man, wie die äußere Stellung der Schriftsteller den Romanen einer Nation einen eignen Charakter verleiht. Der englische Schriftsteller reiset, mit einer Lords- oder Apostelequipage, schon durch Honorar bereichert oder noch arm, gleichviel er reiset, stumm und verschlossen beobachtet er die Sitten, die Leidenschaften, das Treiben der Menschen, und in seinen Romanen spiegelt sich ab die wirkliche Welt und das wirkliche Leben, oft heiter, ⟨Goldsmith⟩, oft finster ⟨Smollet⟩, aber immer wahr und treu ⟨Fielding⟩. Der französische Schriftsteller lebt beständig in der Gesellschaft, und zwar in der großen, mag er auch noch so dürftig und titellos sein. Fürsten und Fürstinnen kajolieren den Notenabschreiber Jean Jacques, und im pariser Salon heißt der Minister Monsieur und die Herzogin Madame. Daher lebt in den Romanen der Franzosen jener leichte Gesellschaftston, jene Beweg-

lichkeit und Feinheit und Urbanität, die man nur im Umgang mit Menschen erlangt, und daher jene Familienähnlichkeit der französischen Romane, deren Sprache immer dieselbe scheint, eben weil sie die gesellschaftliche ist. Aber der arme deutsche Schriftsteller, der, weil er meistens schlecht honoriert wird, oder selten Privatvermögen besitzt, kein Geld zum Reisen hat, der wenigstens spät reist, wenn er sich schon in eine Manier hineingeschrieben, der selten einen Stand oder einen Titel hat, der ihm die Gnadenpforten der vornehmen Gesellschaft, die bei uns nicht immer die feine ist, erschleußt, ja der nicht selten einen schwarzen Rock entbehrt, um die Gesellschaft der Mittelklasse zu frequentieren, der arme Deutsche verschließt sich in seiner einsamen Dachstube, faselt eine Welt zusammen, und in einer aus ihm selbst wunderlich hervorgegangenen Sprache schreibt er Romane, worin Gestalten und Dinge leben, die herrlich, göttlich, höchstpoetisch sind, aber nirgends existieren. Diesen phantastischen Charakter tragen alle unsre Romane, die guten und die schlechten, von der frühesten Spieß-, Cramer- und Vulpius-Zeit bis Arnim, Fouqué, Horn, Hoffmann usw., und dieser Romancharakter hat viel eingewirkt auf den Volkscharakter, und wir Deutschen sind unter allen Nationen am meisten empfänglich für Mystik, geheime Gesellschaften, Naturphilosophie, Geisterkunde, Liebe, Unsinn und — Poesie!

# Über Polen

## 1

Seit einigen Monaten habe ich den preußischen Teil Polens die Kreuz und die Quer durchstreift, in dem russischen Teil bin ich nicht weit gekommen, nach dem österreichischen gar nicht. Von den Menschen hab ich sehr viele, und aus allen Teilen Polens, kennen gelernt. Diese waren freilich meistens nur Edelleute, und zwar die vornehmsten. Aber wenn auch mein Leib sich bloß in den Kreisen der höheren Gesellschaft, in dem Schloßbann der polnischen Großen, bewegte, so schweifte der Geist doch oft auch in den Hütten des niedern Volks. Hier haben Sie den Standpunkt für die Würdigung meines Urteils über Polen.

Vom Äußeren des Landes wüßte ich Ihnen nicht viel Reizendes mit zu teilen. Hier sind nirgends pikante Felsengruppen, romantische Wasserfälle, Nachtigallen-Gehölze usw., hier gibt es nur weite Flächen von Ackerland, das meistens gut ist, und dicke, mürrische Fichtenwälder. Polen lebt nur von Ackerbau und Viehzucht, von Fabriken und Industrie gibt es hier fast keine Spur. Den traurigsten Anblick geben die polnischen Dörfer: niedere Ställe von Lehm, mit dünnen Latten oder Binsen bedeckt. In diesen lebt der polnische Bauer mit seinem Vieh und seiner übrigen Familie, erfreut sich seines Daseins und denkt an nichts weniger, als an die — ästhetischen Pustkuchen. Leugnen läßt es sich indessen nicht, daß der polnische Bauer oft mehr Verstand und Gefühl hat, als der deutsche Bauer in manchen Ländern. Nicht selten fand ich bei dem geringsten Polen jenen originellen Witz ‹nicht Gemütswitz, Humor›, der bei jedem Anlaß mit wunderlichem Farbenspiel hervor sprudelt, und jenen schwärmerisch-

sentimentalen Zug, jenes brillante Aufleuchten eines ossianschen Naturgefühls, dessen plötzliches Hervorbrechen bei leidenschaftlichen Anlässen eben so unwillkürlich ist, wie das Insgesichtsteigen des Blutes. Der polnische Bauer trägt noch seine Nationaltracht: eine Jacke ohne Ärmel, die bis zur Mitte der Schenkel reicht, darüber einen Oberrock mit hellen Schnüren besetzt. Letzterer, gewöhnlich von hellblauer oder grüner Farbe, ist das grobe Original jener feinen Polen-Röcke unserer Elegants. Den Kopf bedeckt ein kleines rundes Hütchen, weißgerändert, oben wie ein abgekappter Kegel spitz zulaufend, und vorn mit bunten Bandschleifen oder mit einigen Pfauenfedern geschmückt. In diesem Kostüm sieht man den polnischen Bauer des Sonntags nach der Stadt wandern, um dort ein dreifaches Geschäft zu verrichten: erstens, sich rasieren zu lassen, zweitens, die Messe zu hören, und drittens, sich voll zu saufen. Den, durch das dritte Geschäft gewiß Seliggewordenen sieht man des Sonntags, alle Viere ausgestreckt, in einer Straßengosse liegen, sinneberaubt und umgeben von einem Haufen Freunde, die, in wehmütiger Gruppierung, die Betrachtung zu machen scheinen: daß der Mensch hienieden so wenig vertragen kann! Was ist der Mensch, wenn — drei Kannen Schnaps ihn zu Boden werfen! Aber die Polen haben es doch im Trinken übermenschlich weit gebracht. — Der Bauer ist von gutem Körperbau, starkstämmig, soldatischen Ansehens, und hat gewöhnlich blondes Haar, die meisten lassen dasselbe lang herunter wallen. Dadurch haben so viele Bauern die Plica polonica ⟨Weichselzopf⟩, eine sehr anmutige Krankheit, womit auch wir hoffentlich einst gesegnet werden, wenn das Lange-Haartum in den deutschen Gauen allgemeiner wird. Die Unterwürfigkeit des polnischen Bauers gegen

den Edelmann ist empörend. Er beugt sich mit dem Kopf fast bis zu den Füßen des gnädigen Herrn, und spricht die Formel: »Ich küsse die Füße.« Wer den Gehorsam personifiziert haben will, sehe einen polnischen Bauer vor seinem Edelmann stehen, es fehlt nur der wedelnde Hundeschweif. Bei einem solchen Anblick denke ich unwillkürlich: Und Gott erschuf den Menschen nach seinem Ebenbilde! — und es ergreift mich ein unendlicher Schmerz, wenn ich einen Menschen vor einem andern so tief erniedrigt sehe. Nur vor dem Könige soll man sich beugen, bis auf dieses letztere Glaubensgesetz bekenne ich mich ganz zum nordamerikanischen Katechismus. Ich leugne es nicht, daß ich die Bäume der Flur mehr liebe als Stammbäume, daß ich das Menschenrecht mehr achte als das kanonische Recht, und daß ich die Gebote der Vernunft höher schätze als die Abstraktionen kurzsichtiger Historiker, wenn Sie mich aber fragen: ob der polnische Bauer wirklich unglücklich ist, und ob seine Lage besser wird, wenn jetzt aus den gedrückten Hörigen lauter freie Eigentümer gemacht werden? so müßte ich lügen, sollte ich diese Frage unbedingt bejahen. Wenn man den Begriff von Glücklichsein in seiner Relativität auffaßt, und sich wohl merkt, daß es kein Unglück ist, wenn man von Jugend auf gewöhnt ist, den ganzen Tag zu arbeiten und Lebensbequemlichkeiten zu entbehren, die man gar nicht kennt, so muß man gestehen, daß der polnische Bauer im eigentlichen Sinne nicht unglücklich ist: um so mehr, da er gar nichts hat, und folglich in der großen Sorglosigkeit, die ja von vielen als das höchste Glück geschildert wird, sein Leben dahin lebt. Aber es ist keine Ironie, wenn ich sage, daß, im Fall man jetzt die polnischen Bauern plötzlich zu selbstständigen Eigentümern machte, sie sich gewiß bald in der unbehaglich-

sten Lage von der Welt befinden und manche gewiß dadurch in größeres Elend geraten würden. Bei seiner jetzt zur zweiten Natur gewordenen Sorglosigkeit würde der Bauer sein Eigentum schlecht verwalten, und träfe ihn ein Unglück, wär er ganz und gar verloren. Wenn jetzt ein Mißwachs ist, so muß der Edelmann dem Bauer von seinem eigenen Getreide schicken, es wäre ja auch sein eigener Verlust, wenn der Bauer verhungerte oder nicht säen könnte. Er muß ihm aus demselben Grunde ein neues Stück Vieh schicken, wenn der Ochs oder die Kuh des Bauers krepiert ist. Er gibt ihm Holz im Winter, er schickt ihm Ärzte, Arzneien, wenn er oder einer von der Familie krank ist, kurz, der Edelmann ist der beständige Vormund desselben. Ich habe mich überzeugt, daß diese Vormundschaft von den meisten Edelleuten sehr gewissenhaft und liebreich ausgeübt wird und überhaupt gefunden, daß die Edelleute ihre Bauern milde und gütig behandeln, wenigstens sind die Reste der alten Strenge selten. Viele Edelleute wünschen sogar die Selbstständigkeit der Bauern — der größte Mensch, den Polen hervor gebracht hat, und dessen Andenken noch in allen Herzen lebt, Thaddäus Kosciuszko, war eifriger Beförderer der Bauern-Emanzipation und die Grundsätze eines Lieblings dringen unbemerkt in alle Gemüter. Außerdem ist der Einfluß französischer Lehren, die in Polen leichter als irgendwo Eingang finden, von unberechenbarer Wirkung für den Zustand der Bauern. Sie sehen, daß es mit letzteren nicht mehr so schlimm steht, und daß ein allmähliges Selbstständigwerden derselben wohl zu hoffen ist. Auch die preußische Regierung scheint dies durch zweckmäßige Einrichtungen nach und nach zu erzielen. Möge diese begütigende Allmähligkeit gedeihen, sie ist gewisser, zeitlich nützlicher, als die zerstörungssüchtige

Plötzlichkeit. Aber auch das Plötzliche ist zuweilen gut, wie sehr man dagegen eifere. — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Zwischen dem Bauer und dem Edelmann stehen in Polen die Juden. Diese betragen fast mehr als den vierten Teil der Bevölkerung, treiben alle Gewerbe, und können füglich der dritte Stand Polens genannt werden. Unsere Statistik-Kompendienmacher, die an alles den deutschen, wenigstens den französischen Maßstab legen, schreiben also mit Unrecht: daß Polen keinen tiers état habe, weil dort dieser Stand von den übrigen schroffer abgesondert ist, weil seine Glieder am Mißverständnisse des alten Testaments — Gefallen finden — — — und weil dieselben vom Ideal gemütlicher Bürgerlichkeit, wie dasselbe in einem nürnberger Frauen-Taschenbuche, unter dem Bilde reichsstädtischer Philisträsität, so niedlich und sonntäglich schmuck dargestellt wird, äußerlich noch sehr entfernt sind. Sie sehen also, daß die Juden in Polen durch Zahl und Stellung von größerer staatswirtschaftlicher Wichtigkeit sind, als bei uns in Deutschland, und daß, um Gediegenes über dieselben zu sagen, etwas mehr dazu gehört, als die großartige Leihhaus-Anschauung gefühlvoller Romanenschreiber des Nordens, oder der naturphilosophische Tiefsinn geistreicher Ladendiener des Südens. Man sagte mir, daß die Juden des Großherzogtums auf einer niedrigeren Humanitätsstufe ständen, als ihre östlicheren Glaubensgenossen, ich will daher nichts Bestimmtes von polnischen Juden überhaupt sprechen, und verweise Sie lieber auf David Friedländer: »Über die Verbesserung der Israeliten ⟨Juden⟩ im Königreich Polen, Berlin 1819.« Seit dem Erscheinen dieses Buches, das, bis auf eine zu ungerechte Verkennung der Verdienste und der sittlichen Bedeutung der Rabbinen, mit einer seltenen Wahr-

heit- und Menschenliebe geschrieben ist, hat sich der Zustand der polnischen Juden wahrscheinlich nicht gar besonders verändert. Im Großherzogtum sollen sie einst, wie noch im übrigen Polen, alle Handwerke ausschließlich getrieben haben, jetzt aber sieht man viele christliche Handwerker aus Deutschland einwandern, und auch die polnischen Bauern scheinen an Handwerken und andern Gewerben mehr Geschmack zu finden. Seltsam aber ist es, daß der gemeine Pole gewöhnlich Schuster oder Bierbrauer und Branntweinbrenner wird. In der Wallischei, einer Vorstadt Posens, fand ich das zweite Haus immer mit einem Schuhmacherschilde verziert, und ich dachte an die Stadt Bradford in Shakespears »Flurschütz von Wakefield«. Im preußischen Polen erlangen die Juden kein Staatsamt, die sich nicht taufen lassen, im russischen Polen werden auch die Juden zu allen Staatsämtern zugelassen, weil man es dort für zweckmäßig hält. Übrigens ist der Arsenik in den dortigen Bergwerken auch noch nicht zu einer überfrommen Philosophie sublimiert, und die Wölfe in den altpolnischen Wäldern sind noch nicht darauf abgerichtet, mit historischen Zitaten zu heulen.

Es wäre zu wünschen, daß unsere Regierung, durch zweckmäßige Mittel, den Juden des Großherzogtums mehr Liebe zum Ackerbau ein zu flößen suchte, denn jüdische Ackerbauer soll es hier nur sehr wenige geben. Im russischen Polen sind sie häufig. Die Abneigung gegen den Pflug soll bei den polnischen Juden daher entstanden sein, weil sie ehemals den leibeigenen Bauer in einem äußerlich so sehr traurigen Zustande sahen. Hebt sich jetzt der Bauernstand aus seiner Erniedrigung, so werden auch die Juden zum Pflug greifen. — Bis auf wenige Ausnahmen sind alle Wirtshäuser Polens in den Händen der Juden und ihre vielen Brannt-

wein-Brennereien werden dem Lande sehr schädlich, indem die Bauern dadurch zur Völlerei angereizt werden. Aber ich habe ja schon oben gezeigt, wie das Branntweintrinken zur Seligmachung der Bauern gehört. — Jeder Edelmann hat einen Juden im Dorf oder in der Stadt, den er Faktor nennt, und der alle seine Kommissionen, Ein- und Verkäufe, Erkundigungen usw. ausführt. Eine originelle Einrichtung, welche ganz die Bequemlichkeitsliebe der polnischen Edelleute zeigt. Das Äußere des polnischen Juden ist schrecklich. Mich überläuft ein Schauder, wenn ich daran denke, wie ich hinter Meseritz zuerst ein polnisches Dorf sah, meistens von Juden bewohnt. Das W—cksche Wochenblatt, auch zu physischem Brei gekocht, hätte mich nicht so brechpulverisch anwidern können, als der Anblick jener zerlumpten Schmutzgestalten, und die hochherzige Rede eines für Turnplatz und Vaterland begeisterten Tertianers hätte nicht so zerreißend meine Ohren martern können, als der polnische Judenjargon. Dennoch wurde der Ekel bald verdrängt von Mitleid, nachdem ich den Zustand dieser Menschen näher betrachtete, und die schweinestallartigen Löcher sah, worin sie wohnen, mauscheln, beten, schachern und — elend sind. Ihre Sprache ist ein mit Hebräisch durchwirktes, und mit Polnisch façonniertes Deutsch. Sie sind in sehr frühen Zeiten wegen Religionsverfolgung aus Deutschland nach Polen eingewandert, denn die Polen haben sich in solchen Fällen immer durch Toleranz ausgezeichnet. Als Frömmlinge einem polnischen Könige rieten, die polnischen Protestanten zum Katholizismus zurück zu zwingen, antwortete derselbe: »Sum rex populorum sed non conscientiarum!« — Die Juden brachten zuerst Gewerbe und Handel nach Polen und wurden unter Kasimir dem Großen mit bedeutenden Privilegien begün-

stigt. Sie scheinen dem Adel weit näher gestanden zu haben als den Bauern, denn nach einem alten Gesetze wurde der Jude durch seinen Übertritt zum Christentum eo ipso in den Adelstand erhoben. Ich weiß nicht, ob und warum dieses Gesetz untergegangen und was etwa mit Bestimmtheit im Werte gesunken ist. — In jenen frühern Zeiten standen indessen die Juden in Kultur und Geistesausbildung gewiß weit über dem Edelmann, der nur das rauhe Kriegshandwerk trieb, und noch den französischen Firnis entbehrte. Jene aber beschäftigten sich wenigstens immer mit ihren hebräischen Wissenschaft- und Religionsbüchern, um derentwillen eben sie Vaterland und Lebensbehaglichkeit verlassen. Aber sie sind offenbar mit der europäischen Kultur nicht fortgeschritten und ihre Geisteswelt versumpfte zu einem unerquicklichen Aberglauben, den eine spitzfindige Scholastik in tausenderlei wunderliche Formen hinein quetscht. Dennoch, trotz der barbarischen Pelzmütze, die seinen Kopf bedeckt, und der noch barbarischeren Ideen, die denselben füllen, schätze ich den polnischen Juden weit höher als so manchen deutschen Juden, der seinen Bolivar auf dem Kopf, und seinen Jean Paul im Kopfe trägt. In der schroffen Abgeschlossenheit wurde der Charakter des polnischen Juden ein Ganzes, durch das Einatmen toleranter Luft bekam dieser Charakter den Stempel der Freiheit. Der innere Mensch wurde kein quodlibetartiges Kompositum heterogener Gefühle und verkümmerte nicht durch die Einzwängung frankfurter Judengaßmauern, hochweiser Stadtverordnungen und liebreicher Gesetzbeschränkungen. Der polnische Jude mit seinem schmutzigen Pelze, mit seinem bevölkerten Barte und Knoblauchgeruch und Gemauschel, ist mir noch immer lieber als mancher in all seiner staatspapiernen Herrlichkeit.

Wie ich bereits oben bemerkt, dürfen Sie in diesem Briefe keine Schilderungen reizender Naturszenen, herrlicher Kunstwerke usw. erwarten; nur die Menschen, und zwar besonders die nobelste Sorte, die Edelleute, verdienen hier in Polen die Aufmerksamkeit des Reisenden. Und wahrlich, ich sollte denken, wenn man einen kräftigen, echten polnischen Edelmann, oder eine schöne edle Polin in ihrem wahren Glanze sieht, so könnte dieses die Seele eben so erfreuen, wie etwa der Anblick einer romantischen Felsenburg, oder einer marmornen Medizäerin. Ich lieferte Ihnen sehr gerne eine Charakterschilderung der polnischen Edelleute, und das gäbe eine sehr kostbare Mosaikarbeit von den Adjektiven: gastfrei, stolz, mutig, geschmeidig, falsch ⟨dieses gelbe Steinchen darf nicht fehlen⟩ reizbar, enthusiastisch, spielsüchtig, lebenslustig, edelmütig und übermütig. Aber ich selbst habe zu oft geeifert gegen unsre Broschürenskribler, die, wenn sie einen pariser Tanzmeister hüpfen sehen, aus dem Stegreif die Charakteristik eines Volkes schreiben, — — — — — — — — — — und die, wenn sie einen dicken liverpooler Baumwollnhändler jähnen sahen, auf der Stelle eine Beurteilung jenes Volkes liefern, — — — — — — — — Diese allgemeinen Charaktristiken sind die Quelle aller Übel. Es gehört mehr als ein Menschenalter dazu, um den Charakter eines einzigen Menschen zu begreifen: und aus Millionen einzelnen Menschen besteht eine Nation. Nur wenn wir die Geschichte eines Menschen, die Geschichte seiner Erziehung und seines Lebens, betrachten, wird es uns möglich, einzelne Hauptzüge seines Charakters aufzufassen. — Bei Menschenklassen, deren einzelne Glieder durch Erziehung und Leben eine gleiche Richtung gewinnen, müssen sich indessen einige hervortretende Charakterzüge bemerken lassen; dies ist bei den pol-

nischen Edelleuten der Fall, und nur von diesem Standpunkte aus läßt sich etwas Allgemeines über ihren Charakter ausmitteln. Die Erziehung selbst wird überall und immer bedingt durch das Lokale, und durch das Temporale, durch den Boden und durch die politische Geschichte. In Polen ist ersteres weit mehr der Fall als irgendwo. Polen liegt zwischen Rußland und — Frankreich. Das noch vor Frankreich liegende Deutschland will ich nicht rechnen, da ein großer Teil der Polen es ungerechterweise wie einen breiten Sumpf ansah, den man schnell überspringen müsse, um nach dem gebenedeiten Lande zu gelangen, wo die Sitten und die Pomaden am feinsten fabriziert werden. Den heterogensten Einflüssen war Polen dadurch ausgesetzt. Eindringende Barbarei von Osten, durch die feindlichen Berührungen mit Rußland, eindringende Überkultur von Westen, durch die freundschaftlichen Berührungen mit Frankreich: daher jene seltsamen Mischungen von Kultur und Barbarei im Charakter und im häuslichen Leben der Polen. Ich sage just nicht, daß alle Barbarei von Osten eingedrungen, ein sehr beträchtlicher Teil mag im Lande selbst vorrätig gewesen sein, aber in der neuern Zeit war dieses Eindrängen sehr sichtbar. Einen Haupteinfluß übt das Landleben auf den Charakter der polnischen Edelleute. Nur wenige derselben werden in den Städten erzogen, die meisten Knaben bleiben auf den Landgütern ihrer Angehörigen, bis sie erwachsen sind, und durch die nicht gar zu großen Bemühungen eines Hofmeisters, oder durch einen nicht gar zu langen Schulbesuch, oder durch das bloße Walten der lieben Natur, in den Stand gesetzt sind, Kriegsdienste zu nehmen, oder eine Universität zu beziehen, oder von der bärenleckenden Lutetia die Weihe der höchsten Ausbildung zu empfangen. Da nicht allen hierzu dieselben

Mittel zu Gebot stehen, so ist es einleuchtend daß man einen Unterschied machen muß zwischen armen Edelleuten, reichen Edelleuten und Magnaten. Erstere leben oft höchst jämmerlich, fast wie der Bauer, und machen keine besonderen Ansprüche an Kultur. Bei den reichen Edelleuten und den Magnaten ist die Unterscheidung nicht schroff, dem Fremden ist sie sogar sehr wenig bemerkbar. An und für sich selbst ist die Würde eines polnischen Edelmanns ‹civis polonus› bei dem ärmsten wie bei dem reichsten von demselben Umfange und demselben innern Werte. Aber an die Namen gewisser Familien, die sich immer durch großen Güterbesitz und durch Verdienste um den Staat ausgezeichnet, hat sich die Idee einer höhern Würde geknüpft, und man bezeichnet sie gemeiniglich mit dem Namen Magnaten. Die Czartoryskis, die Radziwills, die Zamoyskis, die Sapiehas, die Poniatowskis, die Potockis usw. werden zwar eben so gut als bloße polnische Edelleute betrachtet, wie mancher arme Edelmann, der vielleicht hinterm Pflug geht, dennoch sind sie der höhere Adel de facto, wenn auch nicht de nomine. Ihr Ansehen ist sogar fester begründet als das von unserm hohen Adel, weil sie selbst sich ihre Würde gegeben, und weil nicht bloß manches geschnürte alte Fräulein, sondern das ganze Volk ihren Stammbaum im Kopfe trägt. Die Benennung Starost findet man jetzt selten, und sie ist ein bloßer Titel geworden. Der Name Graf ist ebenfalls bei den Polen ein bloßer Titel, und es sind nur von Preußen und Österreich einige derselben verteilt. Von Adelstolz gegen Bürgerliche wissen die Polen nichts und er kann sich nur in Ländern bilden, wo ein mächtiger, und mit Ansprüchen hervortretender Bürgerstand sich erhebt. Erst dann, wenn der polnische Bauer Güter kaufen wird, und der polnische Jude sich nicht mehr dem

Edelmann zuvorkommend erzeigt, möchte sich bei diesem der Adelstolz regen, der also das Emporkommen des Landes beweisen würde. Weil hier die Juden höher als die Bauern gestellt sind, müssen sie zuerst mit diesem Adelstolze kollidieren, aber die Sache wird gewiß alsdann einen religiöseren Namen annehmen.

Dieses hier nur flüchtig angedeutete Wesen des polnischen Adels hat, wie man sich denken kann, am meisten beigetragen zu der höchst wunderlichen Gestaltung von Polens politischer Geschichte, und die Einflüsse dieser letztern auf die Erziehung der Polen, und also auf ihren Nationalcharakter, waren fast noch wichtiger als die oben erwähnten Einflüsse des Bodens. Durch die Idee der Gleichheit entwickelte sich bei den polnischen Edelleuten jener Nationalstolz, der uns oft so sehr überrascht durch seine Herrlichkeit, der uns oft auch so sehr ärgert durch seine Geringschätzung des Deutschen, und der so sehr kontrastiert mit eingeknuteter Bescheidenheit. Durch eben jene Gleichheit entwickelte sich der bekannte großartige Ehrgeiz, der den Geringsten wie den Höchsten beseelte, und der oft nach dem Gipfel der Macht strebte: da Polen meistens ein Wahlreich war. Herrschen hieß die süße Frucht, nach der es jedem Polen gelüstete. Nicht durch Geisteswaffen wollte der Pole sie erbeuten, diese führen nur langsam zum Ziele, ein kühner Schwerthieb sollte die süße Frucht zum raschen Genuß herunterhauen. Daher aber bei den Polen die Vorliebe für den Militärstand, wozu ihr heftiger und streitlustiger Charakter sie hinzog, daher bei den Polen gute Soldaten und Generale, aber gar wenige seidene Staatsmänner, noch viel weniger zu Ansehen gestiegene Gelehrte. Die Vaterlandsliebe ist bei den Polen das große Gefühl, worin alle anderen Gefühle, wie der Strom in das Weltmeer zusammenfließen, und

dennoch trägt dieses Vaterland kein sonderlich reizendes Äußere. Ein Franzose, der diese Liebe nicht begreifen konnte, betrachtete eine trübselige polnische Sumpfgegend, stampfte ein Stück aus dem Boden, und sprach pfiffig und kopfschüttelnd: »Und das nennen die Kerls ein Vaterland!« Aber nicht aus dem Boden selbst, nur aus dem Kampfe um Selbstständigkeit, aus historischen Erinnerungen und aus dem Unglück ist bei den Polen diese Vaterlandsliebe entsprossen. Sie flammt jetzt noch immer so glühend wie in den Tagen Kosciuszkos: vielleicht noch glühender. Fast bis zur Lächerlichkeit ehren jetzt die Polen alles, was vaterländisch ist. Wie ein Sterbender, der sich in krampfhafter Angst gegen den Tod sträubt, so empört und sträubt sich ihr Gemüt gegen die Idee der Vernichtung ihrer Nationalität. Dieses Todeszucken des polnischen Volkskörpers ist ein entsetzlicher Anblick! Aber alle Völker Europas und der ganzen Erde werden diesen Todeskampf überstehen müssen, damit aus dem Tode das Leben, aus der heidnischen Nationalität die christliche Fraternität hervorgehe. Ich meine hier nicht alles Aufgeben schöner Besonderheiten, worin sich die Liebe am liebsten abspiegelt, sondern jene von uns Deutschen am meisten erstrebte und von unsern edelsten Volkssprechern, Lessing, Herder, Schiller usw. am schönsten ausgesprochene allgemeine Menschenverbrüderung, das Urchristentum. Von diesem sind die polnischen Edelleute, eben so gut wie wir, noch sehr entfernt. Ein großer Teil lebt noch in den Formen des Katholizismus, ohne leider den großen Geist dieser Formen und ihren jetzigen Übergang zum Weltgeschichtlichen zu ahnen; ein größerer Teil bekennt sich zur französischen Philosophie. Ich will hier diese gewiß nicht verunglimpfen: es gibt Stunden wo ich sie verehre, und sehr verehre; ich selbst bin gewissermaßen

ein Kind derselben. Aber ich glaube doch, es fehlt ihr die Hauptsache — die Liebe. Wo dieser Stern nicht leuchtet, da ist es Nacht, und wenn auch alle Lichter der Enzyklopädie ihr Brillantfeuer umhersprühen. — Wenn Vaterland das erste Wort des Polen ist, so ist Freiheit das zweite. Ein schönes Wort! Nächst der Liebe gewiß das schönste. Aber es ist auch nächst der Liebe das Wort, das am meisten mißverstanden wird, und ganz entgegengesetzten Dingen zur Bezeichnung dienen muß. Hier ist das der Fall. Die Freiheit der meisten Polen ist nicht die göttliche, die washingtonsche, nur ein geringer Teil, nur Männer wie Kosciuszko haben letztere begriffen und zu verbreiten gesucht. Viele zwar sprechen enthusiastisch von dieser Freiheit, aber sie machen keine Anstalt ihre Bauern zu emanzipieren. Das Wort Freiheit, das so schön und volltönend in der polnischen Geschichte durchklingt, war nur der Wahlspruch des Adels, der dem Könige so viel Rechte als möglich abzuzwängen suchte, um seine eigne Macht zu vergrößern, und auf solche Weise die Anarchie hervorzurufen. C'était tout comme chez nous, wo ebenfalls deutsche Freiheit einst nichts anders hieß, als den Kaiser zum Bettler machen, damit der Adel desto reichlicher schlemmen und desto willkürlicher herrschen konnte, und ein Reich mußte untergehen, dessen Vogt auf seinem Stuhle festgebunden war, und endlich nur ein Holzschwert in der Hand trug. In der Tat, die polnische Geschichte ist die Miniaturgeschichte Deutschlands, nur daß in Polen die Großen sich vom Reichsoberhaupte nicht so ganz losgerissen und selbstständig gemacht hatten, wie bei uns, und daß durch die deutsche Bedächtigkeit doch immer einige Ordnung in die Anarchie hineingelangsamt wurde. Hätte Luther, der Mann Gottes und Katharinas, vor einem krakauer Reichstage gestan-

den, so hätte man ihn sicher nicht so ruhig, wie in Augsburg, aussprechen lassen. Jener Grundsatz von der stürmischen Freiheit, die besser sein mag, als ruhige Knechtschaft, hat dennoch, trotz seiner Herrlichkeit, die Polen ins Verderben gestürzt. Aber es ist auch erstaunlich, wenn man sieht, welche Macht schon das bloße Wort Freiheit auf ihre Gemüter ausübt, sie glühen und flammen, wenn sie hören, daß irgend für die Freiheit gestritten wird, ihre Augen schauen leuchtend nach Griechenland und Südamerika. In Polen selbst aber wird, wie ich oben schon gesagt, unter Niederdrückung der Freiheit bloß die Beschränkung der Adelsrechte verstanden, oder gar die allmählige Ausgleichung der Stände. Wir wissen das besser, die Freiheiten müssen untergehn, wo die allgemeine gesetzliche Freiheit gedeihen soll.

Jetzt aber knien Sie nieder, oder wenigstens ziehen Sie den Hut ab — ich spreche von Polens Weibern. Mein Geist schweift an den Ufern des Ganges, und sucht die zartesten und lieblichsten Blumen, um sie damit zu vergleichen. Aber was sind gegen diese Holden alle Reize der Mallika, der Kuwalaja, der Oschadhi, der Nagakesarblüten, der heiligen Lotosblumen, und wie sie alle heißen mögen — Kamalata, Pedma, Kamala, Tamala, Çirischa usw.!! Hätte ich den Pinsel Raphaels, die Melodien Mozarts und die Sprache Calderons, so gelänge es mir vielleicht, Ihnen ein Gefühl in die Brust zu zaubern, das Sie empfinden würden, wenn eine wahre Polin, eine Weichsel-Aphrodite, vor Ihren hochbegnadigten Augen leibhaftig erschiene. Aber was sind raphaelsche Farbenkleckse gegen diese Altarbilder der Schönheit, die der lebendige Gott in seinen heitersten Stunden fröhlich hingezeichnet! Was sind mozartsche Klimpereien gegen die Worte, die gefüllten Bonbons für die

Seele, die aus den Rosenlippen dieser Süßen hervorquellen! Was sind alle calderonischen Sterne der Erde und Blumen des Himmels gegen diese Holden, die ich ebenfalls, auf gut calderonisch, Engel der Erde benamse, weil ich die Engel selbst Polinnen des Himmels nenne! Ja, mein Lieber, wer in ihre Gazellen-Augen blickt, glaubt an den Himmel, und wenn er der eifrigste Anhänger des Baron Holbach war, — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — Wenn ich über den Charakter der Polinnen sprechen soll, so bemerke ich bloß: sie sind Weiber. Wer will sich anheischig machen, den Charakter dieser letztern zu zeichnen!

Ein sehr werter Weltweiser, der zehn Oktavbände »weibliche Charaktere« geschrieben, hat endlich seine eigne Frau in militärischen Umarmungen gefunden. Ich will hier nicht sagen, die Weiber hätten gar keinen Charakter. Bei Leibe nicht! Sie haben vielmehr jeden Tag einen andern. Diesen immerwährenden Wechsel des Charakters will ich ebenfalls durchaus nicht tadeln. Es ist sogar ein Vorzug. Ein Charakter entsteht durch ein System stereotyper Grundsätze. Sind letztere irrig, so wird das ganze Leben desjenigen Menschen, der sie systematisch in seinem Geiste aufgestellt, nur ein großer, langer Irrtum sein. Wir loben das, und nennen es »Charakter haben« wenn ein Mensch nach festen Grundsätzen handelt, und bedenken nicht, daß in einem solchen Menschen die Willensfreiheit untergegangen, daß sein Geist nicht fortschreitet, und daß er selbst ein blinder Knecht seiner verjährten Gedanken ist. Wir nennen das auch Konsequenz, wenn jemand dabei bleibt, was er ein für allemal in sich aufgestellt und ausgesprochen hat, und wir sind oft tolerant genug, Narren zu bewundern und Bösewichter zu entschuldigen, wenn sich nur von ihnen sagen läßt: daß

sie konsequent gehandelt. Diese moralische Selbstunterjochung findet sich aber fast nur bei Männern, im Geiste der Frauen bleibt immer lebendig und in lebendiger Bewegung das Element der Freiheit. Jeden Tag wechseln sie ihre Weltansichten, meistens ohne sich dessen bewußt zu sein. Sie stehen des Morgens auf wie unbefangene Kinder, bauen des Mittags ein Gedankensystem, das, wie ein Kartenhaus des Abends wieder zusammen fällt. Haben sie heute schlechte Grundsätze, so wette ich darauf, haben sie morgen die allerbesten. Sie wechseln ihre Meinungen so oft wie ihre Kleider. Wenn in ihrem Geiste just kein herrschender Gedanke steht, so zeigt sich das Allererfreulichste, das Interregnum des Gemüts. Und dieses ist bei den Frauen am reinsten und am stärksten, und führt sie sicherer als die Verstandes-Abstraktions-Laternen, die uns Männer so oft irre leiten. Glauben Sie nicht etwa, ich wollte hier den Advocatus diaboli spielen, und die Weiber noch obendrein preisen wegen jenes Charaktermangels, den unsere Gelbschnäbel und Grauschnäbel — die einen durch Amor, die andern durch Hymen malträtiert — mit so vielen Stoßseufzern beklagen. Auch müssen Sie bemerken, daß, bei diesem allgemeinen Ausspruch über die Weiber, die Polinnen hauptsächlich gemeint sind, und die deutschen Frauen so halb und halb ausgenommen werden. Das ganze deutsche Volk hat, durch seinen angeborenen Tiefsinn, ganz besondere Anlage zu einem festen Charakter, und auch den Frauen hat sich ein Anflug davon mitgeteilt, der durch die Zeit sich immer mehr und mehr verdichtet, so daß man bei ältlichen deutschen Damen, sogar bei Frauen aus dem Mittelalter, d. h. bei Vierzigerinnen, eine ziemlich dicke, schuppige Charakterhornhaut vorfindet. Unendlich verschieden sind die

Polinnen von den deutschen Frauen. Das slavische Wesen überhaupt, und die polnische Sitte insbesondere, mag dieses hervorgebracht haben. In Hinsicht der Liebenswürdigkeit will ich die Polin nicht über die Deutsche erheben: sie sind nicht zu vergleichen. Wer will eine Venus von Tizian über eine Maria von Correggio setzen? In einem sonnenhellen Blumentale würde ich mir eine Polin zur Begleiterin wählen, in einem mondbeleuchteten Lindengarten wählte ich eine Deutsche. Zu einer Reise durch Spanien, Frankreich und Italien wünschte ich eine Polin zur Begleiterin, zu einer Reise durch das Leben wünschte ich eine Deutsche. Muster von Häuslichkeit, Kindererziehung, frommer Demut und allen jenen stillen Tugenden der deutschen Frauen wird man wenige unter den Polinnen finden. Jene Haus-Tugenden finden sich aber auch bei uns meistens nur im Bürgerstande, und einem Teile des Adels, der sich in Sitten und Ansprüchen dem Bürgerstande angeschlossen. Bei dem übrigen Teile des deutschen Adels werden oft jene Haus-Tugenden in höherem Grade und auf eine weit empfindlichere Weise vermißt, als bei den Frauen des polnischen Adels. Ja, bei diesen ist es doch nie der Fall, daß auf diesen Mangel sogar ein Wert gelegt wird, daß man sich etwas darauf einbildet, wie von so manchen deutschen adligen Damen geschieht, die nicht Geld- oder Geisteskraft genug besitzen, um sich über den Bürgerstand zu erheben, und die sich wenigstens durch Verachtung bürgerlicher Tugenden und Beibehaltung nichtskostender altadliger Gebrechen aus zu zeichnen suchen. Auch die Frauen der Polen sind nicht ahnenstolz, und es fällt keinem polnischen Fräulein ein, sich etwas darauf ein zu bilden, daß vor einigen hundert Jahren ihr wegelagernder Ahnherr, der Raubritter, der verdienten Strafe — ent-

gangen ist. — Das religiöse Gefühl ist bei den deutschen Frauen tiefer als bei den Polinnen. Diese leben mehr nach außen als nach innen, sie sind heitere Kinder, die sich vor Heiligenbildern bekreuzen, durch das Leben wie durch einen schönen Redoutensaal gaukeln, und lachen und tanzen, und liebenswürdig sind. Ich möchte wahrlich nicht Leichtfertigkeit, und nicht einmal Leichtsinn nennen jenen leichten Sinn der Polinnen, der so sehr begünstigt wird durch die leichten polnischen Sitten überhaupt, durch den leichten französischen Ton, der sich mit diesen vermischt, durch die leichte französische Sprache, die in Polen mit Vorliebe, und fast wie eine Muttersprache, gesprochen wird, und durch die leichte französische Literatur, deren Dessert, die Romane, von den Polinnen verschlungen werden, und was die Sittenreinheit betrifft, so bin ich überzeugt, daß die Polinnen hierin den deutschen Frauen nicht nach zu stehen brauchen. Die Ausschweifungen einiger polnischen Magnatenweiber haben, wegen ihrer Großartigkeit, zu verschiedenen Zeiten viele Augen auf sich gezogen, und unser Pöbel, wie ich schon oben bemerkt, beurteilt eine ganze Nation nach den paar schmutzigen Exemplaren, die ihm davon zu Gesicht gekommen. Außerdem muß man bedenken, daß die Polinnen schön sind, und daß schöne Frauen, aus bekannten Gründen, dem bösen Leumund am meisten ausgesetzt sind, und demselben nie entgehen, wenn sie, wie die Polinnen, freudig dahin leben in leichter, anmutiger Unbefangenheit. Glauben Sie mir, man ist in Warschau um nichts weniger tugendhaft, wie in Berlin, nur daß die Wogen der Weichsel etwas wilder brausen als die stillen Wasser der seichten Spree.

2

Von den Weibern gehe ich über zu dem politischen Gemütszustande der Polen, und muß bekennen, daß ich bei diesem exaltierten Volke es immerwährend bemerkte, wie schmerzlich es die Brust des polnischen Edelmanns bewegt, wenn er die Begebenheiten der letzten Zeit überschaut. Auch die Brust des Nicht-Polen wird von Mitgefühl durchdrungen, wenn man sich die politischen Leiden aufzählt, die in einer kleinen Zahl von Jahren die Polen betroffen. Viele unserer Journalisten schaffen sich dieses Gefühl gemächlich vom Halse, indem sie leichthin aussprechen: die Polen haben sich durch ihre Uneinigkeit ihr Schicksal selbst zugezogen, und sind also nicht zu bedauern. Das ist eine törigte Beschwichtigung. Kein Volk, als ein Ganzes gedacht, verschuldet etwas; sein Treiben entspringt aus einer inneren Notwendigkeit, und seine Schicksale sind stets Resultate derselben. Dem Forscher offenbart sich der erhabenere Gedanke: daß die Geschichte ‹Natur, Gott, Vorsehung usw.›, wie mit einzelnen Menschen, auch mit ganzen Völkern eigene große Zwecke beabsichtigt, und daß manche Völker leiden müssen, damit das Ganze erhalten werde und blühender fortschreite. Die Polen, ein slavisches Grenzvolk an der Pforte der germanischen Welt, scheinen durch ihre Lage schon ganz besonders dazu bestimmt, gewisse Zwecke in den Weltbegebenheiten zu erfüllen. Ihr moralischer Kampf gegen den Untergang ihrer Nationalität rief stets Erscheinungen hervor, die dem ganzen Volke einen andern Charakter aufdrücken, und auch auf den Charakter der Nachbarvölker einwirken müssen. — Der Charakter der Polen war bisher militärisch, wie ich oben schon bemerkte; jeder polnische Edelmann war Soldat und Polen eine große Kriegsschule. Jetzt aber ist dies

nicht mehr der Fall, es suchen sehr wenige Militärdienste. Die Jugend Polens verlangt jedoch Beschäftigung, und da haben die meisten ein anderes Feld erwählt als den Kriegsdienst, nämlich — die Wissenschaften. Überall zeigen sich die Spuren dieser neuen Geistesrichtung; durch die Zeit und das Lokal vielfach begünstigt, wird sie in einigen Dezennien, wie schon angedeutet ist, dem ganzen Volkscharakter eine neue Gestalt verleihen. Noch unlängst haben Sie in Berlin jenen freudigen Zusammenfluß junger Polen gesehen, die mit edler Wißbegier und musterhaftem Fleiße in alle Teile der Wissenschaften eindrangen, besonders die Philosophie an der Quelle, im Hörsaale Hegels, schöpften, und jetzt leider, veranlaßt durch einige unselige Ereignisse, sich von Berlin entfernten. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die Polen ihre blinde Vorliebe für die französische Literatur allmählig ablegen, die lange übersehene tiefere deutsche Literatur würdigen lernen, und, wie oben erwähnt ist, just dem tiefsinnigsten deutschen Philosophen Geschmack abgewinnen konnten. Letzteres zeigt, daß sie den Geist unserer Zeit begriffen haben, deren Stempel und Tendenz die Wissenschaft ist. Viele Polen lernen jetzt Deutsch, und eine Menge guter deutscher Bücher wird ins Polnische übersetzt. Der Patriotismus hat ebenfalls Teil an diesen Erscheinungen. Die Polen fürchten den gänzlichen Untergang ihrer Nationalität; sie merken jetzt, wie viel zur Erhaltung derselben durch eine National-Literatur bewirkt wird, und ⟨wie drollig es auch klingt, so ist es doch wahr, was mir viele Polen ernsthaft sagten⟩ in Warschau wird an einer — polnischen Literatur gearbeitet. Es ist nun freilich ein großes Mißverständnis, wenn man glaubt, eine Literatur, die ein aus dem ganzen Volke organisch Hervor-

gegangenes sein muß, könne im literarischen Treibhause der Hauptstadt von einer Gelehrten-Gesellschaft zusammen geschrieben werden, aber durch diesen guten Willen ist doch schon ein Anfang gemacht, und Herrliches muß in einer Literatur hervor blühen, wenn sie als eine Vaterlandssache betrachtet wird. Dieser patriotische Sinn muß freilich auf eigene Irrtümer führen, meistens in der Poesie und in der Geschichte. Die Poesie wird das Erhebungs-Kolorit tragen, hoffentlich aber den französischen Zuschnitt verlieren und sich dem Geiste der deutschen Romantik nähern. — Ein geliebter polnischer Freund sagte mir, um mich besonders zu necken: wir haben eben so gut romantische Dichter als ihr, aber sie sitzen bei uns noch — im Tollhause! — In der Geschichte kann der politische Schmerz die Polen nicht immer zur Unparteilichkeit führen, und die Geschichte Polens wird sich zu einseitig und zu unverhältnismäßig aus der Universalgeschichte hervor heben, aber desto mehr wird man auch für Erhaltung alles desjenigen Sorge tragen, was für die polnische Geschichte wichtig ist, und dieses um so ängstlicher, da man, wegen der heillosen Weise, wie man mit den Büchern der warschauer Bibliothek im letzten Kriege verfahren, in Sorge ist, alle polnischen Nationaldenkmale und Urkunden möchten untergehen, deshalb, scheint es, hat kürzlich ein Zamoyski eine Bibliothek für die polnische Geschichte im fernen — Edinburg gegründet. Ich mache Sie aufmerksam auf die vielen neuen Werke, welche nächstens die Pressen Warschaus verlassen, und was die schon vorhandene polnische Literatur betrifft, so verweise ich Sie deshalb auf das sehr geistreiche Werk von Kaulfuß. — Ich hege die größten Erwartungen von dieser geistigen Umwälzung Polens, und das ganze Volk kommt mir vor, wie ein

alter Soldat, der sein erprobtes Schwert mit dem Lorbeer an den Nagel hängt, zu den milderen Künsten des Friedens sich wendet, den Geschichten der Vergangenheit nachsinnt, die Kräfte der Natur erforscht und die Sterne mißt, oder gar die Kürze und Länge der Silben, wie wir es bei Carnot sehen. Der Pole wird die Feder eben so gut führen wie die Lanze, und wird sich eben so tapfer zeigen auf dem Gebiete des Wissens, als auf den bekannten Schlachtfeldern. Eben weil die Geister so lange brach lagen, wird die Saat in ihnen desto mannigfaltigere und üppigere Früchte tragen. Bei vielen Völkern Europas ist der Geist, eben durch seine vielen Reibungen, schon ziemlich abgestumpft, und durch den Triumph seines Bestrebens, durch sein Sichselbsterkennen, hat er sich sogar hie und da selbst zerstören müssen. Außerdem werden die Polen von den vielhundertjährigen Geistesanstrengungen des übrigen Europa die reinen Resultate in Empfang nehmen, und während diejenigen Völker, welche bisher an dem babylonischen Turmbau europäischer Kultur mühsam arbeiteten, erschöpft sind, werden unsere neuen Ankömmlinge, mit ihrer slavischen Behendigkeit und noch unerschlafften Rüstigkeit, das Werk weiter fördern. Hierzu kömmt noch, daß die wenigsten dieser neuen Arbeiter für Tagelohn handlangern, wie der Fall ist bei uns in Deutschland, wo die Wissenschaften ein Gewerbe und zünftig sind, und wo selbst die Muse eine Milchkuh ist, die so lange für Honorar abgemelkt wird, bis sie reines Wasser gibt. Die Polen, welche sich jetzt auf Wissenschaften und Künste werfen, sind Edelleute, und haben meistens Privatvermögen genug, um nicht zu ihrem Lebensunterhalt auf den Ertrag ihrer Kenntnisse und wissenschaftlichen Leistungen angewiesen zu sein. Unberechenbar ist dieser Vorzug.

Herrliches zwar hat schon der Hunger hervor gebracht, aber noch viel Herrlicheres die Liebe. Auch das Lokal begünstigt die geistigen Fortschritte der Polen: nämlich ihre Erziehung auf dem Lande. Das polnische Landleben ist nicht so geräuschlos und einsamlich, wie das unsrige, da die polnischen Edelleute sich auf zehn Stunden weit besuchen, oft Wochen lang mit der sämtlichen Familie beisammen bleiben, mit wohleingepackten Betten nomadisch herum reisen, so daß es mir vorkam, als sei das ganze Großherzogtum Posen eine große Stadt, wo nur die Häuser etwas meilenweit von einander entfernt stehen, und in mancher Hinsicht sogar eine kleine Stadt, weil die Polen sich alle kennen, jeder mit den Familienverhältnissen und Angelegenheiten des andern genau bekannt ist, und diese gar oft, auf kleinstädtische Weise, Gegenstände der Unterhaltung werden. Dennoch ist dieses rauschende Treiben, welches dann und wann auf den polnischen Landgütern herrscht, der Erziehung der Jugend nicht so schädlich, wie das Geräusch der Städte, das sich jeden Augenblick in seinen Tonarten verändert, den Geist der Jugend von der Naturanschauung abwendet, durch Mannigfaltigkeit zersplittert und durch Überreiz abstumpft. Ja, jene zuweilige Störung im ländlichen Stilleben ist der Jugend sogar heilsam, da sie wieder anregt und aufwühlt, wenn der Geist durch die immerwährende äußere Ruhe versumpfen, oder, wie man es nennt, versauern möchte: eine Gefahr, die bei uns so oft vorhanden. Das frische, freie Landleben in der Jugend hat gewiß am meisten dazu beigetragen, den Polen jenen großen starken Charakter zu verleihen, den sie im Kriege und im Unglück zeigen. Sie bekommen dadurch einen gesunden Geist in einem gesunden Körper, dieses bedarf der Gelehrte eben so gut wie der Soldat. Die Ge-

schichte zeigt uns, wie die meisten Menschen, die etwas Großes getan, ihre Jugend im Stilleben verbrachten. — Ich habe in der letzten Zeit die Erziehung der Mönche im Mittelalter so sehr lobpreisen gehört, man rühmte die Methode in den Klosterschulen und nannte die daraus hervor gegangenen großen Männer, deren Geist sogar in unserer absonderlich geistreichen Zeit etwas gelten würde, aber man vergaß, daß es nicht die Mönche, sondern die mönchische Eingezogenheit, nicht die Kloster-Schulmethode, sondern die stille Klösterlichkeit selbst war, die jene Geister nährte und stärkte. Wenn man unsere Erziehungsinstitute mit einer Mauer umgäbe, so würde dieses mehr wirken, als alle unsere pädagogischen Systeme, sowohl idealisch-humanistische als praktisch-basedowsche. Geschähe dasselbe bei unsern Mädchenpensionen, die jetzt so hübsch frei dastehen zwischen dem Schauspielhause und dem Tanzhause, und der Wachtparade gegenüber, so verlören unsere Pensio-närrinnen ihre kaleidoskopartige Phantasterei und neudramatische Wassersuppen-Sentimentalität.

Von den Bewohnern der preußisch polnischen Städte will ich Ihnen nicht viel schreiben, es ist ein Mischvolk von preußischen Beamten, ausgewanderten Deutschen, Wasserpolen, Polen, Juden, Militär usw. Die preußischen deutschen Beamten fühlen sich von den polnischen Edelleuten nicht eben zuvorkommend behandelt. Viele deutsche Beamten werden oft, ohne ihren Willen, nach Polen versetzt, suchen aber sobald als möglich wieder heraus zu kommen, andere sind von häuslichen Verhältnissen in Polen festgehalten. Unter ihnen finden sich auch solche, die sich darin gefallen, daß sie von Deutschland isoliert sind, die sich bestreben, das bißchen Wissenschaftlichkeit, das sich ein Be-

amter, zum Behuf des Examens, erworben haben mußte, so schnell als möglich wieder aus zu gähnen, die ihre Lebensphilosophie auf eine gute Mahlzeit basiert haben, und die, bei ihrer Kanne schlechten Bieres, geifern gegen die polnischen Edelleute, die alle Tage Ungarwein trinken und keine Aktenstöße durch zu arbeiten brauchen. Von dem preußischen Militär, das in dieser Gegend liegt, brauche ich nicht viel zu sagen, dieses ist, wie überall, brav, wacker, höflich, treuherzig und ehrlich. Es wird von dem Polen geachtet, weil dieser selbst soldatischen Sinn hat und der Brave alles Brave schätzt, aber von einem näheren Gefühle ist noch nicht die Rede.

Posen, die Hauptstadt des Großherzogtums, hat ein trübsinniges, unerfreuliches Ansehen. Das einzige Anziehende ist, daß sie eine große Menge katholischer Kirchen hat. Aber keine einzige ist schön. Vergebens wallfahrte ich alle Morgen von einer Kirche zur andern, um schöne alte Bilder auf zu suchen. Die alten Gemälde finde ich hier nicht schön, und die einigermaßen schönen sind nicht alt. Die Polen haben die fatale Gewohnheit, ihre Kirchen zu renovieren. Im uralten Dom zu Gnesen, der ehemaligen Hauptstadt Polens, fand ich lauter neue Bilder und neue Verzierungen. Dort interessierte mich nur die figurenreiche, aus Eisen gegossene Kirchentür, die einst das Tor von Kiew war, welches der siegreiche Boguslaw erbeutete, und worin noch sein Schwerthieb zu sehen ist. Der Kaiser Napoleon hat sich, als er in Gnesen war, ein Stückchen aus dieser Tür heraus schneiden lassen, und diese hat, durch solche hohe Aufmerksamkeit, noch mehr an Wert gewonnen. In dem gnesener Dom hörte ich auch, nach der ersten Messe, einen vierstimmigen Gesang, den der heilige Adalbert, der dort begraben liegt, selbst komponiert

haben soll und der alle Sonntage gesungen wird. Der Dom hier in Posen ist neu, hat wenigstens ein neues Ansehen, und folglich gefiel er mir nicht. Neben demselben liegt der Palast des Erzbischofs, der auch zugleich Erzbischof von Gnesen, und folglich zugleich römischer Kardinal ist, und folglich rote Strümpfe trägt. Er ist ein sehr gebildeter, französisch-urbaner Mann, weißhaarig und klein. Der hohe Klerus in Polen gehört immer zu den vornehmsten adligen Familien, der niedere Klerus gehört zum Plebs, ist roh, unwissend und rauschliebend. — Ideen-Assoziation führt mich direkt auf das Theater. Ein schönes Gebäude haben die hiesigen Einwohner den Musen zur Wohnung angewiesen, aber die göttlichen Damen sind nicht eingezogen, und schickten nach Posen bloß ihre Kammerjungfern, die sich mit der Garderobe ihrer Herrschaft putzen und auf den geduldigen Brettern ihr Wesen treiben. Die eine spreizt sich wie eine Pfau, die andere flattert wie eine Schnepfe, die dritte kollert wie ein Truthahn und die vierte hüpft auf einem Beine wie ein Storch. Das entzückte Publikum aber sperrt ellenweit den Mund auf, der Epaulett-Mensch ruft: »Auf Ehre, Melpomene! Thalia! Polyhymnia! Terpsichore!« — Auch einen Theater-Rezensenten gibt es hier. Als wenn die unglückliche Stadt nicht genug hätte an dem bloßen Theater! Die trefflichen Rezensionen dieses trefflichen Rezensenten stehen bis jetzt nur in der posener Stadt-Zeitung, werden aber bald als eine Fortsetzung der Lessingschen Dramaturgie gesammelt erscheinen!! Doch mag sein, daß mir dieses Provinzial-Theater so schlecht erscheint, weil ich just von Berlin komme, und noch zuletzt die Schröck und die Stich sah. Nein, ich will nicht das ganze posensche Theater verdammen, ich bekenne sogar, daß es ein ganz aus-

gezeichnetes Talent, zwei gute Subjekte und einige nicht ganz schlechte besitzt. Das ausgezeichnete Talent, wovon ich hier spreche, ist Demois. Paien. Ihre gewöhnliche Rolle ist die erste Liebhaberin. Da ist nicht das weinerliche Lamento und das zierliche Geträtsche jener Gefühlvollen, die sich für die Bühne berufen glauben, weil sie vielleicht im Leben die sentimentale oder kokette Rolle mit einigem Succès gespielt, und die man von den Brettern fortpfeifen möchte, eben weil man sie im einsamen Closet herzlich applaudieren würde. Demois. Paien spielt mit gleichem Glücke auch die heterogensten Rollen, eine »Elisabeth« so gut wie eine »Maria«. Am besten gefiel sie mir jedoch im Lustspiel, in Konversations-Stücken, und da besonders in jovialen, neckenden Rollen. Sie ergötzte mich königlich als »Pauline« in »Sorgen ohne Not und Not ohne Sorge«. Bei Demois. Paien fand ich ein freies Spielen von innen heraus, eine wohltuende Sicherheit, eine fortreißende Kühnheit, ja fast Verwegenheit des Spiels, wie wir es nur bei einem echten, großen Talente gewahren. Ich sah sie ebenfalls mit Entzücken in einigen Männerrollen, z. B. in der »Liebeserklärung« und in Wolffs »Cäsario«, nur hätte ich hier eine etwas eckige Bewegung der Arme zu rügen, welchen Fehler ich aber auf Rechnung der Männer setze, die ihr zum Muster dienen. Demois. Paien ist zu gleicher Zeit Sängerin und Tänzerin, hat ein günstiges Äußere, und es wäre schade, wenn dieses kunstbegabte Mädchen in den Sümpfen herum ziehender Truppen untergehen müßte.

Ein brauchbares Subjekt der posener Bühne ist Herr Carlsen, er verdirbt keine Rolle, auch muß man Madam Paien eine gute Schauspielerin nennen. Sie glänzt in den Rollen lächerlicher Alten. Als Geliebte »Schie-

berles« gefiel sie mir besonders. Sie spielt ebenfalls keck und frei, und hat nicht den gewöhnlichen Fehler derjenigen Schauspielerinnen, die zwar mit vieler Kunst solche Alte-Weiberrollen darstellen, uns aber doch gern merken lassen möchten, daß in der alten Schachtel noch immer eine ämable Frau stecke. Herr Oldenburg, ein schöner Mann, ist als Liebhaber im Lustspiel unerquicklich und ein Muster von Steifheit und Unbeholfenheit; als Held-Liebhaber im Trauerspiel ist er ziemlich erträglich. Es ist nicht zu verkennen, daß er Anlage zum Tragischen hat; aber seinen langen Armen, die bei den Knien perpendikelartig hin und her fliegen, muß ich alles Schauspielertalent durchaus absprechen. Als »Richard« in »Rosamunde« gefiel er mir aber, und ich übersah manchmal den falschen Pathos, weil solcher im Stücke selbst liegt. In diesem Trauerspiel gefiel mir sogar Herr Munsch, als König, am Ende des zweiten Akts in der unübertrefflichen Knall-Effektszene. Herr Munsch pflegt gewöhnlich, wenn er in Leidenschaft gerät, einem Gebell ähnliche Töne aus zu stoßen. Demois. Franz, ebenfalls erste Liebhaberin, spielt schlecht aus Bescheidenheit; sie hat etwas Sprechendes im Gesicht, nämlich einen Mund. Madam Fabrizius ist ein niedliches Figürchen, und gewiß enchantierend außer dem Theater. Ihr Mann, Herr Fabrizius, hat in dem Lustspiel »Des Herzogs Befehl«, den großen Fritz so meisterhaft parodiert, daß sich die Polizei hätte drein mischen sollen. Madam Carlsen ist die Frau von Herrn Carlsen. Aber Herr Vogt ist der Komiker: er sagt es ja selbst, denn er macht den Komödienzettel. Er ist der Liebling der Galerie, hat den Grundsatz, daß man eine Rolle wie die andere spielen müsse, und ich sah mit Bewunderung, daß er demselben getreu blieb als »Fels von Felsenburg«, als dummer »Baron«

im »Alpenröschen«, als »Spießbürger-Anführer« im »Vogelschießen« usw. Es war immer ein und derselbe Herr Ernst Vogt mit seiner Fistelkomik. Einen andern Komiker hat Posen kürzlich gewonnen in Herrn Ackermann, von welchem ich den »Staberle« und die »falsche Catalani« mit vielem Vergnügen gesehen. Madam Leutner ist die Direktrice der posener Bühne, und findet nichts weniger als ihre Rechnung dabei. Vor ihr spielte hier die Köhlersche Truppe, die jetzt in Gnesen ist, und zwar im allerdesolatesten Zustande. Der Anblick dieser armen Waisenkinder der deutschen Kunst, die, ohne Brot und ohne aufmunternde Liebe, in dem fremden, kalten Polen herum irren, erfüllte meine Seele mit Wehmut. Ich habe sie bei Gnesen, auf einem freien, mit hohen Eichen romantisch umzäunten Platze, genannt der Waldkrug, spielen sehen; sie führten ein Schauspiel auf, betitelt: »Bianka von Toredo, oder die Bestürmung von Castelnero«, ein großes Ritterschauspiel in fünf Aufzügen von Winkler; es wurde viel darin geschossen, und gefochten und geritten, und innig rührten mich die armen, geängstigten Prinzessinnen, deren wirkliche Betrübnis merklich schimmerte durch ihre betrübte Deklamation, deren häusliche Dürftigkeit sichtbar hervor guckte aus ihrem fürstlichen Goldflitter-Staate, und auf deren Wangen das Elend nicht ganz von der Schminke bedeckt war. — Vor kurzem spielte hier auch eine polnische Gesellschaft aus Krakau. Für zweihundert Taler Abstandsgeld überließ ihr Madam Leutner die Benutzung des Schauspielhauses auf vierzehn Darstellungen. Die Polen gaben meistens Opern. An Parallelen zwischen ihnen und der deutschen Truppe konnte es nicht fehlen. Die Posener von deutscher Zunge gestanden zwar, daß die polnischen Schauspieler schöner spielten, als die deutschen, und schöner sangen,

und eine schönere Garderobe führten usw., aber sie bemerkten doch: die Polen hätten keinen Anstand. Und das ist wahr, es fehlte ihnen jene traditionelle Theateretikette und pompöse, präziöse und graziöse Gravität deutscher Komödianten. Die Polen spielen im Lustspiel, im bürgerlichen Schauspiel und in der Oper nach leichten, französischen Mustern, aber doch mit der original-polnischen Unbefangenheit. Ich habe leider keine Tragödie von ihnen gesehen. Ich glaube, ihre Hauptforce ist das Sentimentale. Dieses bemerkte ich in einer Vorstellung des »Taschenbuchs« von Kotzebue, das man hier gab unter dem Titel: »Jan Grudczynski, Starost von Rawa«, Schauspiel in drei Akten, nach dem Deutschen von L. A. Dmuszewski. Ich wurde ergriffen von dem hinreißend schmelzenden Klagenerguß der Madam Szymkaylowa, welche die »Jadwiga«, Tochter des in Anklagezustand gesetzten Starosts, spielte. Die Sprache des Herrn Wlodek, Liebhaber »Jadwigas«, trug dasselbe sentimentale Kolorit. An die Stelle der tabakschnupfenden Alten war ein schnupfender Haushofmeister, »Tadeusz Telempski«, substituiert, den Herr Zebrowski ziemlich unbedeutend gab. Eine unvergleichliche Anmut zeigten die polnischen Sängerinnen, und das sonst so rohe Polnische klang mir wie Italienisch, als ich es singen hörte. Madam Skibinska beseligte meine Seele als »Prinzessin von Navarra«, als »Zetulba« im »Kalifen von Bagdad« und als »Aline«. Eine solche »Aline« habe ich noch nie gehört. In der Szene, da sie ihren Geliebten in den Schlaf singt und die bedrängenden Botschaften erhält, zeigte sie auch ein Spiel, wie es selten bei einer Sängerin gefunden wird. Sie und ihr heiteres Golconda werden mir noch lange vor den Augen schweben und in den Ohren klingen. Madam Zawadzka ist eine lieb-

liche »Lorezza«, ein freundlich schönes Mädchenbild. Auch Madam Wlodkowa singt trefflich. Herr Zawadzki singt den »Olivier« ganz vorzüglich, spielt ihn aber schlecht. Herr Romanowski gibt einen guten »Johann«. Herr Szymkaylo ist ein gar köstlicher Buffo. Aber die Polen haben keinen Anstand! Viel mag der Reiz der Neuheit dazu beigetragen haben, daß mich die polnischen Schauspieler so sehr ergötzt. Bei jeder Vorstellung, die sie gaben, war das Haus gedrängt voll. Alle Polen, die in Posen sind, besuchten aus Patriotismus das Theater. Die meisten polnischen Edelleute, deren Güter nicht gar zu weit von hier entfernt liegen, reisten nach Posen, um polnisch spielen zu sehen. Der erste Rang war gewöhnlich garniert von polnischen Schönen, die, Blume an Blume gedrängt, heiter beisammen saßen, und vom Parterre aus den herrlichsten Anblick gewährten.

Von Antiquitäten der Stadt Posen und des Großherzogtums überhaupt will ich Ihnen nichts schreiben, da sich jetzt ein weit erfahrenerer Altertumsforscher, als ich bin, damit beschäftigt, und gewiß bald dem Publikum viel Interessantes darüber mitteilen wird. Dieser ist der hiesige Professor Maximilian Schottky, der sechs Jahre, im Auftrag unserer Regierung, in Wien zubrachte, um dort deutsche Geschichts- und Sprach-Urkunden zu sammeln. Angetrieben von einem jugendlichen Enthusiasmus für diese Gegenstände, und dabei unterstützt von den gründlichsten gelehrten Kenntnissen, hat Professor Schottky eine literarische Ausbeute mitgebracht, die der deutsche Altertumsforscher als unschätzbar betrachten kann. Mit einem beispiellosen Fleiße und einer rastlosen Tätigkeit muß derselbe in Wien gearbeitet haben, da er nicht weniger als sechsunddreißig dicke, und zwar sehr dicke, und

fast sämtlich schön geschriebene Quartbände Manuskript von dort mitgebracht hat. Außer ganzen Abschriften altdeutscher Gedichte, die gut gewählt und für die berliner und breslauer Bibliothek bestimmt sind, enthalten diese Bände auch viele zur Herausgabe schon fertige, große, meistens historische Gedichte und Dichterblüten des 13ten Jahrhunderts, alle durch Sach- und Sprach-Erklärungen und Handschriften-Vergleichungen gründlich bearbeitet; hiernächst enthalten diese Bände prosaische Auflösungen von einigen Gedichten, die größtenteils dem Sagenkreise des König Arthus angehören, und auch die größere Lesewelt ansprechen können; ferner viele mit Scharfsinn und Umsicht entworfene Zusammenstellungen aus gedruckten und ungedruckten Denkmalen, deren Überschriften den meisten und wichtigsten Lebensverhältnissen im ganzen Mittelalter zur Bezeichnung dienen; dann enthalten diese Bände rein geschichtliche Urkunden, worunter eine in den Hauptteilen vollständige Abschrift der Gedenkbücher des Kaisers Maximilian I. von 1494—1508, drei starke Quartbände füllend, und eine Sammlung alter Urkunden, aus späterer Zeit, am wichtigsten sind, weil erstere das Leben des großen Kaisers und den Geist seiner Zeit so treu beleuchten, und letztere, die mit der alten Orthographie genau abgeschrieben sind, über viele Familienverhältnisse des östreichischen Hauses Licht verbreiten, und nicht jedem zugänglich sind, dem nicht, wie dem Professor Schottky, aus besonderer Gunst die Archive geöffnet werden. Endlich enthalten diese Bände über anderthalbtausend Lieder, aus alten, verschollenen Sammlungen, aus seltenen fliegenden Blättern, und aus dem Munde des Volkes niedergeschrieben: Materialien zur Geschichte der östreichischen Dichtkunst, dahin einschlagende Lieder und

größere Gedichte, Auszüge seltener Werke, interessante mündliche Sagen, Volkssprüche, durchgezeichnete Schriftzüge der östreichischen Fürsten, eine Menge Hexenprozesse in Original-Akten, Nachrichten über Kinderleben, Sitten, Feste und Gebräuche in Österreich, und eine Menge anderer sehr wichtiger und manchmal wunderlicher Notizen. Zwar von tiefer Kenntnis des Mittelalters und inniger Vertrautheit mit dem Geiste desselben zeugen die oben erwähnten sinnreichen Zusammenstellungen unter verschiedene Rubriken, aber dieses Verfahren entstammt doch eigentlich den Fehlgriffen der Breslauer Schule, welcher Professor Schottky angehört. Nach meiner Ansicht geht die Erkenntnis des ganzen geistigen Lebens im Mittelalter verloren, wenn man seine einzelne Momente in ein bestimmtes Fachwerk einregistriert, — wie sehr schön und bequem es auch für das größere Publikum sein mag, wenn man, wie in Schottkys Zusammenstellungen meistens der Fall ist, z. B. unter der Rubrik Rittertum gleich alles beisammen findet, was auf Erziehung, Leben, Waffen, Festspiele und andere Angelegenheiten der Ritter Bezug hat, wenn man unter der Frauen-Rubrik alle möglichen Dichterfragmente und Notizen beisammen findet, die sich auf das Leben der Frauen im Mittelalter beziehen, wenn dieses eben so der Fall ist bei Jagd, Liebe, Glaube usw. Über den Glauben im Mittelalter gibt Professor Schottky ⟨bei Marx in Breslau⟩ nächstens ein Werk heraus, betitelt: »Gott, Christus und Maria«. In der »Zeitschrift für Vergangenheit und Gegenwart« welche Professor Schottky nächstes Jahr ⟨bei Munck in Posen⟩ herausgibt, werden wir von ihm gewiß viele der schätzbarsten Aufsätze über das Mittelalter und herrliche Resultate seiner Forschungen erhalten, obschon diese Zeitschrift

auch einen großen Teil der allergegenwärtigsten Gegenwart umfassen, und zunächst eine literarische Verbindung Ostdeutschlands mit Süd- und Westdeutschland bezwecken soll. Es ist dennoch sehr zu bedauern, daß dieser Gelehrte auf einem Platze lebt, wo ihm die Hülfsmittel fehlen zur Bearbeitung und Herausgabe seiner reichen Materialiensammlung. In Posen ist keine Bibliothek, wenigstens keine, die diesen Namen verdiente. Auf der Allee hier, die berliner Linden in Miniatur, wird jetzt eine Bibliothek gebaut, und, wenn sie fertig ist, mit Büchern allmählig versehen werden, und es wäre schlimm, wenn die Schottkyschen Sammlungen so lange unbearbeitet und dem größern Publikum unzugänglich bleiben müßten. Außerdem muß man im wirklichen Deutschlande leben, wenn man mit einer Arbeit beschäftigt ist, die ein gänzliches Versenken in deutschen Geist und deutsches Wesen notwendig erfordert. Den deutschen Altertumsforscher müssen deutsche Eichen umrauschen. Es ist zu befürchten, daß der heiße Enthusiasmus für das Deutsche sich in der sarmatischen Luft abkühle oder verflüchtige. Möge der wackere Schottky jene äußern Anregungen nie entbehren, ohne welche keine ungewöhnliche Arbeit gedeihen kann. Es betrifft diese eine unserer heiligsten und wichtigsten Angelegenheiten, unsere Geschichte. Das Interesse für dieselbe ist zwar jetzt nicht sonderlich rege im Volke. Es ist sogar der Fall, daß gegenwärtig das Studium altdeutscher Kunst- und Geschichtsdenkmale im allgemeinen übel akkreditiert ist, eben weil es vor mehreren Jahren als Mode getrieben wurde, weil der Schneider-Patriotismus sich damit breit machte, und weil unberufene Freunde ihm mehr geschadet, als die bittersten Feinde. Möge bald die Zeit kommen, wo man auch dem Mittelalter sein Recht

widerfahren läßt, wo kein alberner Apostel seichter Aufklärung ein Inventarium der Schattenpartien des großen Gemäldes verfertigt, um seiner lieben Lichtzeit dadurch ein Kompliment zu machen; wo kein gelehrter Schulknabe Parallelen zieht zwischen dem Kölner Dom und dem Pantheon, zwischen dem »Nibelungen-Lied« und der »Odyssee«, wo man die Mittelalter-Herrlichkeiten aus ihrem organischen Zusammenhange erkennt, und nur mit sich selbst vergleicht, und das Nibelungen-Lied einen versifizierten Dom und den Kölner Dom ein steinernes Nibelungen-Lied nennt.

## I. »Gedichte von Johann Baptist Rousseau«

(Krefeld, bei Funke. 1823.)

## II. »Poesien für Liebe und Freundschaft«, von demselben.

(Hamm, bei Schulz und Wundermann. 1822.)

Die Gefühle, Gesinnungen und Ansichten des Jünglingsalters sind das Thema dieser zwei Bücher. Ob der Verfasser die Bedeutung dieses Alters völlig begriffen hat, ist uns nicht bekannt, doch ist es unverkennbar, daß ihm die Darstellung desselben nicht mißlungen ist. — Was will ein Jüngling? Was will diese wunderliche Aufregung in seinem Gemüt? Was wollen jene verschwindenden Gestalten, die ihn jetzt ins Menschengewühl und nachher wieder in die Einsamkeit locken? Was wollen jene unbestimmten Wünsche, Ahnungen und Neigungen, die sich ins Unendliche ziehen, und verschwinden, und wieder auftauchen, und den Jüngling zu einer beständigen Bewegung antreiben? Jeder antwortet hier auf seine eigne Weise, und da auch wir das Recht haben, unseren eignen Ausdruck zu wählen, so erklären wir jene Erscheinung mit den Worten: »Der Jüngling will eine Geschichte haben«. Das ist die Bedeutung unseres Treibens in der Jugend, wir wollen was erlebt haben, wir wollen erbaut und zerstört, genossen und gelitten haben, im Mannesalter ist schon manches dergleichen erlangt, und jener brausende Trieb, der vielleicht die Lebenskraft selbst sein mag, ist schon etwas abgedämpft und in ein ruhiges Bett geleitet. Doch erst der Greis, der im Kreise seiner Enkel unter der selbstgepflanzten Eiche, oder unter den Leichen seiner Lieben auf den Trümmern seines Hauses sitzt, fühlt jenen Trieb, jenes Verlangen nach einer Geschichte, in seinem Herzen gänzlich befriedigt

und erloschen. — Wir können jetzt die Haupt-Idee obiger zwei Bücher genugsam andeuten, wenn wir sagen, daß der Verfasser in dem ersten sein Streben, eine Geschichte zu haben, und in dem andern die ersten Anfänge seiner Geschichte dargestellt hat. Wir nannten die Darstellung gelungen, weil der Verfasser uns nicht Reflexionen über seine Gefühle, Gesinnungen und Ansichten, sondern diese letzteren selbst gegeben hat in den von ihnen notwendig hervorgerufenen Aussprüchen, Tätigkeiten und anderen Äußerlichkeiten. Er hat die ganze Außenwelt ruhig auf sich einwirken lassen und frei und schlicht, oft großartig-ehrlich und kindlich-naiv, ausgesprochen, wie sie sich in seinem bewegten Gemüt abgespiegelt. Der Verfasser hat hierin den obersten Grundsatz der Romantiker-Schule befolgt, und hat, statt nach der bekannten falschen Idealität zu streben, die besondersten Besonderheiten eines einfältiglichen, bürgerlichen Jugendlebens in seinen Dichtungen hingezeichnet. Aber was ihn als Dichter bekundet, ist: daß in jenen Besonderheiten sich wieder das Allgemeine zeigt, und daß sogar in jenen niederländischen Gemälden, wie sie uns der Verfasser in den Sonetten manchmal dargibt, das Idealische selbst uns sichtbar entgegen tritt. Diese Wahl und Verbindung der Besonderheiten ist es ja, woran man das Maß der Größe eines Talents erkennen kann; denn wie des Malers Kunst darin besteht, daß sein Auge auf eine eigentümliche Weise sieht, und er z. B. die schmutzigste Dorfschenke gleich von der Seite auffaßt und zeichnet, von welcher sie eine dem Schönheitssinne und Gemüt zusagende Ansicht gewährt: so hat der wahre Dichter das Talent, die unbedeutendsten und unerfreulichsten Besonderheiten des gemeinen Lebens so an zu schauen und zusammen zu setzen, daß sie sich zu einem schönen,

echt-poetischen Gedichte gestalten. Deshalb hat jedes echte Gedicht eine bestimmte Lokalfärbung, und im subjektiven Gedichte müssen wir das Lokal erkennen, wo der Dichter lebt. Aus den vorliegenden Dichtungen haucht uns der Geist der Rheingegenden an, und wir finden darin überall Spuren des dortigen Treibens und Schaffens, des dortigen Volkscharakters mit all seiner Lebensfreude, Anmut, Freiheitsliebe, Beweglichkeit und unbewußten Tiefe. — In Hinsicht der Kunststufe halten wir das zweite der beiden Bücher für vorzüglicher, als das erste, obschon dieses mehr Ansprechendes und Kräftiges enthält. In dem ersten Buche ist noch die Bewegung der Leidenschaft vorherrschend, eben weil in demselben das unruhige Streben nach Geschichte sich ausspricht, im zweiten dämmert schon eine epische Ruhe hervor, da bereits einiger Geschichtsstoff vorhanden ist, der bestimmte Umrisse gewährt. Nun weiß aber jeder — und wer es nicht weiß, erfahre es hier — daß die Leidenschaft eben so gut Gedichte hervorbringt, als der eingeborne poetische Genius. Darum sieht man so viele deutsche Jünglinge, die sich für Dichter halten, weil ihre gärende Leidenschaft, etwa das Hervorbrechen der Pubertät, oder der Patriotismus, oder der Wahnsinn selbst, einige erträgliche Verse erzeugt. Darum sind ferner manche Winkel-Ästhetiker, die vielleicht einen zärtlichen Kutscher oder eine zürnende Köchin in poetische Redensarten ausbrechen sahen, zu dem Wahne gelangt: die Poesie sei gar nichts anderes, als die Sprache der Leidenschaft. Sichtbar hat unser Verfasser in dem ersten Buche manches Gedicht durch den Hebel der Leidenschaft hervorgebracht, doch von den Gedichten des zweiten Buches läßt sich sagen, daß sie zum Teil Erzeugnisse des Genius sind. Schwerer ist es, das Maß der Kraft

desselben zu bestimmen, und der Raum dieser Blätter erlaubt nicht eine solche Untersuchung. Wir gehen daher über zu einem mehr äußerlichen Bezeichnen der beiden Bücher. Das erste enthält hundert einzelne und verbundene Gedichte, in verschiedenen Vers- und Ton-Arten. Der Verfasser gefällt sich darin, die meisten südlichen Formen nachzubilden, mit mehr oder weniger Erfolg. Doch auch die schlichtdeutsche Spruchweise und das Volkslied sind nicht vergessen. Seiner Kürze halber sei folgender Spruch erwähnt:

Mir ist zuwider die Kopfhängerei
Der jetzigen deutschen Jugend,
Und ihre, gleich einer Litanei,
Auswendig gelernte Tugend.

Die Volkslieder sind zwar im rechten Volkstone, aber nach unserm Bedünken etwas zu massiv geschrieben. Es kömmt darauf an, den Geist der Volkslied-Formen zu erfassen, und mit der Kenntnis desselben nach unserem Bedürfnis gemodelte, neue Formen zu bilden. Abgeschmackt klingen daher die Titular-Volkslieder jener Herren, die den heutigsten Stoff aus der gebildeten Gesellschaft mit einer Form umkleiden, die vielleicht ein ehrlicher Handwerksbursche vor zweihundert Jahren für den Erguß seiner Gefühle passend gefunden. Der Buchstabe tötet, doch der Geist macht lebendig. — Das zweite Buch enthält nur Sonette, wovon die erste Hälfte, »Tempel der Liebe« überschrieben, aus poetischen Apologien befreundeter Geister besteht. Unter den Liebes-Sonetten halten wir am gelungensten XVI, XVIII, XX, XXI, XXII, XXXVI. Im »Tempel der Freundschaft« zeichnen wir aus die Sonette: an Strauß, Arnim und Brentano, A. W. v. Schlegel, Hundeshagen, Smets, Kreuser, Rückert, Blomberg, Loeben, Immermann, Arndt und

Heine. Unter diesen hat uns das Sonett an J. Kreuser am meisten angesprochen. Das Sonett an E. M. Arndt finden wir löblich, weil der Verfasser nicht, wie so manche zahme Leute, aus bekannten Gründen, sich scheut, von diesem ehrenwerten Manne öffentlich zu sprechen. In diesem Sonette wollen wir den zweiten Vers nicht verstehen, Babel liegt nicht an der Seine, das ist ein widerwärtiger geographischer Irrtum von 1814. Im ganzen scheint kein tadelsüchtiger Geist in diesem »Tempel der Freundschaft« zu wohnen, und es mag hie und da das versifizierte Wohlwollen allerdings etwas zu reichlich gespendet sein. Besonders ist dies der Fall in den Sonetten an H. Heine, den der Verf. auch schon im ersten Buche gehörig bedacht, und den wir hier mit acht Sonetten begabt finden, wo andere Leute mit einem einzigen beehrt sind. Heines Haupt wird durch jene Sonette mit einem so köstlichen Lorbeerzweige geschmückt, daß Hr. Rousseau sich wahrhaft einmal in der Folge das Vergnügen machen muß, dieses von ihm so schön bekränzte Haupt mit niedlichen Kotkügelchen zu bewerfen, wenn solches nicht geschieht, so ist es jammerschade und ganz gegen Brauch und Herkommen, und ganz gegen das Wesen der gewöhnlichen menschlichen Natur.

# Albert Methfessel

Unsere gute Stadt Hamburg, die vor einigen Jahren durch das Ableben des alten, braven, groben, herzensbiedern, kenntnisvollen und anticatalanistischen Schwencke einen noch unvergessenen Verlust erlitten, scheint jetzt hinlänglichen Ersatz dafür zu finden, indem sich einer der ausgezeichnetsten deutschen Musiker hier niederlassen will. Das ist Albert Methfessel, dessen Liedermelodien durch ganz Deutschland verbreitet sind, von allen Volksklassen geliebt werden, und sowohl im Kränzchen sanftmütiger Philisterlein, als in der wilden Kneipe zechender Burschen, klingen und widerklingen. Auch Referent hat zu seiner Zeit manches hübsche Lied aus dem Methfesselschen Kommersbuche ehrlich mitgesungen, und hat schon damals Mann und Buch hochgeschätzt. Wahrlich, man kann jene Komponisten nicht genug ehren, welche uns Liedermelodien geben, die von der Art sind, daß sie sich Eingang bei dem Volke verschaffen, und echte Lebenslust und wahren Frohsinn verbreiten. Die meisten Komponisten sind innerlich so verkünstelt, versumpft und verschroben, daß sie nichts Reines, Schlichtes, kurz nichts Natürliches hervor bringen können — und das Natürliche, das organisch Hervorgegangene und mit dem unnachahmlichen Stempel der Wahrheit Gezeichnete, ist es eben, was den Liedermelodien jenen Zauber verleiht, der sie allen Gemütern einprägt und sie populär macht. Einige unserer Komponisten sind zwar der Natur immer noch nahe genug geblieben, daß sie dergleichen schlichte Liederkompositionen liefern könnten; aber teils dünken sie sich zu vornehm dazu, teils gefallen sie sich in absichtlichen Naturabweichungen, und fürchten vielleicht, daß man sie nicht für wirkliche Künstler halten möchte, wenn

sie nicht musikalische Kunststücke machen. Das Theater ist die nächste Ursache, warum das Lied vernachlässigt wird, alles was nur den Generalbaß studiert, oder halb studiert oder gar nicht studiert hat, stürmt nach den Brettern. Leidige Nachahmerei, Untergang mancher wirklich Talentvollen! Weichmütige Blütenseelen wollen kolossale Elefanten-Musik hervor posaunen und pauken, handfeste Kraftkerle wollen süße Rossinische Rosinen-Musik oder gar noch überzuckerte Rosinen-Musik hervor hauchen. Gott bessers! — Wir wollen daher Komponisten, wie Methfessel, ehren — und ihn ganz besonders — und seine Liedermelodien dankbar anerkennen.

# Michael Beers Struensee

Den 27sten März wurde im hiesigen Nationaltheater aufgeführt: »Struensee«, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Michael Beer. Sollen wir über dieses Stück ein beurteilendes Wort aussprechen, so muß es uns erlaubt sein, zuvor auf Beers frühere dramatische Erzeugnisse einen kurzen Rückblick zu werfen. Nur hierdurch, indem wir einigermaßen den Verfasser im Zusammenhang mit sich selbst betrachten, und dann die Stelle, die er in der dramatischen Literatur einnimmt, besonders bezeichnen, gewinnen wir einen festen Maßstab, womit Lob und Tadel zu ermessen ist und seine relative Bedeutung erhält.

Jugendlich unreif, wie das Alter ihres Verfassers, war Klytämnestra; ihre Bewunderer gehörten zu jenen Auserlesenen, die Grillparzers »Sappho« als das höchste Muster dieser griechischen Gattung anstaunen, ihre Tadler gehörten teils zu solchen, die nur tadeln wollten, teils zu solchen, die wirklich Recht hatten. Es ist nicht zu leugnen, in den Gestalten dieser Tragödie war nur ein äußeres Scheinleben, und ihre Reden waren ebenfalls nichts als eitel Schein. Da war kein echtes Gefühl, sondern nur ein herkömmlich theatralisches Aufblähen, kein begeistertes Wort, sondern nur stelzenhafte Komödiantenhofsprache, und bis auf einige echte Veilchen war alles nur ausgeschnitzeltes Papierblumenwerk. Das Einzige, was sich nicht verkennen ließ, war ein dramatisches Talent, das sich unabweisbar kund gab, trotz aller angelernten Unnatur und bedauernswürdiger Mißleitung.

Daß der Verfasser dergleichen selbst ahnte, bewies sein zweites Trauerspiel, »die Bräute von Aragonien«. Hie und da glänzt darin schon eine echte Flamme,

echte Leidenschaft bricht hie und da hervor, etwas Poesie ließ sich nicht abweisen, aber, obgleich schon die papiernen Putzmacherblumen beseitigt sind, und echte, organische Blumen zum Vorschein kommen, so verraten diese doch immer noch ihren Boden, nämlich das Theater, man sieht es ihnen an, daß sie an keinem freien Sonnenlichte, sondern an fahlen Orchesterlampen gereift sind, und Farbe und Duft sind zweifelhaft. Dramatisches Talent läßt sich aber hier noch viel weniger verkennen.

Wie erfreulich war daher das weitere Fortschreiten des Verfassers! War es das Begreifen des eignen Irrtums, oder war es unbewußter Naturtrieb, oder war es gar eine äußere, überwältigende Macht, was den Verfasser plötzlich in die bravste und richtigste Bahn versetzte? Sein »Paria« erschien. Dieser Gestalt hatte kein Theatersouffleur seinen kümmerlichen Atem eingehaucht. Die Glut dieser Seele war kein gewöhnliches Kolophoniumfeuer, und keine auswendig gelernte Schmerzen zuckten durch diese Glut. Da gab es Stichworte, die jedes Herz trafen, Flammen, die jedes Herz entzündeten.

Herr Beer wird lächeln, wenn er liest, daß wir der Wahl des Stoffes dieser Tragödie die außerordentliche Aufnahme, die sie beim Publikum gefunden, zuschreiben möchten. Wir wollen ihm gerne zugestehen, daß er in diesem Stücke wahre, unbezweifelbare Poesie hervortreten ließ, ja daß wir eben durch dieses Erzeugnis bestimmt wurden ihm die echte Dichterwürde zuzusprechen, und ihn nicht mehr zu jenen homöopathischen Dichtern zu zählen, die nur ein Zehntausendteil Poesie in ihre Wassertragödien schütten, aber wir müssen doch den Stoff des Paria als die Hauptursache seines Gelingens bezeichnen. Ist es doch nie die Poesie an und für sich, was den Produkten eines Dichters Zele-

brität verschafft. Betrachten wir nur den Goetheschen »Werther«. Sein erstes Publikum fühlte nimmermehr seine eigentliche Bedeutung, und es war nur das Erschütternde, das Interessante des Faktums, was die große Menge anzog und abstieß. Man las das Buch wegen des Totschießens, und Nicolaiten schrieben dagegen wegen des Totschießens. Es liegt aber noch ein Element im Werther, welches nur die kleinere Menge angezogen hat, ich meine nämlich die Erzählung, wie der junge Werther aus der hochadeligen Gesellschaft höflichst hinausgewiesen wird. Wäre der Werther in unseren Tagen erschienen, so hätte diese Partie des Buches weit bedeutsamer die Gemüter aufgeregt, als der ganze Pistolenknalleffekt.

Mit der Ausbildung der Gesellschaftlichkeit, der neueuropäischen Sozietät erblühte in Unzähligen ein edler Unmut über die Ungleichheit der Stände, mit Unwillen betrachtete man jede Bevorrechtung, wodurch ganze Menschenklassen gekränkt werden, Abscheu erregten jene Vorurteile, die, gleich zurückgebliebenen häßlichen Götzenbildern aus den Zeiten der Roheit und Unwissenheit noch immer ihre Menschenopfer verlangen, und denen noch immer viel schöne und gute Menschen hingeschlachtet werden. Die Idee der Menschengleichheit durchwärmt unsere Zeit, und die Dichter, die als Hohepriester dieser göttlichen Sonne huldigen, können sicher sein, daß Tausende mit ihnen niederknieen, und Tausende mit ihnen weinen und jauchzen.

Daher wird rauschender Beifall allen solchen Werken gezollt, worin jene Idee hervortritt. Nach Goethes Werther war Ludwig Robert der erste, der jene Idee auf die Bühne brachte, und uns in der »Macht der Verhältnisse« ein wahrhaft bürgerliches Trauerspiel zum besten gab, als er mit kundiger Hand die prosa-

ischen, kalten Umschläge von der brennenden Herzwunde der modernen Menschheit plötzlich abriß. Mit gleichem Erfolge haben spätere Autoren dasselbe Thema, wir möchten fast sagen dieselbe Wunde behandelt. Dieselbe Macht der Verhältnisse erschüttert uns in »Urika« und »Eduard« der Herzogin von Duras und in »Isidor und Olga« von Raupach. Frankreich und Deutschland fanden sogar dasselbe Gewand für denselben Schmerz, und Delavigne und Beer gaben uns beide einen Paria.

Wir wollen nicht untersuchen, welcher von den beiden Dichtern den besten Lorbeer verdiente; genug, wir wissen, daß beider Lorbeer von den edelsten Tränen benetzt worden. Nur sei es uns erlaubt anzudeuten, daß die Sprache im Beerschen Paria, obgleich getränkt in Poesie, doch immer noch etwas Theatermäßiges an sich trägt, und hie und da merken läßt, daß der Paria mehr unter berlinischen Kulissenbäumen als unter indischen Banianen aufgewachsen, und in direkter Linie mit der guten Klytämnestra und den bessern Bräuten von Aragonien verwandt ist.

Wir haben diese Ansichten über M. Beers frühere Dichtungen voranschicken müssen, um uns desto kürzer und faßlicher über sein neuestes Trauerspiel, »Struensee«, aussprechen zu können.

Zuvörderst bekennen wir, daß der Tadel, womit wir noch eben den Paria nicht verschonen konnten, nimmermehr den Struensee treffen wird, dessen Sprache rein und klar dahin fließt, und als ein Muster guter Diktion gelten kann. Hier müssen wir die Segel des Lobes mit vollem Atem anschwellen, hier erscheint uns Michael Beer am meisten hervorragend aus dem Trosse unserer sogenannten Theaterdichter, jener Schwulstlinge, deren bildreiche Jamben sich wie Blumen-

kränze oder wie Bandwürmer um dumme Gedanken herumringeln. Es war uns unendlich erquickend, in jener dürren Sandwüste, die wir deutsches Theater nennen, wieder einen reinen, frischen Labequell hervorspringen zu sehen.

Was den Stoff betrifft, so ist Herr Beer wieder von einem glücklichen Sterne, fast möchten wir sagen glücklichen Instinkte geleitet worden. Die Geschichte Struensees ist ein zu modernes Ereignis, als daß wir sie herzuerzählen und in gewohnter Weise die Fabel des Stückes zu entwickeln brauchten. Wie man leicht erraten mag, der Stoff desselben besteht eines Teils in dem Kampfe des bürgerlichen Ministers mit einer hochmütigen Aristokratie, andern Teils in Struensees Liebe zur Königin Karoline Mathilde von Dänemark.

Über dieses zweite Hauptthema der Beerschen Tragödie wollen wir keine weitläuftigen Betrachtungen anstellen, obgleich dasselbe dem Dichter so wichtig dünkte, daß er im vierten und fünften Akte fast das erste Hauptthema darüber vergaß, und vielleicht dieses zweite Hauptthema auch andern Leuten so wichtig erscheinen mag, daß deshalb der Darstellung dieses Trauerspiels an manchen Orten die allerhöchsten Schwierigkeiten entgegengesetzt werden dürften. Ob es überhaupt einer liberalen Regierung nicht unwürdig ist, den dramatischen Darstellungen beurkundeter Wahrheiten sich entgegen zu setzen, ist eine Frage, die wir seiner Zeit erörtern wollen. Unser Volksschauspiel, über dessen Verfall so trübselig geklagt wird, müßte ganz untergehen ohne jene Bühnenfreiheit, die noch älter ist als die Preßfreiheit, und die immer in vollem Maße vorhanden war, wo die dramatische Kunst geblüht hat, z. B. in Athen zur Zeit des Aristophanes, in England während der Regierung der Königin Elisabeth, die es

erlaubt hatte sogar die Greulgeschichten ihrer eigenen Familie, selbst die Schrecknisse ihrer eigenen Eltern auf der Bühne darzustellen. Hier in Bayern, wo wir ein freies Volk, und, was noch seltener ist, einen freien König finden, treffen wir auch eine eben so großartige Gesinnung, und dürfen daher auch schöne Kunstfrüchte erwarten.

Wir kehren zurück zu dem ersten Hauptthema des »Struensee«, dem Kampfe der Bürgerlichen mit der Aristokratie. Daß dieses Thema mit dem des Paria verwandt ist, soll nicht geleugnet werden. Es mußte naturgemäß aus demselben hervorgehen, und wir rühmen um so mehr die innere Entwicklung des Dichters und sein feines Gefühl, das ihn immer auf das Prinzip der Hauptstreitfragen unserer Zeit hinleitet. Im Paria sahen wir den Unterdrückten, zu Tode gestampft unter dem eisernen Fußtritte des übermütigen Unterdrückers, und die Stimme, die seelenzerreißend zu unseren Herzen drang, war der Notschrei der beleidigten Menschheit. Im Struensee hingegen sehen wir den ehemals Unterdrückten im Kampfe mit seinen Unterdrückern, diese sind sogar im Erliegen, und was wir hören, ist würdiger Protest, womit die menschliche Gesellschaft ihre alten Rechte vindiziert, und die bürgerliche Gleichstellung aller ihrer Mitglieder verlangt. In einem Gespräche mit Graf Ranzau, dem Repräsentanten der Aristokratie, spricht Struensee die kräftigsten Worte über jene Bevorrechteten, jene Karyatiden des Thrones, die wie dessen notwendige Stützen aussehen möchten, und treffend schildert er jene noble Zeit, wo er noch nicht das Staatsruder ergriffen hatte:

— — — Es teilten
Die höchsten Stellen Übermut und Dünkel.
Die Bessern wichen. Einem feilen Heer
Käuflicher Diener ließ man alle Mühen

Der niedern Ämter. Schimpflich nährte damals
Das Mark des Landes manch bebrämten Kuppler,
Dem man des Vorgemachs geheime Sorgen
Und schändliche Verschwiegenheit vergalt;
Voreilig flog der Edlen junge Schar
Der Ehrenstellen vielgestufte Leiter
Mit raschen Sätzen an, und, flüchtgen Fußes
Die niedern Sprossen überspringend, drängten
Sie keck sich zu des Staates schmalem Gipfel,
Der Raum nur hat für wenige Geprüfte.
So sah das Land mit wachsendem Entsetzen
Von edlen Knaben seine besten Männer
Zurückgedrängt in Nacht und in Verachtung.

Ranzau ⟨lächelnd⟩.

Wohl möglich, daß die Brut des Adlers sich
Mit kühnern Schwingen auf zum Lichte wagt
Als der gemeinen Spatzen niedrer Flug.

Struensee.

Ich aber habe mich erkühnt, Herr Graf,
Die Flügel dieser Adlerbrut zu stutzen,
Mit kräftigem Gesetz unbärtger Kühnheit
Gewehrt, daß uns kein neuer Phaethon
Das Flammenroß der Staatenherrschaft lenke. — —

Wie sich von selbst versteht, hat es einer Tragödie, deren Held solche Verse deklamiert, nicht an gehöriger Mißdeutung gefehlt; man war nicht damit zufrieden, daß der Sünder, der sich solchermaßen zu äußern gewagt, am Ende geköpft wird, sondern man hat den Unmut sogar durch Kunsturteile kund gegeben, man hat ästhetische Grundsätze aufgestellt, wonach man die Fehler des Stücks haarklein demonstriert. Man will unter andern dem Dichter vorwerfen, in seinen Tragödien seien keine tiefen und prächtigen Reflexionen,

und er gebe nichts als Handlung und Gestalten. Diese Kritiker kennen gewiß nicht die obenerwähnte Klytämnestra und Die Bräute von Aragonien, die es wahrlich nicht an Reflexionen fehlen ließen. Ein anderer Vorwurf war die Wahl des Stoffes, der, wie man sagte, noch nicht ganz der Geschichte anheimgefallen sei, und dessen Behandlung es nötig mache, noch lebende Personen auf die Bühne zu bringen. Dann auch fand man es unstatthaft, dabei noch gar die Interessen der heutigsten Parteien auszusprechen, die Leidenschaften des Tages aufzuwiegeln, uns im Rahmen der Tragödie die Gegenwart darzustellen, und zwar zu einer Zeit, wo diese Gegenwart am gefährlichsten und wildesten bewegt ist. Wir aber sind anderer Meinung. Die Greuelgeschichten der Höfe können nicht schnell genug auf die Bühne gebracht werden, und hier soll man, wie einst in Egypten, ein Totengericht halten über die Könige und Großen der Erde. Was gar jene Nützlichkeitstheorie betrifft, wonach man die Aufführung einer Tragödie nach dem Schaden oder Nutzen, den sie etwa stiften könnte, beurteilt, so sind wir gewiß sehr weit entfernt uns dazu zu bekennen. Doch auch bei einer solchen Theorie würde die Beersche Tragödie vielmehr Lob als Tadel verdienen, und wenn sie das Bild jener Kastenbevorrechtung, in all seiner grausamen Leibhaftigkeit, uns vor Augen bringt, so ist das vielleicht heilsamer, als man glaubt.

Es geht eine Sage im Volke, der Basilisk sei das furchtbarste und festeste Tier, weder Feuer noch Schwert vermöchten es zu verwunden, und das einzige Mittel es zu töten bestände darin, daß jemand die Kühnheit habe, ihm einen Spiegel vorzuhalten, indem alsdann das Tier sich selbst erblickt, erschrickt es so sehr ob seiner eignen Häßlichkeit, daß es zusammen-

stürzt und stirbt. Der Struensee, eben so wie der Paria, war ein solcher Spiegel, den der kühne Dichter dem schlimmsten Basilisken unserer Zeit entgegenhielt, und wir danken ihm für diesen Liebesdienst.

Die Kunstgesetze, die ästhetischen Plebiscita, die der große Haufe bei Gelegenheit der Beerschen Tragödie zu Tage förderte, wollen wir nicht beleuchten. Es sei genug, wenn wir sagen, daß Herr Beer vor diesem Richterstuhle gut bestanden hat. Wir wollen dieses nicht lobend gesagt haben, sondern es versteckt sich vielmehr in diese Worte der geheime Tadel, daß der Dichter durch Mittel, die vielleicht eben eines Dichters nicht ganz würdig waren, das große Publikum zu gewinnen wußte. Wir deuten hier auf das theatralische Reizmittel einer aufs höchste gespannten Erwartung, wodurch es möglich war, ein so gedrängt volles Haus, wie wir bei der Aufführung des Struensee sahen, fast fünfthalb Stunden, sage vier und eine halbe Stunde lang ausdauern zu machen, so daß am Ende doch noch der ungeschwächteste Enthusiasmus übrig bleiben und allgemeiner Beifall ausbrechen konnte, ja daß der größte Teil des Publikums noch Lust hatte lange zu warten, ob nicht Herr Beer, den man stürmisch hervorrief, erscheinen würde.

Wir haben vielleicht jenen Kritikern Unrecht getan, die Herrn Beer einen Mangel an schönen Reflexionen vorwarfen, dergleichen war vielleicht nur ein ironischer Tadel, der hinter sich das feinste Lob verstecken wollte. War es indessen ernstlich gemeint, wir sind alle schwache Menschen, so bedauern wir, daß jene Kritiker vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehen haben. Sie sahen, wie sie sagen, nichts als Handlung und Gestalten, und merkten nicht, daß solche die allerschönsten Reflexionen repräsentierten, ja daß das Ganze nichts als eine ein-

zige große Reflexion aussprach. Wir bewundern die dramatische Weisheit und die Bühnenkenntnis des Dichters, wodurch er so Großes bewirkt. Er hat nicht bloß jede Szene genau motiviert, vorbereitet und ausgeführt, sondern jede Szene ist auch an und für sich aus organischer Notwendigkeit und aus der Hauptidee des Stücks hervorgegangen, z. B. jene Volksszene, die den vierten Akt eröffnet, und die einem kurzsichtigen Zuschauer als überflüssiges Füllwerk erscheinen möchte, und manchem wirklich so erschienen ist, bedingt dermaßen die ganze Katastrophe, daß sie ohne dieselbe nur zur Hälfte motiviert wäre. Wir wollen gar nicht einmal in Betrachtung ziehen, daß das Gemüt des Zuschauers von den Schmerzen der drei ersten Akte so tief bewegt ist, daß es durchaus zu seiner Erholung einer komischen Szene bedurfte. Ihre eigentliche Bedeutung ist dennoch tragischer Natur, aus der lachenden Komödienmaske schauen Melpomenes geisterhafte, tiefleidende Augen, und eben durch diese Szene erkennen wir, wie Struensee, der schon allein durch seine majestätsverbrecherische Liebe untergehen konnte, noch obendrein dadurch seinem Untergang entgegeneilte, daß seine neuen Institutionen auch antinational waren, daß das Volk sie haßte, daß das Volk noch nicht reif war für die großen Ideen seines liberalen Herzens. Es sei uns erlaubt einige Reden aus jener Volksszene anzuführen, wodurch uns Herr Beer gezeigt, daß er auch Talent für das Lustspiel hat. Die Bauern sitzen in der Schenke und politisieren.

Schulmeister.

»Meinetwegen, der Struensee ists nicht wert, daß wir uns um ihn zanken. Der ist zu unserer aller Unglück ins Land gekommen. Er bringt überall Hader

und Zwistigkeit. Mischt er sich nicht auch in die Angelegenheiten des edlen Lehrfachs? fordert er jetzt nicht von den wohlbestallten Schulmeistern, daß sie lehren sollen, was durchaus nicht für die Köpfe Eurer lieben Jugend paßt? Wenns geschieht wie ers haben will, so werden Eure Buben und Mädchen bald klüger sein als Ihr. Aber dazu soll es nicht kommen, dafür will ich sorgen.

Hooge ‹ein Bauer›.

Ja, er will überall Licht anzünden, wo mans auslöschen sollte, darf nicht jetzt jeder drucken lassen was er will! Ihr dürft jetzt als ein ehrlicher Schulmeister nicht mehr einen Schluck über den Durst trinken, so kann morgen der Küster drucken lassen: ‚gestern war der Schulmeister betrunken.'

Schulmeister.

Das sollt er sich unterstehen! Ich möchte doch sehen —

Hooge.

Das würdet Ihr sehen, und könntets nicht hindern. Sie nennens Preßfreiheit, aber wahrhaftig, wer nicht immer nach dem Schnürchen lebt, kann dabei gewaltig in die Presse kommen.

Babe ‹Chirurgus›.

Lebt nach dem Schnürchen, so schadets keinem was. Dürft Ihr doch auf diese Weise Eure Herzensmeinung dem andern sagen, und dürft Euch, wenns Euch beliebt, gegen den Struensee und die Regierung aussprechen.

Hooge.

Ei was aussprechen! ich will mich nicht aussprechen, ich will das Maul halten, aber die andern sollens auch. Jeder kümmre sich um die Töpfe auf seinem Herd.

Schulmeister.

Führt nicht so freventliche Redensarten, Gevatter Babe! wozu werden wir regiert, wenn wir uns gegen

die Regierung aussprechen wollen? Eine gute Regierung soll alles regieren, Herz und Geldbeutel und Mund und Feder. In einem guten Staate ist ein Hauptgrundsatz, daß man, wie Hooge sich auf seine herzliche, einfache Weise ausdrückt, das Maul halte, denn wer redet und druckt, der muß auch zuweilen denken, und getreuen Untertanen ist nichts gefährlicher als die Gedanken.

Babe.

Die Gedanken könnt Ihr aber nicht hindern.

Flyns ⟨Bauer⟩.

Nein, die kann keiner hindern, und ich denke mir vieles.

Schulmeister.

Nun, laßt doch hören, Flynschen, was denkt Ihr denn?

⟨Zu Swenne leise⟩.

Das ist der größte Einfaltspinsel im Dorfe.

Flyns.

Ich denke, daß mir alles recht ist, wenns nur nicht zur Ausführung des Planes kommt, den sich der Struensee, wie sie sagen, vorgenommen habe.

Babe.

Das wäre?

Flyns.

Daß er sich vorgenommen uns Bauern in Dänemark und in den Herzogtümern zu freien Leuten zu machen. Ich will nicht frei und unabhängig sein. Was ists denn Großes, daß ich für den Edelmann meinen Acker bestellen muß? dafür ernährt er mich und sorgt für mich, und eine Tracht Prügel nehme ich so mit. Wenn wir frei wären, müßten wir uns plagen und

quälen, wären unsere eignen Herrn und müßten Abgaben geben.

Babe.

Und für dein Eigentum, für die Freude, das, was du besitzest, dein nennen zu können, möchtest du nicht sorgen?

Flyns.

Ei was! wenn ein anderer für mich sorgt, ist mirs bequemer.

Schulmeister.

Das ist der erste vernünftige Gedanke, Flyns, auf dem ich dich ertappe. Mit der Freiheit käm auch zugleich die Aufklärung, das moderne Gift — Euer Tod.«

Außer den trefflichen Andeutungen, daß die Preßfreiheit eben so große Gegner hat unter den niedern, wie unter den hohen Ständen, und daß die Abschaffung der Leibeigenschaft den Leibeignen selbst am meisten verhaßt ist, außer dergleichen wahren Zügen, deren in jener Szene noch manche andere vorkommen, sehen wir deutlich, wie Struensee auf den hohen Isolierschemeln seiner Ideen tragisch allein stand, und im Kampfe des Einzelnen mit der Masse rettungslos untergehen mußte. Der feine Sinn unseres Dichters hat indessen die Notwendigkeit gefühlt, den allzugroßen Schmerz des Helden, bei einem solchen Untergang, einigermaßen zu mäßigen, er läßt ihn im Geiste die Zeit voraussehen, wo die Wohltäter des Volks mit dem Volke selbst einig sein werden, sterbend sieht er das Morgenrot dieser Zeit und spricht die schönen Worte:

»Der Tag geht auf! demütig leg ich ihm
Mein Leben nieder vor dem ewgen Thron.
Verborgner Wille tritt ans Licht und glänzt

Und Taten werden bleich, wie irdscher Kummer.
Doch ein beglückter Lohn steigt blühend auf,
Hier, wo ich wirkte, reift manch edle Saat.
So hab ich nicht umsonst gelebt, so hab ich
Mit falschen Lehren nicht das Reich geblendet!
Es kommt der Tag, die Zeiten machens wahr,
Was ich gewollt, die Tyrannei erkennt,
Daß sich das Ende ihrer Schrecken naht.
Ich seh ein Blutgerüst sich nach dem andern
Erbaun, ein rasend Volk entfesselt sich,
Trifft seinen König in verruchter Wut,
Und dann sich selbst mit immer neuen Schlägen.
Geschäftig mäht das Beil die Leben nieder,
Wie emsge Schnitter ihre Ernte — plötzlich
Hemmt eine starke Hand die ehrne Wut.
Der Henker ruht, doch die gewaltge Hand
Kommt nicht zu segnen mit dem Zweig des Friedens.
Mit ihrem Schwert vergeudet sie die Völker,
Bis auch der Kampf erlischt, ein brausend Meer
Schlägt an ein einsam Grab, und alles ruht.
Und hellre Tage kommen, und die Völker
Und Kön'ge schließen einen ewgen Bund.
Notwendig ist die Zeit, sie muß erscheinen,
Sie ist gewiß, wie die allmächtge Weisheit.
Nur durch die Kön'ge sind die Völker mächtig,
Nur durch die Völker sind die Kön'ge groß.«

Nachdem wir uns über Grundidee, Diktion und Handlung der neuen Beerschen Tragödie geäußert, bleibt uns noch übrig, die Gestalten, die wir darin handeln sehen, näher zu beleuchten. Doch die Ökonomie dieser Blätter gestattet uns kein so kritisches Geschäft, und erlaubt uns kaum über die Hauptpersonen einige kürze Bemerkungen vorzubringen. Wir gebrauchen vorsätzlich das Wort »Gestalten« statt

Charaktere, mit dem ersteren Ausdruck das Äußere, mit dem andern das Innerliche der Erscheinung bezeichnend. Struensee, möge uns der Dichter den harten Tadel verzeihen, ist keine Gestalt. Das Verschwimmende, Verseufzende, Überweiche, was wir an ihm erblicken, soll vielleicht sein Charakter sein, wir wollen es sogar als einen Charakter gelten lassen, aber es raubt ihm alle äußere Gestaltlichkeit. Dasselbe ist der Fall bei Graf Ranzau, der, mehr edel als adlig, eben so wie Struensee vor lauter Sentimentalität, dem Erbgebrechen Beerscher Helden, auseinander fließt; nur wenn wir ihm ins Herz leuchten, sehen wir, daß er dennoch ein Charakter ist, wenn auch schwach gezeichnet, doch immer ein Charakter. Sein Haß gegen die Königin Juliane, womit er dennoch ein Bündnis gegen Struensee abschließt, und dergleichen Züge mehrere geben ihm Innerlichkeit, Individualität, kurz einen Charakter. Das Gesagte gilt einigermaßen auch vom Pfarrer Struensee; dieser, den einer unserer Freunde, gewiß mit Unrecht, für ein Nachbild des Vaters im Delavigneschen Paria halten wollte, gewann seine äußere Gestalt vielleicht weniger durch den Dichter selbst, als durch die Persönlichkeit des Darstellers. Die hohe Gestalt Eßlairs in einer solchen Rolle, nämlich als reformierter Pfarrer, erschien uns wie ein kolossaler, altkatholischer Dom, der zum protestantischen Gottesdienste eingerichtet worden; an den Wänden sind die hübschen Bilder teils abgebrochen, teils mit frischem Kalk überstrichen, die Pfeiler stehen nackt und kalt, und die Worte, die so öde und nüchtern von der neugezimmerten Kanzel erschallen, sind dennoch das Wort Gottes. So erschien uns Eßlair besonders in der Szene, wo der Pfarrer Struensee, fast im liturgischen Tone, seinen Sohn segnet.

Der Charakter der Königin Karoline Mathilde ist, wie sich von selbst versteht, holde Weiblichkeit, und wenn wir nicht irren, hat dem Dichter das Bild der unglücklichen Maria Antoinette vorgeschwebt, wie denn auch die Bedrängnisszene, wo die rebellierenden Truppen gegen das königliche Schloß marschieren, uns bedeutungsvoll den Tuilerienſturm ins Gedächtnis rief. An Gestalt gewann die Königin ebenfalls durch ihre Darstellerin, Dem. Hagn, die am Anfang des zweiten Aktes, auf dem roten, goldumränderten Sessel sitzend, ganz so freundlich aussah, wie auf dem Gemälde von Stieler, das wir jüngst im Ausstellungssaale des hiesigen Kunstvereins so sehr bewundert haben.

Wir besitzen nicht das Talent schönen Damen etwas Bitteres zu sagen, es sei denn, daß wir sie liebten, und wir enthalten uns unseres Urteils über das Spiel der Mad. Hagn als Königin Karoline Mathilde um so mehr, da man der Meinung ist, sie habe in dieser Rolle besser als jemals gespielt, und da überhaupt unser etwaiger Tadel jene ganze Unnaturschule betrifft, woraus so viele Meisterinnen hervorgegangen. Mit Ausnahme der Wolff, der Stich, der Schröder, der Peche, der Müller und noch einiger andern Damen, haben sich unsere Schauspielerinnen immer jenes gespreizten, singenden, gleißenden, heuchlerischen Tones befleißigt, der seines Gleichen nur auf lutherischen Kanzeln findet, und der jedes reine Gefühl parodiert. Die natürlichsten, unverwöhntesten Mädchen glauben, sobald sie die Bretter betreten, diesen Ton anstimmen zu müssen, und sobald sie sich diese traditionelle Unnatur zu eigen gemacht haben, nennen sie sich Künstlerinnen. Wenn wir in dieser Hinsicht unsere Königin Karoline Mathilde noch keine vollendete Künstlerin nennen, haben wir das größte

Lob ausgesprochen, welches sie von uns erwarten kann. Da sie noch jung ist, und hoffentlich auf wohlgemeinten Wink achtet, vermag sie vielleicht einst dem Streben nach jenem fatalen Künstlertume zu entsagen, und sie soll uns freundlich geneigt finden, sie dafür vollauf zu loben. Heute aber müssen wir die Krone einer bessern Königin zusprechen, und trotz unserer antiaristokratischen Gesinnung huldigen wir der Königin Juliane Marie. Diese ist eine Gestalt, diese ist ein Charakter, hier ist nichts auszusetzen an Zeichnung und Farbe, hier ist etwas Neues, etwas ganz Eigentümliches, und hier bekundet der Dichter seine höchste, göttlichste Vollmacht, seine Vollmacht, Menschen zu schaffen. Hier scheint uns Herr Beer ein Können zu offenbaren, das mehr ist, als was wir gewöhnlich Talent nennen, und das wir fast Genie nennen möchten, wenn wir mit diesem allzukostbaren Worte minder geizig wären.

Die alte, schleichend kräftige, entzückend schauderhafte Königin ist eine eigentümliche Schöpfung des Dichters, die sich mit keinem vorhandenen Bilde vergleichen läßt. Madame Frieß hat diese Rolle gespielt wie sie gespielt werden muß, sie hat den rauschenden Beifall, der ihr zu Teil wurde, rechtmäßig verdient, und seit jenem Abende zählen wir sie zu dem Häuflein besserer Schauspielerinnen, die wir oben genannt haben. Ihre seltsame, unruhige Händebewegung erinnerte uns lebhaft an die Semiramis der Mad. Georges. Ihre Kostumierung, ihre Stimme, ihr Gang, ihr ganzes Wesen erfüllte uns mit geheimem Grauen, absonderlich in der Szene, wo sie den Verschworenen die Nachtbefehle austeilt, ward uns so tief unheimlich zu Mute wie damals in unserer Kindheit, als eines Abends die blinde Magd uns die schaurige Geschichte erzählte von dem nächtlichen Schlosse, wo die ver-

wünschte Katzenkönigin, abenteuerlich geputzt, im Kreise ihrer Hofkater und Hofkatzen sitzt, und halb mit menschlicher Stimme und halb miauend, Unheil beratet.

Wir schließen diese Betrachtungen mit dem Bedauern, daß der Raum dieser Blätter uns nicht vergönnt, uns weitläuftiger über Herrn Beers neue Tragödie zu verbreiten. Wir fühlen selbst, daß wir zumeist nur eine Seite derselben, die politische, beleuchtet haben. Wir denken, daß andere Berichterstatter, wie gewöhnlich, einseitig die andere Seite, die romantische, die verliebte besprechen werden. Indem wir solche Ergänzung erwarten, wollen wir nur noch unsern Dank aussprechen für den hohen Genuß, den uns der Dichter bereitet. An der freimütigen Beurteilung, die sein Werk bei uns gefunden, möge er unsere neidlose, liebreiche Gesinnung erkennen, und es sollte uns freuen, wenn unser Wort vielleicht dazu beiträgt, ihn auf der schönen Bahn, die er so ruhmvoll betreten, noch lange zu erhalten. Die Dichter sind ein unstätes Volk, man kann sich nicht auf sie verlassen, und die besten haben oft ihre besseren Meinungen gewechselt, aus eitel Veränderungssucht. In dieser Hinsicht sind die Philosophen weit sicherer, weit mehr als die Dichter lieben sie die Wahrheiten, die sie einmal ausgesprochen, man sieht sie weit ausdauernder dafür kämpfen, denn sie haben selbst mühsam diese Wahrheiten aus der Tiefe des Denkens hervorgedacht, während sie den müßigen Dichtern gewöhnlich wie ein leichtes Geschenk zugekommen sind. Mögen die künftigen Tragödien des Herrn Beer, eben so wie der Paria und der Struensee, tief durchdrungen werden von dem Hauche jenes Gottes, der noch größer ist als der große Apollo und all die andern mediatisierten Götter des Olymps, wir sprechen vom Gotte der Freiheit.

# John Bull

‹Übersetzt aus einer englischen Beschreibung Londons›

Es scheint, als ob die Irländer, durch ein unveränderliches Gesetz ihrer Natur, den Müßiggang als das echte, charakteristische Kennzeichen eines Gentlemans betrachten, und da ein jeder dieses Volkes, kann er auch aus Armut nicht einmal sein gentiles Hinterteil bedecken, dennoch ein geborener Gentleman ist, so geschieht es, daß verhältnismäßig wenige Sprößlinge des grünen Erin sich mit den Kaufleuten der City vermischen. Diejenigen Irländer, welche wenig oder gar keine Erziehung genossen, und solcher zählt man wohl die meisten, sind Taglohn-Gentlemen ‹gentlemen day-labourers›, und die übrigen sind Gentlemen an und für sich selbst. Könnten sie durch einen raschen Coup de main zum Genusse eines merkantilischen Reichtums gelangen, so würden sie sich wohl gern dazu entschließen, aber sie können sich nicht auf dreifüßige Comptoirstühlchen niederlassen, und über Pulte und lange Handelsbücher gebeugt liegen, um sich langsame Schätze zu erknickern.

Dergleichen aber ist ganz die Sache eines Schotten. Sein Verlangen, den Gipfel des Baums zu erreichen, ist ebenfalls ziemlich heftig, aber seine Hoffnungen sind weniger sanguinisch als beharrlich, und mühsame Ausdauer ersetzt das momentane Feuer. Der Irländer springt und hüpft wie ein Eichhörnchen, und wenn er, was oft geschieht, sich an Stamm und Zweigen nicht fest genug hielt, schießt er herab in den Kot, steht dort besudelt, wenn auch nicht verletzt, und eine Menge von Hin- und Hersprüngen werden Vorbereitungen zu einem neuen Versuche, der wahrscheinlich eben so fruchtlos ablaufen wird. Hingegen der zögernde Schotte

wählt sich seinen Baum mit großer Sorgfalt, er untersucht, ob er auch gut gewachsen ist, und stark genug ihn zu tragen, und kräftig wurzelnd, um nicht von den Stürmen des Zufalls niedergeblasen zu werden. Er sorgt auch, daß die niedrigsten Äste ganz in seinem Bereiche sind, und durch eine bequeme Folge von Knoten an der Rinde sein Aufschwingen sicher vollbracht werden kann. Er beginnt von unten an, betrachtet genau jeden Zweig, bevor er sich ihm anvertraut, und bewegt nie den einen Fuß, ehe er sicher ist, daß der andere recht fest steht. Andere Leute, welche hitziger und minder bedächtig sind, klimmen über ihn fort, und bespötteln die ängstliche Langsamkeit seiner Fortschritte; aber das kümmert ihn wenig, er klettert weiter, geduldig und beharrlich, und wenn jene niederpurzeln und er noch oben auf ist, so kömmt das Lachen an ihn, und er lacht recht herzlich.

Diese bewunderungswerte Fähigkeit des Schotten sich in Handelsgeschäften hervorzutun, seine außerordentliche Nachgiebigkeit gegen seine Vorgesetzten, die beständige Hast, womit er seine Segel nach jedem Winde aufspannt, hat nicht allein bewirkt, daß man in den Handlungshäusern Londons eine Unzahl schottischer Schreiber, sondern auch Schotten als Compagnons finden kann. Dennoch, vermochten die Schotten keineswegs, trotz ihrer Anzahl und ihres Einflusses, dieser Sphäre der londoner Gesellschaft ihren Nationalcharakter einzuprägen. Eben jene Eigenschaften, wodurch sie beim Anfang ihrer Laufbahn die besten Diener ihrer Obern und späterhin die besten Associés sind, bewirken auch, daß sie die Sitten und den Geschmack ihrer Umgebung nachäffen. Außerdem finden sie, daß jene Gegenstände, worauf sie zu Hause den höchsten Wert legten, in ihrer neuen Heimat wenig geachtet werden. Ihre kleinlichen Feudalverbindungen,

ihre prahlende Vetterschaft mit irgend einem unbarbierten Eigentümer von zwei oder drei kahlen Bergen, ihre Legenden von zwei oder drei außerordentlichen Männern, deren Namen man niemals außerhalb Schottland gehört hat, ihre puritanische Mäßigkeit, worin sie erzogen worden, und die Sparsamkeit, die sie sich zu eigen gemacht — all dergleichen stimmt nicht überein mit den positiven und verschwenderischen Gewöhnungen John Bulls.

Das Gepräge John Bulls ist so tief und scharf, wie das einer griechischen Denkmünze, und wo und wie man ihn findet, sei es in London oder in Kalkutta, sei es als Herr oder als Diener, kann man ihn nie verkennen. Überall ist er ein Wesen wie eine plumpe Tatsache, sehr ehrlich, aber kalt und durchaus abstoßend. Er hat ganz die Solidität einer materiellen Substanz, und man kann nie umhin zu bemerken, daß, wo er auch sei und mit wem er auch sei, John Bull sich doch immer als die Hauptperson betrachtet — so wie auch, daß er niemals Rat oder Lehre von demjenigen annehmen wird, der sich vorher die Miene gegeben, als ob er dessen bedürfe. Und wo er auch sei, bemerkt man: sein eigner Comfort, sein eigner, unmittelbarer, persönlicher Comfort, ist der große Gegenstand all seiner Wünsche und Bestrebungen.

Denkt John Bull, daß Aussicht zu irgend einem Gewinn vorhanden sei, so wird er schon beim ersten Zusammentreffen sich mit jemand einlassen. Will man aber einen intimen Freund an ihm haben, so muß man ihm, wie einem Frauenzimmer, die Cour machen; hat man endlich seine Freundschaft erlangt, so findet man bald, daß sie nicht der Mühe wert war. Vorher, ehe man sich um ihn bewarb, gab er kalte, genaue Höflichkeit, und was er nachher zu geben hat, ist nicht viel

mehr. Man findet bei ihm so eine mechanische Förmlichkeit, und ein so offenes Bekenntnis jener Selbstsucht, welche andere Leute vielleicht eben so stark besitzen, aber gar sorgsam verbergen, so daß uns das kostbarste Gastmahl eines Engländers kaum halb so gut schmeckt, wie die Hand voll Datteln des Beduinen in der Wüste.

Aber während John Bull der kälteste Freund ist, ist er der sicherste Nachbar, und der gradsinnigste und generöseste Feind; während er sein eigenes Schloß wie ein Pascha hütet, sucht er nie in ein fremdes einzudringen. Comfort und Unabhängigkeit — unter dem einen versteht er die Befugnis sich alles zu kaufen, was zu seiner bequemsten Behaglichkeit beitragen kann, unter dem andern Ausdruck versteht er das Gefühl, daß er alles tun kann, was er will und alles sagen kann, was er denkt — diese beiden sind ihm die Hauptsache, und da kümmert er sich wenig um die zufälligen und vielleicht chimärischen Auszeichnungen, die in der übrigen Welt so viel Plag und Not hervorbringen. Sein Stolz — und er hat Stolz in hinlänglicher Fülle — ist nicht der Stolz des Haman; wenig kümmert es ihn, ob Mordochai, der Jude, lang und breit vor der Türe seines Hauses sitze, nur dafür sorgt er, daß besagter Mordochai nicht ins Haus hineinkomme, ohne seine spezielle Erlaubnis, die er ihm gewiß nur dann gewährt, wenn es zusammenstimmt mit seinem eigenen Vorteil und Comfort.

Sein Stolz ist ein englisches Gewächs; obschon er ziemlich viel prahlt, so ist seine Prahlerei doch nicht von der Art anderer Völker. Nie sieht man, daß er sich auf Rechnung seiner Vorfahren irgend ein Air von Würde beimesse; wenn John Bull seine Taschen voll Guineen hat und ein Mann geworden ist, der warm sitzt, so kümmert es ihn für keinen Pfifferling, ob sein Großvater ein Herzog war oder ein Karrenschieber. »Jeder-

mann ist er selbst und er ist nicht sein Vater« ist Johns Theorie, und nach dieser richtet er seine Handlungen. Er prahlt nur damit, daß er ein Engländer ist, daß er irgendwo zwischen Lowestoft und St. Davids und zwischen Penzance und Berwick das Licht des Tages erblickte und tut sich auf diesen Umstand mehr zu gut, als wenn er auf irgend einem andern Fleck dieses Planeten geboren worden wäre. Denn Alt-England gehört ihm, und er gehört Alt-England. Diesem aber ist nichts gleich auf der ganzen Welt, es kann die ganze Welt ernähren, die ganze Welt unterrichten, und wenn es drauf ankäme, auch die ganze Welt erobern.

Aber das ist nur im allgemeinen gesagt, denn ersucht man John auf das Besondere einzugehen, und rückt ihm etwas näher zu Leibe, so findet man, daß in diesem gepriesenen England eigentlich doch nichts vorhanden ist, womit er ganz zufrieden wäre, außer ihm selbst.

Man erwähne gegen ihn den König, denselben König, dessen Thron er mit so großem Stolz auf seinen Schultern trägt — und gleich klagt er über Verschwendung im königlichen Hausstand, Bestechlichkeit durch königliche Gunst, wachsenden, bedrohlichen Einfluß der Krone, und beteuert, daß wenn nicht bedeutende, schnelle Eingriffe und Beschränkungen statt finden, so wird England bald nicht mehr England sein. Erwähnt man gegen ihn die Parlamente — so brummt er und verdammt beide, klagt, daß das Oberhaus durch Hofgunst und das Unterhaus durch Parteiwesen und Bestechung gefüllt werden, und vielleicht versichert er obendrein, England würde besser dran sein, wenn es gar kein Parlament gäbe. Erwähnt man gegen ihn die Kirche — so bricht er aus in ein Zetergeschrei über Zehnten und über gemästete Pfaffen, die das Wort Gottes zu ihrer Domäne gemacht haben und alle müh-

samen Früchte fremder Arbeit in geistlichem Müßiggang verzehren. Erwähnt man die öffentliche Meinung und den großen Vorteil der schnellen Verbreitung aller Art von Mitteilung, — so beklagt er ganz sicher, daß der Irrtum auf diesen verbesserten Wegen eben so schnell reist wie die Wahrheit, und daß das Volk alte Dummheiten aufgibt, um sich neue dafür anzuschaffen. Kurz, in ganz England gibt es keine einzige Institution, womit John vollkommen zufrieden wäre. Sogar die Elemente trifft sein Tadel, und von Anfang bis Ende des Jahres murrt er über das Klima eben so stark, wie über Dinge, die von Menschen herrühren. Selbst mit den Gütern, die er selbst erworben, ist er unzufrieden, wenn man ihn näher ausforscht. Obschon er große Reichtümer zusammen gescharrt hat, so ist doch sein beständiger Refrain, daß er zu Grunde geh, er ist bettelarm, während er zwischen aufgehäuften Schätzen, in einem Palaste wohnt, und er stirbt vor Hunger — während er so rund gefüttert ist, daß er mit seinem Schmerbauche Mühe hat, sich von einem Ende des Zimmers nach dem andern hinzuschieben. Nur eins gibt es, was sein vollständiges Lob erhält, selbst wenn man es ganz besonders erwähnt — und das ist die Flotte, die Kriegsschiffe, Alt-Englands hölzerne Wälle, und diese lobt er vielleicht, weil er sie nie sieht.

Indessen, wir wollen diese Tadelsucht nicht tadeln. Sie hat dazu beigetragen England zu dem zu machen und zu erhalten, was es jetzt ist. Dieser Murrsinn des rauhen, halsstarrigen aber ehrlichen John Bulls ist vielleicht das Bollwerk brittischer Größe im Ausland und brittischer Freiheit daheim, und obgleich manche Provinzen Großbritanniens es nicht genug zu schätzen wissen, so verdanken sie doch das reelle Gute, das sie besitzen, weit eher John Bulls beharrlichem Knurren

als der nachgiebigen Philosophie des Schotten oder dem stürmischen Feuer des Irländers. Diese beiden Völker, in der jetzigen Klemme, scheinen nicht Kraft und Ausdauer genug zu besitzen ihre eigenen Rechte zu erhalten und ihr eigenes Heil zu befördern; und wenn irgend ein Widerstand gegen Eingriffe in die allgemeine Freiheit zu leisten ist, oder eine Maßregel für das allgemeine Beste ergriffen werden soll, so zeigen uns die Tagebücher des Parlaments und die Petitionen, die darin vorgebracht werden, daß in den meisten Fällen mit einem solchen Widerstand und einer solchen Maßregel niemand anders hervortritt als John Bull, der mürrische, selbstsüchtige, brummende, aber doch kühne, männliche, unabhängige, unerweichbare, vordringende und durchdringende John Bull.

## Die deutsche Literatur

von Wolfgang Menzel. 2 Teile. Stuttgart, bei Gebrüder Frankh. 1828

»Wisse, daß jedes Werk, das da wert war zu erscheinen, sogleich bei seiner Erscheinung gar keinen Richter finden kann; es soll sich erst sein Publikum erziehen, und einen Richterstuhl für sich bilden. — — Spinoza hat über ein Jahrhundert gelegen, ehe ein treffendes Wort über ihn gesagt wurde, über Leibniz ist vielleicht das erste treffende Wort noch zu erwarten, über Kant ganz gewiß. Findet ein Buch sogleich bei seiner Erscheinung seinen kompetenten Richter, so ist dies der treffende Beweis, daß dieses Buch eben so wohl auch ungeschrieben hätte bleiben können.«

Diese Worte sind von Johann Gottlieb Fichte, und wir setzen sie als Motto vor unsere Rezension des Menzelschen Werks, teils um anzudeuten, daß wir nichts weniger als eine Rezension liefern, teils auch um den Vfr. zu trösten, wenn über den eigentlichen Inhalt seines Buches nichts Ergründendes gesagt wird, sondern nur dessen Verhältnis zu anderen Büchern der Art, dessen Äußerlichkeiten und besonders hervorstehende Gedankenspitzen besprochen werden.

Indem wir nun zuvörderst zu ermitteln suchen, mit welchen vorhandenen Büchern der Art das vorliegende Werk vergleichend zusammengestellt werden kann, kommen uns Friedrich Schlegels Vorlesungen über Literatur fast ausschließlich in Erinnerung. Auch dieses Buch hat nicht seinen kompetenten Richter gefunden, und wie stark sich auch in der letzteren Zeit, aus kleinlich protestantischen Gründen, manche absprechende Stimmen gegen Friedrich Schlegel erhoben haben, so war doch noch keiner im Stande, beurteilend sich über

den großen Beurteiler zu erheben, und wenn wir auch eingestehen müssen, daß ihm an kritischem Scharfblick sein Bruder August Wilhelm und einige neuere Kritiker, z. B. Wilibald Alexis, Zimmermann, Varnhagen v. Ense und Immermann, ziemlich überlegen sind, so haben uns diese bisher doch nur Monographien geliefert, während Friedrich Schlegel großartig das Ganze aller geistigen Bestrebungen erfaßte, die Erscheinungen derselben gleichsam wieder zurückschuf in das ursprüngliche Schöpfungs-Wort, woraus sie hervorgegangen, so daß sein Buch einem schaffenden Geisterliede gleicht.

Die religiösen Privatmarotten, die Schlegels spätere Schriften durchkreuzen, und für die er allein zu schreiben wähnte, bilden doch nur das Zufällige, und namentlich in den Vorlesungen über Literatur ist, vielleicht mehr als er selbst weiß, die Idee der Kunst noch immer der herrschende Mittelpunkt, der mit seinen goldenen Radien das ganze Buch umspinnt. Ist doch die Idee der Kunst zugleich der Mittelpunkt jener ganzen Literaturperiode, die mit dem Erscheinen Goethes anfängt und erst jetzt ihr Ende erreicht hat, ist sie doch der eigentliche Mittelpunkt in Goethe selbst, dem großen Repräsentanten dieser Periode — und wenn Friedrich Schlegel, in seiner Beurteilung Goethes, demselben allen Mittelpunkt abspricht, so hat dieser Irrtum vielleicht seine Wurzel in einem verzeihlichen Unmut. Wir sagen »verzeihlich«, um nicht das Wort »menschlich« zu gebrauchen: die Schlegel, geleitet von der Idee der Kunst, erkannten die Objektivität als das höchste Erfordernis eines Kunstwerks, und da sie diese im höchsten Grade bei Goethe fanden, hoben sie ihn auf den Schild, die neue Schule huldigte ihm als König, und als er König war, dankte er, wie Könige zu danken pflegen, indem

er die Schlegel kränkend ablehnte und ihre Schule in den Staub trat.

Menzels »deutsche Literatur« ist ein würdiges Seitenstück zu dem erwähnten Werke von Friedr. Schlegel. Dieselbe Großartigkeit der Auffassung, des Strebens, der Kraft und des Irrtums. Beide Werke werden den späteren Literatoren Stoff zum Nachdenken liefern, indem nicht bloß die schönsten Geistesschätze darin niedergelegt sind, sondern indem auch ein jedes dieser beiden Werke ganz die Zeit charakterisiert, worin es geschrieben ist. Dieser letztere Umstand gewährt auch uns das meiste Vergnügen bei der Vergleichung beider Werke. In dem Schlegelschen sehen wir ganz die Bestrebungen, die Bedürfnisse, die Interessen, die gesamte deutsche Geistesrichtung der vorletzten Dezennien, und die Kunstidee als Mittelpunkt des Ganzen. Bilden aber die Schlegelschen Vorlesungen solchermaßen ein Literaturepos, so erscheint uns hingegen das Menzelsche Werk wie ein bewegtes Drama, die Interessen der Zeit treten auf und halten ihre Monologe, die Leidenschaften, Wünsche, Hoffnungen, Furcht und Mitleid sprechen sich aus, die Freunde raten, die Feinde drängen, die Parteien stehen sich gegenüber, der Vfr. läßt allen ihr Recht widerfahren, als echter Dramatiker behandelt er keine der kämpfenden Parteien mit allzu besonderer Vorliebe, und wenn wir etwas vermissen, so ist es nur der Chorus, der die letzte Bedeutung des Kampfes ruhig ausspricht. Diesen Chorus aber konnte uns Herr Menzel nicht geben, wegen des einfachen Umstandes, daß er noch nicht das Ende dieses Jahrhunderts erlebt hat. Aus demselben Grunde erkannten wir bei einem Buche aus einer früheren Periode, dem Schlegelschen, weit leichter den eigentlichen Mittelpunkt, als bei einem Buche aus der jetzigsten Gegen-

wart. Nur so viel sehen wir, der Mittelpunkt des Menzelschen Buches ist nicht mehr die Idee der Kunst. Menzel sucht viel eher das Verhältnis des Lebens zu den Büchern aufzufassen, einen Organismus in der Schriftwelt zu entdecken, es ist uns manchmal vorgekommen, als betrachte er die Literatur wie eine Vegetation — und da wandelt er mit uns herum und botanisiert, und nennt die Bäume bei ihren Namen, reißt Witze über die größten Eichen, riecht humoristisch an jedem Tulpenbeet, küßt jede Rose, neigt sich freundlich zu einigen befreundeten Wiesenblümchen, und schaut dabei so klug, daß wir fast glauben möchten, er höre das Gras wachsen.

Andererseits erkennen wir bei Menzel ein Streben nach Wissenschaftlichkeit, welches ebenfalls eine Tendenz unserer neuesten Zeit ist, eine jener Tendenzen, wodurch sie sich von der früheren Kunstperiode unterscheidet. Wir haben große geistige Eroberungen gemacht, und die Wissenschaft soll sie als unser Eigentum sichern. Diese Bedeutung derselben hat sogar die Regierung in einigen deutschen Staaten anerkannt, absonderlich in Preußen, wo die Namen Humboldt, Hegel, Bopp, A. W. Schlegel, Schleiermacher etc. in solcher Hinsicht am schönsten glänzen. Dasselbe Streben hat sich, zumeist durch Einwirkung solcher deutschen Gelehrten, nach Frankreich verbreitet, auch hier erkennt man, daß alles Wissen einen Wert an und für sich hat, daß es nicht wegen der augenblicklichen Nützlichkeit kultiviert werden soll, sondern damit es seinen Platz finde in dem Gedankenreiche, das wir, als das beste Erbteil, den folgenden Geschlechtern überliefern werden.

Herr Menzel ist mehr ein enzyklopädischer Kopf als ein synthetisch wissenschaftlicher. Da ihn aber sein Willen zur Wissenschaftlichkeit drängt, so finden wir in

seinem Buche eine seltsame Vereinigung seiner Naturanlage mit seinem vorgefaßten Streben. Die Gegenstände entsteigen daher nicht aus einem einzigen innersten Prinzip, sie werden vielmehr nach einem geistreichen Schematismus einzeln abgehandelt, aber doch ergänzend, so daß das Buch ein schönes, gerundetes Ganze bildet.

In dieser Hinsicht gewinnt vielleicht das Buch für das große Publikum, dem die Übersicht erleichtert wird, und das auf jeder Seite etwas Geistreiches, Tiefgedachtes und Anziehendes findet, welches nicht erst auf ein letztes Prinzip bezogen werden muß, sondern an und für sich schon seinen vollgültigen Wert hat. Der Witz, den man in Menzelschen Geistesprodukten zu suchen berechtigt ist, wird durchaus nicht vermißt, er erscheint um so würdiger, da er nicht mit sich selbst kokettiert, sondern nur der Sache wegen hervortritt — obgleich sich nicht leugnen läßt, daß er Herrn Menzel oft dazu dienen muß, die Lücken seines Wissens zu stopfen. H. M. ist unstreitig einer der witzigsten Schriftsteller Deutschlands, er kann seine Natur nicht verleugnen, und möchte er auch, alle witzigen Einfälle ablehnend, in einem steifen Perückentone dozieren, so überrascht ihn wenigstens der Ideenwitz, und diese Witzart, eine Verknüpfung von Gedanken, die sich noch nie in einem Menschenkopfe begegnet, eine wilde Ehe zwischen Scherz und Weisheit, ist vorherrschend in dem Menzelschen Werke. Nochmals rühmen wir des Vfrs. Witz, um so mehr, da es viele trockene Leute in der Welt gibt, die den Witz gern proskribieren möchten, und man täglich hören kann, wie Pantalon sich gegen diese niedrigste Seelenkraft, den Witz, zu ereifern weiß, und als guter Staatsbürger und Hausvater die Polizei auffordert ihn zu verbieten. Mag immerhin der Witz

zu den niedrigsten Seelenkräften gehören, so glauben wir doch, daß er sein Gutes hat. Wir wenigstens möchten ihn nicht entbehren. Seitdem es nicht mehr Sitte ist, einen Degen an der Seite zu tragen, ist es durchaus nötig, daß man Witz im Kopfe habe. Und sollte man auch so überlaunig sein, den Witz nicht bloß als notwendige Wehr, sondern sogar als Angriffswaffe zu gebrauchen, so werdet darüber nicht allzu sehr aufgebracht, Ihr edlen Pantalone des deutschen Vaterlandes! Jener Angriffswitz, den Ihr Satyre nennt, hat seinen guten Nutzen in dieser schlechten, nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion ist mehr im Stande, die Lüste der kleinen Erdenherrscher zu zügeln, sie verhöhnen Euch ungestraft und ihre Rosse zertreten Eure Saaten, Eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüten dem schmutzigen Parvenü, alle Rosen dieser Welt werden die Beute eines windigen Geschlechtes von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien, und vor dem Übermut des Reichtums und der Gewalt schützt Euch nichts — als der Tod und die Satyre.

»Universalität ist der Charakter unserer Zeit,« sagt Herr Menzel im zweiten Teile S. 63. seines Werkes, und da dieses letztere, wie wir oben bemerkt, ganz den Charakter unserer Zeit trägt, so finden wir darin auch ein Streben nach jener Universalität. Daher ein Verbreiten über alle Richtungen des Lebens und des Wissens, und zwar unter folgenden Rubriken: »die Masse der Literatur, Nationalität, Einfluß der Schulgelehrsamkeit, Einfluß der fremden Literatur, der literarische Verkehr, Religion, Philosophie, Geschichte, Staat, Erziehung, Natur, Kunst und Kritik.« Es ist zu bezweifeln, ob ein junger Gelehrter in allen möglichen Disziplinen so tief eingeweiht sein kann, daß wir eine gründliche Kritik des neuesten Zustandes derselben

von ihm erwarten dürften. Herr Menzel hat sich durch Divination und Konstruktion zu helfen gewußt. Im Divinieren ist er oft sehr glücklich, im Konstruieren immer geistreich. Wenn auch zuweilen seine Annahmen willkürlich und irrig sind, so ist er doch unübertrefflich im Zusammenstellen des Gleichartigen und der Gegensätze. Er verfährt kombinatorisch und konziliatorisch. Den Zweck dieser Blätter berücksichtigend wollen wir als eine Probe der Menzelschen Darstellungsweise die folgende Stelle aus der Rubrik »Staat« mitteilen:

»Bevor wir die Literatur der politischen Praxis betrachten, wollen wir einen Blick auf die Theorien werfen. Alle Praxis geht von den Theorien aus. Es ist jetzt nicht mehr die Zeit, da die Völker aus einem gewissen sinnlichen Übermut, oder aus zufälligen, örtlichen Veranlassungen in einen vorübergehenden Hader geraten. Sie kämpfen vielmehr um Ideen, und eben darum ist ihr Kampf ein allgemeiner, im Herzen eines jeden Volks selbst, und nur in so fern eines Volks wider das andere, als bei dem einen diese, bei dem anderen jene Idee das Übergewicht behauptet. Der Kampf ist durchaus philosophisch geworden, so wie er früher religiös gewesen. Es ist nicht ein Vaterland, nicht ein großer Mann, worüber man streitet, sondern es sind Überzeugungen, denen die Völker wie die Helden sich unterordnen müssen. Völker haben mit Ideen gesiegt, aber sobald sie ihren Namen an die Stelle der Idee zu setzen gewagt, sind sie zu Schanden geworden, Helden haben durch Ideen eine Art von Weltherrschaft erobert, aber sobald sie die Idee verlassen, sind sie in Staub gebrochen. Die Menschen haben gewechselt, nur die Ideen sind bestanden. Die Geschichte war nur die Schule der Prinzipien. Das vorige Jahrhundert war reicher an voraussichtigen Spe-

kulationen, das gegenwärtige ist reicher an Rücksichten und Erfahrungsgrundsätzen. In beiden liegen die Hebel der Begebenheiten, durch sie wird alles erklärt, was geschehen ist.

Es gibt nur zwei Prinzipe oder entgegengesetzte Pole der politischen Welt, und an beiden Endpunkten der großen Achse haben die Parteien sich gelagert, und bekämpfen sich mit steigender Erbitterung. Zwar gilt nicht jedes Zeichen der Partei für jeden ihrer Anhänger, zwar wissen manche kaum, daß sie zu dieser bestimmten Partei gehören, zwar bekämpfen sich die Glieder einer Partei unter einander selbst, sofern sie aus ein und demselben Prinzip verschiedene Folgerungen ziehen, im allgemeinen aber muß der subtilste Kritiker so gut wie das gemeine Zeitungspublikum einen Strich ziehen zwischen Liberalismus und Servilismus, Republikanismus und Autokratie. Welches auch die Nüancen sein mögen, jenes clair-obscur und jene bis zur Farblosigkeit gemischten Tinten, in welche beide Hauptfarben in einander übergehen, diese Hauptfarben selbst verbargen sich nirgends, sie bilden den großen, den einzigen Gegensatz in der Politik, und man sieht sie den Menschen wie den Büchern gewöhnlich auf den ersten Blick an. Wohin wir im politischen Gebiet das Auge werfen, trifft es diese Farben an. Sie füllen es ganz aus, hinter ihnen ist leerer Raum.

Die liberale Partei ist diejenige, die den politischen Charakter der neueren Zeit bestimmt, während die sogenannte servile Partei noch wesentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus schreitet daher in demselben Maße fort, wie die Zeit selbst, oder ist in dem Maße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüber dauert. Er entspricht dem Protestantismus, sofern er gegen das Mit-

telalter protestiert, er ist nur eine neue Entwickelung des Protestantismus im weltlichen Sinn, wie der Protestantismus ein geistlicher Protestantismus war. Er hat seine Partei in dem gebildeten Mittelstande, während der Servilismus die seinige in den Vornehmen und in der rohen Masse findet. Dieser Mittelstand schmilzt allmählig immer mehr die starren Kristallisationen der mittelalterlichen Stände zusammen. Die ganze neuere Bildung ist aus dem Liberalismus hervorgegangen, oder hat ihm gedient, sie war die Befreiung von dem kirchlichen Autoritätsglauben. Die ganze Literatur ist ein Triumph des Liberalismus, denn seine Feinde sogar müssen in seinen Waffen fechten. Alle Gelehrte, alle Dichter haben ihm Vorschub geleistet, seinen größten Philosophen aber hat er in Fichte, seinen größten Dichter in Schiller gefunden.«

Unter der Rubrik »Philosophie« bekennt sich Herr Menzel ganz zu Schelling, und unter der Rubrik »Natur« hat er dessen Lehre, wie sich gebührt, gefeiert. Wir stimmen überein in dem, was er über diesen allgemeinen Weltdenker ausspricht. Görres und Steffens finden als schellingsche Unterdenker ebenfalls ihre Anerkennung. Ersterer ist mit Vorliebe gewürdigt, seine Mystik etwas allzu poetisch gerühmt. Doch sehen wir diesen hohen Geist immer lieber überschätzt als parteiisch verkleinert. Steffens wird als Repräsentant des Pietismus dargestellt, und die Ansichten, die der Vfr. von Mystik und Pietismus hegt, sind, wenn auch irrig, doch immer tiefsinnig, schöpferisch und großartig. Wir erwarten nicht viel Gutes vom Pietismus, obgleich Herr Menzel sich abmüht, das Beste von ihm zu prophezeien. Wir teilen die Meinung eines witzigen Mannes, der keck behauptet: unter hundert Pietisten sind neun und neunzig Schurken und ein Esel. Von frömmelnden

Heuchlern ist kein Heil zu erwarten und durch Eselsmilch wird unsere schwache Zeit auch nicht sehr erstarken. Weit eher dürfen wir Heil vom Mystizismus erwarten. In seiner jetzigen Erscheinung mag er immerhin widerwärtig und gefährlich sein, in seinen Resultaten kann er heilsam wirken. Dadurch, daß der Mystiker sich in die Traumwelt seiner innern Anschauung zurückzieht und in sich selbst die Quelle aller Erkenntnis annimmt: dadurch ist er der Obergewalt jeder äußern Autorität entronnen, und die orthodoxesten Mystiker haben auf diese Art in der Tiefe ihrer Seele jene Urwahrheiten wieder gefunden, die mit den Vorschriften des positiven Glaubens im Widerspruch stehen, sie haben die Autorität der Kirche geleugnet und haben mit Leib und Leben ihre Meinung vertreten. Ein Mystiker aus der Sekte der Essäer war jener Rabbi, der in sich selbst die Offenbarung des Vaters erkannte und die Welt erlöste von der blinden Autorität steinerner Gesetze und schlauer Priester, ein Mystiker war jener deutsche Mönch, der in seinem einsamen Gemüte die Wahrheit ahnte, die längst aus der Kirche verschwunden war, — und Mystiker werden es sein, die uns wieder vom neueren Wortdienst erlösen und wieder eine Naturreligion begründen, eine Religion, wo wieder freudige Götter aus Wäldern und Steinen hervorwachsen und auch die Menschen sich göttlich freuen. Die katholische Kirche hat jene Gefährlichkeit des Mystizismus immer tief gefühlt, daher, im Mittelalter, beförderte sie mehr das Studium des Aristoteles als des Plato, daher im vorigen Jahrhundert ihr Kampf gegen den Jansenismus, und zeigt sie sich heut zu Tage sehr freundlich gegen Männer wie Schlegel, Görres, Haller, Müller etc., so betrachtet sie solche doch nur wie Guerillas, die man in schlimmen Kriegszeiten, wo die stehen-

den Glaubensarmeen etwas zusammengeschmolzen sind, gut gebrauchen kann und späterhin in Friedenszeit gehörig unterdrücken wird. Es würde zu weit führen, wenn wir nachweisen wollten, wie auch im Oriente der Mystizismus den Autoritätsglauben sprengt, wie z. B. aus dem Sufismus in der neuesten Zeit Sekten entstanden, deren Religionsbegriffe von der erhabensten Art sind.

Wir können nicht genug rühmen, mit welchem Scharfsinne Herr Menzel vom Protestantismus und Katholizismus spricht, in diesem das Prinzip der Stabilität, in jenem das Prinzip der Evolution erkennend. In dieser Hinsicht bemerkt er sehr richtig unter der Rubrik »Religion«:

»Der Erstarrung muß die Bewegung, dem Tode das Leben, dem unveränderlichen Sein ein ewiges Werden sich entgegensetzen. Hierin allein hat der Protestantismus seine große welthistorische Bedeutung gefunden. Er hat mit der jugendlichen Kraft, die nach höherer Entwickelung drängt, der greisen Erstarrung gewehrt. Er hat ein Naturgesetz zu dem seinigen gemacht, und mit diesem allein kann er siegen. Diejenigen unter den Protestanten also, welche selbst wieder in eine andere Art von Starrsucht verfallen sind, die Orthodoxen, haben das eigentliche Interesse des Kampfes aufgegeben. Sie sind stehen geblieben und dürfen von Rechtswegen sich nicht beklagen, daß die Katholiken auch stehen geblieben sind. Man kann nur durch ewigen Fortschritt oder gar nicht gewinnen. Wo man stehen bleibt, ist ganz einerlei, so einerlei, als wo die Uhr stehen bleibt. Sie ist da, damit sie geht.«

Das Thema des Protestantismus führt uns auf dessen würdigen Verfechter, Johann Heinrich Voß, den Herr Menzel bei jeder Gelegenheit, mit den härtesten Worten und durch die bittersten Zusammenstellungen verunglimpft. Hierüber können wir nicht bestimmt genug

unseren Tadel aussprechen. Wenn der Vfr. unseren seligen Voß einen »ungeschlachten niedersächsischen Bauer« nennt, sollten wir fast auf den Argwohn geraten, er neige selber zu der Partei jener Ritterlinge und Pfaffen, wogegen Voß so wacker gekämpft hat. Jene Partei ist zu mächtig, als daß man mit einem zarten Galanteriedegen gegen sie kämpfen könnte, und wir bedurften eines ungeschlachten niedersächsischen Bauers, der das alte Schlachtschwert aus der Zeit des Bauernkriegs wieder hervorgrub und damit loshieb. Herr Menzel hat vielleicht nie gefühlt, wie tief ein ungeschlachtes niedersächsisches Bauernherz verwundet werden kann von dem freundschaftlichen Stich einer feinen, glatten hochadligen Viper — die Götter haben gewiß Herrn Menzel vor solchen Gefühlen bewahrt, sonst würde er die Herbheit der Vossischen Schriften nur in den Tatsachen finden und nicht in den Worten. Es mag wahr sein, daß Voß, in seinem protestantischen Eifer, die Bilderstürmerei etwas zu weit trieb. Aber man bedenke, daß die Kirche jetzt überall die Verbündete der Aristokratie ist und sogar hie und da von ihr besoldet wird. Die Kirche, einst die herrschende Dame, vor welcher die Ritter ihre Knie beugten und zu deren Ehren sie mit dem ganzen Orient tournierten, jene Kirche ist schwach und alt geworden, sie möchte sich jetzt eben diesen Rittern als dienende Amme verdingen, und verspricht mit ihren Liedern die Völker in den Schlaf zu lullen, damit man die Schlafenden leichter fesseln und scheren könne.

Unter der Rubrik »Kunst« häufen sich die meisten Ausfälle gegen Voß. Diese Rubrik umfaßt beinah den ganzen zweiten Teil des Menzelschen Werks. Die Urteile über unsere nächsten Zeitgenossen lassen wir unbesprochen. Die Bewunderung, die der Vfr. für Jean

Paul hegt, macht seinem Herzen Ehre. Ebenfalls die Begeisterung für Schiller. Auch wir nehmen daran Anteil, doch gehören wir nicht zu denen, die durch Vergleichung Schillers mit Goethe den Wert des letztern herabdrücken möchten. Beide Dichter sind vom ersten Range, beide sind groß, vortrefflich, außerordentlich, und hegen wir etwas Vorneigung für Goethe, so entsteht sie doch nur aus dem geringfügigen Umstand, daß wir glauben, Goethe wäre im Stande gewesen, einen ganzen Friedrich Schiller mit allen dessen Räubern, Piccolominis, Luisen, Marien und Jungfrauen zu dichten, wenn er der ausführlichen Darstellung eines solchen Dichters nebst den dazu gehörigen Gedichten in seinen Werken bedurft hätte.

Wir können über die Härte und Bitterkeit, womit Herr Menzel von Goethe spricht, nicht stark genug unser Erschrecken ausdrücken. Er sagt manch allgemein wahres Wort, das aber nicht auf Goethe angewendet werden dürfte. Beim Lesen jener Blätter, worin über Goethe gesprochen, oder vielmehr abgesprochen wird, ward uns plötzlich so ängstlich zu Mute wie vorigen Sommer, als ein Bankier in London uns, der Kuriosität wegen, einige falsche Banknoten zeigte, wir konnten diese Papiere nicht schnell genug wieder aus Händen geben, aus Furcht, man möchte plötzlich uns selbst als Verfertiger derselben anklagen und ohne Umstände vor Old Bailey aufhängen. Erst nachdem wir an den Menzelschen Blättern über Goethe unsere schaurige Neugier befriedigt, erwachte der Unmut. Wir beabsichtigen keineswegs eine Verteidigung Goethes, wir glauben die Menzelsche Lehre »Goethe sei kein Genie, sondern ein Talent« wird nur bei wenigen Eingang finden, und selbst diese wenigen werden doch zugeben, daß Goethe dann und wann das Talent hat, ein Genie zu sein.

Aber selbst wenn Menzel Recht hätte, würde es sich nicht geziemt haben, sein hartes Urteil so hart hinzustellen. Es ist doch immer Goethe, der König, und ein Rezensent, der an einen solchen Dichterkönig sein Messer legt, sollte doch eben so viel Courtoisie besitzen wie jener englische Scharfrichter, welcher Karl I. köpfte, und ehe er dieses kritische Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten niederkniete und seine Verzeihung erbat.

Woher aber kommt diese Härte gegen Goethe, wie sie uns hie und da sogar bei den ausgezeichnetsten Geistern bemerkbar worden? Vielleicht eben weil Goethe, der nichts als Primus inter pares sein sollte, in der Republik der Geister zur Tyrannis gelangt ist, betrachten ihn viele große Geister mit geheimen Groll. Sie sehen in ihm sogar einen Ludwig XI., der den geistigen hohen Adel unterdrückt, indem er den geistigen Tiers état, die liebe Mittelmäßigkeit, empor hebt. Sie sehen, er schmeichelt den respektiven Korporationen der Städte, er sendet gnädige Handschreiben und Medaillen an die Lieben Getreuen, und erschafft einen Papieradel von Hochbelobten, die sich schon viel höher dünken als jene wahren Großen, die ihren Adel, eben so gut wie der König selbst, von der Gnade Gottes erhalten, oder, um whiggisch zu sprechen, von der Meinung des Volkes. Aber immerhin mag dieses geschehen. Sahen wir doch jüngst in den Fürstengrüften von Westminster, daß jene Großen, die, als sie lebten, mit den Königen haderten, dennoch im Tode in der königlichen Nähe begraben liegen: — und so wird auch Goethe nicht verhindern können, daß jene großen Geister, die er im Leben gern entfernen wollte, dennoch im Tode mit ihm zusammen kommen, und neben ihm ihren ewigen Platz finden im Westminster der deutschen Literatur.

Die brütende Stimmung unzufriedener Großen ist ansteckend, und die Luft wird schwül. Das Prinzip der goetheschen Zeit, die Kunstidee, entweicht, eine neue Zeit mit einem neuen Prinzipe steigt auf, und seltsam! wie das Menzelsche Buch merken läßt, sie beginnt mit Insurrektion gegen Goethe. Vielleicht fühlt Goethe selbst, daß die schöne objektive Welt, die er durch Wort und Beispiel gestiftet hat, notwendiger Weise zusammensinkt, so wie die Kunstidee allmählig ihre Herrschaft verliert, und daß neue frische Geister von der neuen Idee der neuen Zeit hervorgetrieben werden, und gleich nordischen Barbaren, die in den Süden einbrechen, das zivilisierte Goethentum über den Haufen werfen und an dessen Stelle das Reich der wildesten Subjektivität begründen. Daher das Bestreben, eine goethesche Landmiliz auf die Beine zu bringen. Überall Garnisonen und aufmunternde Beförderungen. Die alten Romantiker, die Janitscharen, werden zu regulären Truppen zugestutzt, müssen ihre Kessel abliefern, müssen die goethesche Uniform anziehen, müssen täglich exerzieren. Die Rekruten lärmen und trinken und schreien Vivat, die Trompeter blasen —

Wird Kunst und Altertum im Stande sein, Natur und Jugend zurückzudrängen?

Wir können nicht umhin, ausdrücklich zu bemerken, daß wir unter »Goethentum« nicht Goethes Werke verstehen, nicht jene teuern Schöpfungen, die vielleicht noch leben werden, wenn längst die deutsche Sprache schon gestorben ist, und das geknutete Deutschland in slavischer Mundart wimmert, unter jenem Ausdruck verstehen wir auch nicht eigentlich die goethesche Denkweise, diese Blume, die, im Miste unserer Zeit, immer blühender gedeihen wird, und sollte auch ein glühendes Enthusiastenherz sich über ihre kalte Behaglichkeit noch

so sehr ärgern, mit dem Worte »Goethentum« deuteten wir oben vielmehr auf goethesche Formen, wie wir sie bei der blöden Jüngerschar nachgeknetet finden, und auf das matte Nachpiepsen jener Weisen, die der Alte gepfiffen. Eben die Freude, die dem Alten jenes Nachkneten und Nachpiepsen gewährt, erregte unsere Klage. Der Alte! wie zahm und milde ist er geworden! Wie sehr hat er sich gebessert! würde ein Nicolaite sagen, der ihn noch in jenen wilden Jahren kannte, wo er den schwülen Werther und den Götz mit der eisernen Hand schrieb? Wie hübsch manierlich ist er geworden, wie ist ihm alle Roheit jetzt fatal, wie unangenehm berührt es ihn, wenn er an die frühere xeniale, himmelstürmende Zeit erinnert wird, oder wenn gar andere, in seine alten Fußtapfen tretend, mit demselben Übermute ihre Titanenflegeljahre austoben! Sehr treffend hat in dieser Hinsicht ein geistreicher Ausländer unseren Goethe mit einem alten Räuberhauptmanne verglichen, der sich vom Handwerk zurückgezogen hat, unter den Honoratioren eines Provinzialstädtchens ein ehrsam bürgerliches Leben führt, bis aufs Kleinlichste alle Philistertugenden zu erfüllen strebt, und in die peinlichste Verlegenheit gerät, wenn zufällig irgend ein wüster Waldgesell aus Kalabrien mit ihm zusammentrifft, und alte Kameradschaft nachsuchen möchte.

# Johannes Wit von Dörring

In der Westminsterabtei sah ich das Grab von Thomas Parr, aus der Grafschaft Salop. Er war geboren 1483, starb den 15. November 1635, und lebte daher unter der Regierung von zehn Fürsten, nämlich: Edwards IV., Edwards V., Richards III., Heinrichs VII., Heinrichs VIII., Edwards VI., der Königin Maria, der Königin Elisabeth, Jakobs I. und Karls I. Merkwürdig ist es, daß dieser Mann im Alter von 130 Jahren vor dem geistlichen Gerichte des Ehebruchs angeklagt wurde und wegen dieses Vergehens öffentlich Kirchenbuße tun mußte. Man erzählt, als er zum ersten Male vor Karl I. gebracht wurde, sagte zu ihm der ernste König: »Parr, du hast länger gelebt als andere Menschen, was hast du mehr getan?« Dieser antwortete sogleich, ohne sich zu bedenken: »Als ich hundert dreißig Jahr alt war, tat ich Kirchenbuße!«

Nicht immer wohnt Weisheit unter einem weißen Dach, und Greise können oft eben so große Torheiten sprechen, wie die liebe Jugend. Aber es ist doch anzunehmen, daß hundertjährige oder gar anderthalbhundertjährige Menschen die Welt aus einem andren Gesichtspunkte betrachten wie unsereiner, über den Wert alles Tuns auf dieser Welt eine von der unsrigen sehr abweichende Ansicht hegen, und vielleicht das Ungewöhnliche der Tat an und für sich als das Höchste erkennen. Solche Menschen haben die Nichtigkeit der Dinge am tiefsten begriffen, die Erfahrung hat ihnen gezeigt, welch kleine Erfolge und welch niedrige Motive oft jene Handlungen hatten, die man anfänglich als überaus groß und edel gepriesen, und sie halten sich am Ende nur an das Interessante des Faktums selbst und beurteilen alle Erscheinungen auf dieser Erde, nicht als Moralisten, nicht als Politiker, sondern als vernünftige Zuschauer in einem großen

Theater, wo die Komödianten gelobt und getadelt werden, nicht wegen ihrer Rolle, sondern wegen ihres Spiels.

Ich erinnere vielleicht an diese Worte, wenn ich nächstens von dem außerordentlichen Manne spreche, dessen politische Kirchenbuße jetzt so viel Aufsehen erregt, und um so mehr, da er nichts weniger als 130 Jahr alt ist. Die Rolle selbst, die er in Deutschland spielt, soll nicht der Kritik unterworfen werden. Sentimentale Seelen mögen es ihm verdenken, daß er nicht mehr, im schwarzen Rock und langen Haar, als enthusiastischer Mortimer der Freiheit, agiert. Es bedarf keiner 130-jährigen Erfahrung, um einzusehen, daß solche Mortimers mit ihren Dolchen der armen, gefangenen Freiheit mehr geschadet als genutzt haben. Andre mögen jenen Mann deshalb tadeln, daß er jetzt den Leicester spielt, der mit der früheren Geliebten, mit der Freiheit, noch heimlich liebäugeln möchte, und sie dennoch öffentlich verleugnet und sich einer gekrönten Vettel in die Arme wirft. Es ist dieses wahrlich keine sogenannte gute Rolle, nicht einmal eine dankbare, und einem ehrlichen Hans von Birken, wie manchem andern deutschen Rezensenten, ist es nicht zu verargen, wenn er weniger seiner Vernunft als seinen Gefühlen Gehör gibt, und grobernsthaft zuschlägt. Wir aber sind feiner gesinnt, wir kritisieren nicht die Rolle, sondern das Spiel, und aus diesem Gesichtspunkte erklären wir den Johannes Wit von Dörring für einen seltenen Meister, und wir rühmen seine kühne Gewandtheit, seine wunderbare Herrschaft über die Sprache, sein Talent der Liebenswürdigkeit und der Malice, seine Kunst, sich mit frommen Phrasen zu schmücken, und endlich gar seines Geistes leuchtende Schwungfedern, die ihm eben so gut zum Fliegen wie zum Glänzen dienen könnten.

# Nachbemerkungen zu dem Aufsatz: Körperliche Strafe

Ich kann den vorhergehenden Aufsatz nicht in die Presse schicken, ohne einige Worte beizufügen. Ich teile ganz die Gefühle des Verfassers, dessen Urteil über militärische Disziplin gewiß kompetenter ist als das meinige. Ich kann nicht bestimmt genug versichern, wie sehr auch ich gegen Prügel im allgemeinen eingenommen bin, und wie sehr sich mein Gefühl empört, wenn ich geprügelte Nebenmenschen ins Besondere sehe. Der stolze Herr der Erde, der hohe Geist, der das Meer beherrscht und die Gesetze der Sterne erforscht, wird gewiß durch nichts so sehr gedemütigt als durch körperliche Strafe. Die Götter, um den lodernden Hochmut der Menschen herabzudämpfen, erschufen sie die Prügel. Die Menschen aber, deren Erfindungsgeist durch den brütenden Unwillen geschärft wurde, erschufen dagegen das Point d'honneur. Franzosen, Japaner, indische Braminen und das Offizierkorps des Kontinents haben diese Erfindung am schönsten ausgebildet, sie haben die Blutrache der Ehre in Paragraphe gebracht, und die Duelle, obgleich sie von den Staatsgesetzen, von der Religion und selbst von der Vernunft mißbilligt werden, sind dennoch eine Blüte schöner Menschlichkeit.

Bei den Engländern aber, wo sonst alle Erfindungen zur höchsten Vollkommenheit verfeinert werden, hat das Point d'honneur noch nicht seine rechte Politur empfangen, der Engländer hält Prügel noch immer für kein so großes Übel wie den Tod, und während meines Aufenthalts in England habe ich mancher Szene beigewohnt, wo ich auf den Gedanken kommen durfte, als haben Prügel im freien England keine so schlimmen Wirkungen

auf die persönliche Ehre wie im despotischen Deutschland. Ich habe Lords abprügeln gesehen, und sie schienen nur das Materielle dieser Beleidigung zu fühlen. Bei den Pferderennen zu Epsom und Brighton sah ich Jockeyen, die, um den Wettreutern Bahn zu machen, mit einer langen Peitsche hin und herliefen, und Lords und Gentlemen aus dem Weg peitschten. Und was taten die solchermaßen berührten Herren? Sie lachten mit einem saueren Gesichte.

Ist also körperliche Strafe in England nicht so entehrend wie bei uns, so ist doch der Vorwurf ihrer Grausamkeit dadurch noch nicht gemildert. Aber dieser trifft nicht das englische Volk, sondern die Aristokratie, die unter dem Wohl Englands nichts anderes versteht als die Sicherheit ihrer eigenen Herrschaft. Freien Menschen mit freiem Ehrgefühl dürfte diese despotische Rotte nicht trauen, sie bedarf des blinden Gehorsams geprügelter Sklaven. Der englische Soldat muß ganz Maschine sein, ganz Automat, das aufs Kommandowort marschiert und losschießt. Daher bedarf er auch keines Befehlshabers von bedeutender Persönlichkeit. Eines solchen bedurften freie Franzosen, die der Enthusiasmus leitet, und die einst, trunken von der Feuerseele ihres großen Feldherrn, wie im Rausche die Welt eroberten. Englische Soldaten bedürfen keines Feldherrn, nicht einmal eines Feldherrnstabs, sondern nur eines Korporalstocks, der die ausgerechneten Ministerialinstruktionen, wie es von einem Stück Holz zu erwarten steht, recht ruhig und genau ausführt. Und aye! da ich ihn doch einmal rühmen muß, so gestehe ich, ein ganz vorzüglicher Stock solcher Art ist der ..... Wellington, dieser eckig geschnitzelte Hampelmann, der sich ganz nach dem Schnürchen bewegt, woran die Aristokratie zieht, dieser hölzerne Völkervampyr mit hölzernem Blick ‹wooden look, wie Byron sagt›, und, ich

möchte hinzusetzen, mit hölzernem Herzen. Wahrlich, Alt-England kann ihn zu jenen hölzernen Schutzmauern rechnen, womit es beständig prahlt.

General Foy hat in seiner Geschichte des Krieges auf der Pyrenäischen Halbinsel den Kontrast des französischen und englischen Militärs und ihrer Mannszucht sehr treffend geschildert, und diese Schilderung zeigt uns, was Ehrgefühl und was Prügel aus dem Soldaten machen.

Es ist zu hoffen, daß das grausame System, welches die englische Aristokratie befolgt, sich nicht lange mehr erhält, und John Bull seinen regierenden Korporalstock entzweibricht. Denn John ist ein guter Christ, er ist milde und wohlwollend, er seufzt über die Härte seiner Landesgesetze, und in seinem Herzen wohnt die Menschlichkeit. Ich könnte eine hübsche Geschichte davon erzählen. Ein andermal.

## Erstes Buch

### Erstes Lied

S. 11. Das Geschlecht der Tulifant
Blüht' einst hoch im Reich der Fante.
Zwanzig Schlösser, reiches Kornland usw.

Die Endungen der Verse wollen mir nicht zusagen durch ihren Gleichklang. Ließe sich nicht etwa setzen:

Einst im Fantenreiche blühte
Das Geschlecht der Tulifant usw.

S. 12. Seht Ihr dort . . . . .
. . . . . .
Jenes Mäuerchen, zwei Schuh hoch,
Und im Mäuerchen die Holztür?

Das »chen« als lange Silbe, wenn »zwei« als kurz gebraucht wird, mißfällt mir. Da doch die Verse mit spondäischen Trochäen sich endigen, so könnten Sie in beiden Versen sehr gut »Mäuerlein« setzen. Die schweren Trochäen machen sich überhaupt im komischen Pathos sehr gut.

S. 12. Eine Mauer ist die Mauer,
Und die Tür ist eine Türe,
Und die Maur umgibt, die Tür
Öffnet den Kartoffelkeller.

Den dritten Vers versteh ich nicht. Ist da nicht ein Schreibfehler?

S. 13. Aber wie der Abend dunkelt,
Klappt' er zu das Buch und rufte: ⟨?⟩

### Zweites Lied

S. 14. Christoph, Don Christofo
Soll er heißen, wie Sankt Christoph usw.

Im ersten Vers ist ein Fuß zu wenig, solls etwa »Christoforo« heißen?

S. 16. Und Don Tulifant, entgegen
Gehend der Genossin . . . .
. . . . . .
Und er sprach zu ihr bedeutend:

Ich würde, auch schon wegen des Wortsinnes, »bedeutsam« setzen, es klänge mit der folgenden schweren Trochäusendigung gut zusammen.

S. 16. Denn ich seh des alten Hauses
— ⌣ | — ⌣ | — ⌣ | — ⌣
Junge Hoffnung winken glanzreich!

Denn ich seh, wie junge Hoffnung
Glanzreich winkt dem alten Haus!

schlag ich vor.

Der gleich folgende Vers:

S. 16. Pflückt entzückt drauf zarte Schötlein

mißfällt meinem Ohre ebenfalls.

## Drittes Lied

S. 18. Dieser Däumerling der Zweite.

Däumling wäre doch besser und dürfte doch dem Metrum nicht aufgeopfert werden.

S. 18. Nimmer baut des Hauses Ehre
Solch chinesisch Teufelchen.
Nimmer kann zu Lehen tragen
So ein Würmchen Vatererbe!

Besser wäre wohl auch:

Solch ein Wurm das Vatererbe.

S. 20. Ach, wie soll, spricht Donna Tulpe,
Hohes Wesen, Das geschehn wohl?

Die Fee Libelle, die kleine, dürfte wohl nicht »hohes Wesen« angeredet werden.

S. 21. Rieben ängstlich sich die Augen.

? Etwa: »Und sie rieben sich die Augen.« ‹Wär auch episch einfacher.›

## Viertes Lied

S. 22. Willst zu den Liliputtern
Du wandern gehn, dein Schwert dort abzu-
futtern?

Letzterer Ausdruck mißfällt mir, riecht zu sehr nach der Reimnot. Haben Sie keinen Reim auf: Liliputten oder Liliputanern? ‹»Willst zu Liliputanern?« klänge, obschon schlecht, doch immer besser, als »futtern«.› Das Ganze ist aber köstlich, drolliger Ernst.

## Fünftes Lied

S. 24. Tulifant, der Vater, sitzet,
Rüstets Schwert dem tapfern Söhnlein.

Außer der Härte des »Rüstets Schwert« mißfällt mir auch der Ausdruck selbst.

S. 25. Edle Donna, nun beweiset
Mut, gleich der spartanschen Mutter!
Denn es geht zum Scheiden jetzo,
Doch es geht in hohe Tatbahn!

Soll das »Doch« nicht ebenfalls »Denn« heißen?

## Siebentes Lied

S. 32. Liebend mit Nixe kost' er.

»Mit der Nixe« solls wohl heißen, ist ein Schreibfehler.

S. 33. Feur vom Wirbel bis zur Zehe,
Trotzig rief er usw.

Könnte der erste Vers nicht verbessert werden?

S. 34. Groß ist unser Reich, noch nicht
Schlossen sich des Landes Grenzen.
»Noch nicht?«
S. 34. Doch wie kam es, daß das Mannsvolk
Euch gewichen ist so kraftlos?
Sprach die kräftige Brünette usw.

Ich wünschte ein anderes Wort für »kraftlos«, damit an dem hübschen epischen Beiwort »die kräftige Brünette« nichts verloren gehe.

S. 36. Dort wächst eine Sorte Bäume,
Die vor Zeiten man aus Täuschung
Sucht' in dem galanten Sachsen.
Besser wär wohl »Irrtum«.
S. 36. Dieser Baumflock ist Regale.
Oder heißt es »Baumfleck?« Undeutlich geschrieben.
S. 37. Denn so hieß die Stadt, die große.
Mir gefiele besser: »die große Stadt«.

## Achtes Lied

S. 38. Weiblichen Kron-Würdenträgern.
Ich schlüge vor: »Reichskronwürdenträgerinnen«.
S. 38. Sich zurückzieht jetzt Brünette
Allzu hart!
S. 39. Statt: Doch die Premierministrin
Lauschet durch des Zeuges Falte.
würde ich setzen:
Aber die Premierministrin usw.,
Premier als Jambus gebrauchend.
S. 40. Unablässig flog die Wilde
Um die Fürstin, um die Krone, ⟨um die goldne⟩
Spaniolreichsapfeldose,
Um den Scepter, Hermelinvlies. ⟨um die Krone⟩

Bei solchem Tausch der Worte gewänne der Vers und die Deutlichkeit, auch wär es eine Art Steigerung.

Ich kann manche Verse, wie etwa:

S. 40. »In der Linken den Reichsapfel,«
»Der bemeldete Reichsapfel«

nicht ganz verwerfen, wenn ich das Prinzip des Zeitmaßes statuieren will, und ich muß wirklich gestehen, daß letzterer Vers dem Ohre nicht widersteht, indem das Aussprechen des Wortes »Reichsapfel,« besonders da eine kurze Silbe vorherging, zwar viel Zeit braucht, aber diese Zeit durch die vorhergehenden vielen kurzen Silben erspart worden ist und somit das Zeitmaß richtig auskommt. Aber manchmal chokieren mich doch dergleichen Verse, z. B. ⟨noch im achten Liede⟩:

S. 41. Denn dann fließen ihre Tränen
Einem schönen Ideale
Von dem goldenen Weltalter.

## Neuntes Lied

S. 44. Das geliebte, stets ersehnte,
Nie genug geleckte Fressen,

Etwas stark unedel!

Das Erstechen der Fliege ist etwas zu breit beschrieben, auch könnte wegbleiben:

S. 45. Opfer seiner Leidenschaften,
Haucht der Wütrich aus zum Hades
Seine Seele, lasterschmutzig.

Paßt nicht zum Tone des Ganzen.

S. 46. Statt: Sprach die Premierministrin
Sprach jetzt die Premierministrin.

S. 47. Auf den Fächer Tulifäntchen
Hebend, präsentierte knicksend
Sie den Helden Grandiosen.

Könnten Sie den Vers nicht etwas ändern? Alles dran ist richtig, und doch gefällt er mir nicht.

## Zweites Buch

### Erstes Lied

Wunderschön! Dieses Metrum gelingt Ihnen unübertrefflich, besonders die Reime, auch die Beiwörter, die Appositionen, die Whims. Nur ein Wort mißfiel mir, nämlich »bekleiben«.

### Zweites Lied

S. 57. Blutge Steine! Roter Rasen!
Einen Jüngling, bleich zum Tode,
Schwarzes Blut in gelben Locken,
Trug das rote Bett von Rasen.

Das Beiwort »schwarz« mißfällt mir hier, weil der »rote Rasen« ja ebenfalls von Blut gefärbt ist. Ich schlüge vor, gar kein Farbbeiwort bei Blut zu setzen.

S. 61. . . . . denn sie gähnet
Über Gott selbst und den Himmel.

Ich schlüge vor:

. . . . denn sie gähnet
Über Gott sogar und Himmel.

S. 61. Eine welthistorsche Stimmritz

Was ist das?

S. 64. Heilen will ich Luft mit Blute

Es wäre einfacher und kindermärchenhafter, wenn er bloß sagt, daß er die Luft heilen will.

S. 64. Bauer, Schäfer stehn im Schutze usw.

Hier hätte ich weit lieber die epische Wiederholung, daß er den Bauer schützen will, daß er dem Schäfer helfen will usw. Die Luft heilen, weil sie zerrissen worden, scheint mir etwas zu kühn. Die Luft reinigen, weil sie mit schmutzgem Atem vermischt worden, möchte etwas milder klingen.

Drittes Lied

S. 67. Ratet mir, von wem ers kaufte? ⟨mir⟩
Von dem alten Tulifante,
Welcher damals Geld gebrauchte.

Schlüge vor: »Geldes brauchte«.

S. 69. Machts auf Ehre ganz scharmant.

Dieser Vers ⟨nachdem der Riese die letzte Tonne ausgesoffen⟩ klingt mir etwas matt. Lassen Sie ihn lieber mit der Tonne die Nagelprobe machen.

Viertes Lied

S. 78. Einen tiefen Blick heut abend
Hab ich in mein Herz geworfen,
Es geht gleichfalls bei mir los.

Dieser Vers ist zu sehr schlagadodrisch.

S. 79. Noch drei Tage soll sie leben,
Nach drei Tagen soll sie dran!

Wär nicht besser: »sterben«?

Fünftes Lied

S. 80. Was den Helden nur verdrossen?
Was den Mut ihm nur verdüstert?

Das mangelnde Hilfszeitwort ist gegen die epische Einfachheit, welche auch immer den gewöhnlicheren Bindungspartikeln vor den ungewöhnlicheren den Vorzug gibt, und so z. B. klänge besser:

Aber was verdroß den Helden?
Was hat ihm den Mut verdüstert?

S. 81. Mir gilts gleich, wenn Tulifäntchen
Ewig sitzen bleibt im Walde,
Und am schwanken Binsenaste
Schwertlein, Schildelein der Rost zehrt.

Mir klänge besser: »Schwertlein, Schildlein dort verrostet«. Es versteht sich, daß das »dort« ein

Flickwort ist und durch jedes beliebige ersetzt werden kann.

S. 82. Sprang dein Schild? Zerbrach dein Schwert dir?
Lahmt dein unvergleichlich Kampfroß?

Ich würde das »dir« im ersten Vers fortfallen lassen, und im zweiten Vers würde ich dann, statt »unvergleichlich,« ein Beiwort nehmen, dessen letzte Silbe kürzer als »lich« ist und somit das Zeitmaß besser auskomme und mit dem vorhergehenden Verse korrespondiere.

S. 83. Schon drei Tage lagr ich usw.

. . . . . .
Schon drei Tage klopf ich usw.
. . . . . .
Schon drei Tage fordr ich schlachtheiß
Meinen Gegner Schlagadodro
Mir herab auf Schwerteskampfstreich,
Sitzt er auf der Maur und kaut,
Der Vernagelte, an Tüpto —
Doch mein Lagern, doch mein Klopfen,
Doch mein wildes, zornges Fodern
Ist vergebens, nicht bemerkt ers.
Seine Augen übersehn mich usw. usw.

Fast sollt ich glauben, es sei hier ein Abschreibefehler, die unterstrichenen Verse müßten erst vor dem letzten Vers kommen, ungefähr so:

. . . . . .
Mir herab auf Schwerteskampfstreich.
Doch mein Lagern, doch mein Klopfen,
Doch mein wildes, zornges Fodern
Ist vergebens, nicht bemerkt ers —
Denn derweilen auf der Mauer
Sitzt er hoch und kaut sein Tüpto,
Seine Augen übersehn mich usw. usw.

S. 83. Seine großen Ohren hörn nicht
All mein Dringen, Zürnen, Schelten.

Mit den großen Ohren hört er
Nicht mein Dringen, Zürnen, Schelten.

S. 83. Aus ist meine Bahn. Der Stern fiel.

Meine Bahn ist aus. Der Stern fiel.

S. 84. Sprachs, und in dem Auge glänzt' ihm
Eine schwere, heiße Zähre.

Der Reim chokiert. Auch vier reine Trochäen!

S. 85. Dieser Sir war seines Volkes,
Des maschinengrübeltiefen, usw.

»Sir« ist nicht zu statuieren. Schiller gebraucht es in »Maria Stuart« aus Unwissenheit. »Dieser Sir« kann man gar nicht sagen. Statt »Sir« müssen Sie »Gentleman« setzen.

S. 86. Jener Sir sprach denkend also usw.

»Der Sir« kommt nochmals vor.

S. 88. In der Alten Angesicht
Glätteten die Runzeln sich,

Daß beide männliche Versendungen auch assonieren, tadle ich.

S. 89. Und ein Streif von rotem Lichte
Zog sich, wo die Fee geflogen,
Nach der göttlichen Erscheinung.

Deutlicher wäre:

. . . . . .

Zog sich nach, wo sie geflogen,
Diese göttliche Erscheinung.

Auch das Beiwort »göttlich« will mir bei einer Fee nicht munden.

## Sechstes Lied

S. 90. . . . ⟨Der Riese saß⟩ . . . .
Traurigkeit im finstern Auge
Über seine strenge Tugend,
Die ihn morden hieß, den Guten.

Ich würde bei einem Epos auch auf Zuhörer rechnen, nicht bloß auf Leser, die das Komma sehen, und des verständlichern Klangs wegen würde ich die Apposition nicht hinzu setzen, oder ich würde ungefähr sagen:

Die den Mord befahl dem Guten.

Die Schilderung des Sturzes der Mauer ⟨S. 95 und 96⟩ finde ich doch zu sehr überladen.

## Siebentes Lied

S. 101. . . . . das Gesicht
Glich, ein wenig abgeschmackt usw.
S. 101. . . . . der Sir aus England.
S. 101. Die Leidträger aber sind
Dampfbedienter, Dampfmistreß.

»Mistreß« kann gewiß nur als Trochäus gebraucht werden, auch sagt man nicht »die Mistreß«, sondern »die Lady«; ich würde vorschlagen:

Dampfbedienter und Dampflady.

S. 103. Ach, mein Roß, mein liebes Rößlein! ⟨Roß!⟩
Ach, mein vielgetreuer Schimmel!

Ich würde den kleinen Tulifanten nicht »Rößlein« klagen lassen. Dasselbe gilt nachher:

S. 103. . . . . Ach, mein Rößlein,
Ach, mein Schimmel, lieb und brav!

Mir klänge besser:

. . . . Ach, mein Roß,
Ach, mein vielgetreuer Schimmel!

oder:

Ach, mein treuer Zuckladoro!

S. 104. — daß wir durch keinen Sieg
Sieger werden des gemeinen
Loses aller Sterblichen.

Wegen des bald endigenden Gesanges wäre mir ein andres Wort mit einer gültigeren, langen Silbe viel lieber.

## Drittes Buch

### Vorspruch

S. 107. Doch im Innern blieb sie, wie
Sie gewesen, Chaos blieb sie.

S. 108. Unter deinem milden Scepter
Lebt sichs herrlich und vortrefflich.

Das »sichs« ist zu hart, besser »man«.

### Erstes Lied

S. 111. Ja, ihr kennt die Hand der Toten,
Kennt die Tot' im faltgen Prunkkleid
Von verblichnem, gelbem Atlas.

»Die Tot'« würde ich nicht sagen, das »e« darf nicht wegfallen. Ist ja leicht zu ändern.

### Zweites Lied

S. 115. Aber ach! die Liebe gleicht
. . . . . .
Einer Blüte, augenblicks
Aufgeknospet, blühnd, verwittert!

Statt der letzten Zeile würde ich setzen:

Aufgeknospet, duftend, blühend,
Und auch augenblicks verwitternd.

Versteht sich, statt des »duftenden« Flickworts ist jedes andre eben so gut, doch das Wort »verwittern« drückt das plötzliche Verwelken nicht recht aus.

Drittes Lied

S. 121. Dein Gatte, der geschändet
Zum Himmel auf rachflehnd sein Antlitz wendet!

Zu hart!

S. 121. Ich sehe, o ihr Götter,
Von welcher Farb und Stimmung ist das Wetter.

»sehe, o i« — ein raffinierter Hiatus!

S. 124. Jetzt wisse, daß ein Zwang war
Die Heirat. Sie befahl, ich folgte dankbar.

Diese Reime mißfallen mir, zum Spaß gebe ich zwei Parallelverse, wovon ich nur die Reime empfehle:

Aus Etikettezwang zwar
Vermählt ich mich — ich tat, was meines Rangs war.

Viertes Lied

S. 126. Polizeisoldaten suchen,
Vetter Hinz schlägt Vetter Kunzen
Auf die Schulter usw. usw.

Ich wünsche diese Verse heraus, da im vorigen Lied die Rückberufung der Männer nur so beiläufig unbestimmt erwähnt ist, und daher die Männer hier nicht motiviert genug im Frauenstaat erscheinen.

S. 126. Die Frau Premierministrin
Nimmt, sehr aufgeregt, stark Cremor.

Zu hart!

S. 127. Menschenschicksal! Was ist Größe,
Die der Sterbliche sich anträumt?

Ich würde wenigstens vorschlagen:

Die ein Sterblicher sich anträumt.

Die Verse, S. 127: ⟨Tulifäntchen⟩

Er saß eingekauert. Nacht war
Um ihn, Nacht in seiner Seele.

Ohne Trank und ohne Speise
Saß er, ohne süßen Schlummer,
Einsam, wach, verzweiflungsstarr.

Diese Verse sind nicht bloß zu matt, um des Helden Zustand im Käfig darzustellen, sondern sie sind auch überflüssig. Lassen Sie sie nur ganz weg. Das Schweigen des Helden, wenn er verhöhnt wird, tritt dann um so mächtiger hervor und macht Effekt. Wenn er allein ist nachher, hält er ja doch einen Monolog, worin er seinen Zustand genug ausspricht. Es ist überdies weit epischer, wenn der Held seine Zustände, besonders die Gemütszustände, in dem, was er spricht, andeutet, als wenn der Dichter solche mit seinen eignen Worten referiert.

## Fünftes Lied

S. 129. »vorlocken« ⟨gar die Sonne lockt vor⟩ statt »hervorlocken« möcht ich nicht billigen.

S. 129. Aus den Seufzern ....

Ballt sich der Luftfahrerinnen
Wunderlicher Zauberchor usw.

Verwerflicher Vers. Das »der« als lang zwischen »sich« und »Luft«, die kurz gebraucht werden, ist nicht zu tolerieren.

S. 130. ⟨Die langen Wolkenstreifen,⟩

Die ihr alle wohl am Himmel
Oft saht stehn so dumm und törigt,
Daß sie euch zu sagen schienen usw.

Besser wäre wohl, aus begreiflichen Gründen:

Die ihr alle oft am Himmel
Stehen saht so dumm und törigt usw.

S. 130. Seine Hölle predigen.

Wenn Sie der Hölle ein Beiwort geben und »predgen« zweisilbig annehmen, schlösse sich die Periode viel besser.

Sechstes Lied

S. 133. ⟨Denn heut ist Johannisabend,⟩

Wo der Gnom schlüpft aus dem Stollen,
Von der Kapp und von dem Leder
Bürstet ab den Katzenglimmer,
Aus vom Klopfen ruht, vom Pochwerk,
Sitzend auf der Felsenkante.

Vorschlag:

Wo der Gnom aus seinem Stollen
Schlüpfet, und von Kapp und Leder
Ab den Katzenglimmer bürstet,
Und, um auszuruhn vom Pochwerk,
Auf die Felsenkant sich hinsetzt.

Das Wort »dahlen« ⟨S. 135⟩ scheint mir in der Elfenfête nicht zierlich genug. Ich erinnere mich, daß Pandemchen es einst gebrauchte. Worte von putzig winziger Courtoisie wären hier an ihrer Stelle.

S. 136. Kam geritten hoch am Himmel
Auf dem Wind, dem schnellen Rosse,
Jetzt die silberblühnde Wolke.

Ich würde »Roß« statt »Rosse« setzen.

Liebster, liebster Immermann! Diese Elfenwirtschaft ist meisterhaft, ich kann vor lauter Entzücken nicht auf die Füße sehen. Diese drollige Zartheit, dieser kleine Blütenpunschtropfenrausch ist entzückend, und gar das pittoreske In-Ohnmacht-Fallen des verliebten Elfchens! Letzteren Moment — der lieblich zarteste im ganzen Gedichte — hätten Sie noch etwas bestimmter hervorheben können. In den wichtigsten Zeilen haben Sie

gar Buchstaben sparen wollen, z. B. die »Jüngst'« statt »die Jüngste«, »schreind in Ohnmacht« statt »schreiend«:

S. 137. Dunkel wurden vor Entsetzen
Alle glühnde Exzellenzen.
Die Zikaden machten Pause,
Zitternd sprangen durcheinander
Die Libellen von dem Tau; ⟨?⟩
Doch die Jüngst', ein schönes Kind
Mit dem weichsten Herzen, fiel
Schreind in Ohnmacht. Rosalindchen
Hieß das Kind voll Sympathie.

Dunkel wurden vor Betrübnis
Alle glühnde Exzellenzen.
Die Zikaden machten Pause,
Voll Bestürzung durcheinander
Rannen zagend die Libellen;
Doch die Jüngste fiel erbleichend
Und mit leisem Schrei in Ohnmacht.
Rosalindchen hieß das weiche
Schöne Kind voll Sympathie.

Indem Sie, ungefähr in nebenstehender Art, den Schrecken der Versammlung nicht zu stark schildern, wird das In-Ohnmacht-Fallen der Kleinen desto hervorstechender. Dann müßten auch etwas gemildert werden die Verse:

S. 136. Sprachs. Da drang in aller Brust
Trauer, Gram und wilder Schrecken.

Siebentes Lied

S. 142. Und aus Nacht zu selgem Schreck
Seine Wimpern öffnend, sah
Um sich, über sich, empor
Er in Fee Libellens Augen,

Er in Rosalindens süße,
Klare, himmeltrunkne Äuglein.
. . . . . .
. . . . . sah er
Um sich, über sich, empor
Nur in Fee Libellens Augen
Nur in Rosalindens . .
. . . . . .

S. 143. Sich »zu« einem Palast verwandeln, statt »in«?

# Der Tee

Der Schauplatz der Geschichte, die ich jetzt erzählen will, sind wieder die Bäder von Lucca.

Fürchte dich nicht, deutscher Leser, es ist gar keine Politik darin, sondern bloß Philosophie, oder vielmehr eine philosophische Moral, wie du es gern hast. Es ist wirklich sehr politisch von dir, wenn du von Politik nichts wissen willst, du erführest doch nur Unangenehmes oder Demütigendes. Meine Freunde waren mit Recht über mich ungehalten, daß ich mich die letzten Jahre fast nur mit Politik beschäftigt und sogar politische Bücher herausgab. »Wir lesen sie zwar nicht« — sagten sie — »aber es macht uns schon ängstlich, daß so etwas in Deutschland gedruckt wird, in dem Lande der Philosophie und der Poesie. Willst du nicht mit uns träumen, so wecke uns wenigstens nicht aus dem süßen Schlafe. Laß du die Politik, verschwende nicht daran deine schöne Zeit, vernachlässige nicht dein schönes Talent für Liebeslieder, Tragödien, Novellen, und gebe uns darin deine Kunstansichten oder irgend eine gute philosophische Moral.«

Wohlan, ich will mich ruhig, wie die anderen, aufs träumerische Polster hinstrecken, und meine Geschichte erzählen. Die philosophische Moral, die darin enthalten sein soll, besteht in dem Satze: daß wir zuweilen lächerlich werden können, ohne im geringsten selbst daran schuld zu sein. Eigentlich sollte ich bei diesem Satze in der ersten Person des Singularis sprechen — nun ja, ich will es, lieber Leser, aber ich bitte Dich, stimme nicht ein in ein Gelächter, das ich nicht verschuldet. Denn ist es meine Schuld, daß ich einen guten Geschmack habe, und daß guter Tee mir gut schmeckt? Und ich bin ein dankbarer Mensch, und als ich in den Bädern von Lucca war, lobte ich meinen Hauswirt,

der mir dort so guten Tee gab, wie ich ihn noch nie getrunken. Dieses Loblied hatte ich auch bei Lady Woolen, die mit mir in demselben Hause wohnte, sehr oft angestimmt, und diese Dame wunderte sich darüber um so mehr, da sie, wie sie klagte, trotz allen Bitten von unserem Hauswirte keinen guten Tee erhalten konnte, und deshalb genötigt war, ihren Tee per Estafette aus Livorno kommen zu lassen — »der ist aber himmlisch!« setzte sie hinzu und lächelte göttlich. »Milady«, erwiderte ich, »ich wette, der meinige ist noch viel besser«. Die Damen, die zufällig gegenwärtig, wurden jetzt von mir zum Tee eingeladen, und sie versprachen des anderen Tages um sechs Uhr auf jenem heiteren Hügel zu erscheinen, wo man so traulich beisammensitzen und ins Tal hinabschauen kann.

Die Stunde kam, Tischchen gedeckt, Butterbrötchen geschnitten, Dämchen vergnügt schwatzend — aber es kam kein Tee. Es war sechs, es wurde halb sieben, die Abendschatten ringelten sich wie schwarze Schlangen um die Füße der Berge, die Wälder dufteten immer sehnsüchtiger, die Vögel zwitscherten immer dringender — aber es kam kein Tee. Die Sonnenstrahlen beleuchteten nur noch die Häupter der Berge, und ich machte die Damen darauf aufmerksam, daß die Sonne nur zögernd scheide, und sichtbar ungern die Gesellschaft ihrer Mitsonnen verlasse. Das war gut gesagt — aber der Tee kam nicht. Endlich, endlich, mit seufzendem Gesichte, kam mein Hauswirt, und frug: ob wir nicht Sorbett statt des Tees genießen wollten? »Tee! Tee!« riefen wir alle einstimmig. »Und zwar denselben« — setzte ich hinzu — »den ich täglich trinke«. »Von demselben, Exzellenzen? Es ist nicht möglich!« »Weshalb nicht möglich?« rief ich verdrießlich. Immer verlegener wurde mein Hauswirt, er stammelte, er

stockte, nur nach langem Sträuben kam er zu einem Geständnis — und es löste sich das schreckliche Rätsel.

Mein Herr Hauswirt verstand nämlich die bekannte Kunst, den Teetopf, woraus schon getrunken worden, wieder mit ganz vorzüglich heißem Wasser zu füllen, und der Tee, der mir so gut geschmeckt, und wovon ich so viel geprahlt, war nichts anders, als der jedesmalige Aufguß von demselben Tee, den meine Hausgenossin, Lady Woolen, aus Livorno kommen ließ.

Die Berge rings um den Bädern von Lucca haben ein ganz außerordentliches Echo, und wissen ein lautes Damengelächter gar vielfach zu wiederholen.

# Einleitung zu Kahldorf über den Adel in Briefen an den Grafen M. von Moltke

Der gallische Hahn hat jetzt zum zweitenmale gekräht, und auch in Deutschland wird es Tag. In entlegene Klöster, Schlösser, Hansestädte und dergleichen letzte Schlupfwinkel des Mittelalters flüchten sich die unheimlichen Schatten und Gespenster, die Sonnenstrahlen blitzen, wir reiben uns die Augen, das holde Licht dringt uns ins Herz, das wache Leben umrauscht uns, wir sind erstaunt, wir befragen einander: — was taten wir in der vergangenen Nacht?

Nun ja, wir träumten, in unserer deutschen Weise, d. h. wir philosophierten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächst betrafen, oder zunächst passierten, sondern wir philosophierten über die Realität der Dinge an und für sich, über die letzten Gründe der Dinge, und ähnliche metaphysische und transzendentale Träume, wobei uns der Mordspektakel der westlichen Nachbarschaft zuweilen recht störsam wurde, ja sogar recht verdrießlich, da nicht selten die französischen Flintenkugeln in unsere philosophische Systeme hineinpfiffen, und ganze Fetzen davon fortfegten.

Seltsam ist es, daß das praktische Treiben unserer Nachbaren jenseits des Rheins dennoch eine eigne Wahlverwandtschaft hatte mit unserem philosophischen Träumen im geruhsamen Deutschland. Man vergleiche nur die Geschichte der französischen Revolution mit der Geschichte der deutschen Philosophie, und man sollte glauben: die Franzosen, denen so viel wirkliche Geschäfte oblagen, wobei sie durchaus wach bleiben mußten, hätten uns Deutsche ersucht unterdessen für sie zu schlafen und zu träumen, und unsre deutsche Philosophie

sei nichts anders, als der Traum der französischen Revolution. So hatten wir den Bruch mit dem Bestehenden und der Überlieferung im Reiche des Gedankens, eben so wie die Franzosen im Gebiete der Gesellschaft, um die Kritik der reinen Vernunft sammelten sich unsere philosophischen Jakobiner, die nichts gelten ließen, als was jener Kritik Stand hielt, Kant war unser Robespierre — Nachher kam Fichte mit seinem Ich, der Napoleon der Philosophie, die höchste Liebe und der höchste Egoismus, die Alleinherrschaft des Gedankens, der souveräne Wille der ein schnelles Universalreich improvisierte, das eben so schnell wieder verschwand, der despotische, schauerlich einsame Idealismus — Unter seinen konsequenten Tritte erseufzten die geheimen Blumen, die von der kantischen Guillotine noch verschont geblieben oder seitdem unbemerkt hervorgeblüht waren, die unterdrückten Erdgeister regten sich, der Boden zitterte, die Contrerevolution brach aus, und unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihren traditionellen Interessen wieder Anerkenntnis, sogar Entschädigung, und in der neuen Restauration, in der Naturphilosophie, wirtschafteten wieder die grauen Emigranten, die gegen die Herrschaft der Vernunft und der Idee beständig intrigiert, der Mystizismus, der Pietismus, der Jesuitismus, die Legitimität, die Romantik, die Deutschtümelei, die Gemütlichkeit — Bis Hegel, der Orleans der Philosophie, ein neues Regiment begründete, oder vielmehr ordnete, ein eklektisches Regiment, worin er freilich selber wenig bedeutet, dem er aber an die Spitze gestellt ist, und worin er den alten kantischen Jakobinern, den fichtischen Bonapartisten, den schellingschen Pairs und seinen eignen Kreaturen eine feste, verfassungsmäßige Stellung anweist.

In der Philosophie hätten wir also den großen Kreislauf glücklich beschlossen, und es ist natürlich, daß wir jetzt zur Politik übergehen. Werden wir hier dieselbe Methode beobachten? Werden wir mit dem System des Comité du salut public, oder mit dem System des Ordre légal den Kursus eröffnen? Diese Fragen durchzittern alle Herzen, und wer etwas Liebes zu verlieren hat, und sei es auch nur den eignen Kopf, flüstert bedenklich: wird die deutsche Revolution eine trockne sein oder eine naßrote — —?

Aristokraten und Pfaffen drohen beständig mit den Schreckbildern aus den Zeiten des Terrorismus, Liberale und Humanisten versprechen uns dagegen die schönen Szenen der großen Woche und ihrer friedlichen Nachfeier; — beide Parteien täuschen sich oder wollen andere täuschen. Denn nicht weil die französische Revolution in den neunziger Jahren so blutig und entsetzlich, vorigen Juli aber so menschlich und schonend war, läßt sich folgern, daß eine Revolution in Deutschland eben so den einen oder den anderen Charakter annehmen müsse. Nur wenn dieselben Bedingnisse vorhanden sind, lassen sich dieselben Erscheinungen erwarten. Der Charakter der französischen Revolution war aber zu jeder Zeit bedingt von dem moralischen Zustande des Volks und besonders von seiner politischen Bildung. Vor dem ersten Ausbruch der Revolution in Frankreich gab es dort zwar eine schon fertige Zivilisation, aber doch nur in den höheren Ständen und hie und da im Mittelstand; die unteren Klassen waren geistig verwahrlost, und durch den engherzigsten Despotismus von jedem edlen Emporstreben abgehalten. Was aber gar politische Bildung betrifft, so fehlte sie nicht nur jenen unteren, sondern auch den oberen Klassen. Man wußte damals nur von kleinlichen Manoeuvres zwischen rivalisierenden

Korporationen, von wechselseitigem Schwächungssysteme, von Traditionen der Routine, von doppeldeutigen Formelkünsten, von Mätresseneinfluß und dergleichen Staatsmisère. Montesquieu hatte nur eine verhältnismäßig gringe Anzahl Geister geweckt. Da er immer von einem historischen Standpunkte ausgeht, gewann er wenig Einfluß auf die Massen eines enthusiastischen Volks, das am empfänglichsten ist für Gedanken, die ursprünglich und frisch aus dem Herzen quellen, wie in den Schriften Rousseaus. Als aber dieser, der Hamlet von Frankreich, der den zürnenden Geist erblickt und die argen Gemüter der gekrönten Giftmischer, die gleißende Leerheit der Schranzen, die läppische Lüge der Hofetikette und die gemeinsame Fäulnis durchschaute und schmerzhaft ausrief, »die Welt ist aus ihren Fugen getreten, weh mir, daß ich sie wieder einrichten soll!« als Jean Jacques Rousseau halb mit verstelltem, halb mit wirklichem Verzweiflungswahnsinn seine große Klage und Anklage erhob; — als Voltaire, der Luzian des Christentums, den römischen Priestertrug und das darauf gebaute göttliche Recht des Despotismus zu Grunde lächelte; — als Lafayette, der Held zweier Welten und zweier Jahrhunderte, mit den Argonauten der Freiheit, aus Amerika zurückkehrte, und die Idee einer freien Konstitution, das Goldne Vlies mitbrachte; — als Necker rechnete und Sieyès definierte und Mirabeau redete, und die Donner der Konstituierenden Versammlung über die welke Monarchie und ihr blühendes Defizit dahinrollten, und neue ökonomische und staatsrechtliche Gedanken, wie plötzliche Blitze, emporschossen: — da mußten die Franzosen die große Wissenschaft der Freiheit, die Politik, erst erlernen, und die ersten Anfangsgründe kamen ihnen teuer zu stehen, und es kostete ihnen ihr bestes Blut.

Daß aber die Franzosen so teures Schulgeld bezahlen mußten, das war die Schuld jener blödsinnig lichtscheuen Despotie, die, wie gesagt, das Volk in geistiger Unmündigkeit zu erhalten gesucht, alle staatswissenschaftliche Belehrung hintertrieben, den Jesuiten und Obskuranten der Sorbonne die Bücher-Zensur übertragen, und gar die periodische Presse, das mächtigste Beförderungsmittel der Volksintelligenz, aufs Lächerlichste unterdrückt hatte. Man lese nur in Merciers Tableau de Paris den Artikel über die Zensur vor der Revolution, und man wundert sich nicht mehr über jene krasse politische Unwissenheit der Franzosen, die nachher zur Folge hatte, daß sie von den neuen politischen Ideen mehr geblendet als erleuchtet, mehr erhitzt als erwärmt wurden, daß sie jedem Pamphletisten und Journalisten aufs Wort glaubten, und daß sie von jedem Schwärmer, der sich selbst betrog, und jedem Intriganten, den Pitt besoldete, zu den ausschweifendsten Handlungen verleitet werden konnten. Das ist ja eben der Segen der Preßfreiheit, sie raubt der kühnen Sprache des Demagogen allen Zauber der Neuheit, das leidenschaftlichste Wort neutralisiert sie durch eben so leidenschaftliche Gegenrede, und sie erstickt in der Geburt schon die Lügengerüchte, die von Zufall oder Bosheit gesät, so tödlich frech emporwuchern im Verborgenen, gleich jenen Giftpflanzen, die nur in dunklen Waldsümpfen und im Schatten alter Burg- und Kirchentrümmer gedeihen, im hellen Sonnenlichte aber elendig und jämmerlich verdorren. Freilich, das helle Sonnenlicht der Preßfreiheit ist für den Sklaven, der lieber im Dunkeln die allerhöchsten Fußtritte hinnimmt, eben so fatal wie für den Despoten, der seine einsame Ohnmacht nicht gern beleuchtet sieht. Es ist wahr, daß die Zensur solchen Leuten sehr angenehm ist. Aber es

ist nicht weniger wahr, daß die Zensur, indem sie einige Zeit dem Despotismus Vorschub leistet, ihn am Ende mitsamt dem Despoten zu Grunde richtet, daß dort, wo die Ideenguillotine gewirtschaftet, auch bald die Menschenzensur eingeführt wird, daß derselbe Sklave, der die Gedanken hinrichtet, späterhin mit derselben Gelassenheit seinen eignen Herren ausstreicht aus dem Buche des Lebens.

Ach! diese Geisteshenker machen uns selbst zu Verbrechern, und der Schriftsteller, der wie eine Gebärerin während des Schreibens gar bedenklich aufgeregt ist, begeht in diesem Zustande sehr oft einen Gedanken-Kindermord, eben aus wahnsinniger Angst vor dem Richtschwerte des Zensors. Ich selbst unterdrücke in diesem Augenblick einige neugeborene unschuldige Betrachtungen über die Geduld und Seelenruhe, womit meine lieben Landsleute schon seit so vielen Jahren ein Geistermord-Gesetz ertragen, das Polignac in Frankreich nur zu promulgieren brauchte, um eine Revolution hervorzubringen. Ich spreche von den berühmten Ordonnanzen, deren bedenklichste eine strenge Zensur der Tagesblätter anordnete und alle edle Herzen in Paris mit Entsetzen erfüllte — die friedlichsten Bürger griffen zu den Waffen, man barrikadierte die Gassen, man focht, man stürmte, es donnerten die Kanonen, es heulten die Glocken, es pfiffen die bleiernen Nachtigallen, die junge Brut des toten Adlers, die École polytechnique, flatterte aus dem Neste mit Blitzen in den Krallen, alte Pelikane der Freiheit stürzten in die Bajonette und nährten mit ihrem Blute die Begeisterung der Jungen, zu Pferde stieg Lafayette, der Unvergleichliche, dessen Gleichen die Natur nicht mehr als einmal erschaffen könnte, und den sie deshalb, in ihrer ökonomischen Weise, für zwei Welten und

für zwei Jahrhunderte zu benutzen sucht — und nach drei heldenmütigen Tagen lag die Knechtschaft zu Boden mit ihren roten Schergen und ihren weißen Liljen, und die heilige Dreifarbigkeit, umstrahlt von der Glorie des Sieges, wehte über dem Kirchturm Unser Lieben Frauen von Paris! Da geschahen keine Greul, da gabs kein mutwilliges Morden, da erhob sich keine allerchristlichste Guillotine, da trieb man keine gräßlichen Späße, wie z. B. bei jener famosen Rückkehr von Versailles, als man, gleich Standarten, die blutigen Köpfe der Herren von Deshuttes und von Varicourt vorausstrug und in Sèvres still hielt, um sie dort von einem Citoyen Perruquier abwaschen und hübsch frisieren zu lassen. — Nein, seit jener Zeit, schaurigen Angedenkens, hatte die französische Presse das Volk von Paris für bessere Gefühle und minder blutige Witze empfänglich gemacht, sie hatte die Ignoranz ausgegätet aus den Herzen und Intelligenz hineingesät, die Frucht eines solchen Samens war die edle, legendenartige Mäßigung und rührende Menschlichkeit des pariser Volks in der großen Woche — und in der Tat! wenn Polignac späterhin nicht auch physisch den Kopf verlor, so verdankt er es einzig und allein den milden Nachwirkungen derselben Preßfreiheit, die er törigter Weise unterdrücken wollte.

So erquickt der Sandelbaum mit seinen lieblichsten Düften eben jenen Feind, der frevelhaft seine Rinde verletzt hat.

Ich glaube mit diesen flüchtigen Bemerkungen genugsam angedeutet zu haben, wie jede Frage über den Charakter, den die Revolution in Deutschland annehmen möchte, sich in eine Frage über den Zustand der Zivilisation und der politischen Bildung des deutschen Volks verwandeln muß, wie diese Bildung ganz ab-

hängig ist von der Preßfreiheit, und wie es unser ängstlichster Wunsch sein muß, daß durch letztere bald recht viel Licht verbreitet werde, ehe die Stunde kommt, wo die Dunkelheit mehr Unheil stiftet als die Leidenschaft, und Ansichten und Meinungen, je weniger sie vorher erörtert und besprochen worden, um so grauenhaft stürmischer auf die blinde Menge wirken und von den Parteien als Losungsworte benutzt werden.

»Die bürgerliche Gleichheit« könnte jetzt in Deutschland, eben so wie einst in Frankreich, das erste Losungswort der Revolution werden, und der Freund des Vaterlandes darf wohl keine Zeit versäumen, wenn er dazu beitragen will, daß die Streitfrage »über den Adel« durch eine ruhige Erörterung geschlichtet oder ausgeglichen werde, ehe sich ungefüge Disputanten einmischen mit allzu schlagenden Beweistümern, wogegen weder die Kettenschlüsse der Polizei, noch die schärfsten Argumente der Infantrie und Kavallerie, nicht einmal die Ultima ratio regis, die sich leicht in eine Ultimi ratio regis verwandeln könnte, etwas auszurichten vermöchten. In dieser trüben Hinsicht erachte ich die Herausgabe gegenwärtiger Schrift für ein verdienstliches Werk. Ich glaube der Ton der Mäßigung, der darin herrscht, entspricht dem angedeuteten Zwecke. Der Verfasser bekämpft, mit indischer Geduld, eine Broschüre, betitelt:

> »Über den Adel und dessen Verhältnis zum Bürgerstande. Von dem Grafen M. v. Moltke, königl. dänischem Kammerherrn und Mitgliede des Obergerichts zu Gottorff. Hamburg bei Perthes & Besser. 1830.«

Doch wie in dieser Broschüre, so ist auch in der Entgegnung das Thema keineswegs erschöpft, und die Hin- und Widerrede betrifft nur den allgemeinen, so

zu sagen dogmatischen Teil der Streitfrage. Der hochgeborene Kämpe sitzt auf seinem Tournierroß und behauptet keck die mittelalterliche Zote, daß durch adlige Zeugung ein besseres Blut entstehe als durch gemein bürgerliche Zeugung, er verteidigt die Geburtsprivilegien, das Vorzugsrecht bei einträglichen Hof-, Gesandtschaft- und Waffenämtern, womit man den Adligen dafür belohnen soll, daß er sich die große Mühe gegeben hat, geboren zu werden, und so weiter; — dagegen erhebt sich ein Streiter, der Stück vor Stück jene bestialischen und aberwitzigen Behauptungen und die übrigen noblen Ansichten herunterschlägt, und die Walstätte wird bedeckt mit den glänzenden Fetzen des Vorurteils und den Wappentrümmern altadliger Insolenz. Dieser bürgerliche Ritter kämpft gleichsam mit geschlossenem Visier, das Titelblatt dieser Schrift bezeichnet ihn nur mit erborgtem Namen, der vielleicht späterhin ein braver nom de guerre wird. Ich weiß selbst wenig mehr von ihm zu sagen, als daß sein Vater ein Schwertfeger war und gute Klingen machte.

Daß ich selbst nicht der Verfasser dieser Schrift bin, sondern sie nur zum Druck befördere, brauche ich wohl nicht erst ausführlich zu beteuern. Ich hätte nimmermehr mit solcher Mäßigung die adligen Prätensionen und Erblügen diskutieren können. Wie heftig wurde ich einst, als ein niedliches Gräfchen, mein bester Freund, während wir auf der Terrasse eines Schlosses spazieren gingen, die Besserblütigkeit des Adels zu beweisen suchte! Indem wir noch disputierten, beging sein Bedienter ein kleines Versehen, und der hochgeborene Herr schlug dem niedriggeborenen Knechte ins Gesicht, daß das unedle Blut hervorschoß, und stieß ihn noch obendrein die Terrasse hinab. Ich war damals zehn Jahr jünger, und warf den edlen Grafen sogleich eben-

falls die Terrasse hinab — es war mein bester Freund und er brach ein Bein. Als ich ihn nach seiner Genesung wiedersah — er hinkte nur noch ein bißchen — war er doch noch immer von seinem Adelstolze nicht kuriert, und behauptete frischweg: der Adel sei als Vermittler zwischen Volk und König eingesetzt, nach dem Beispiele Gottes, der zwischen sich und den Menschen die Engel gesetzt hat, die seinem Throne zunächst stehen, gleichsam ein Adel des Himmels. »Holder Engel«, antwortete ich, »gehe mal einige Schritte auf und ab« — er tat es — und der Vergleich hinkte.

Eben so hinkend ist ein Vergleich, den der Graf Moltke in derselben Beziehung mitteilt. Um seine Weise durch ein Beispiel zu zeigen, will ich seine eignen Worte hersetzen: »der Versuch, den Adel aufzuheben, in welchem sich die flüchtige Achtung zu einer dauernden Gestalt verkörpert, würde den Menschen isolieren, würde ihn auf eine unsichere Höhe erheben, der es an den nötigen Bindungsmitteln an die untergeordnete Menge fehlt, würde ihn mit Werkzeugen seiner Willkür umgeben, wodurch, wie sich dieses im Oriente so oft gezeigt, die Existenz des Herrschers in eine gefahrvolle Lage gerät. Burke nennt den Adel das korinthische Kapital wohlgeordneter Staaten, und daß hierin nicht bloß eine rednerische Figur zu suchen, dafür bürgt der erhabene Geist dieses außerordentlichen Mannes, dessen ganzes Leben dem Dienste einer vernünftigen Freiheit gewidmet war.«

Durch dasselbe Beispiel ließe sich zeigen, wie der edle Graf durch Halbkenntnisse getäuscht wird. Burken nämlich gebührt keineswegs das Lob, das er ihm spendet, denn ihm fehlt jene consistency, welche die Engländer für die erste Tugend eines Staatsmanns halten. Burke besaß nur rhetorische Talente, womit er in der

zweiten Hälfte seines Lebens die liberalen Grundsätze bekämpfte, denen er in der ersten Hälfte gehuldigt hatte. Ob er durch diesen Gesinnungswechsel die Gunst der Großen erkriechen wollte, ob Sheridans liberale Triumphe in St. Stephan aus Depit und Eifersucht ihn bestimmten, als dessen Gegner jene mittelalterliche Vergangenheit zu verfechten, die ein ergiebigeres Feld für romantische Schilderungen und rednerische Figuren darbot, ob er ein Schurke oder ein Narr war, das weiß ich nicht. Aber ich glaube, daß es immer verdächtig ist, wenn man zu Gunsten der regierenden Gewalt seine Ansichten wechselt, und daß man dann immer ein schlechter Gewährsmann bleibt. Ein Mann, der nicht in diesem Falle ist, sagte einst: »die Adligen sind nicht die Stützen, sondern die Karyatiden des Thrones.« Ich denke, dieser Vergleich ist richtiger, als der von dem Kapital einer korinthischen Säule. Überhaupt wir wollen letzteren so viel als möglich abweisen; es könnten sonst einige wohlbekannte Kapitalisten den kapitalen Einfall bekommen, sich, anstatt des Adels, als korinthisches Kapital der Staatssäulen zu erheben. Und das wäre gar der allerwiderwärtigste Anblick.

Doch ich berühre hier einen Punkt, der erst in einer späteren Schrift beleuchtet werden soll; der besondere, praktische Teil der Streitfrage über den Adel mag alsdann ebenfalls seine gehörige Erörterung finden. Denn, wie ich schon oben angedeutet, gegenwärtige Schrift befaßt sich nur mit dem Grundsätzlichen, sie bestreitet Rechtsansprüche, und sie zeigt nur, wie der Adel in Widerspruch ist mit der Vernunft, der Zeit und mit sich selbst. Der besondere, praktische Teil betrifft aber jene siegreichen Anmaßungen und faktischen Usurpationen des Adels, wodurch er das Heil der Völker

so sehr bedroht und täglich mehr und mehr untergräbt. Ja, es scheint mir, als glaube der Adel selbst nicht an seine eigne Prätensionen, und schwatze sie bloß hin als Köder für bürgerliche Polemik, die sich damit beschäftigen möge, damit ihre Aufmerksamkeit und Kraft abgeleitet werde von der Hauptsache. Diese besteht nicht in der Institution des Adels als solchen, nicht in bestimmten Privilegien, nicht in Fron-, Handdienst-, Gerichts- und anderen Gerechtigkeiten und allerlei herkömmlichen Realbefreiungen; die Hauptsache besteht vielmehr in dem unsichtbaren Bündnisse aller derjenigen, die so und so viel Ahnen aufzuweisen haben, und die stillschweigend die Übereinkunft getroffen haben, sich aller leitenden Macht der Staaten zu bemächtigen, indem sie, gemeinschaftlich die bürgerlichen Rotüriers zurückdrängend, fast alle höhere Offizierstellen und durchaus alle Gesandtschaftsposten an sich bringen. Solchermaßen können sie die Völker durch ihre untergebenen Soldaten in Respekt halten und durch diplomatische Verhetzungskünste zwingen, gegen einander zu fechten, wenn sie die Fessel der Aristokratie abschütteln, oder zu diesem Zwecke fraternisierend sich verbünden möchten.

Seit dem Beginn der französischen Revolution steht solcherweise der Adel auf Kriegsfuß gegen die Völker, und kämpfte öffentlich oder geheim gegen das Prinzip der Freiheit und Gleichheit und dessen Vertreter, die Franzosen. Der englische Adel, der durch Rechte und Besitztümer der mächtigste war, wurde Bannerführer der europäischen Aristokratie, und John Bull bezahlte dieses Ehrenamt mit seinen besten Guineen und siegte sich banquerot. Während des Friedens, der nach jenem kläglichen Sieg erfolgte, führte Östreich das noble Banner und besorgte die Adelsinteressen, und auf jedem

feigen Verträglein, das gegen den Liberalismus geschlossen wurde, prangt obenan das wohlbekannte Siegellack, und wie ihr unglücklicher Anführer wurden auch die Völker selber in strengem Gewahrsam gehalten, ganz Europa wurde ein Sankt Helena, und Metternich war dessen Hudson Lowe. Aber nur an dem sterblichen Leib der Revolution konnte man sich rächen, nur jene menschgewordene Revolution, die mit Stiefel und Sporen und bespritzt mit Schlachtfeldblut zu einer kaiserlichen Blondine ins Bett gestiegen und die weißen Laken von Habsburg befleckt hatte, nur jene Revolution konnte man an einem Magenkrebse sterben lassen, der Geist der Revolution ist jedoch unsterblich und liegt nicht unter den Trauerweiden von Longwood, und in dem großen Wochenbette des Ende Juli wurde die Revolution wiedergeboren, nicht als einzelner Mensch, sondern als ganzes Volk, und in dieser Volkwerdung spottet sie des Kerkermeisters, der vor Schrecken das Schlüsselbund aus Händen fallen läßt. Welche Verlegenheit für den Adel! Er hat sich freilich in der langen Friedenszeit etwas erholt von den früheren Anstrengungen, und er hat seitdem als stärkende Kur täglich Eselsmilch getrunken und zwar von der Eselin des Papstes, doch fehlt es ihm immer noch an hinlänglichen Kräften zu einem neuen Kampfe. Der englische Bull kann jetzt am wenigsten den Feinden die Spitze bieten, wie früherhin, denn der ist am meisten erschöpft, und durch das beständige Ministerwechselfieber fühlt er sich matt in allen Gliedern, und es ist ihm eine Radikalkur, wo nicht gar die Hungerkur verordnet, und das infizierte Irland soll ihm noch obendrein amputiert werden. Östreich fühlt sich ebenfalls nicht heroisch aufgelegt, den Agamemnon des Adels gegen Frankreich zu spielen, Staberle zieht

nicht gern die Kriegsuniform an und weiß sehr gut, daß seine Parapluies nicht gegen Kugelregen schützen, und dabei schrecken ihn auch jetzt die Ungarn mit ihren grimmigen Schnurrbärten, und in Italien muß er vor jedem enthusiastischen Zitronenbaum eine Schildwache stellen, und zu Hause muß er Erzherzöginnen zeugen, um, im Notfall, das Ungetüm der Revolution damit abzuspeisen.

Aber in Frankreich flammt immer mächtiger die Sonne der Freiheit und überleuchtet die ganze Welt mit ihren Strahlen — Aber sie dringt täglich weiter, die Idee eines Bürgerkönigs ohne Hofetiquette, ohne Edelknechte, ohne Kurtisanen, ohne Kuppler, ohne diamantne Trinkgelder und sonstige Herrlichkeit — Aber die Pairskammer betrachtet man schon als ein Lazarett für die Inkurablen des alten Regimes, die man nur noch aus Mitleiden toleriert und mit der Zeit ebenfalls fortschafft — Seltsame Umwandlung! in dieser Not wendet sich der Adel an denjenigen Staat, den er in der letzten Zeit als den ärgsten Feind seiner Interessen betrachtet und gehaßt, er wendet sich an Rußland. Der große Zar, der noch jüngst der Gonfaloniere der Liberalen war, indem er der feudalistischen Aristokratie feindseligst gegenüber stand, und gezwungen schien, sie nächstens zu befehden, eben dieser Zar wird jetzt von eben jener Aristokratie zum Bannerführer erwählt, und er ist genötigt, ihr Vorkämpfer zu werden. Denn ruht auch der russische Staat auf das antifeudalistische Prinzip einer Gleichheit aller Staatsbürger, denen nicht die Geburt, sondern das erworbene Staatsamt einen Rang erteilt, so ist doch auf der anderen Seite das absolute Zarentum unverträglich mit den Ideen einer konstitutionellen Freiheit, die den gringsten Untertan selbst gegen eine wohltätige

fürstliche Willkür schützen kann: — und wenn Kaiser Nikolas I. wegen jenes Prinzip der bürgerlichen Gleichheit von den Feudalisten gehaßt wurde, und obendrein als offner Feind Englands und heimlicher Feind Östreichs, mit all seiner Macht der faktische Vertreter der Liberalen war, so wurde doch er seit dem Ende Juli der größte Gegner derselben, nachdem deren siegende Ideen von konstitutioneller Freiheit seinen Absolutismus bedrohen, und eben in seiner Eigenschaft als Autokrat weiß ihn die europäische Aristokratie zum Kampfe gegen das frank und freie Frankreich aufzureizen. Der englische Bull hat sich in einem solchen Kampfe die Hörner abgelaufen, und nun soll der russische Wolf seine Rolle übernehmen. Die hohe Noblesse von Europa weiß schlau genug das Schrecken der moskowitischen Wälder für ihre Zwecke zu benutzen und gehörig abzurichten, und den rauhen Gast schmeichelt es nicht wenig, daß er die Würde des alten, von Gottes Genade eingesetzten Königtums verfechten soll gegen Fürstenlästrer und Adelsleugner, mit Wohlgefallen läßt er sich den mottigen Purpurmantel mit allem Goldflitterkram aus der byzantinischen Verlassenschaft um die Schulter hängen, und er läßt sich vom ehmaligen deutschen Kaiser die abgetragenen heiligen römischen Reichshosen verehren, und er setzt sich aufs Haupt die altfränkische Diamantenmütze Caroli Magni —

Ach! der Wolf hat die Garderobe der alten Großmutter angezogen, und zerreißt Euch armen Rotkäppchen der Freiheit!

Ist es mir doch, während ich dieses schreibe, als spritzte das Blut von Warschau bis auf mein Papier, und als hörte ich den Freudejubel der berliner Offiziere und Diplomaten. Jubeln sie etwa zu früh? Ich

weiß nicht, aber mir und uns allen ist so bang vor dem russischen Wolf, und ich fürchte, auch wir deutschen Rotköpfchen fühlen bald Großmutters närrisch lange Hände und großes Maul. Dabei sollen wir uns noch obendrein marschfertig halten, um gegen Frankreich zu fechten. Heiliger Gott! Gegen Frankreich? Ja, Hurra! es geht gegen die Franzosen, und die berliner Ukasuisten und Knutologen behaupten, daß wir noch dieselben Gott-, König- und Vaterlandsretter sind wie Anno 1813, und Körners Leier und Schwert soll wieder neu aufgelegt werden, Fouqué will noch einige Schlachtlieder hinzudichten, der Görres wird den Jesuiten wieder abgekauft, um den Rheinischen Merkur fortzusetzen, und wer freiwillig den heiligen Kampf mitmacht, kriegt Eichenlaub auf die Mütze und wird Sie tituliert und erhält nachher frei Theater oder soll wenigstens als Kind betrachtet werden und nur die Hälfte bezahlen, — und für patriotische Extrabemühungen soll dem ganzen Volke noch extra eine Konstitution versprochen werden.

Frei Theater ist immerhin eine schöne Sache, aber eine Konstitution wäre auch so übel nicht. Ja, wir könnten zu Zeiten ordentlich ein Gelüste danach bekommen. Nicht als ob wir der absoluten Güte oder dem guten Absolutismus unserer Monarchen mißtrauten, im Gegenteil, wir wissen, es sind lauter scharmante Leute, und ist auch mal einer unter ihnen, der dem Stande Unehre macht, wie z. B. Se. Majestät der König Don Miguel, so bildet der doch nur eine Ausnahme, und wenn die allerhöchsten Kollegen nicht seinem blutigen Skandal ein Ende machen, wie sie doch leicht könnten, so geschieht es nur, um, durch den Kontrast mit solchem gekrönten Wichte, noch menschenfreundlich edler dazustehen und von ihren Untertanen

noch mehr geliebt zu werden. Aber eine gute Konstitution hat doch ihr Gutes, und es ist den Völkern gar nicht zu verdenken, wenn sie sogar von den besten Monarchen sich etwas Schriftliches ausbitten, wegen Leben und Sterben. Auch handelt ein vernünftiger Vater sehr vernünftig, wenn er einige heilsame Schranken baut vor den Abgründen der souveränen Macht, damit seinen Kindern nicht einst ein Unglück begegne, wenn sie, auf dem hohen Pferde des Stolzes und mit prahlendem Junkergefolge, allzukeck galoppieren. Ich weiß ein Königskind, das in einer schlechten adligen Reitschule schon im voraus die größten Sprünge zu wagen lernt. Für solche Königskinder muß man doppelt hohe Schranken errichten, und man muß ihnen die goldnen Sporen umwickeln, und es muß ihnen ein zahmeres Roß und eine bürgerlich bescheidnere Genossenschaft zugeteilt werden. Ich weiß eine Jagdgeschichte — bei Sankt Hubert! und ich weiß auch jemand, der tausend Taler Preußisch Courant darum gäbe, wenn sie gelogen wäre.

Ach! die ganze Zeitgeschichte ist jetzt nur eine Jagdgeschichte. Es ist jetzt die Zeit der hohen Jagd gegen die liberalen Ideen, und die hohen Herrschaften sind eifriger als je und ihre uniformierten Jäger schießen auf jedes ehrliche Herz, worin sich die liberalen Ideen geflüchtet, und es fehlt nicht an gelehrten Hunden, die das blutende Wort als gute Beute heranschleppen. Berlin füttert die beste Koppel, und ich höre schon wie die Meute losbellt gegen dieses Buch.

# Der Rabbi von Bacherach

⟨Ein Fragment⟩

Seinem geliebten Freunde, Heinrich Laube, widmet die Legende des Rabbi von Bacherach, heiter grüßend, der Verfasser

## Erstes Kapitel

Unterhalb des Rheingaus, wo die Ufer des Stromes ihre lachende Miene verlieren, Berg und Felsen, mit ihren abenteuerlichen Burgruinen, sich trotziger gebärden, und eine wildere, ernstere Herrlichkeit emporsteigt, dort liegt, wie eine schaurige Sage der Vorzeit, die finstre, uralte Stadt Bacherach. Nicht immer waren so morsch und verfallen diese Mauern mit ihren zahnlosen Zinnen und blinden Warttürmchen, in deren Luken der Wind pfeift und die Spatzen nisten; in diesen armselig häßlichen Lehmgassen, die man durch das zerrissene Tor erblickt, herrschte nicht immer jene öde Stille, die nur dann und wann unterbrochen wird von schreienden Kindern, keifenden Weibern und brüllenden Kühen. Diese Mauern waren einst stolz und stark, und in diesen Gassen bewegte sich frisches, freies Leben, Macht und Pracht, Lust und Leid, viel Liebe und viel Haß. Bacherach gehörte einst zu jenen Munizipien, welche von den Römern während ihrer Herrschaft am Rhein gegründet worden, und die Einwohner, obgleich die folgenden Zeiten sehr stürmisch und obgleich sie späterhin unter hohenstaufischer, und zuletzt unter wittelsbacher Oberherrschaft gerieten, wußten dennoch, nach dem Beispiel andrer rheinischen Städte, ein ziemlich freies Gemeinwesen zu erhalten. Dieses bestand aus einer Verbindung einzelner Körperschaften, wovon die der patrizischen Altbürger und die der Zünfte, welche sich wieder nach ihren ver-

schiedenen Gewerken unterabteilten, beiderseitig nach der Alleinmacht rangen: so daß sie sämtlich nach außen, zu Schutz und Trutz gegen den nachbarlichen Raubadel, fest verbunden standen, nach innen aber, wegen streitender Interessen, in beständiger Spaltung verharrten, und daher unter ihnen wenig Zusammenleben, viel Mißtrauen, oft sogar tätliche Ausbrüche der Leidenschaft. Der herrschaftliche Vogt saß auf der hohen Burg Sareck, und wie sein Falke schoß er herab wenn man ihn rief und auch manchmal ungerufen. Die Geistlichkeit herrschte im Dunkeln durch die Verdunkelung des Geistes. Eine am meisten vereinzelte, ohnmächtige und vom Bürgerrechte allmählig verdrängte Körperschaft war die kleine Judengemeinde, die schon zur Römerzeit in Bacherach sich niedergelassen und späterhin, während der großen Judenverfolgung, ganze Scharen flüchtiger Glaubensbrüder in sich aufgenommen hatte.

Die große Judenverfolgung begann mit den Kreuzzügen und wütete am grimmigsten um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, am Ende der großen Pest, die, wie jedes andre öffentliche Unglück, durch die Juden entstanden sein sollte, indem man behauptete, sie hätten den Zorn Gottes herabgeflucht und mit Hülfe der Aussätzigen die Brunnen vergiftet. Der gereizte Pöbel, besonders die Horden der Flagellanten, halbnackte Männer und Weiber, die zur Buße sich selbst geißelnd und ein tolles Marienlied singend, die Rheingegend und das übrige Süddeutschland durchzogen, ermordeten damals viele tausend Juden, oder marterten sie, oder tauften sie gewaltsam. Eine andere Beschuldigung, die ihnen schon in früherer Zeit, das ganze Mittelalter hindurch bis Anfang des vorigen Jahrhunderts, viel Blut und Angst kostete, das war das

läppische, in Chroniken und Legenden bis zum Ekel oft wiederholte Märchen: daß die Juden geweihte Hostien stählen, die sie mit Messern durchstächen bis das Blut herausfließe, und daß sie an ihrem Paschafeste Christenkinder schlachteten, um das Blut derselben bei ihrem nächtlichen Gottesdienste zu gebrauchen. Die Juden, hinlänglich verhaßt wegen ihres Glaubens, ihres Reichtums, und ihrer Schuldbücher, waren an jenem Festtage ganz in den Händen ihrer Feinde, die ihr Verderben nur gar zu leicht bewirken konnten, wenn sie das Gerücht eines solchen Kindermords verbreiteten, vielleicht gar einen blutigen Kinderleichnam in das verfemte Haus eines Juden heimlich hineinschwärzten, und dort nächtlich die betende Judenfamilie überfielen, wo alsdann gemordet, geplündert und getauft wurde, und große Wunder geschahen durch das vorgefundene tote Kind, welches die Kirche am Ende gar kanonisierte. Sankt Werner ist ein solcher Heiliger, und ihm zu Ehren ward zu Oberwesel jene prächtige Abtei gestiftet, die jetzt am Rhein eine der schönsten Ruinen bildet, und mit der gotischen Herrlichkeit ihrer langen, spitzbögigen Fenster, stolz emporschießender Pfeiler und Steinschnitzeleien uns so sehr entzückt, wenn wir an einem heitergrünen Sommertage vorbeifahren und ihren Ursprung nicht kennen. Zu Ehren dieses Heiligen wurden am Rhein noch drei andre große Kirchen errichtet, und unzählige Juden getötet oder mißhandelt. Dies geschah im Jahre 1287, und auch zu Bacherach, wo eine von diesen Sankt-Wernerskirchen gebaut wurde, erging damals über die Juden viel Drangsal und Elend. Doch zwei Jahrhunderte seitdem blieben sie verschont von solchen Anfällen der Volkswut, obgleich sie noch immer hinlänglich angefeindet und bedroht wurden.

Je mehr aber der Haß sie von außen bedrängte, desto inniger und traulicher wurde das häusliche Zusammenleben, desto tiefer wurzelte die Frömmigkeit und Gottesfurcht der Juden von Bacherach. Ein Muster gottgefälligen Wandels war der dortige Rabbiner, genannt Rabbi Abraham, ein noch jugendlicher Mann, der aber weit und breit wegen seiner Gelahrtheit berühmt war. Er war geboren in dieser Stadt, und sein Vater, der dort ebenfalls Rabbiner gewesen, hatte ihm in seinem letzten Willen befohlen, sich demselben Amt zu widmen und Bacherach nie zu verlassen, es seie denn wegen Lebensgefahr. Dieser Befehl und ein Schrank mit seltenen Büchern war alles was sein Vater, der bloß in Armut und Schriftgelahrtheit lebte, ihm hinterließ. Dennoch war Rabbi Abraham ein sehr reicher Mann, verheuratet mit der einzigen Tochter seines verstorbenen Vaterbruders, welcher den Juwelenhandel getrieben, erbte er dessen große Reichtümer. Einige Fuchsbärte in der Gemeinde deuteten darauf hin, als wenn der Rabbi eben des Geldes wegen seine Frau geheuratet habe. Aber sämtliche Weiber widersprachen und wußten alte Geschichten zu erzählen: wie der Rabbi, schon vor seiner Reise nach Spanien, verliebt gewesen in Sara — man hieß sie eigentlich die schöne Sara — und wie Sara sieben Jahre warten mußte, bis der Rabbi aus Spanien zurückkehrte, indem er sie gegen den Willen ihres Vaters und selbst gegen ihre eigne Zustimmung durch den Trauring geheuratet hatte. Jedweder Jude nämlich kann ein jüdisches Mädchen zu seinem rechtmäßigen Eheweibe machen, wenn es ihm gelang ihr einen Ring an den Finger zu stecken und dabei die Worte zu sprechen: »Ich nehme dich zu meinem Weibe nach den Sitten von Moses und Israel!« Bei der Erwähnung Spaniens pflegten die Fuchsbärte

auf eine ganz eigne Weise zu lächeln, und das geschah wohl wegen eines dunkeln Gerüchts, daß Rabbi Abraham auf der hohen Schule zu Toledo zwar emsig genug das Studium des göttlichen Gesetzes getrieben, aber auch christliche Gebräuche nachgeahmt und freigeistige Denkungsart eingesogen habe, gleich jenen spanischen Juden, die damals auf einer außerordentlichen Höhe der Bildung standen. Im Innern ihrer Seele aber glaubten jene Fuchsbärte sehr wenig an die Wahrheit des angedeuteten Gerüchts. Denn überaus rein, fromm und ernst war seit seiner Rückkehr aus Spanien die Lebensweise des Rabbi, die kleinlichsten Glaubensgebräuche übte er mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, alle Montag und Donnerstag pflegte er zu fasten, nur am Sabbat oder anderen Feiertagen genoß er Fleisch und Wein, sein Tag verfloß in Gebet und Studium, des Tages erklärte er das göttliche Gesetz im Kreise der Schüler, die der Ruhm seines Namens nach Bacherach gezogen, und des Nachts betrachtete er die Sterne des Himmels oder die Augen der schönen Sara. Kinderlos war die Ehe des Rabbi, dennoch fehlte es nicht um ihn her an Leben und Bewegung. Der große Saal seines Hauses, welches neben der Synagoge lag, stand offen zum Gebrauche der ganzen Gemeinde: hier ging man aus und ein ohne Umstände, verrichtete schleunige Gebete, oder holte Neuigkeiten, oder hielt Beratung in allgemeiner Not, hier spielten die Kinder am Sabbatmorgen während in der Synagoge der wöchentliche Abschnitt verlesen wurde, hier versammelte man sich bei Hochzeit- und Leichenzügen, und zankte sich und versöhnte sich, hier fand der Frierende einen warmen Ofen und der Hungrige einen gedeckten Tisch. Außerdem bewegten sich um den Rabbi noch eine Menge Verwandte, Brüder und Schwestern, mit ihren

Weibern und Kindern, so wie auch seine und seiner Frau gemeinschaftliche Öhme und Muhmen, eine weitläuftige Sippschaft, die alle den Rabbi als Familienhaupt betrachteten, im Hause desselben früh und spät verkehrten, und an hohen Festtagen sämtlich dort zu speisen pflegten. Solche gemeinschaftliche Familienmahle im Rabbinerhause fanden ganz besonders statt bei der jährlichen Feier des Pascha, eines uralten, wunderbaren Festes, das noch jetzt die Juden in der ganzen Welt, am Vorabend des vierzehnten Tages im Monat Nissen, zum ewigen Gedächtnisse ihrer Befreiung aus egyptischer Knechtschaft, folgendermaßen begehen:

Sobald es Nacht ist, zündet die Hausfrau die Lichter an, spreitet das Tafeltuch über den Tisch, legt in die Mitte desselben drei von den platten ungesäuerten Bröten, verdeckt sie mit einer Serviette und stellt auf diesen erhöhten Platz sechs kleine Schüsseln, worin symbolische Speisen enthalten, nämlich ein Ei, Lattig, Mairettigwurzel, ein Lammknochen, und eine braune Mischung von Rosinen, Zimmet und Nüssen. An diesen Tisch setzt sich der Hausvater mit allen Verwandten und Genossen und liest ihnen vor aus einem abenteuerlichen Buche, das die Agade heißt, und dessen Inhalt eine seltsame Mischung ist von Sagen der Vorfahren, Wundergeschichten aus Egypten, kuriosen Erzählungen, Streitfragen, Gebeten und Festliedern. Eine große Abendmahlzeit wird in die Mitte dieser Feier eingeschoben, und sogar während des Vorlesens wird zu bestimmten Zeiten etwas von den symbolischen Gerichten gekostet, so wie alsdann auch Stückchen von dem ungesäuerten Brote gegessen und vier Becher roten Weines getrunken werden. Wehmütig heiter, ernsthaft spielend und märchenhaft geheimnisvoll ist der Charakter dieser Abendfeier, und der herkömmlich

singende Ton, womit die Agade von dem Hausvater vorgelesen und zuweilen chorartig von den Zuhörern nachgesprochen wird, klingt so schauervoll innig, so mütterlich einlullend, und zugleich so hastig aufweckend, daß selbst diejenigen Juden, die längst von dem Glauben ihrer Väter abgefallen und fremden Freuden und Ehren nachgejagt sind, im tiefsten Herzen erschüttert werden, wenn ihnen die alten, wohlbekannten Paschaklänge zufällig ins Ohr dringen.

Im großen Saale seines Hauses saß einst Rabbi Abraham, und mit seinen Anverwandten, Schülern und übrigen Gästen beging er die Abendfeier des Paschafestes. Im Saale war alles mehr als gewöhnlich blank; über den Tisch zog sich die buntgestickte Seidendecke, deren Goldfranzen bis auf die Erde hingen; traulich schimmerten die Tellerchen mit den symbolischen Speisen, so wie auch die hohen weingefüllten Becher, woran als Zierat lauter heilige Geschichten von getriebener Arbeit; die Männer saßen in ihren Schwarzmänteln und schwarzen Platthüten und weißen Halsbergen; die Frauen, in ihren wunderlich glitzernden Kleidern von lombardischen Stoffen, trugen um Haupt und Hals ihr Gold- und Perlengeschmeide; und die silberne Sabbatlampe goß ihr festlichstes Licht über die andächtig vergnügten Gesichter der Alten und Jungen. Auf den purpurnen Sammetkissen eines mehr als die übrigen erhabenen Sessels und angelehnt, wie es der Gebrauch heischt, saß Rabbi Abraham und las und sang die Agade, und der bunte Chor stimmte ein oder antwortete bei den vorgeschriebenen Stellen. Der Rabbi trug ebenfalls sein schwarzes Festkleid, seine edelgeformten, etwas strengen Züge waren milder denn gewöhnlich, die Lippen lächelten hervor aus dem braunen Barte, als wenn sie viel Holdes erzählen wollten, und in seinen Augen

schwamm es wie selige Erinnerung und Ahnung. Die schöne Sara, die auf einem ebenfalls erhabenen Sammetsessel an seiner Seite saß, trug als Wirtin nichts von ihrem Geschmeide, nur weißes Linnen umschloß ihren schlanken Leib und ihr frommes Antlitz. Dieses Antlitz war rührend schön, wie denn überhaupt die Schönheit der Jüdinnen von eigentümlich rührender Art ist, das Bewußtsein des tiefen Elends, der bittern Schmach und der schlimmen Fahrnisse, worinnen ihre Verwandte und Freunde leben, verbreitet über ihre holden Gesichtszüge eine gewisse leidende Innigkeit und beobachtende Liebesangst, die unsere Herzen sonderbar bezaubern. So saß heute die schöne Sara und sah beständig nach den Augen ihres Mannes, dann und wann schaute sie auch nach der vor ihr liegenden Agade, dem hübschen, in Gold und Samt gebundenen Pergamentbuche, einem alten Erbstück mit verjährten Weinflecken aus den Zeiten ihres Großvaters, und worin so viele keck und bunt gemalten Bilder, die sie schon als kleines Mädchen, am Pascha-Abend, so gerne betrachtete, und die allerlei biblische Geschichten darstellten, als da sind: wie Abraham die steinernen Götzen seines Vaters mit dem Hammer entzwei klopft, wie die Engel zu ihm kommen, wie Moses den Mizri totschlägt, wie Pharao prächtig auf dem Throne sitzt, wie ihm die Frösche sogar bei Tische keine Ruhe lassen, wie er Gott sei Dank versäuft, wie die Kinder Israel vorsichtig durch das Rote Meer gehen, wie sie offnen Maules, mit ihren Schafen, Kühen und Ochsen vor dem Berge Sinai stehen, dann auch wie der fromme König David die Harfe spielt, und endlich wie Jerusalem mit den Türmen und Zinnen seines Tempels bestrahlt wird vom Glanze der Sonne!

Der zweite Becher war schon eingeschenkt, die Ge-

sichter und Stimmen wurden immer heller, und der Rabbi, indem er eins der ungesäuerten Osterbröte ergriff und heiter grüßend empor hielt, las er folgende Worte aus der Agade: »Siehe! das ist die Kost, die unsere Väter in Egypten genossen! Jeglicher, den es hungert, er komme und genieße! Jeglicher, der da traurig, er komme und teile unsere Paschafreude! Gegenwärtigen Jahres feiern wir hier das Fest, aber zum kommenden Jahre im Lande Israels! Gegenwärtigen Jahres feiern wir es noch als Knechte, aber zum kommenden Jahre als Söhne der Freiheit!«

Da öffnete sich die Saaltüre, und hereintraten zwei große blasse Männer, in sehr weite Mäntel gehüllt, und der eine sprach: »Friede sei mit Euch, wir sind reisende Glaubensgenossen und wünschen das Paschafest mit Euch zu feiern«. Und der Rabbi antwortete rasch und freundlich: »Mit Euch sei Frieden, setzt Euch nieder in meiner Nähe«. Die beiden Fremdlinge setzten sich alsbald zu Tische und der Rabbi fuhr fort im Vorlesen. Manchmal, während die übrigen noch im Zuge des Nachsprechens waren, warf er kosende Worte nach seinem Weibe, und anspielend auf den alten Scherz, daß ein jüdischer Hausvater sich an diesem Abend für einen König hält, sagte er zu ihr: »Freue dich, meine Königin!« Sie aber antwortete, wehmütig lächelnd »es fehlt uns ja der Prinz!« und damit meinte sie den Sohn des Hauses, der, wie eine Stelle in der Agade es verlangt, mit vorgeschriebenen Worten seinen Vater um die Bedeutung des Festes befragen soll. Der Rabbi erwiderte nichts und zeigte bloß mit dem Finger nach einem eben aufgeschlagenen Bilde in der Agade, wo überaus anmutig zu schauen war: wie die drei Engel zu Abraham kommen, um ihm zu verkünden, daß ihm ein Sohn geboren werde von seiner Gattin Sara, welche

unterdessen, weiblich pfiffig hinter der Zelttüre steht um die Unterredung zu belauschen. Dieser leise Wink göß dreifaches Rot über die Wangen der schönen Frau, sie schlug die Augen nieder, und sah dann wieder freundlich empor nach ihrem Manne, der singend fortfuhr im Vorlesen der wunderbaren Geschichte: wie Rabbi Jesua, Rabbi Elieser, Rabbi Asaria, Rabbi Akiba, und Rabbi Tarphen in Bona-Brak angelehnt saßen und sich die ganze Nacht vom Auszuge der Kinder Israel aus Egypten unterhielten, bis ihre Schüler kamen und ihnen zuriefen, es sei Tag und in der Synagoge verlese man schon das große Morgengebet.

Derweilen nun die schöne Sara andächtig zuhörte, und ihren Mann beständig ansah, bemerkte sie, wie plötzlich sein Antlitz in grausiger Verzerrung erstarrte, das Blut aus seinen Wangen und Lippen verschwand, und seine Augen wie Eiszapfen hervorglotzten, — aber fast im selben Augenblicke sah sie, wie seine Züge wieder die vorige Ruhe und Heiterkeit annahmen, wie seine Lippen und Wangen sich wieder röteten, seine Augen munter umher kreisten, ja, wie sogar eine ihm sonst ganz fremde tolle Laune sein ganzes Wesen ergriff. Die schöne Sara erschrak wie sie noch nie in ihrem Leben erschrocken war, und ein inneres Grauen stieg kältend in ihr auf, weniger wegen der Zeichen von starrem Entsetzen, die sie einen Momentlang im Gesichte ihres Mannes erblickt hatte, als wegen seiner jetzigen Fröhlichkeit, die allmählig in jauchzende Ausgelassenheit überging. Der Rabbi schob sein Barett spielend von einem Ohre nach dem andern, zupfte und kräuselte possierlich seine Bartlocken, sang den Agadetext nach der Weise eines Gassenhauers, und bei der Aufzählung der egyptischen Plagen, wo man mehrmals den Zeigefinger in den vollen Becher eintunkt und den

anhängenden Weintropfen zur Erde wirft, bespritzte der Rabbi die jüngern Mädchen mit Rotwein, und es gab großes Klagen über verdorbene Halskrausen, und schallendes Gelächter. Immer unheimlicher ward es der schönen Sara bei dieser krampfhaft sprudelnden Lustigkeit ihres Mannes, und beklommen von namenloser Bangigkeit, schaute sie in das summende Gewimmel der buntbeleuchteten Menschen, die sich behaglich breit hin und her schaukelten, an den dünnen Paschabröten knoperten, oder Wein schlürften, oder mit einander schwatzten, oder laut sangen, überaus vergnügt.

Da kam die Zeit wo die Abendmahlzeit gehalten wird, alle standen auf um sich zu waschen, und die schöne Sara holte das große, silberne, mit getriebenen Goldfiguren reichverzierte Waschbecken, das sie jedem der Gäste vorhielt, während ihm Wasser über die Hände gegossen wurde. Als sie auch dem Rabbi diesen Dienst erwies, blinzelte ihr dieser bedeutsam mit den Augen, und schlich sich zur Türe hinaus. Die schöne Sara folgte ihm auf dem Fuße; hastig ergriff der Rabbi die Hand seines Weibes, eilig zog er sie fort, durch die dunkelen Gassen Bacherachs, eilig zum Tor hinaus, auf die Landstraße, die den Rhein entlang, nach Bingen führt.

Es war eine jener Frühlingsnächte, die zwar lau genug und hellgestirnt sind, aber doch die Seele mit seltsamen Schauern erfüllen. Leichenhaft dufteten die Blumen; schadenfroh und zugleich selbstbeängstigt zwitscherten die Vögel; der Mond warf heimtückisch gelbe Streiflichter über den dunkel hinmurmelnden Strom; die hohen Felsenmassen des Ufers schienen bedrohlich wackelnde Riesenhäupter; der Turmwächter auf Burg-Strahleck blies eine melancholische Weise; und dazwischen läutete, eifrig gellend, das Sterbeglöckchen

der Sankt-Wernerskirche. Die schöne Sara trug in der rechten Hand das silberne Waschbecken, ihre linke hielt der Rabbi noch immer gefaßt, und sie fühlte wie seine Finger eiskalt waren und wie sein Arm zitterte, aber sie folgte schweigend, vielleicht weil sie von jeher gewohnt, ihrem Manne blindlings und fragenlos zu gehorchen, vielleicht auch weil ihre Lippen vor innerer Angst verschlossen waren.

Unterhalb der Burg Sonneck, Lorch gegenüber, ungefähr wo jetzt das Dörfchen Niederrheinbach liegt, erhebt sich eine Felsenplatte, die bogenartig über das Rheinufer hinaushängt. Diese erstieg Rabbi Abraham mit seinem Weibe, schaute sich um nach allen Seiten, und starrte hinauf nach den Sternen. Zitternd, und von Todesängsten durchfröstelt stand neben ihm die schöne Sara, und betrachtete sein blasses Gesicht, das der Mond gespenstisch beleuchtete, und worauf es hin und her zuckte, wie Schmerz, Furcht, Andacht und Wut. Als aber der Rabbi plötzlich das silberne Waschbecken ihr aus der Hand riß und es schollernd hinabwarf in den Rhein: da konnte sie das grausenhafte Angstgefühl nicht länger ertragen, und mit dem Ausrufe: »Schadai voller Genade!« stürzte sie zu den Füßen des Mannes und beschwor ihn das dunkle Rätsel endlich zu enthüllen.

Der Rabbi, des Sprechens ohnmächtig, bewegte mehrmals lautlos die Lippen, und endlich rief er: »Siehst du den Engel des Todes? Dort unten schwebt er über Bacherach! Wir aber sind seinem Schwerte entronnen. Gelobt sei der Herr!« Und mit einer Stimme, die noch vor innerem Entsetzen bebte, erzählte er: wie er wohlgemut die Agade hinsingend und angelehnt saß, und zufällig unter den Tisch schaute, habe er dort, zu seinen Füßen, den blutigen Leichnam eines Kindes erblickt.

»Da merkte ich« — setzte der Rabbi hinzu — »daß unsre zwei späte Gäste nicht von der Gemeinde Israels waren, sondern von der Versammlung der Gottlosen, die sich beraten hatten jenen Leichnam heimlich in unser Haus zu schaffen, um uns des Kindermordes zu beschuldigen und das Volk aufzureizen uns zu plündern und zu ermorden. Ich durfte nicht merken lassen, daß ich das Werk der Finsternis durchschaut; ich hätte dadurch nur mein Verderben beschleunigt, und nur die List hat uns beide gerettet. Gelobt sei der Herr! Ängstige dich nicht, schöne Sara; auch unsre Freunde und Verwandte werden gerettet sein. Nur nach meinem Blute lechzten die Ruchlosen; ich bin ihnen entronnen und sie begnügen sich mit meinem Silber und Golde. Komm mit mir, schöne Sara, nach einem anderen Lande, wir wollen das Unglück hinter uns lassen, und damit uns das Unglück nicht verfolge, habe ich ihm das Letzte meiner Habe, das silberne Becken, zur Versöhnung hingeworfen. Der Gott unserer Väter wird uns nicht verlassen. — Komm herab, du bist müde; dort unten steht bei seinem Kahne der stille Wilhelm; er fährt uns den Rhein hinauf.«

Lautlos und wie mit gebrochenen Gliedern war die schöne Sara in die Arme des Rabbi hingesunken, und langsam trug er sie hinab nach dem Ufer. Hier stand der stille Wilhelm, ein taubstummer aber bildschöner Knabe, der zum Unterhalt seiner alten Pflegemutter, einer Nachbarin des Rabbi, den Fischfang trieb und hier seinen Kahn angelegt hatte. Es war aber als erriete er schon gleich die Absicht des Rabbi, ja es schien als habe er eben auf ihn gewartet, um seine geschlossenen Lippen zog sich das lieblichste Mitleid, bedeutungstief ruhten seine großen blauen Augen auf der schönen Sara, und sorgsam trug er sie in den Kahn.

Der Blick des stummen Knaben weckte die schöne Sara aus ihrer Betäubung, sie fühlte auf einmal, daß alles was ihr Mann ihr erzählt, kein bloßer Traum sei, und Ströme bitterer Tränen ergossen sich über ihre Wangen, die jetzt so weiß wie ihr Gewand. Da saß sie nun in der Mitte des Kahns, ein weinendes Marmorbild; neben ihr saßen ihr Mann und der stille Wilhelm, welche emsig ruderten.

Sei es nun durch den einförmigen Ruderschlag, oder durch das Schaukeln des Fahrzeugs, oder durch den Duft jener Bergesufer, worauf die Freude wächst, immer geschieht es, daß auch der Betrübteste seltsam beruhigt wird, wenn er in der Frühlingsnacht, in einem leichten Kahne, leicht dahin fährt auf dem lieben, klaren Rheinstrom. Wahrlich, der alte, gutherzige Vater Rhein kanns nicht leiden, wenn seine Kinder weinen; tränenstillend wiegt er sie auf seinen treuen Armen, und erzählt ihnen seine schönsten Märchen und verspricht ihnen seine goldigsten Schätze, vielleicht gar den uralt versunkenen Niblungshort. Auch die Tränen der schönen Sara flossen immer milder und milder, ihre gewaltigsten Schmerzen wurden fortgespielt von den flüsternden Wellen, die Nacht verlor ihr finstres Grauen, und die heimatlichen Berge grüßten wie zum zärtlichsten Lebewohl. Vor allen aber grüßte traulich ihr Lieblingsberg, der Kädrich, und in seiner seltsamen Mondbeleuchtung schien es, als stände wieder oben ein Fräulein mit ängstlich ausgestreckten Armen, als kröchen die flinken Zwerglein wimmelnd aus ihren Felsenspalten, und als käme ein Reuter den Berg hinaufgesprengt in vollem Galopp; und der schönen Sara war zu Mute, als sei sie wieder ein kleines Mädchen und säße wieder auf dem Schoße ihrer Muhme aus Lorch, und diese erzähle ihr die hübsche Geschichte von dem kecken

Reuter, der das arme, von den Zwergen geraubte Fräulein befreite, und noch andre wahre Geschichten, vom wunderlichen Wispertale drüben, wo die Vögel ganz vernünftig sprechen, und vom Pfefferkuchenland, wohin die folgsamen Kinder kommen, und von verwünschten Prinzessinnen, singenden Bäumen, gläsernen Schlössern, goldenen Brücken, lachenden Nixen ... Aber zwischen all diesen hübschen Märchen, die klingend und leuchtend zu leben begannen, hörte die schöne Sara die Stimme ihres Vaters, der ärgerlich die arme Muhme ausschalt, daß sie dem Kinde so viel Torheiten in den Kopf schwatze! Alsbald kams ihr vor, als setzte man sie auf das kleine Bänkchen, vor dem Sammetsessel ihres Vaters, der mit weicher Hand ihr langes Haar streichelte, gar vergnügt mit den Augen lachte, und sich behaglich hin und her wiegte in seinem weiten, blauseidenen Sabbatschlafrock ... Es mußte wohl Sabbat sein, denn die geblümte Decke war über den Tisch gespreitet, alle Geräte im Zimmer leuchteten, spiegelblank gescheuert, der weißbärtige Gemeindediener saß an der Seite des Vaters und kaute Rosinen und sprach Hebräisch, auch der kleine Abraham kam herein mit einem allmächtig großen Buche, und bat bescheidentlich seinen Oheim um die Erlaubnis einen Abschnitt der Heiligen Schrift erklären zu dürfen, damit der Oheim sich selber überzeuge, daß er in der verflossenen Woche viel gelernt habe und viel Lob und Kuchen verdiene ... Nun legte der kleine Bursche das Buch auf die breite Armlehne des Sessels, und erklärte die Geschichte von Jakob und Rahel, wie Jakob seine Stimme erhoben und laut geweint, als er sein Mühmchen Rahel zuerst erblickte, wie er so traulich am Brunnen mit ihr gesprochen, wie er sieben Jahr um Rahel dienen mußte, und wie sie ihm so schnell verflossen, und wie er die Rahel geheu-

ratet und immer und immer geliebt hat . . . Auf einmal erinnerte sich auch die schöne Sara, daß ihr Vater damals mit lustigem Tone ausrief: »willst du nicht eben so dein Mühmchen Sara heuraten?« worauf der kleine Abraham ernsthaft antwortete: »das will ich, und sie soll sieben Jahr warten«. Dämmernd zogen diese Bilder durch die Seele der schönen Frau, sie sah, wie sie und ihr kleiner Vetter, der jetzt so groß und ihr Mann geworden, kindisch mit einander in der Lauberhütte spielten, wie sie sich dort ergötzten an den bunten Tapeten, Blumen, Spiegeln und vergoldeten Äpfeln, wie der kleine Abraham immer zärtlicher mit ihr koste, bis er allmählig größer und mürrisch wurde, und endlich ganz groß und ganz mürrisch . . . Und endlich sitzt sie zu Hause allein in ihrer Kammer eines Samstags Abend, der Mond scheint hell durchs Fenster, und die Tür fliegt auf, und hastig stürmt herein ihr Vetter Abraham, in Reisekleidern und blaß wie der Tod, und er greift ihre Hand, steckt einen goldnen Ring an ihren Finger und spricht feierlich: »ich nehme dich hiermit zu meinem Weibe, nach den Gesetzen von Moses und Israel!« »Jetzt aber« — setzt er bebend hinzu — »jetzt muß ich fort nach Spanien. Lebewohl, sieben Jahre sollst du auf mich warten!« Und er stürzt fort, und weinend erzählt die schöne Sara das alles ihrem Vater . . . Der tobt und wütet »schneid ab dein Haar, denn du bist ein verheuratetes Weib!« — und er will dem Abraham nachreuten um einen Scheidebrief von ihm zu erzwingen, — aber der ist schon über alle Berge, der Vater kehrt schweigend nach Haus zurück, und wie die schöne Sara ihm die Reitstiefel ausziehen hilft und besänftigend äußert, daß der Abraham nach sieben Jahren zurückkehre, da flucht der Vater: »sieben Jahr sollt ihr betteln gehn!« und bald stirbt er.

So zogen der schönen Sara die alten Geschichten durch den Sinn, wie ein hastiges Schattenspiel, die Bilder vermischten sich auch wunderlich, und zwischendurch schauten halb bekannte, halb fremde bärtige Gesichter und große Blumen mit fabelhaft breitem Blattwerk. Es war auch als murmelte der Rhein die Melodien der Agade, und die Bilder derselben stiegen daraus hervor, lebensgroß und verzerrt, tolle Bilder: der Erzvater Abraham zerschlägt ängstlich die Götzengestalten, die sich immer hastig wieder von selbst zusammensetzen, der Mizri wehrt sich furchtbar gegen den ergrimmten Moses, der Berg Sinai blitzt und flammt, der König Pharao schwimmt im Roten Meere, mit den Zähnen im Maule die zackige Goldkrone festhaltend, Frösche mit Menschenantlitz schwimmen hintendrein, und die Wellen schäumen und brausen, und eine dunkle Riesenhand taucht drohend daraus hervor.

Das war Hattos Mäuseturm und der Kahn schoß eben durch den Binger Strudel. Die schöne Sara ward dadurch etwas aus ihren Träumereien gerüttelt, und schaute nach den Bergen des Ufers, auf deren Spitzen die Schloßlichter flimmerten, und an deren Fuß die mondbeleuchteten Nachtnebel sich hinzogen. Plötzlich aber glaubte sie dort ihre Freunde und Verwandte zu sehen, wie sie mit Leichengesichtern und in weißwallenden Totenhemden schreckenhastig vorüberliefen, den Rhein entlang ... es ward ihr schwarz vor den Augen, ein Eisstrom ergoß sich in ihre Seele, und wie im Schlafe hörte sie nur noch, daß ihr der Rabbi das Nachtgebet vorbetete, langsam ängstlich, wie es bei totkranken Leuten geschieht, und träumerisch stammelte sie noch die Worte: »Zehntausend zur Rechten, zehntausend zur Linken, den König zu schützen vor nächtlichem Grauen . . .«

Da verzog sich plötzlich all das eindringende Dunkel und Grausen, der düstre Vorhang ward vom Himmel fortgerissen, es zeigte sich oben die heilige Stadt Jerusalem, mit ihren Türmen und Toren; in goldner Pracht leuchtete der Tempel; auf dem Vorhofe desselben erblickte die schöne Sara ihren Vater, in seinem gelben Sabbatschlafrock und vergnügt mit den Augen lachend; aus den runden Tempelfenstern grüßten fröhlich alle ihre Freunde und Verwandte; im Allerheiligsten kniete der fromme König David, mit Purpurmantel und funklender Krone, und lieblich ertönte sein Gesang und Saitenspiel, — und selig lächelnd entschlief die schöne Sara.

## Zweites Kapitel

Als die schöne Sara die Augen aufschlug, ward sie fast geblendet von den Strahlen der Sonne. Die hohen Türme einer großen Stadt erhoben sich, und der stumme Wilhelm stand mit der Hakenstange aufrecht im Kahne und leitete denselben durch das lustige Gewühl vieler buntbewimpelten Schiffe, deren Mannschaft entweder müßig hinabschaute auf die Vorbeifahrenden, oder vielhändig beschäftigt war mit dem Ausladen von Kisten, Ballen und Fässern, die auf kleineren Fahrzeugen ans Land gebracht wurden; wobei ein betäubender Lärm, das beständige Hallorufen der Barkenführer, das Geschrei der Kaufleute vom Ufer her, und das Keifen der Zöllner, die, in ihren roten Röcken, mit weißen Stäbchen und weißen Gesichtern, von Schiff zu Schiff hüpften.

»Ja, schöne Sara« — sagte der Rabbi zu seiner Frau, heiter lächelnd — »das ist hier die weltberühmte freie Reichs- und Handelsstadt Frankfurt am Main, und das ist eben der Mainfluß worauf wir jetzt fahren. Da drüben die lachenden Häuser, umgeben von grünen

Hügeln, das ist das Sachsenhausen, woher uns der lahme Gumpertz, zur Zeit des Lauberhüttenfestes, die schönen Myrrhen holt. Hier siehst du auch die starke Mainbrücke mit ihren dreizehn Bögen, und gar viel Volk, Wagen und Pferde, geht sicher darüberhin, und in der Mitte steht das Häuschen, wovon die Mühmele Täubchen erzählt hat, daß ein getaufter Jude darin wohnt, der jedem, der ihm eine tote Ratte bringt, sechs Heller auszahlt für Rechnung der jüdischen Gemeinde, die dem Stadtrate jährlich fünftausend Rattenschwänze abliefern soll!«

Über diesen Krieg, den die frankfurter Juden mit den Ratten zu führen haben, mußte die schöne Sara laut lachen; das klare Sonnenlicht und die neue bunte Welt, die vor ihr auftauchte, hatte alles Grauen und Entsetzen der vorigen Nacht aus ihrer Seele verscheucht, und als sie, aus dem landenden Kahne, von ihrem Manne und dem stummen Wilhelm aufs Ufer gehoben worden, fühlte sie sich wie durchdrungen von freudiger Sicherheit. Der stumme Wilhelm aber, mit seinen schönen, tiefblauen Augen, sah ihr lange ins Gesicht, halb schmerzlich, halb heiter, dann warf er noch einen bedeutenden Blick nach dem Rabbi, sprang zurück in seinen Kahn, und bald war er damit verschwunden.

»Der stumme Wilhelm hat doch viele Ähnlichkeit mit meinem verstorbenen Bruder« — bemerkte die schöne Sara. »Die Engel sehen sich alle ähnlich« — erwiderte leichthin der Rabbi, und sein Weib bei der Hand ergreifend, führte er sie durch das Menschengewimmel des Ufers, wo jetzt, weil es die Zeit der Ostermesse, eine Menge hölzerner Krambuden aufgebaut standen. Als sie, durch das dunkle Maintor, in die Stadt gelangten, fanden sie nicht minder lärmigen Verkehr. Hier, in einer engen Straße, erhob sich ein Kaufmannsladen neben dem andern, und die Häuser, wie

überall in Frankfurt waren ganz besonders zum Handel eingerichtet: im Erdgeschosse keine Fenster, sondern lauter offne Bogentüren, so daß man tief hineinschauen und jeder Vorübergehende die ausgestellten Waren deutlich betrachten konnte. Wie staunte die schöne Sara ob der Masse kostbarer Sachen und ihrer niegesehenen Pracht! Da standen Venezianer, die allen Luxus des Morgenlands und Italiens feil boten, und die schöne Sara war wie festgebannt beim Anblick der aufgeschichteten Putzsachen und Kleinodien, der bunten Mützen und Mieder, der güldnen Armspangen und Halsbänder, des ganzen Flitterkrams, das die Frauen sehr gern bewundern und womit sie sich noch lieber schmücken. Die reichgestickten Samt- und Seidenstoffe schienen mit der schönen Sara sprechen und ihr allerlei Wunderliches ins Gedächtnis zurückfunkeln zu wollen, und es war ihr wirklich zu Mute, als wäre sie wieder ein kleines Mädchen und Mühmele Täubchen habe ihr Versprechen erfüllt, und sie nach der frankfurter Messe geführt, und jetzt eben stehe sie vor den hübschen Kleidern, wovon ihr so viel erzählt worden. Mit heimlicher Freude überlegte sie schon was sie nach Bacherach mitbringen wolle, welchem von ihren beiden Bäschen, dem kleinen Blümchen oder dem kleinen Vögelchen, der blauseidne Gürtel am besten gefallen würde, ob auch die grünen Höschen dem kleinen Gottschalk passen mögen, — doch plötzlich sagte sie zu sich selber: »ach Gott! die sind ja unterdessen großgewachsen und gestern umgebracht worden!« Sie schrak heftig zusammen und die Bilder der Nacht wollten schon mit all ihrem Entsetzen wieder in ihr aufsteigen, doch die goldgestickten Kleider blinzelten nach ihr wie mit tausend Schelmenaugen, und redeten ihr alles Dunkle aus dem Sinn, und wie sie hinaufsah nach dem Antlitz ihres Mannes, so war

dieses unumwölkt, und trug seine gewöhnliche ernste Milde. »Mach die Augen zu, schöne Sara« — sagte der Rabbi, und führte seine Frau weiter durch das Menschengedränge.

Welch ein buntes Treiben! Zumeist waren es Handelsleute, die laut mit einander feilschten, oder auch mit sich selber sprechend an den Fingern rechneten, oder auch von einigen hochbepackten Markthelfern, die im kurzen Hundetrab hinter ihnen herliefen, ihre Einkäufe nach der Herberge schleppen ließen. Andere Gesichter ließen merken, daß bloß die Neugier sie herbeigezogen. Am roten Mantel und der goldenen Halskette erkannte man den breiten Ratsherrn. Das schwarze, wohlhabend bauschichte Wams verriet den ehrsamen stolzen Altbürger. Die eiserne Pickelhaube, das gelblederne Wams und die klirrenden Pfundsporen verkündigten den schweren Reutersknecht. Unterm schwarzen Sammethäubchen, das in einer Spitze auf der Stirne zusammenlief, barg sich ein rosiges Mädchengesicht, und die jungen Gesellen, die gleich witternden Jagdhunden hinterdrein sprangen, zeigten sich als vollkommene Stutzer durch ihre keckbefiederten Barette, ihre klingelnden Schnabelschuhe und ihre seidnen Kleider von geteilter Farbe, wo die rechte Seite grün, die linke Seite rot, oder die eine regenbogenartig gestreift, die andre buntscheckig gewürfelt war, so daß die närrischen Burschen aussahen, als wären sie in der Mitte gespalten. Von der Menschenströmung fortgezogen, gelangte der Rabbi mit seinem Weibe nach dem Römer. Dieses ist der große mit hohen Giebelhäusern umgebene Marktplatz der Stadt, seinen Namen führend von einem ungeheuren Hause das Zum Römer hieß und vom Magistrate angekauft und zu einem Rathause geweiht wurde. In diesem Gebäude wählte man Deutschlands Kaiser und

vor demselben wurden oft edle Ritterspiele gehalten. Der König Maximilian, der dergleichen leidenschaftlich liebte, war damals in Frankfurt anwesend, und Tags zuvor hatte man ihm zu Ehren, vor dem Römer, ein großes Stechen veranstaltet. An den hölzernen Schranken, die jetzt von den Zimmerleuten abgebrochen wurden, standen noch viele Müßiggänger und erzählten sich, wie gestern der Herzog von Braunschweig und der Markgraf von Brandenburg unter Pauken- und Trompetenschall gegen einander gerannt, wie Herr Walter der Lump den Bärenritter so gewaltig aus dem Sattel gestoßen, daß die Lanzensplitter in die Luft flogen, und wie der lange blonde König Max, im Kreise seines Hofgesindes, auf dem Balkone stand und sich vor Freude die Hände rieb. Die Decken von goldnen Stoffen lagen noch auf der Lehne des Balkons und der spitzbögigen Rathausfenster. Auch die übrigen Häuser des Marktplatzes waren noch festlich geschmückt und mit Wappenschilden verziert, besonders das Haus Limburg, auf dessen Banner eine Jungfrau gemalt war, die einen Sperber auf der Hand trägt, während ihr ein Affe einen Spiegel vorhält. Auf dem Balkone dieses Hauses standen viele Ritter und Damen, in lächelnder Unterhaltung hinabblickend auf das Volk, das unten in tollen Gruppen und Aufzügen hin- und herwogte. Welche Menge Müßiggänger von jedem Stande und Alter drängte sich hier, um ihre Schaulust zu befriedigen Hier wurde gelacht, gegreint, gestohlen, in die Lenden gekniffen, gejubelt, und zwischendrein schmetterte gellend die Trompete des Arztes, der im roten Mantel, mit seinem Hanswurst und Affen, auf einem hohen Gerüste stand, seine eigne Kunstfertigkeit recht eigentlich ausposaunte, seine Tinkturen und Wundersalben anpries, oder ernsthaft das Uringlas betrachtete, das

ihm irgend ein altes Weib vorhielt, oder sich anschickte einem armen Bauer den Backzahn auszureißen. Zwei Fechtmeister, in bunten Bändern einherflatternd, ihre Rapiere schwingend, begegneten sich hier wie zufällig und stießen mit Scheinzorn auf einander, nach langem Gefechte erklärten sie sich wechselseitig für unüberwindlich und sammelten einige Pfenninge. Mit Trommler und Pfeifer marschierte jetzt vorbei die neu errichtete Schützengilde. Hierauf folgte, angeführt von dem Stöcker, der eine rote Fahne trug, ein Rudel fahrender Fräulein, die aus dem Frauenhause »zum Esel« von Würzburg herkamen und nach dem Rosentale hinzogen, wo die hochlöbliche Obrigkeit ihnen für die Meßzeit ihr Quartier angewiesen. »Mach die Augen zu, schöne Sara!« — sagte der Rabbi. Denn jene phantastisch und allzu knapp bekleideten Weibsbilder, worunter einige sehr hübsche, gebärdeten auf die unzüchtigste Weise, entblößten ihren weißen, frechen Busen, neckten die Vorübergehenden mit schamlosen Worten, schwangen ihre langen Wanderstöcke, und indem sie auf letzteren, wie auf Steckenpferden, die Sankt-Katharinen-Pforte hinabritten, sangen sie mit gellender Stimme das Hexenlied:

»Wo ist der Bock, das Höllentier?
Wo ist der Bock? Und fehlt der Bock,
So reiten wir, so reiten wir,
So reiten wir auf dem Stock!«

Dieser Singsang, den man noch in der Ferne hören konnte, verlor sich am Ende in den kirchlich langgezogenen Tönen einer herannahenden Prozession. Das war ein trauriger Zug von kahlköpfigen und barfüßigen Mönchen, welche brennende Wachslichter oder Fahnen mit Heilgenbildern, oder auch große silberne Kruzifixe trugen. An ihrer Spitze gingen rot- und weißgeröckte Knaben mit dampfenden Weihrauchkesseln. In der

Mitte des Zuges unter einem prächtigen Baldachin, sah man Geistliche in weißen Chorhemden von kostbaren Spitzen oder in buntseidenen Stolen, und einer derselben trug in der Hand ein sonnenartig goldnes Gefäß, das er, bei einer Heiligennische der Marktecke anlangend, hoch empor hob, während er lateinische Worte halb rief, halb sang . . . Zugleich erklingelte ein kleines Glöckchen und alles Volk ringsum verstummte, fiel auf die Knie und bekreuzte sich. Der Rabbi aber sprach zu seinem Weibe: »mach die Augen zu, schöne Sara!« — und hastig zog er sie von hinnen, nach einem schmalen Nebengäßchen, durch ein Labyrinth von engen und krummen Straßen, und endlich über den unbewohnten, wüsten Platz, der das neue Judenquartier von der übrigen Stadt trennte.

Vor jener Zeit wohnten die Juden zwischen dem Dom und dem Mainufer, nämlich von der Brücke bis zum Lumpenbrunnen und von der Mehlwage bis zu Sankt Bartholomäi. Aber die katholischen Priester erlangten eine päpstliche Bulle, die den Juden verwehrte in solcher Nähe der Hauptkirche zu wohnen, und der Magistrat gab ihnen einen Platz auf dem Wollgraben, wo sie das heutige Judenquartier erbauten. Dieses war mit starken Mauern versehen, auch mit eisernen Ketten vor den Toren, um sie gegen Pöbelandrang zu sperren. Denn hier lebten die Juden ebenfalls in Druck und Angst, und mehr als heut zu Tage in der Erinnerung früherer Nöten. Im Jahr 1240 hatte das entzügelte Volk ein großes Blutbad unter ihnen angerichtet, welches man die erste Judenschlacht nannte, und im Jahr 1349, als die Geißler, bei ihrem Durchzuge die Stadt anzündeten und die Juden des Brandstiftens anklagten, wurden diese von dem aufgereizten Volke zum größten Teil ermordet oder sie fanden den Tod in den Flammen ihrer eignen

Häuser, welches man die zweite Judenschlacht nannte. Später bedrohte man die Juden noch oft mit dergleichen Schlachten, und bei innern Unruhen Frankfurts, besonders bei einem Streite des Rates mit den Zünften, stand der Christenpöbel oft im Begriff das Judenquartier zu stürmen. Letzteres hatte zwei Tore, die an katholischen Feiertagen von außen, an jüdischen Feiertagen von innen geschlossen wurden, und vor jedem Tor befand sich ein Wachthaus mit Stadtsoldaten.

Als der Rabbi mit seinem Weibe an das Tor des Judenquartiers gelangte, lagen die Landsknechte, wie man durch die offnen Fenster sehen konnte, auf der Pritsche ihrer Wachtstube, und draußen, vor der Türe, im vollen Sonnenschein, saß der Trommelschläger und phantasierte auf seiner großen Trommel. Das war eine schwere dicke Gestalt, Wams und Hosen von feuergelbem Tuch, an Armen und Lenden weit aufgepufft, und als wenn unzählige Menschenzungen daraus hervorleckten, von oben bis unten besät mit kleinen eingenähten roten Wülstchen, Brust und Rücken gepanzert mit schwarzen Tuchpolstern, woran die Trommel hing, auf dem Kopfe eine platte runde schwarze Kappe, das Gesicht ebenso platt und rund, auch orangengelb und mit roten Schwärchen gespickt, und verzogen zu einem gähnenden Lächeln. So saß der Kerl und trommelte die Melodie des Liedes, das einst die Geißler bei der Judenschlacht gesungen, und mit seinem rauhen Biertone gurgelte er die Worte:

»Unsre liebe Fraue,
Die ging im Morgentaue,
Kyrie Eleison!«

»Hans, das ist eine schlechte Melodie« — rief eine Stimme hinter dem verschlossenen Tore des Judenquartiers — »Hans, auch ein schlecht Lied, paßt nicht

für die Trommel, paßt gar nicht, und bei Leibe nicht in der Messe und am Ostermorgen, schlecht Lied, gefährlich Lied, Hans, Hänschen, klein Trommelhänschen, ich bin ein einzelner Mensch, und wenn du mich lieb hast, wenn du den Stern lieb hast, den langen Stern, den langen Nasenstern, so hör auf!«

Diese Worte wurden von dem ungesehenen Sprecher, teils angstvoll hastig, teils aufseufzend langsam hervorgestoßen, in einem Tone worin das ziehend Weiche und das heiser Harte schroff abwechselte, wie man ihn bei Schwindsüchtigen findet. Der Trommelschläger blieb unbewegt, und in der vorigen Melodie forttrommelnd sang er weiter:

»Da kam ein kleiner Junge,
Sein Bart war ihm entsprungen,
Halleluja!«

»Hans« — rief wieder die Stimme des obenerwähnten Sprechers — »Hans, ich bin ein einzelner Mensch, und es ist ein gefährlich Lied, und ich hör es nicht gern, und ich hab meine Gründe, und wenn du mich lieb hast, singst du was anders, und morgen trinken wir . . . «

Bei dem Wort »Trinken« hielt der Hans inne mit seinem Trommeln und Singen, und biedern Tones sprach er: »Der Teufel hole die Juden, aber du, lieber Nasenstern bist mein Freund, ich beschütze dich, und wenn wir noch oft zusammen trinken, werde ich dich auch bekehren. Ich will dein Pate sein, wenn du getauft wirst, wirst du selig, und wenn du Genie hast und fleißig bei mir lernst, kannst du sogar noch Trommelschläger werden. Ja, Nasenstern, du kannst es noch weit bringen, ich will dir den ganzen Katechismus vortrommeln, wenn wir morgen zusammen trinken — aber jetzt mach mal das Tor auf, da stehen zwei Fremde und begehren Einlaß.«

»Das Tor auf?« — schrie der Nasenstern und die Stimme versagte ihm fast. »Das geht nicht so schnell, lieber Hans, man kann nicht wissen, man kann gar nicht wissen, und ich bin ein einzelner Mensch. Der Veitel Rindskopf hat den Schlüssel und steht jetzt still in der Ecke und brümmelt sein Achtzehn-Gebet, da darf man sich nicht unterbrechen lassen. Jäkel der Narr ist auch hier, aber er schlägt jetzt sein Wasser ab. Ich bin ein einzelner Mensch!«

»Der Teufel hole die Juden!« rief der Trommelhans, und über diesen eignen Witz laut lachend, trollte er sich nach der Wachtstube und legte sich ebenfalls auf die Pritsche.

Während nun der Rabbi mit seinem Weibe jetzt ganz allein vor dem großen verschlossenen Tore stand, erhub sich hinter demselben eine schnarrende, näselnde, etwas spöttisch gezogene Stimme: »Sternchen, dröhnle nicht so lange, nimm die Schlüssel aus Rindsköpfchens Rocktasche, oder nimm deine Nase, und schließe damit das Tor auf. Die Leute stehen schon lange und warten.«

»Die Leute?« — schrie ängstlich die Stimme des Mannes, den man den Nasenstern nannte — »ich glaubte, es wäre nur Einer, und ich bitte dich, Narr, lieber Jäkel Narr, guck mal heraus wer da ist?«

Da öffnete sich im Tore ein kleines, wohlvergittertes Fensterlein, und zum Vorschein kam eine gelbe, zweihörnige Mütze und darunter das drollig verschnörkelte Lustigmachergesicht Jäkels des Narren. In demselben Augenblicke schloß sich wieder die Fensterluke und ärgerlich schnarrte es: »mach auf, mach auf, draußen ist nur ein Mann und ein Weib«.

»Ein Mann und ein Weib!« — ächzte der Nasenstern. — »Und wenn das Tor aufgemacht wird, wirft

das Weib den Rock ab und es ist auch ein Mann, und es sind dann zwei Männer, und wir sind nur unserer drei!«

»Sei kein Hase« — erwiderte Jäkel der Narr — »und sei herzhaft und zeige Kourage!«

»Kourage!« — rief der Nasenstern und lachte mit verdrießlicher Bitterkeit — »Hase! Hase ist ein schlechter Vergleich, Hase ist ein unreines Tier. Kourage! Man hat mich nicht der Kourage wegen hierhergestellt, sondern der Vorsicht halber. Wenn zu viele kommen soll ich schreien. Aber ich selbst kann sie nicht zurückhalten. Mein Arm ist schwach, ich trage eine Fontenelle, und ich bin ein einzelner Mensch. Wenn man auf mich schießt bin ich tot. Dann sitzt der reiche Mendel Reiß am Sabbat bei Tische, und wischt sich vom Maul die Rosinensauce, und streichelt sich den Bauch, und sagt vielleicht: ‚das lange Nasensternchen war doch ein braves Kerlchen, wäre Es nicht gewesen, so hätten sie das Tor gesprengt, Es hat sich doch für uns totschießen lassen, Es war ein braves Kerlchen, schade daß es tot ist —'«

Die Stimme wurde hier allmählig weich und weinerlich, aber plötzlich schlug sie über in einen hastigen, fast erbitterten Ton: »Kourage! Und damit der reiche Mendel Reiß sich die Rosinensauce vom Maul abwischen, und sich den Bauch streicheln, und mich braves Kerlchen nennen möge, soll ich mich totschießen lassen? Kourage! Herzhaft! Der kleine Strauß war herzhaftig, und hat gestern auf dem Römer dem Stechen zugesehen, und hat geglaubt man kenne ihn nicht, weil er einen violetten Rock trug, von Samt, drei Gulden die Elle, mit Fuchsschwänzchen, ganz goldgestickt, ganz prächtig — und sie haben ihm den violetten Rock so lange geklopft bis er abfärbte und auch sein Rücken

violett geworden ist und nicht mehr menschenähnlich sieht. Kourage! Der krumme Leser war herzhaftig, nannte unseren lumpigen Schultheiß einen Lump, und sie haben ihn an den Füßen aufgehängt, zwischen zwei Hunden, und der Trommelhans trommelte. Kourage! Sei kein Hase! Unter den vielen Hunden ist der Hase verloren, ich bin ein einzelner Mensch, und ich habe wirklich Furcht!«

»Schwör mal!« — rief Jäkel der Narr.

»Ich habe wirklich Furcht!« — wiederholte seufzend der Nasenstern — »ich weiß die Furcht liegt im Geblüt und ich habe es von meiner seligen Mutter —«

»Ja, ja!« — unterbrach ihn Jäkel der Narr — »und deine Mutter hatte es von ihrem Vater, und der hatte es wieder von dem seinigen, und so hatten es deine Voreltern einer vom andern, bis auf deinen Stammvater, welcher unter König Saul gegen die Philister zu Felde zog und der erste war welcher Reißaus nahm. — Aber sieh mal, Rindsköpfchen ist gleich fertig, er hat sich bereits zum viertenmal gebückt, schon hüpft er wie ein Floh bei dem dreimaligen Worte Heilig, und jetzt greift er vorsichtig in die Tasche . . .«

In der Tat, die Schlüssel rasselten, knarrend öffnete sich ein Flügel des Tores, und der Rabbi und sein Weib traten in die ganz menschenleere Judengasse. Der Aufschließer aber, ein kleiner Mann mit gutmütig sauerm Gesicht, nickte träumerisch wie einer, der in seinen Gedanken nicht gern gestört sein möchte, und nachdem er das Tor wieder sorgsam verschlossen, schlappte er, ohne ein Wort zu reden, nach einem Winkel hinter dem Tore, beständig Gebete vor sich hinmurmelnd. Minder schweigsam war Jäkel der Narr, ein untersetzter, etwas krummbeinigter Gesell, mit einem lachend vollroten Antlitz und einer unmensch-

lich großen Fleischhand, die er, aus den weiten Ärmeln seiner buntscheckigen Jacke, zum Willkomm hervorstreckte. Hinter ihm zeigte oder vielmehr barg sich eine lange, magere Gestalt, der schmale Hals weiß befiedert von einer feinen batistnen Krause, und das dünne, blasse Gesicht gar wundersam geziert mit einer fast unglaublich langen Nase, die sich neugierig angstvoll hin und her bewegte.

»Gott willkommen! zum guten Festtag!« — rief Jäkel der Narr — »wundert Euch nicht, daß jetzt die Gasse so leer und still ist. Alle unsere Leute sind jetzt in der Synagoge und Ihr kommt eben zur rechten Zeit um dort die Geschichte von der Opferung Isaaks vorlesen zu hören. Ich kenne sie, es ist eine interessante Geschichte, und wenn ich sie nicht schon drei und dreißig mal angehört hätte, so würde ich sie gern dies Jahr noch einmal hören. Und es ist eine wichtige Geschichte, denn wenn Abraham den Isaak wirklich geschlachtet hätte, und nicht den Ziegenbock, so wären jetzt mehr Ziegenböcke und weniger Juden auf der Welt.« — Und mit wahnsinnig lustiger Grimasse fing der Jäkel an folgendes Lied aus der Agade zu singen:

»Ein Böcklein, ein Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein, ein Böcklein! ein Böcklein!

Es kam ein Kätzlein, und aß das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein, ein Böcklein, ein Böcklein!

Es kam ein Hündlein, und biß das Kätzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein, ein Böcklein, ein Böcklein!

Es kam ein Stöcklein und schlug das Hündlein, das gebissen das Kätzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein, ein Böcklein, ein Böcklein!

Es kam ein Feuerlein und verbrannte das Stöcklein, das geschlagen das Hündlein, das gebissen das Kätzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein, ein Böcklein, ein Böcklein!

Es kam ein Wässerlein und löschte das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geschlagen das Hündlein, das gebissen das Kätzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein, ein Böcklein, ein Böcklein!

Es kam ein Öchslein und soff das Wässerlein, das gelöscht das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geschlagen das Hündlein, das gebissen das Kätzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein, ein Böcklein, ein Böcklein!

Es kam ein Schlächterlein und schlachtete das Öchslein, das gesoffen das Wässerlein, das gelöscht das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geschlagen das Hündlein, das gebissen das Kätzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein, ein Böcklein, ein Böcklein!

Es kam ein Todesenglein und schlachtete das Schlächterlein, das geschlachtet das Öchslein, das gesoffen das Wässerlein, das gelöscht das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geschlagen das Hündlein, das gebissen das Kätzlein, das gefressen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein, ein Böcklein, ein Böcklein!«

»Ja, schöne Frau« — fügte der Sänger hinzu — »einst kommt der Tag, wo der Engel des Todes den Schlächter schlachten wird, und all unser Blut kommt über Edom, denn Gott ist ein rächender Gott — —«

Aber plötzlich den Ernst, der ihn unwillkürlich beschlichen, gewaltsam abstreifend, stürzte sich Jäkel der

Narr wieder in seine Possenreißereien und fuhr fort mit schnarrendem Lustigmachertone: »Fürchtet Euch nicht, schöne Frau, der Nasenstern tut Euch nichts zu Leid. Nur für die alte Schnapper-Elle ist er gefährlich. Sie hat sich in seine Nase verliebt, aber die verdient es auch. Sie ist schön wie der Turm, der gen Damaskus schaut und erhaben wie die Zeder des Libanons. Auswendig glänzt sie wie Glimmgold und Syrop, und inwendig ist lauter Musik und Lieblichkeit. Im Sommer blüht sie, im Winter ist sie zugefroren, und Sommer und Winter wird sie gehätschelt von Schnapper-Elles weißen Händen. Ja, die Schnapper-Elle ist verliebt in ihn, ganz vernarrt. Sie pflegt ihn, sie füttert ihn, und sobald er fett genug ist, wird sie ihn heuraten, und für ihr Alter ist sie noch jung genug, und wer mal nach dreihundert Jahren hierher nach Frankfurt kömmt, wird den Himmel nicht sehen können vor lauter Nasensternen!«

»Ihr seid Jäkel der Narr« — rief lachend der Rabbi — »ich merk es an Euren Worten. Ich habe oft von Euch sprechen gehört.«

»Ja, ja« — erwiderte jener mit drolliger Bescheidenheit — »ja, ja, das macht der Ruhm. Man ist oft weit und breit für einen größern Narren bekannt als man selbst weiß. Doch ich gebe mir viele Mühe ein Narr zu sein, und springe und schüttle mich, damit die Schellen klingeln. Andre habens leichter ... Aber sagt mir, Rabbi, warum reiset Ihr am Feiertage?«

»Meine Rechtfertigung« — versetzte der Befragte — »steht im Talmud, und es heißt: Gefahr vertreibt den Sabbat.«

»Gefahr!« — schrie plötzlich der lange Nasenstern und gebärdete sich wie in Todesangst — »Gefahr! Gefahr! Trommelhans trommel, trommle, Gefahr! Gefahr! Trommelhans ...«

Draußen aber rief der Trommelhans mit seiner dicken Bierstimme: »Tausend Donner Sakrament! Der Teufel hole die Juden! Das ist schon das drittemal, daß du mich heute aus dem Schlafe weckst, Nasenstern! Mach mich nicht rasend! Wenn ich rase, werde ich wie der leibhaftige Satanas, und dann, so wahr ich ein Christ bin, dann schieße ich mit der Büchse durch die Gitterluke des Tores, und dann hüte jeder seine Nase!«

»Schieß nicht! Schieß nicht! ich bin ein einzelner Mensch« — wimmerte angstvoll der Nasenstern und drückte sein Gesicht fest an die nächste Mauer, und in dieser Stellung verharrte er zitternd und leise betend.

»Sagt, sagt, was ist passiert?« — rief jetzt auch Jäkel der Narr, mit all jener hastigen Neugier, die schon damals den frankfurter Juden eigentümlich war.

Der Rabbi aber riß sich von ihm los und ging mit seinem Weibe weiter die Judengasse hinauf. »Sieh, schöne Sara« — sprach er seufzend — »wie schlecht geschützt ist Israel! Falsche Freunde hüten seine Tore von außen, und drinnen sind seine Hüter Narrheit und Furcht!«

Langsam wanderten die beiden durch die lange, leere Straße, wo nur hie und da ein blühender Mädchenkopf zum Fenster hinausguckte, während sich die Sonne in den blanken Scheiben festlich heiter bespiegelte. Damals nämlich waren die Häuser des Judenviertels noch neu und nett, auch niedriger wie jetzt, indem erst späterhin die Juden, als sie in Frankfurt sich sehr vermehrten und doch ihr Quartier nicht erweitern durften, dort immer ein Stockwerk über das andere bauten, sardellenartig zusammenrückten und dadurch an Leib und Seele verkrüppelten. Der Teil des Judenquartiers, der nach dem großen Brande stehen geblieben und den

man die Alte Gasse nennt, jene hohen schwarzen Häuser, wo ein grinsendes, feuchtes Volk umherschachert, ist ein schauderhaftes Denkmal des Mittelalters. Die ältere Synagoge existiert nicht mehr, sie war minder geräumig als die jetzige, die später erbaut wurde, nachdem die nüremberger Vertriebenen in die Gemeinde aufgenommen worden. Sie lag nördlicher. Der Rabbi brauchte ihre Lage nicht erst zu erfragen. Schon aus der Ferne vernahm er die vielen, verworrenen und überaus lauten Stimmen. Im Hofe des Gotteshauses trennte er sich von seinem Weibe. Nachdem er an dem Brunnen, der dort steht, seine Hände gewaschen, trat er in jenen untern Teil der Synagoge, wo die Männer beten, die schöne Sara hingegen erstieg eine Treppe und gelangte oben nach der Abteilung der Weiber.

Diese obere Abteilung war eine Art Galerie mit drei Reihen hölzerner, braunrot angestrichener Sitze, deren Lehne oben mit einem hängenden Brette versehen war, das, um das Gebetbuch darauf zu legen, sehr bequem aufgeklappt werden konnte. Die Frauen saßen hier schwatzend neben einander, oder standen aufrecht, inbrünstig betend, manchmal auch traten sie neugierig an das große Gitter, das sich längs der Morgenseite hinzog und durch dessen dünne grüne Latten man hinabschauen konnte in die untere Abteilung der Synagoge. Dort, hinter hohen Betpulten, standen die Männer in ihren schwarzen Mänteln, die spitzen Bärte herabschießend über die weißen Halskrausen, und die plattbedeckten Köpfe mehr oder minder verhüllt von einem viereckigen, mit den gesetzlichen Schaufäden versehenen Tuche, das aus weißer Wolle oder Seide bestand, mitunter auch mit goldnen Tressen geschmückt war. Die Wände der Synagoge waren ganz einförmig

geweißt, und man sah dort keine andere Zierat als etwa das vergüldete Eisengitter um die viereckige Bühne, wo die Gesetzabschnitte verlesen werden, und die heilige Lade, ein kostbar gearbeiteter Kasten, scheinbar getragen von marmornen Säulen mit üppigen Kapitälern, deren Blumen- und Laubwerk gar lieblich emporrankte, und bedeckt mit einem Vorhang von kornblauem Sammet, worauf mit Goldflittern, Perlen und bunten Steinen eine fromme Inschrift gestickt war. Hier hing die silberne Gedächtnis-Ampel und erhob sich ebenfalls eine vergitterte Bühne, auf deren Geländer sich allerlei heilige Geräte befanden, unter andern der siebenarmige Tempel-Leuchter, und vor demselben, das Antlitz gegen die Lade, stand der Vorsänger, dessen Gesang instrumentenartig begleitet wurde von den Stimmen seiner beiden Gehülfen, des Bassisten und des Diskantsingers. Die Juden haben nämlich alle wirkliche Instrumentalmusik aus ihrer Kirche verbannt, wähnend, daß der Lobgesang Gottes erbaulicher aufsteige aus der warmen Menschenbrust als aus kalten Orgelpfeifen. Recht kindlich freute sich die schöne Sara, als jetzt der Vorsänger, ein trefflicher Tenor, seine Stimme erhob und die uralten, ernsten Melodien, die sie so gut kannte, in noch nie geahneter junger Lieblichkeit aufblüheten, während der Bassist, zum Gegensatze, die tiefen, dunkeln Töne hineinbrummte, und in den Zwischenpausen der Diskantsänger fein und süß trillerte. Solchen Gesang hatte die schöne Sara in der Synagoge von Bacherach niemals gehört, denn der Gemeindevorsteher, David Levi, machte dort den Vorsänger, und wenn dieser schon bejahrte zitternde Mann, mit seiner zerbröckelten, meckernden Stimme wie ein junges Mädchen trillern wollte, und in solch gewaltsamer Anstrengung seinen schlaff herabhängenden Arm

fieberhaft schüttelte, so reizte dergleichen wohl mehr zum Lachen als zur Andacht.

Ein frommes Behagen, gemischt mit weiblicher Neugier, zog die schöne Sara ans Gitter, wo sie hinabschauen konnte in die untere Abteilung, die sogenannte Männerschule. Sie hatte noch nie eine so große Anzahl Glaubensgenossen gesehen, wie sie da unten erblickte, und es ward ihr noch heimlich wohler ums Herz in der Mitte so vieler Menschen, die ihr so nahe verwandt, durch gemeinschaftliche Abstammung, Denkweise und Leiden. Aber noch viel bewegter wurde die Seele des Weibes, als drei alte Männer ehrfurchtsvoll vor die heilige Lade traten, den glänzenden Vorhang an die Seite schoben, den Kasten aufschlossen und sorgsam jenes Buch herausnahmen, das Gott mit heilig eigner Hand geschrieben und für dessen Erhaltung die Juden so viel erduldet, so viel Elend und Haß, Schmach und Tod, ein tausendjähriges Martyrtum. Dieses Buch, eine große Pergamentrolle, war wie ein fürstliches Kind in einem buntgestickten Mäntelchen von rotem Sammet gehüllt; oben, auf den beiden Rollhölzern steckten zwei silberne Gehäuschen, worin allerlei Granaten und Glöckchen sich zierlich bewegten und klingelten, und vorn, an silbernen Kettchen, hingen goldne Schilde mit bunten Edelsteinen. Der Vorsänger nahm das Buch, und als sei es ein wirkliches Kind, ein Kind um dessentwillen man große Schmerzen erlitten und das man nur desto mehr liebt, wiegte er es in seinen Armen, tänzelte damit hin und her, drückte es an seine Brust, und durchschauert von solcher Berührung, erhub er seine Stimme zu einem so jauchzend frommen Dankliede, daß es der schönen Sara bedünkte, als ob die Säulen der heiligen Lade zu blühen begönnen, und die wunderbaren Blumen und Blätter der Kapi-

täler immer höher hinaufwüchsen, und die Töne des Diskanten sich in lauter Nachtigallen verwandelten, und die Wölbung der Synagoge gesprengt würde von den gewaltigen Tönen des Bassisten, und die Freudigkeit Gottes herabströmte aus dem blauen Himmel. Das war ein schöner Psalm. Die Gemeinde wiederholte chorartig die Schlußverse und nach der erhöhten Bühne in der Mitte der Synagoge schritt langsam der Vorsänger mit dem heiligen Buche, während Männer und Knaben sich hastig hinzudrängten um die Sammethülle desselben zu küssen oder auch nur zu berühren. Auf der erwähnten Bühne zog man von dem heiligen Buche das samtne Mäntelchen, so wie auch die mit bunten Buchstaben beschriebenen Windeln, womit es umwickelt war, und aus der geöffneten Pergamentrolle, in jenem singenden Tone, der am Paschafest noch gar besonders moduliert wird, las der Vorsänger die erbauliche Geschichte von der Versuchung Abrahams.

Die schöne Sara war bescheiden vom Gitter zurückgewichen, und eine breite, putzbeladene Frau von mittlerem Alter und gar gespreizt wohlwollendem Wesen, hatte ihr, mit stummen Nicken, die Miteinsicht in ihrem Gebetbuche vergönnt. Diese Frau mochte wohl keine große Schriftgelehrtin sein; denn als sie die Gebete murmelnd vor sich hinlas, wie die Weiber, da sie nicht laut mitsingen dürfen, zu tun pflegen, so bemerkte die schöne Sara, daß sie viele Worte allzusehr nach Gutdünken aussprach und manche gute Zeile ganz überschlupperte. Nach einer Weile aber hoben sich schmachtend langsam die wasserklaren Augen der guten Frau, ein flaches Lächeln glitt über das porzellanhaft rot und weiße Gesicht, und mit einem Tone, der so vornehm als möglich hinschmelzen wollte, sprach

sie zur schönen Sara: »Er singt sehr gut. Aber ich habe doch in Holland noch viel besser singen hören. Sie sind fremd und wissen vielleicht nicht, daß es der Vorsänger aus Worms ist, und daß man ihn hier behalten will wenn er mit jährlichen vierhundert Gulden zufrieden. Es ist ein lieber Mann und seine Hände sind wie Alabaster. Ich halte viel von einer schönen Hand. Eine schöne Hand ziert den ganzen Menschen!« — Dabei legte die gute Frau selbstgefällig ihre Hand, die wirklich noch schön war, auf die Lehne des Betpultes, und mit einer graziösen Beugung des Hauptes andeutend, daß sie sich im Sprechen nicht gern unterbrechen lasse, setzte sie hinzu: »Das Singerchen ist noch ein Kind und sieht sehr abgezehrt aus. Der Baß ist gar zu häßlich und unser Stern hat mal sehr witzig gesagt: ‚Der Baß ist ein größerer Narr als man von einem Baß zu verlangen braucht!' Alle drei speisen in meiner Garküche, und Sie wissen vielleicht nicht, daß ich Elle Schnapper bin.«

Die schöne Sara dankte für diese Mitteilung, wogegen wieder die Schnapper-Elle ihr ausführlich erzählte, wie sie einst in Amsterdam gewesen, dort wegen ihrer Schönheit gar vielen Nachstellungen unterworfen war, und wie sie drei Tage vor Pfingsten nach Frankfurt gekommen und den Schnapper geheuratet, wie dieser am Ende gestorben, wie er auf dem Todbette die rührendsten Dinge gesprochen, und wie es schwer sei als Vorsteherin einer Garküche die Hände zu konservieren. Manchmal sah sie nach der Seite, mit wegwerfendem Blicke, der wahrscheinlich einigen spöttischen jungen Weibern galt, die ihren Anzug musterten. Merkwürdig genug war diese Kleidung: ein weit ausgebauschter Rock von weißem Atlas, worin alle Tierarten der Arche Noä grellfarbig gestickt, ein Wams

von Goldstoff wie ein Küraß, die Ärmel von rotem Samt, gelb geschlitzt, auf dem Haupte eine unmenschlich hohe Mütze, um den Hals eine allmächtige Krause von weißem Steiflinnen, so wie auch eine silberne Kette, woran allerlei Schaupfennige, Kameen und Raritäten, unter andern ein großes Bild der Stadt Amsterdam, bis über den Busen herabhingen. Aber die Kleidung der übrigen Frauen war nicht minder merkwürdig und bestand wohl aus einem Gemische von Moden verschiedener Zeiten, und manches Weiblein, bedeckt mit Gold und Diamanten, glich einem wandelnden Juwelierladen. Es war freilich den frankfurter Juden damals eine bestimmte Kleidung gesetzlich vorgeschrieben, und zur Unterscheidung von den Christen, sollten die Männer an ihren Mänteln gelbe Ringe und die Weiber an ihren Mützen hochaufstehende blaugestreifte Schleier tragen. Jedoch im Judenquartier wurde diese obrigkeitliche Verordnung wenig beachtet, und dort, besonders an Festtagen, und zumal in der Synagoge, suchten die Weiber so viel Kleiderpracht als möglich gegen einander auszukramen, teils um sich beneiden zu lassen, teils auch um den Wohlstand und die Kreditfähigkeit ihrer Eheherrn darzutun.

Während nun unten in der Synagoge die Gesetzabschnitte aus den Büchern Mosis vorgelesen werden, pflegt dort die Andacht etwas nachzulassen. Mancher macht es sich bequem und setzt sich nieder, flüstert auch wohl mit einem Nachbar über weltliche Angelegenheiten, oder geht hinaus auf den Hof, um frische Luft zu schöpfen. Kleine Knaben nehmen sich unterdessen die Freiheit ihre Mütter in der Weiberabteilung zu besuchen, und hier hat alsdann die Andacht wohl noch größere Rückschritte gemacht: hier wird geplaudert, geruddelt, gelacht, und, wie es überall geschieht, die

jüngeren Frauen scherzen über die alten, und diese klagen wieder über Leichtfertigkeit der Jugend und Verschlechterung der Zeiten. Gleichwie es aber unten in der Synagoge zu Frankfurt einen Vorsänger gab, so gab es in der obern Abteilung eine Vorklatscherin. Das war Hündchen Reiß, eine platte grünliche Frau, die jedes Unglück witterte und immer eine skandalose Geschichte auf der Zunge trug. Die gewöhnliche Zielscheibe ihrer Spitzreden war die arme Schnapper-Elle, sie wußte gar drollig die erzwungen vornehmen Gebärden derselben nachzuäffen, so wie auch den schmachtenden Anstand womit sie die schalkhaften Huldigungen der Jugend entgegen nimmt.

»Wißt Ihr wohl«, — rief jetzt Hündchen Reiß — »die Schnapper-Elle hat gestern gesagt: ‚Wenn ich nicht schön und klug und geliebt wäre, so möchte ich nicht auf der Welt sein!'«

Da wurde etwas laut gekichert, und die nahstehende Schnapper-Elle, merkend daß es auf ihre Kosten geschah, hob verachtungsvoll ihr Auge empor, und wie ein stolzes Prachtschiff segelte sie nach einem entfernteren Platze. Die Vögele Ochs, eine runde, etwas täppische Frau, bemerkte mitleidig: die Schnapper-Elle sei zwar eitel und beschränkt, aber sehr bravmütig, und sie tue sehr viel Gutes an Leute, die es nötig hätten.

»Besonders an den Nasenstern« — zischte Hündchen Reiß. Und alle die das zarte Verhältnis kannten, lachten um so lauter.

»Wißt Ihr wohl« — setzte Hündchen hämisch hinzu — »der Nasenstern schläft jetzt auch im Hause der Schnapper-Elle . . . Aber seht mal dort unten die Süschen Flörsheim trägt die Halskette, die Daniel Fläsch bei ihrem Manne versetzt hat. Die Fläsch ärgert sich . . . Jetzt spricht sie mit der Flörsheim . . . Wie

sie sich so freundlich die Hand drücken! Und hassen sich doch wie Midian und Moab! Wie sie sich so liebevoll anlächeln! Freßt Euch nur nicht vor lauter Zärtlichkeit! Ich will mir das Gespräch anhören.«

Und nun, gleich einem lauernden Tiere, schlich Hündchen Reiß hinzu und hörte, daß die beiden Frauen teilnehmend einander klagten, wie sehr sie sich verflossene Woche abgearbeitet, um in ihren Häusern aufzuräumen und das Küchengeschirr zu scheuern, was vor dem Paschafeste geschehen muß, damit kein einziges Brosämchen der gesäuerten Bröte daran kleben bleibe. Auch von der Mühseligkeit beim Backen der ungesäuerten Bröte sprachen die beiden Frauen. Die Fläsch hatte noch besondere Beklagnisse: im Backhause der Gemeinde mußte sie viel Ärger erleiden, nach der Entscheidung des Loses konnte sie dort erst in den letzten Tagen, am Vorabend des Festes, und erst spät nachmittags zum Backen gelangen, die alte Hanne hatte den Teig schlecht geknetet, die Mägde rollten mit ihren Wergelhölzern den Teig viel zu dünn, die Hälfte der Bröte verbrannte im Ofen, und außerdem regnete es so stark, daß es durch das bretterne Dach des Backhauses beständig tröpfelte, und sie mußten sich dort, naß und müde, bis tief in die Nacht abarbeiten.

»Und daran, liebe Flörsheim« — setzte die Fläsch hinzu mit einer schonenden Freundlichkeit, die keineswegs echt war — »daran waren Sie auch ein bißchen schuld, weil Sie mir nicht Ihre Leute zur Hülfleistung beim Backen geschickt haben.«

»Ach Verzeihung« — erwiderte die andre — »meine Leute waren zu sehr beschäftigt, die Meßwaren müssen verpackt werden, wir haben jetzt so viel zu tun, mein Mann . . .«

»Ich weiß« — fiel ihr die Fläsch mit schneidend ha-

stigem Tone in die Rede — »ich weiß, Ihr habt viel zu tun, viel Pfänder und gute Geschäfte, und Halsketten . . .«

Eben wollte ein giftiges Wort den Lippen der Sprecherin entgleiten und die Flörsheim ward schon rot wie ein Krebs, als plötzlich Hündchen Reiß laut aufkreischte: »Um Gottes willen, die fremde Frau liegt und stirbt . . . Wasser! Wasser!«

Die schöne Sara lag in Ohnmacht, blaß wie der Tod, und um sie herum drängte sich ein Schwarm von Weibern, geschäftig und jammernd. Die eine hielt ihr den Kopf, eine zweite hielt ihr den Arm, einige alte Frauen bespritzten sie mit den Wassergläschen, die hinter ihren Betpulten hängen, zum Behufe des Händewaschens, im Fall sie zufällig ihren eignen Leib berührten, andre hielten unter die Nase der Ohnmächtigen eine alte Zitrone, die mit Gewürznägelchen durchstochen, noch vom letzten Fasttage herrührte, wo sie zum nervenstärkenden Anriechen diente. Ermattet und tief seufzend schlug endlich die schöne Sara die Augen auf, und mit stummen Blicken dankte sie für die gütige Sorgfalt. Doch jetzt ward unten das Achtzehn-Gebet, welches niemand versäumen darf, feierlich angestimmt, und die geschäftigen Weiber eilten zurück nach ihren Plätzen, und verrichteten jenes Gebet, wie es geschehen muß, stehend und das Gesicht gewendet gegen Morgen, welches die Himmelsgegend wo Jerusalem liegt. Vögele Ochs, Schnapper-Elle und Hündchen Reiß verweilten am längsten bei der schönen Sara, die beiden ersteren indem sie ihr eifrigst ihre Dienste anboten, die letztere, nachdem sie sich nochmals bei ihr erkundigte: weshalb sie so plötzlich ohnmächtig geworden?

Die Ohnmacht der schönen Sara hatte aber eine ganz besondere Ursache. Es ist nämlich Gebrauch in

der Synagoge, daß jemand, welcher einer großen Gefahr entronnen, nach der Verlesung der Gesetzabschnitte, öffentlich hervortritt und der göttlichen Vorsicht für seine Rettung dankt. Als nun Rabbi Abraham zu solcher Danksagung unten in der Synagoge sich erhob, und die schöne Sara die Stimme ihres Mannes erkannte, merkte sie wie der Ton derselben allmählig in das trübe Gemurmel des Totengebetes überging, sie hörte die Namen ihrer Lieben und Verwandten, und zwar begleitet von jenem segnenden Beiwort, das man den Verstorbenen erteilt: und die letzte Hoffnung schwand aus der Seele der schönen Sara, und ihre Seele ward zerrissen von der Gewißheit, daß ihre Lieben und Verwandte wirklich ermordet worden, daß ihre kleine Nichte tot sei, daß auch ihre Bäschen, Blümchen und Vögelchen, tot seien, auch der kleine Gottschalk tot sei, alle ermordet und tot! Von dem Schmerze dieses Bewußtseins wäre sie schier selber gestorben, hätte sich nicht eine wohltätige Ohnmacht über ihre Sinne ergossen.

## Drittes Kapitel

Als die schöne Sara nach beendigtem Gottesdienste, in den Hof der Synagoge hinabstieg, stand dort der Rabbi harrend seines Weibes. Er nickte ihr mit heiterem Antlitz und geleitete sie hinaus auf die Straße, wo die frühere Stille ganz verschwunden und ein lärmiges Menschengewimmel zu schauen war. Bärtige Schwarzröcke, wie Ameisenhaufen, Weiber, glanzreich hinflatternd, wie Goldkäfer, neugekleidete Knaben, die den Alten die Gebetbücher nachtrugen, junge Mädchen, die, weil sie nicht in die Synagoge gehen dürfen, jetzt aus den Häusern ihren Eltern entgegen hüpfen,

vor ihnen die Lockenköpfchen beugen, um den Segen zu empfangen: alle heiter und freudig, und die Gasse auf und ab spazierend, im seligen Vorgefühl eines guten Mittagmahls, dessen lieblicher Duft schon mundwässernd hervorstieg, aus den schwarzen, mit Kreide bezeichneten Töpfen, die eben von den lachenden Mägden aus dem großen Gemeindeofen geholt worden.

In diesem Gewirre war besonders bemerkbar die Gestalt eines spanischen Ritters, auf dessen jugendlichen Gesichtszügen jene reizende Blässe lag, welche die Frauen gewöhnlich einer unglücklichen Liebe, die Männer hingegen einer glücklichen zuschreiben. Sein Gang, obschon gleichgültig hinschlendernd, hatte dennoch eine etwas gesuchte Zierlichkeit, die Federn seines Barettes bewegten sich mehr durch das vornehme Wiegen des Hauptes, als durch das Wehen des Windes, mehr als eben notwendig klirrten seine goldenen Sporen und das Wehrgehänge seines Schwertes, welches er im Arme zu tragen schien, und dessen Griff kostbar hervor blitzte aus dem weißen Reutermantel, der seine schlanken Glieder scheinbar nachlässig umhüllte und dennoch den sorgfältigsten Faltenwurf verriet. Hin und wieder, teils mit Neugier, teils mit Kennermienen nahte er sich den vorüberwandelnden Frauenzimmern, sah ihnen seelenruhig fest ins Antlitz, verweilte bei solchem Anschaun, wenn die Gesichter der Mühe lohnten, sagte auch manchem liebenswürdigen Kinde einige rasche Schmeichelworte, und schritt sorglos weiter ohne die Wirkung zu erwarten. Die schöne Sara hatte er schon mehrmals umkreist, jedesmal wieder zurückgescheucht von dem gebietenden Blick derselben oder auch von der rätselhaft lächelnden Miene ihres Mannes, aber endlich, in stolzem Abstreifen aller scheuen Befangenheit, trat er beiden keck in den Weg, und mit

stutzerhafter Sicherheit und süßlich galantem Tone hielt er folgende Anrede:

»Sennora, ich schwöre! Hört, Sennora, ich schwöre! Bei den Rosen beider Kastilien, bei den aragonesischen Hyazinthen und andalusischen Granatblüten! Bei der Sonne, die ganz Spanien mit all seinen Blumen, Zwiebeln, Erbsensuppen, Wäldern, Bergen, Mauleseln, Ziegenböcken und Alt-Christen beleuchtet! Bei der Himmelsdecke, woran diese Sonne nur ein goldner Quast ist! Und bei dem Gott, der auf der Himmelsdecke sitzt, und Tag und Nacht über neue Bildung holdseliger Frauengestalten nachsinnt . . . Ich schwöre, Sennora, Ihr seid das schönste Weib, das ich im deutschen Lande gesehen habe, und so Ihr gewillet seid meine Dienste anzunehmen, so bitte ich Euch um die Gunst, Huld und Erlaubnis mich Euren Ritter nennen zu dürfen, und in Schimpf und Ernst Eure Farben zu tragen!«

Ein errötender Schmerz glitt über das Antlitz der schönen Sara, und mit einem Blicke, der um so schneidender wirkt, je sanfter die Augen sind, die ihn versenden, und mit einem Tone, der um so vernichtender je bebend weicher die Stimme, antwortete die tief gekränkte Frau:

»Edler Herr! Wenn Ihr mein Ritter sein wollt, so müßt Ihr gegen ganze Völker kämpfen, und in diesem Kampfe gibt es wenig Dank und noch weniger Ehre zu gewinnen! Und wenn Ihr gar meine Farben tragen wollt, so müßt Ihr gelbe Ringe auf Euren Mantel nähen oder eine blaugestreifte Schärpe umbinden: denn dieses sind meine Farben, die Farben meines Hauses, des Hauses, welches Israel heißt, und sehr elend ist, und auf den Gassen verspottet wird von den Söhnen des Glücks!«

Plötzliche Pupurröte bedeckte die Wangen des Spaniers, eine unendliche Verlegenheit arbeitete in allen seinen Zügen und fast stotternd sprach er:

»Sennora . . . Ihr habt mich mißverstanden . . . unschuldiger Scherz . . . aber, bei Gott, kein Spott, kein Spott über Israel . . . ich stamme selber aus dem Hause Israel . . . mein Großvater war ein Jude, vielleicht sogar mein Vater . . .«

»Und ganz sicher, Sennor, ist Eur Oheim ein Jude« — fiel ihm der Rabbi, der dieser Szene ruhig zugesehen, plötzlich in die Rede, und mit einem fröhlich neckenden Blicke setzte er hinzu: — »und ich will mich selbst dafür verbürgen, daß Don Isaak Abarbanel, Neffe des großen Rabbi, dem besten Blute Israels entsprossen ist, wo nicht gar dem königlichen Geschlechte Davids!«

Da klirrte das Schwertgehänge unter dem Mantel des Spaniers, seine Wangen erblichen wieder bis zur fahlsten Blässe, auf seiner Oberlippe zuckte es wie Hohn, der mit dem Schmerze ringt, aus seinen Augen grinste der zornigste Tod, und in einem ganz verwandelten, eiskalten, scharfgehackten Tone, sprach er:

»Sennor Rabbi! Ihr kennt mich. Nun wohlan, so wißt Ihr auch, wer ich bin. Und weiß der Fuchs, daß ich der Brut des Löwen angehöre, so wird er sich hüten, und seinen Fuchsbart nicht in Lebensgefahr bringen und meinen Zorn nicht reizen! Wie will der Fuchs den Löwen richten? Nur wer wie der Löwe fühlt, kann seine Schwächen begreifen . . .«

»O, ich begreife es wohl« — antwortete der Rabbi und wehmütiger Ernst zog über seine Stirne — »ich begreife es wohl, wie der stolze Leu aus Stolz seinen fürstlichen Pelz abwirft und sich in den bunten Schuppenpanzer des Krokodils verkappt, weil es Mode ist ein

greinendes, schlaues, gefräßiges Krokodil zu sein! Was sollen erst die geringeren Tiere beginnen, wenn sich der Löwe verleugnet? Aber hüte dich, Don Isaak, du bist nicht geschaffen für das Element des Krokodils. Das Wasser — ‹du weißt wohl wovon ich rede› — ist dein Unglück, und du wirst untergehen. Nicht im Wasser ist dein Reich, die schwächste Forelle kann besser darin gedeihen als der König des Waldes. Weißt du noch, wie dich die Strudel des Tago verschlingen wollten . . .«

In ein lautes Gelächter ausbrechend, fiel Don Isaak plötzlich dem Rabbi um den Hals, verschloß seinen Mund mit Küssen, sprang sporenklirrend vor Freude in die Höhe, daß die vorbeigehenden Juden zurückschraken, und in seinem natürlich herzlich heiteren Tone rief er:

»Wahrhaftig, du bist Abraham von Bacherach! Und es war ein guter Witz und obendrein ein Freundschaftsstück, als du zu Toledo von der Alkantara-Brücke ins Wasser sprangest und deinen Freund, der besser trinken als schwimmen konnte, beim Schopf faßtest und aufs Trockene zogest! Ich war nahe dran, recht gründliche Untersuchungen anzustellen: ob auf dem Grunde des Tago wirklich Goldkörner zu finden, und ob ihn mit Recht die Römer den goldnen Fluß genannt haben? Ich sage dir, ich erkälte mich noch heute durch die bloße Erinnerung an jene Wasserpartie.«

Bei diesen Worten gebärdete sich der Spanier, als wollte er anhängende Wassertropfen von sich abschütteln. Das Antlitz des Rabbi aber war gänzlich aufgeheitert. Er drückte seinem Freunde wiederholentlich die Hand und jedesmal sagte er: »Ich freue mich!«

»Und ich freue mich ebenfalls« — sprach der andere — »wir haben uns seit sieben Jahren nicht gesehen,

bei unserem Abschied war ich noch ein ganz junger Gelbschnabel, und du, du warst schon so gesetzt und ernsthaft . . . Was ward aber aus der schönen Donna, die dir damals so viele Seufzer kostete, wohlgereimte Seufzer, die du mit Lautenklang begleitet hast . . .«

»Still, still! die Donna hört uns, sie ist mein Weib, und du selbst hast ihr heute eine Probe deines Geschmackes und Dichtertalentes dargebracht.«

Nicht ohne Nachwirkung der früheren Verlegenheit, begrüßte der Spanier die schöne Frau, welche mit anmutiger Güte jetzt bedauerte, daß sie durch Äußerungen des Unmuts einen Freund ihres Mannes betrübt habe.

»Ach, Sennora« — antwortete Don Isaak — »wer mit täppischer Hand nach einer Rose griff, darf sich nicht beklagen, daß ihn die Dornen verletzten! Wenn der Abendstern sich im blauen Strome goldfunkelnd abspiegelt . . .«

»Ich bitte dich um Gotteswillen« — unterbrach ihn der Rabbi — »hör auf . . . Wenn wir so lange warten sollen bis der Abendstern sich im blauen Strome goldfunkelnd abspiegelt, so verhungert meine Frau, sie hat seit gestern nichts gegessen und seitdem viel Ungemach und Mühsal erlitten.«

»Nun so will ich Euch nach der besten Garküche Israels führen« — rief Don Isaak — »nach dem Hause meiner Freundin Schnapper-Elle, das hier in der Nähe. Schon rieche ich ihren holden Duft, nämlich der Garküche. O wüßtest du, Abraham, wie dieser Duft mich anspricht! Er ist es, der mich, seit ich in dieser Stadt verweile, so oft hinlockt nach den Zelten Jakobs. Der Verkehr mit dem Volke Gottes ist sonst nicht meine Liebhaberei, und wahrlich nicht um hier zu beten, sondern um zu essen besuche ich die Judengasse . . .«

»Du hast uns nie geliebt, Don Isaak . . .«

»Ja« — fuhr der Spanier fort — »ich liebe Eure Küche weit mehr als Euren Glauben, es fehlt ihm die rechte Sauce. Euch selber habe ich nie ordentlich verdauen können. Selbst in Euren besten Zeiten, selbst unter der Regierung meines Ahnherrn Davids, welcher König war über Juda und Israel, hätte ich es nicht unter Euch aushalten können, und ich wäre gewiß eines frühen Morgens aus der Burg Sion entsprungen und nach Phönizien emigriert, oder nach Babylon, wo die Lebenslust schäumte im Tempel der Götter . . .«

»Du lästerst, Isaak, den einzigen Gott« — murmelte finster der Rabbi — »du bist weit schlimmer als ein Christ, du bist ein Heide, ein Götzendiener . . .«

»Ja, ich bin ein Heide, und eben so zuwider wie die dürren, freudlosen Hebräer sind mir die trüben, qualsüchtigen Nazarener. Unsre liebe Frau von Sidon, die heilige Astarte, mag es mir verzeihen, daß ich vor der schmerzenreichen Mutter des Gekreuzigten niederkniee und bete . . . Nur mein Knie und meine Zunge huldigt dem Tode, mein Herz blieb treu dem Leben! . . .«

»Aber schau nicht so sauer« — fuhr der Spanier fort in seiner Rede, als er sah wie wenig dieselbe den Rabbi zu erbauen schien — »schau mich nicht an mit Abscheu. Meine Nase ist nicht abtrünnig geworden. Als mich einst der Zufall, um Mittagszeit in diese Straße führte, und aus den Küchen der Juden mir die wohlbekannten Düfte in die Nase stiegen: da erfaßte mich jene Sehnsucht, die unsere Väter empfanden, als sie zurückdachten an die Fleischtöpfe Egyptens, wohlschmeckende Jugenderinnerungen stiegen in mir auf, ich sah wieder im Geiste die Karpfen mit brauner Rosinensauce, die meine Tante für den Freitagabend so erbaulich zu bereiten wußte, ich sah wieder das ge-

dämpfte Hammelfleisch mit Knoblauch und Mairettig, womit man die Toten erwecken kann, und die Suppe mit schwärmerisch schwimmenden Klößchen . . . und meine Seele schmolz, wie die Töne einer verliebten Nachtigall, und seitdem esse ich in der Garküche meiner Freundin Donna Schnapper-Elle!«

Diese Garküche hatte man unterdessen erreicht, Schnapper-Elle selbst stand an der Türe ihres Hauses, die Meßfremden, die sich hungrig hineindrängten, freundlich begrüßend. Hinter ihr, den Kopf über ihre Schulter hinaus lehnend, stand der lange Nasenstern und musterte neugierig ängstlich die Ankömmlinge. Mit übertriebener Grandezza nahte sich Don Isaak unserer Gastwirtin, die seine schalkhaft tiefen Verbeugungen mit unendlichen Knicksen erwiderte, drauf zog er den Handschuh ab von seiner rechten Hand, umwickelte sie mit dem Zipfel seines Mantels, ergriff damit die Hand der Schnapper-Elle, strich sie langsam über die Haare seines Stutzbartes und sprach:

»Sennora! Eure Augen wetteifern mit den Gluten der Sonne! Aber obgleich die Eier, je länger sie gekocht werden, sich desto mehr verhärten, so wird dennoch mein Herz nur um so weicher je länger es von den Flammenstrahlen Eurer Augen gekocht wird! Aus der Dotter meines Herzens flattert hervor der geflügelte Gott Amur und sucht ein trauliches Nestchen in Eurem Busen . . . Diesen Busen, Sennora, womit soll ich ihn vergleichen? Es gibt in der weiten Schöpfung keine Blume, keine Frucht, die ihm ähnlich wäre! Dieses Gewächs ist einzig in seiner Art. Obgleich der Sturm die zartesten Röslein entblättert, so ist doch Eur Busen eine Winterrose, die allen Winden trotzt! Obgleich die saure Zitrone, je mehr sie altert, nur desto gelber und runzlichter wird, so wetteifert

dennoch Eur Busen mit der Farbe und Zartheit der süßesten Ananas! O Sennora, ist auch die Stadt Amsterdam so schön, wie Ihr mir gestern und vorgestern und alle Tage erzählt habt, so ist doch der Boden worauf sie ruht noch tausendmal schöner . . .«

Der Ritter sprach diese letztern Worte mit erheuchelter Befangenheit und schielte schmachtend nach dem großen Bilde, das an Schnapper-Elles Halse hing; der Nasenstern schaute von oben herab mit suchenden Augen, und der belobte Busen setzte sich in eine so wogende Bewegung, daß die Stadt Amsterdam hin und her wackelte.

»Ach!« — seufzte die Schnapper-Elle — »Tugend ist mehr wert als Schönheit. Was nützt mir die Schönheit? Meine Jugend geht vorüber, und seit Schnapper tot ist — er hat wenigstens schöne Hände gehabt — was hilft mir da die Schönheit?«

Und dabei seufzte sie wieder, und wie ein Echo, fast unhörbar, seufzte hinter ihr der Nasenstern.

»Was Euch die Schönheit nützt« — rief Don Isaak — »O, Donna Schnapper-Elle, versündigt Euch nicht an der Güte der schaffenden Natur! Schmäht nicht ihre holdesten Gaben! Sie würde sich furchtbar rächen. Diese beseligenden Augen würden blöde verglasen, diese anmutigen Lippen würden sich bis ins Abgeschmackte verplatten, dieser keusche, liebesuchende Leib würde sich in eine schwerfällige Talgtonne verwandeln, die Stadt Amsterdam würde auf einen muffigen Morast zu ruhen kommen —«

Und so schilderte er Stück vor Stück das jetzige Aussehn der Schnapper-Elle, so daß der armen Frau sonderbar beängstigend zu Mute ward, und sie den unheimlichen Reden des Ritters zu entrinnen suchte. In diesem Augenblicke war sie doppelt froh als sie der

schönen Sara ansichtig ward und sich angelegentlichst erkundigen konnte, ob sie ganz von ihrer Ohnmacht genesen. Sie stürzte sich dabei in ein lebhaftes Gespräch, worin sie alle ihre falsche Vornehmtuerei und echte Herzensgüte entwickelte, und mit mehr Weitläuftigkeit als Klugheit die fatale Geschichte erzählte, wie sie selbst vor Schrecken fast in Ohnmacht gefallen wäre, als sie wildfremd mit der Trekschuite zu Amsterdam ankam, und der spitzbübische Träger ihres Koffers sie nicht in ein ehrbares Wirtshaus, sondern in ein freches Frauenhaus brachte, was sie bald gemerkt an dem vielen Branntweingesöffe und den unsittlichen Zumutungen . . . und sie wäre, wie gesagt, wirklich in Ohnmacht gefallen, wenn sie es, während den sechs Wochen, die sie in jenem verfänglichen Hause zubrachte, nur einen Augenblick wagen durfte die Augen zu schließen . . .

»Meiner Tugend wegen« — setzte sie hinzu — »durfte ich es nicht wagen. Und das alles passierte mir wegen meiner Schönheit! Aber Schönheit vergeht und Tugend besteht.«

Don Isaak war schon im Begriff die Einzelheiten dieser Geschichte kritisch zu beleuchten, als glücklicherweise der scheele Aaron Hirschkuh, von Homburg an der Lahn, mit der weißen Serviette im Maule, aus dem Hause hervorkam, und ärgerlich klagte, daß schon längst die Suppe aufgetragen sei und die Gäste zu Tische säßen und die Wirtin fehle. — — —

(Der Schluß und die folgenden Kapitel sind, ohne Verschulden des Autors, verloren gegangen.)

## Bitte

Der mir unbekannte Verfasser des »der Herbst« betitelten, und bloß »Heine« unterzeichneten Gedichts in Nr. 242 der Abend-Zeitung würde mir einen ziemlich großen Gefallen erzeigen, und mißdeutungsfähiger Berichtigungen mich überheben, wenn er die Güte haben wollte, seiner Namensunterschrift wenigstens den Anfangsbuchstaben eines Vornamens bei zu fügen.

Berlin, den 16. Oktober 1821. H. Heine.

## Boucher, der Sokrates der Violinisten

Zufällig den Gubitzischen Gesellschafter von 1817 durchblätternd, finde ich im 32ten Blatte, unter der Rubrik: »Zeitung der Ereignisse und Ansichten« folgende Notiz:

> »Ein gewisser Boucher, der jetzt mit seiner Frau Konzerte in Paris gibt, nennt sich den ‚Sokrates der Violinisten' und das Journal de Commerce versichert, daß er sich auch als einen solchen bewähre.« — ‹Bis hierher der Gesellschafter.›

Wir glücklichen Berliner! Die Weisheit selbst ist zu uns gekommen. —

Sir Harry.

## Schreiben an den Dekan in Göttingen

Decane, vir excelse nec non prudentissime!
Illustris ordinis viri praeclari doctissimi honoratissimi!

Audeo, quum summis in facultate juridica honoribus ornari cupiam, vos orare, ut mihi indicetis leges quas interpretatione illustrem, et ut me admittatis ad privatam de jure interrogationem.

Vitam meam, licet satis plenam turbationibus et eventis, adversis magis quam prosperioribus, paucis verbis enarraturus sum, illa tantum attingens, quae extrinsecus plurimum habuerunt auctoritatis ad animum meum literis artibusque excolendum.

Natus sum mense Decembri anni 1779 Dusseldorpii ad Rhenum, maximus natu inter tres fratres, quorum alter rei rusticae, alter arti medendi operam dat. Pater meus Siegm. Heine, quondam miles, postea mercator, nunc aegrotus proculque vivens a negotiis, diebus laetioribus in matrimonium duxerat Elisabetham de Geldern, matrem meam, nunc mariti aegrotationis generosam cultricem, curarum participem, senectutis solatium.

In monasterio Franciscanorum Dusseldorpii infantia mea primis elementis eruditionis atque institutionis imbuebatur. Virum reverendissimum, nunc defunctum, Schallmeyerum, clericum dum in vivis erat catholicum Gymnasiique Dusseldorpiensis Rectorem, ut primum cultorem cordis ingeniique mei veneror atque observo. Singulari hujus viri institutione utebar, quum adscitus essem in numerum discipulorum Gymnasii sui, cujus omnes deinceps classes percurrebam — tum demum hoc literarum asylum deserui, quum secundo illo bello contra Gallos instante suprema Gymnasii classis omnibus destitueretur discipulis, quorum maxima pars, et ego in horum numero, munera sua patriae obtulit, quae

quidem, pace Parisiensi paulo post interveniente, parum usa est oblatis nostris.

Postea Bonam me contuli sub mediam partem anni 1819, universitatem literarum in hac urbe nuper constitutam frequentabam, lectionesque juridicas Mackeldeyi et Welckeri audiebam aeque ac lectiones historicas et aestheticas Schlegeli, Hüllmanni, Arndtii, Radlofii etc., qui omnes singularem mihi praestabant benevolentiam. Mense Octobri anni 1820 in universitatem literarum Gottingensem me contuli, ubi unum tantum semestre versabar, quia mihi accidit, ut ob interdicta de certamine singulari a me violata consilium abeundi subirem. Audiebam tum lectiones Sartorii et Benekeii, qui uterque, praecipue ille, me gratia singulari dignabatur. Deinde in universitatem literarum Berolinensem me contuli, ubi in nummerum civium academicorum receptus sum mense Aprili anni 1821, studiis operam meam navabam usque ad mensem Decembrem anni 1823, et in hoc tempore lectiones juridicas frequentabam Hassii et Schmalzii aeque ac lectiones philosophicas Hegeli, Wolfii, Boppii, Raumeri etc. Tum denuo Gottingam profectus sum, ubi vestras lectiones, Decane excelse et illustris ordinis viri praeclari, quos summo amore summaque reverentia amplector, audiebam.

Quamvis autem per sexennium illud, quo studiis operam meam dabam, semper ordinem juridicum professus essem, nunquam tamen mens mea haec erat, ut juris scientiam ad vitam aliquando sustentandam tractarem, tali potius eruditioni comparandae studebam, qua ad humanitatem ingenium animumque conformarem. Nihilominus hac in re felicissimo quidem eventu non valde gavisus sum, non paucas easque utilissimas disciplinas negligens, nimioque amore tractans philosophiam, literas orientis, medii aevi quidem Germanicas,

bonasque recentiorum populorum. Gottingae vero jurisprudentiae tantum operam dabam, sed pertinax capitis morbus, qui me duos annos usque ad hoc tempus excruciat, incredibilem in modum me semper impediebat, et effecit ut scientiae non respondeant diligentiae studioque meo.

Multum igitur, Decane excelse et illustris ordinis viri praeclari, spero de indulgentia vestra, qua me postea summa animi intentione haud indignum praestaturum esse, promitto.

Nominum vestrum cultor obedientissimus

Henricus Heine.

Gottingae, die 16. Aprilis 1825.

Theses,
quas
illustris jureconsultorum ordinis
auctoritate atque consensu
in
Academia Georgia Augusta
pro
summis in utroque jure honoribus
rite obtinendis
Die XX. Mens. Julii A. MDCCCXXV
publice defendet
HENRICUS HEINE
Duesseldorpiensis.

Opponentibus:
C. F. Culemann, Dr. phil.
Th. Geppert, Stud. jur.

---

I

Maritus est dominus dotis.

II

Creditor apocham dare debet.

III

Omnia judicia publice peragenda sunt.

IV

Ex jurejurando non nascitur obligatio.

V

Confarreatio antiquissimus apud Romanos fuit in manum conveniendi modus.

## Anmerkung zu dem Aufsatz Paraphrase einer Stelle des Tacitus

Anno 1794 lieferte der vieux cordelier eine Paraphrase jenes Kapitels des Tacitus, wo dieser den Zustand Roms unter Nero schildert. Ganz Paris fand darin auch das Bild seiner eigenen Schreckenszeit, und wenn es auch dem furchtbaren Robespierre gelang, den Verfasser jener Paraphrase, den edlen Camille Desmoulins, hinrichten zu lassen, so blieb doch dessen Wort am Leben; gleich geheimnisvoller Saat wucherte es im Herzen des Volkes, getränkt von Martyrerblut schoß diese Saat um so üppiger empor, und ihre Frucht war der neunte Thermidor.

Paraphrasen des Tacitus gehören also nicht bloß ins Gebiet der Schulstube, und dürften wohl in politischen Annalen ihre Stelle finden. Heine.

# Anmerkungen

# Allgemeines

Der vorliegende Band leitet auf doppeltem Wege hinüber zur Pariser Zeit, der die Schriften der nachfolgenden Bände angehören. Er schließt zunächst die Reisebilder mit deren viertem Teile ab, einem Werk, das, obwohl zu fast zwei Dritteln aus älteren Materialien bestehend, dennoch seinem Sinne nach in die durch die Julirevolution eröffnete neue Lebensperiode des Dichters hineinweist. Dann kehrt er zu den Anfängen von Heines Prosa zurück und begleitet deren Entwicklung in den kleinen und minder wichtigen Denkmälern ebenfalls bis zu jenem Zeitpunkte, um schließlich in der Einleitung zu Kahldorf am stärksten die Tendenz der neuen Periode zu offenbaren und mit dem Rabbi von Bacharach, dessen Entstehungsgeschichte sich durch anderthalb Jahrzehnte hinzieht, zwischen beiden Epochen die Brücke zu schlagen.

Nachträge zu den Reisebildern hat Heine deren vierten Teil überschrieben und im Vorwort sein Publikum ausdrücklich auf jene vergangene Lebens- und Weltperiode hingewiesen, der er die Englischen Fragmente noch zuteilt, und deren Abschluß er die Stadt Lucca bilden läßt. Nachgetragen sollte manches werden. Zunächst waren es Eindrücke aus Italien, die noch, niedergeschrieben oder nicht, der Verwertung harrten. In Genua war der eigentliche Reisebericht abgebrochen worden. Wohl hatte sich der Dichter von seinen Lesern in den Bädern von Lucca wiederfinden lassen, aber das Interesse an den auftretenden Figuren hatte hier das am Lokal völlig in den Hintergrund gedrängt. Da indessen auch die angeknüpften Handlungsfäden abgerissen waren, als die Platensatire begann, waren auch sie von neuem aufzunehmen. Daß es »in einem folgenden Buche, in der Stadt Lucca,« geschehen sollte, ist in Kapitel IX ⟨Bd. 4, S. 360$_{9f.}$⟩ ausgesprochen. Wie sich zunächst noch alles ineinanderschlang, beweisen die Bruchstücke älterer Fassungen ⟨siehe unten Lesarten⟩, wovon das eine später in die »Stadt Lucca« Verarbeitetes unter der Überschrift »Genua«

bringt, das andere — falls Strodtmann richtig einordnet — auch Hirsch und Gumpelino hier einführt und den Schauplatz nach Florenz verlegt, mithin wohl noch der Phase des Reiseromanplanes ⟨vgl. Bd. 4, S. 435⟩ angehört. Nach Karpeles wäre zum mindesten das erste schon in Italien geschrieben. Weiterhin gehört das im Morgenblatt 1829 gedruckte Gespräch mit dem Eidechs ⟨Kap. I und II⟩, das Immermanns besondere freudige Zustimmung fand ⟨Brief vom 2. Mai 1831; Heine-Reliquien, S. 165 f.⟩, zu den älteren Partien; da diese aber nach Heines Zeugnis ⟨an Varnhagen, 19. November 1830⟩ etwa drei Bogen betragen, müssen sie erheblich darüber hinausgehen. Vielleicht umfassen sie in den folgenden Kapiteln, die ja schon das Hauptthema, Religionsfreiheit und Staatsreligion, anschlagen, manches des seinerzeit von der Redaktion des Morgenblattes Zurückgeschickten oder von dem Autor vorsichtig Zurückbehaltenen ⟨vgl. an Cotta, 14. Dezember 1829⟩.

Dagegen stammen die Englischen Fragmente fast völlig aus früherer Zeit. England bedeutet den eigentlichen Anfang des Politikers Heine. Um die Wirkung seines ersten größeren politischen Wagnisses, des Buchs Le Grand, abzuwarten, verläßt er Hamburg und das Vaterland, und nach England zieht ihn der Wunsch, den größten liberalen Staatsmann der Zeit, »den Canning zu sehen und zu hören« ⟨Bd. 6, S. 149⟩. Mit dessen Regierung fällt des Dichters Aufenthalt zusammen, am Tag seines Todes verläßt er die Insel. Die englischen Frauen, die er preist, das Theater, das er ⟨an Merkel, 23. April, vgl. auch 1. Juni 1827⟩ seine »Hauptressource« nennt, verraten erst in späteren Schriften etwas von der Rolle, die sie spielten. Cottas Brief, der ihm die Redaktion der »Neuen allg. polit. Annalen« anbietet, trifft in die richtige Atmosphäre, und so langsam sich der Dichter seit jenem ersten resignierten Seufzer ⟨an Merkel, 1. Juni 1827: »Ein schöner Gedanke, Liberalenhäuptling in Bayern zu werden. Aber ach, ich bin krank, ruiniert und gefesselt.«⟩ durch Zögerungen und Zerstreuungen zum Entschluß durcharbeitet, dieser Vorschlag und seine Folgen waren es, die

für ihn in der nächsten Zeit dem Bilde Englands die entscheidenden Züge gaben. England war wieder einmal das Land, auf das die Augen aller Politiker gerichtet waren. Schon in einem frühen Brief ⟨an Embden, 2. Februar 1823⟩ hatte der Dichter es im Zusammenhang seiner politischen Anschauungen genannt. 1825 hatte er Gubitz Auszüge aus englischen Blättern angetragen, und ehe Cottas Angebot kam, soll Varnhagen bei diesem hören, ob er Heine in London oder Paris für sein Morgenblatt beschäftigen wolle. Für dieses Aufsätze über England zu liefern, lehnt er freilich noch in dem gleichen Briefe ab, in dem er ⟨an Merkel, s. o.⟩ zuerst über den Münchner Vorschlag spricht, »ich muß mich darin politisch zähmen, und die Sachen verlieren ihr Interesse, wenn ich sie als Buch wieder abdrucke«. Nun schreibt er dennoch für die eigene Zeitschrift diese Artikel, die zu dem Ruhigsten und Sachlichsten zählen, das überhaupt aus seiner Feder geflossen. Sie befassen sich mit Themen, denen das Interesse der Zeit besonders gehörte, und wie sie auch in Cottas anderem Münchner Organ, dem »Ausland«, dessen Leitung Heine ja gleichfalls nahe stand, vielfach behandelt wurden ⟨siehe Kommentar⟩.

Die Episode der »Annalen« war von kurzer Dauer. Das »wichtige, gar vornehm diplomatische Journal«, als dessen Herausgeber sich Heine mit naivem Hochgefühl den Freunden vorstellt, wird bald ennuyant und erbärmlich gescholten, und auch der einige Monate lang erwogene Plan, die Zeitschrift in verjüngter Form und neuem Glanz erscheinen zu lassen, führt den Dichter nicht mehr zu redaktioneller Tätigkeit zurück. 1830 sollen dann die Darstellungen aus England, wie ursprünglich geplant, der Buchveröffentlichung zugeführt werden. Im gleichen Brief ⟨an Varnhagen, 16. Juni 1830⟩, in dem Heine die anfängliche Absicht kundgibt, sie im zweiten Reisebilderband zweiter Auflage an die Stelle der Seebilder und der Berliner Briefe treten zu lassen, erwähnt er, daß ihn sein Genius mit einem 4. Bande bedrohe, und in diesem sollten sie denn schließlich Unterkunft finden.

Setzte sich so der letzte Teil der Reisebilder aus dem zusammen, was von den Fahrten nach England und Italien an Material noch übriggeblieben war, so sollte dies doch nur dem flüchtigen Beurteiler als »Nachträge« erscheinen. Die Näherstehenden ⟨Herloßsohn, 16. November; Varnhagen, 19. November; Detmold, 30. November 1830⟩ suchte der Dichter vor dem Irrtum zu bewahren, als ob er hier nicht in besonderem Maße der Gegenwart und Zukunft dienen wolle. Unter welcher Tendenz das Vorhandene bereichert und zusammengefaßt worden war, unterstreicht Heine in seinen Briefen mit starken Worten und umschreibt es am ausführlichsten an Varnhagen: »Das Buch ist vorsätzlich so einseitig. Ich weiß sehr gut, daß die Revolution alle sozialen Interessen umfaßt, und Adel und Kirche nicht ihre einzigen Feinde sind. Aber ich habe, zur Festlichkeit, die letzteren als die einzig verbündeten Feinde dargestellt, damit sich der Ankampf konsolidiere. Ich selbst hasse die aristocratie bourgeoise noch weit mehr. — Wenn mein Buch dazu beiträgt, in Deutschland, wo man stockreligiös ist, die Gefühle in Religionsmaterien zu emanzipieren, so will ich mich freuen, und das Leid, das mir durch das Geschrei der Frommen bevorsteht, gern ertragen.«

In diesem Sinne gab Heine, die Anfangskapitel fortführend, der »Stadt Lucca« ihren wesentlichen Inhalt und näherte ihr in der Stimmung die vervollständigten Englischen Fragmente. Dies geschah gerade in den Partien, die ihm die Zensur aufnötigte, den paar später eingelegten Arien und dem hinzugefügten Finale, wie er sich ⟨an Varnhagen⟩ ausdrückt, durch die das Buch den befreienden 21. Bogen erreichte. Durfte es so in seinem Bestand unangetastet in die Welt gehen, so hat in der obenerwähnten und in ähnlichen Briefstellen ⟨an Detmold, s. o.; an Häring, 17. Jan. 1831⟩ des Dichters Phantasie, wie öfter, die ihm selber drohenden Gefahren überschätzt: dachte er doch auch demungeachtet zur gleichen Zeit noch an eine Staatsanstellung in Preußen oder Wien und an den Syndikusposten in Hamburg. Tatsächlich wissen wir nur aus einem unlängst

⟨Frankfurter Zeitung vom 3. Sept. 1913⟩ durch Fr. Hirth veröffentlichten Schreiben Campes an Börne vom 28. Januar 1831, daß das Buch in Berlin ⟨»par ordre du Mufti«⟩ konfisziert wurde. Bei den Lesern machte es, wie der Dichter ⟨an Häring⟩ hervorhob, »viel Glück und überall Lärm«; um auch jene nicht länger über seine Absicht zu täuschen, hat er dafür gesorgt, daß von der zweiten Auflage an der rückwärtsweisende Titel verschwand.

Die verhältnismäßig geringe Zahl der Kleineren Schriften Heines aus den Jahren 1820—1831 konnte gegenüber den bisherigen Ausgaben nicht vermehrt werden. Wohl möglich, ja wahrscheinlich, daß da und dort in den Journalen der Zeit noch einzelnes von dem rührigen jungen Schriftsteller versteckt liegt; seit Strodtmanns Tagen ist kein Forschen danach von Erfolg gekrönt gewesen. Auch Julius Schwerings Versuch ⟨Frankfurter Zeitung 1912, Nr. 360, erstes Morgenblatt⟩, eine kleine sentimentale Idylle aus der Dresdner »Abend-Zeitung«, »Des Küsters Feierabend«, dem Bonner Studenten Heine zuzuweisen, muß, trotzdem der Finder meiner Ablehnung gegenüber seine Ansicht aufrechterhielt ⟨beides Frankfurter Zeitung 1913, Nr. 129, erstes Morgenblatt⟩, auf sich beruhen.

Am Anfang von Heines Schaffen in ungebundener Form steht für uns nach wie vor »Die Romantik«, das kleine, interessante Bekenntnis zu der herrschenden Kunstrichtung und ihrem Meister, Aug. Wilh. von Schlegel, das Heine, da es doch wohl der dem Brief an Brockhaus vom 7. Nov. 1820 beigelegte Aufsatz ist, anscheinend selbst als programmatisch empfand. Geschrieben wurde es in Beul bei Bonn im Sommer 1820, hervorgerufen durch eine in Aloys Schreibers Heidelberger Taschenbuch 1810 erschienene und in der Beilage zum Rheinisch-Westfälischen Anzeiger 1820 wieder abgedruckte Satire W. v. Blombergs, mit dem Heine übrigens später ⟨erwähnt in Briefen an Moser vom 18. Juni 1823 und Immermann vom 11. April 1824⟩ in persönliche Berührung trat. Der Verzicht auf das nächstliegende Mittel, die Gegensatire, und der maßvolle Standpunkt des Aufsatzes selbst

sind charakteristisch für die positive Richtung von Heines Frühzeit.

Positiv betont sind im wesentlichen auch die Rezensionen, die an Zahl, wenn auch nicht an Gewicht, unter den kleineren Schriften überwiegen und bezeichnenderweise durchweg persönlichen Bekannten des Dichters gewidmet sind. Sie schließen sich dadurch nahe an die Briefe an, in denen Heine gleichfalls den Freunden als ein im Grundsätzlichen strenger, im einzelnen Fall aber milder Kritiker entgegentritt. Das letzte Stück dieser Art, die Änderungsvorschläge zum Tulifäntchen, ist denn auch tatsächlich Bruchstück oder wenigstens Beilage eines Briefes. Im Gegensatz dazu kündigt sich der Polemiker und Verfasser der Reisebilder in den beiden umfänglichsten Stücken, den »Briefen aus Berlin« und »Über Polen«, an. Beide haben denn auch ihren Widerhall gefunden und ihren Verfasser in kleinere oder größere Fehden verwickelt, beide schließen sich auch insofern zusammen und den Reisebildern an, als Heine sie unter diese aufzunehmen beabsichtigte oder vorübergehend aufnahm.

Gleich der »Romantik« wurden die »Briefe aus Berlin« für den Rheinisch-Westfälischen Anzeiger geschrieben, sie sollten den Landsleuten, mit denen Heine damals noch ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl verband, die ersten in der Residenzstadt empfangenen Eindrücke der großen Welt vermitteln. Berliner Briefe waren in den Blättern der Provinz sehr häufig, dennoch wurde die Eigenart dieser Versuche, die, wie Bölsche ⟨160ff.⟩ hervorhebt, unter französischem und unter Börnes Einfluß, das moderne Feuilleton vorbereiten halfen und innerhalb der drei Fortsetzungen eine starke Entwicklung zeigen, schon nach dem ersten Brief erkannt und nicht nur angenehm empfunden. Unter den Nahestehenden scheint der Regierungs-Referendar Keller ⟨vgl. Heines Brief an ihn v. 27. April 1822⟩ sich nicht befriedigt geäußert zu haben, gegen den Tadel des Verlegers, Dr. Schultz, der in dem »leise angedeuteten Wunsch, bestimmte Persönlichkeiten nicht zu sehr hervortreten zu lassen,« ruhte, sucht sich der Verfasser am Beginn des 2. Briefes ⟨$223_{30}$ — $224_{30}$⟩ zu verteidigen.

digen. Indes wurde Schultz durch Beurteilungen gerechtfertigt, die sich in der gleichen Richtung bewegen, wie nicht minder durch die für Heine mit einem der namentlich Genannten entstandene Fehde. Hierher gehört zunächst die Bemerkung in einem gleichfalls aus Berlin an Brockhaus' »Konversationsblatt« gerichteten Brief ⟨18. April: »Im März 1822«⟩, der Verfasser überlasse »die Beschreibung der Wirtshäuser und Cafés gerne andern, welche zu der Rolle physiognomischer Schildwachen und reflektierender Portiers in den Wein- und Kaffeestuben genug Geschick und Geduld haben und mit ihren Witzfragmenten gern nach der Speckseite des Honorars werfen«. Die diesem Angreifer zugedachte Erwiderung, die Heine Keller ⟨27. April 1822⟩ unter eigener oder beliebiger Chiffre zu veröffentlichen bat, richtet sich allerdings nur gegen die in dem gleichen Briefe enthaltene absprechende Kritik seiner Gedichte, als Keller oder die Redaktion dem Wunsche nicht entsprach, erklärte Heine, der den Angreifer, seinen »Freund« Köchy, inzwischen erkannt hatte ⟨an Keller, 15. Juni 1822⟩, alles, was er dagegen tun werde, sei, daß er ihn im dritten Briefe tüchtig lobe, was auch ⟨S. $277_{2-10}$⟩ geschah. Aufs neue hat Köchy im folgenden Jahre in einer Sache von größerem Gewicht Heines Erbitterung auf sich gezogen, als dieser in ihm den Urheber des seinem Almansor in Braunschweig widerfahrenen Mißgeschicks vermutete ⟨an Moser, 30. Sept. 1823⟩, zu Unrecht, wie Karpeles ⟨Heinrich Heine, S. 80⟩ zu berichten weiß. Er hat denn auch später ⟨an Cotta, 11. Nov. 1828⟩ wieder mit Anerkennung von Köchy gesprochen.

Charakteristisch für das allgemeine Urteil ist eine zweite Notiz, die Deetjen aus der Zeitschrift »Westphalen und Rheinland« ⟨Herford 1822, Stück 16⟩ hervorzieht ⟨Zeitschrift für deutsche Philologie 1912, S. 478 f.⟩:

»Die in den neuesten Stücken des Rheinisch-Westfälischen Anzeigers enthaltenen Briefe aus Berlin von H. haben hinsichtlich mancher gewagten Ansichten und Behauptungen Sensation erregt, besonders ist die Namennennung mancher bekannten Person darin und deren Zusammenstellung mit den

Erscheinungen des Tages aufgefallen, auch soll darüber von dem ebenfalls darin genannten Freiherrn von Schilling mit dem Verfasser ein Schriftwechsel stattgefunden haben. L=d.«

Der Handel mit dem Baron von Schilling ist jetzt, nachdem Deetjen an der gleichen Stelle aus dem Mindener Sonntagsblatte ⟨1822, 1. Stück⟩ auch den Anlaß zu der Bemerkung der Berliner Briefe ⟨$220_{23-28}$⟩, eine in ihrer Tendenz schon dem damaligen Heine gewiß nicht unsympathische Attacke gegen die Roheit der »nachgewachsenen Deutsch=Jünglinge«, veröffentlicht hat, von Anfang an zu übersehen. Es fehlt allein der Brief, in dem der wohl schon durch die Nennung seines Namens in Heines harmloser Bemerkung verletzte Edelmann mit einer Herausforderung drohte. Heine antwortete im Gesellschafter mit einer öffentlichen Erklärung:

»Mit Bedauern habe ich erfahren, daß zwei Aufsätze von mir, überschrieben ‚Briefe aus Berlin' ⟨in Nr. 6, 7, 16 usw. des zum ‚Rheinisch=Westf. Anzeiger' gehörigen ‚Kunst= und Wissenschaftblattes'⟩ auf eine Art ausgelegt worden, die dem Herrn Baron von Schilling verletzend erscheinen muß, da es nie meine Absicht war, ihn zu kränken, so erkläre ich hiermit, daß es mir herzlich leid ist, wenn ich zufälliger Weise dazu Anlaß gegeben hätte, daß ich alles dahin Gehörige zurück nehme und daß es bloß der Zufall war, wodurch jetzt einige Worte auf den Herrn Baron von Schilling bezogen werden konnten, die ihn nie hätten treffen können, wenn eine Stelle in jenem Briefe gedruckt worden wäre, die aus Delikatesse unterdrückt werden mußte. Dieses kann der geehrte Redakteur jener Zeitschrift bezeugen, und ich fühle mich verpflichtet, durch dieses freimütige Bekenntnis der Wahrheit allen Stoff zu Mißverständnis und öffentlichem Federkriege fort zu räumen.

Berlin, den 3ten Mai 1822. H. Heine.«

Die Entschuldigung konnte dennoch nicht verhindern, daß Schilling sein satirisches Talent nun an Heines Traumbildern übte ⟨siehe Strodtmann, 2. Aufl., I, 223f.⟩.

Zunächst ließ sich dieser dadurch die Lust an den Briefen noch nicht verderben, wenigstens nicht, solange Schultz trotz

seiner Einwendungen in liberaler Weise fast alles abdruckte, was ihm sein Korrespondent schickte ⟨Heine an Keller, 15. Juni 1822⟩. Erst nach dem 3. Brief beginnen auch hier die in Heines schriftstellerischer Tätigkeit eine so große Rolle spielenden erbitterten Klagen über Verstümmelungen ⟨an Keller, 1. Sept.⟩; diese wurden von Schultz der Zensur zur Last gelegt. Immerhin denkt Heine noch wenigstens zwei Briefe zu schreiben; als sich ihm aber in Gubitz' Gesellschafter auch für seine Prosa eine bessere journalistische Verbindung bot und nach der Reise nach Posen seine Anschauungen über das geistige Berlin sich so gestalten, daß er fürchten muß, sie drucken zu lassen ⟨an Schottky, 4. Mai 1823⟩, bleiben auch jene ungeschrieben.

Indes hat kein Zensor je gegen ein Werk Heines so unbarmherzig gewütet wie dieser selbst gegen die Briefe aus Berlin. Freilich, sie in ihrer ursprünglichen Gestalt aus dem Eintagsdasein der Zeitung zu heben, daran hat der Dichter kaum je gedacht. Als er den Jugendversuchen in dem geplanten zweiten Band der Reisebilder das Fortleben zubilligt, da soll es zwar nicht um ihrer selbst, aber doch um eines würdigen Zweckes willen der Fall sein: einen Teil ihres äußeren Gerüstes denkt er zu benutzen, um mit besserer Bequemlichkeit alles zu sagen, was er will; sie sollen zur Grundlage der Polemik dienen ⟨an Varnhagen, 24. Okt. 1826⟩. So soll dennoch jetzt geschehen, was der obenerwähnte Brief an Schottky einer Zeit aufbehalten wollte, da der Dichter nicht mehr in Deutschland weilen würde. Aber zwischen Entwurf und Ausführung gehen die Briefe schmählich ihrer hohen Bestimmung verlustig; unter den Strichen des Dichters bleibt nichts als ein armseliger Torso zurück, der nirgends durch wesentlich Neues ergänzt wird. Er wird als »Futter für die Menge« bezeichnet ⟨an Moser, 9. Juni 1827⟩ und in der offiziellen Erklärung ans Publikum ⟨s. Bd. 4, S. 432 f.⟩ gar als Ballast, der allerhöchstäußeren Bedingnissen seine Mitnahme verdanke, in der rückschauend vergleichenden Betrachtung des 4. Teiles ⟨165 24 ff.⟩ als das zinnerne Ende des Buches, das leicht von dem besseren Erze zu unterscheiden

gewesen. Als der zweite Band zum andern Mal aufgelegt werden sollte, war der Autor entschlossen, die Briefe aus Berlin ganz »wegzuschmeißen« ⟨an Varnhagen, 16. Juni 1830⟩; an ihre Stelle sollte nun die Schrift treten, die ihnen gegenüber als das Zinn im Guß des vierten Bandes bezeichnet worden war. Als jedoch der äußere Zwang wegfiel ⟨vgl. Bd. 4, S. 433⟩, bedurften sie auch in ihrer Rolle als Lückenbüßer keines Ersatzes mehr.

Gaben die Briefe aus Berlin Anlaß zu leichten persönlichen Reibereien, so brachte das Memoire über Polen in einer ganzen Provinz einen kleinen Aufruhr des Standes- und Nationalitätsbewußtseins hervor, der seine Wellen bis in das preußische Ministerium des Unterrichts warf. Die Angelegenheit ist ausführlich von Warschauer ⟨H. Heine in Posen, Festgabe der K. Akademie zu Posen an die germanistische Sektion des 51. Philologentages, Posen 1911⟩ dargestellt. In Posen vermochte Heine durch Beziehungen, die ihm sein Freund Breza eröffnete, manche Eindrücke zu sammeln, die sich nicht jedem geboten hätten; sie kamen jetzt einer gereifteren Beobachtungs- und Urteilskraft zugute. Aber die Keckheit der Bemerkungen wirkte in der von der Eifersucht der Nationalitäten erhitzten Atmosphäre des besprochenen Landesteils doppelt erregend. Als daher die nach Heines Rückkehr in Berlin geschriebenen Aufsätze während des Januar 1823 im Gesellschafter veröffentlicht wurden, erschien bald die »Zeitung für das Großherzogtum Posen«, die sich in ihrem Rezensenten unmittelbar herausgefordert fühlen konnte, auf dem Plan, mit, wie Heine nicht ohne Grund sagt, »fischweibrigen Schimpfreden« ⟨an Schottky, 4. Mai 1823⟩, unterstützt von den übrigen Posener Blättern, selbst von Einsendungen, die sich direkt an den Gesellschafter ⟨Beil. vom 26. Febr. 1823⟩ wandten. Irregeführt durch den scheinbar deutschen Standpunkt des von den deutschen Behörden begünstigten Posener Organs, glaubte Heine es besonders mit den Deutschen verdorben zu haben ⟨an Wohlwill, 7. April 1823⟩. Besser unterrichtet war man über die nationalpolnische Tendenz des Redakteurs Raabski im Ber-

liner Kultusministerium, wo man durch Brezas Verwandte auch Heines Namen erfahren hatte. Man erhielt dort den Bericht des Oberpräsidenten und von dem in Heines Artikel besonders gerühmten, von Raabski selbst als Verfasser verdächtigten Professor Schottky einen Brief, der den Aufsatz desavouierte, ließ aber schließlich die Sache im Sande verlaufen. Auch Schottky, obwohl von Heine zur Nennung seines Namens ermächtigt, schwieg, wie er später meinte, nicht zu seinem Nutzen.

Ungeachtet solcher von den persönlich Getroffenen herrührenden Angriffe konnte Heine ⟨an Wohlwill, 7. April 1823⟩ nicht ganz ohne Grund sagen, daß man von allen Seiten seiner scharfen Auffassung Polens großes Lob gezollt habe. Er selbst wollte in dies Lob nicht einstimmen; das Urteil der Freunde war geteilt ⟨vgl. an Wohlwill, a. a. O.; an Moser, 15. Dez. 1825⟩. Dennoch denkt er auch hier mehrfach daran, den Aufsatz, wenngleich umgearbeitet, neu herauszugeben: im ersten Band der Reisebilder, durch Briefe aus Warschau und neue Zeitereignisse angeregt ⟨an Moser, a. a. O.⟩, wiederum im zweiten, für den ⟨Bd. 4, 430 f.; vgl. an Varnhagen, 24. Okt. 1826⟩ »Bemerkungen über polnische Wälder«, angekündigt wurden, bei Aufstellung der in die Gesammelten Werke zu übernehmenden Schriften, wo so manches andere noch einmal auftaucht, wird er etwas ausführlicher erwähnt, freilich »frühjugendlich« und »sehr vergubitzt« genannt ⟨22. März 1852 an Campe⟩. Indes ist es zu der hier in Aussicht gestellten Restauration der durch Gubitz »auf schändliche Weise mit Surrogatwitzen veränderten« und »durch die Zensur tüchtig zusammengestrichenen« Schrift ⟨an Sethe, 21. Januar 1823⟩ nie gekommen.

Wie »Romantik« und »Briefe aus Berlin« im »Rheinisch-Westfälischen Anzeiger« erschienen, so gelten auch die frühesten Kritiken einem Kreise, dem der junge Dichter landsmannschaftlich verbunden ist. Wilh. Smets, der Verfasser von Tassos Tod, war zwar — als Sohn der Sophie Schröder — in Reval geboren, lebte aber in den Rheinlanden und war eifriger Mitarbeiter von Raßmanns und J. B. Rous-

seaus lokalen Zeitschriften und Almanachen. Der Dramatiker, wenngleich von Heine gelobt, vermochte freilich wenig Lorbeern zu ernten; mehrere Bände Gedichte fanden eine freundlichere Aufnahme. Als er schon einige Jahre zum Priester geweiht war, taucht er nochmals flüchtig in Heines Briefen ⟨an Jos. Klein, Weihnachten 1825⟩ auf. Von ihm findet sich auch ein Gedicht in Raßmanns Rheinisch-Westfälischem Musenalmanach auf 1821, den Heines nächste Kritik bespricht. Im folgenden Jahre zählt der Rezensent dann selbst ⟨mit den Gedichten: das Lied vom blöden Ritter und Ständchen eines Mauren, sowie mit biographischen Notizen⟩ zum Dichterkreis des Almanachs. Stärker beteiligt er sich an den Unternehmungen J. B. Rousseaus ⟨siehe darüber die Anmerkungen der Gedichtbände⟩, diesem freilich noch nicht eifrig genug. Wie sich darüber die Fäden zwischen den beiden Freunden lockerten, wie sie endlich ganz zerrissen, als Heine sich verdrießlich von dem hohlen und leeren Zeitschrifttreiben ⟨an Simrock, 30. Dezember 1825⟩ des andern abwandte, der sich zudem in seiner ganzen Richtung immer weiter von ihm entfernte, hat Hüffer ⟨Heinr. Heine, Ges. Aufs., Berlin 1906, S. 68—76⟩ dargestellt, die grade Linie der Entwicklung heraushebend, wo die zahlreichen brieflichen Zeugnisse in wechselnden Stimmungen schillern. So charakteristisch diese auch sind, so schließt doch schon die Rezension von Rousseaus Gedichten und Poesien Kern und Verlauf des Verhältnisses in sich. Bei aller Überzeugung von des Freundes Talent, die sich in frühen Briefen in starker Anerkennung äußert, scheint hier Heines Lob von der Sympathie mehr als vom Urteil gestützt und rettet sich immer wieder in die bei dem kritischen Anfänger ohnehin so beliebten allgemeinen Betrachtungen, während der Schluß mit weitblickender Skepsis auf das Ende anspielt, das tatsächlich kam, als Rousseau, zum Vertreter einer Weltanschauung geworden, die jedes Verständnisses für Heine unfähig sein mußte, gegen die »Romantische Schule« eiferte.

Die Kleinarbeit dieser Jahre schließt mit der kurzen Charakteristik Methfessels ab, einer Gefälligkeit gegen den

Musiker, den Heine freundschaftlich schätzte, und der als Komponist seiner Lieder auch anregend auf seine Produktion wirkte ⟨an Varnhagen, 30. Nov. 1830⟩.

Als eine Gefälligkeit bedenklicherer Art stellt Heine selbst die Rezension von Beers Struensee hin, die er Anfang April 1828 schrieb. Meyerbeers Bruder, mit ihm wohl seit den Berliner Tagen bekannt, hatte ihn in München an Eduard von Schenk empfohlen, der eine der »Dioskuren am Sternhimmel der Münchner Poesie« ⟨an Menzel, 2. Mai 1828⟩ an den andern, der aber zugleich auch der vielvermögende Minister war, von dem Heine die ersehnte Staatsanstellung erhoffte. Das Bewußtsein, bei der Abfassung des Artikels von nicht rein sachlichen Gründen getrieben zu sein, beherrscht den Dichter so lebhaft, daß er ihn mit den stärksten Ausdrücken und nach allen Richtungen hin entschuldigt. Er will ihn bald ⟨an Merkel, 14. April 1828⟩ des Lebensunterhaltes wegen, bald ⟨an Menzel, a. a. O.⟩ deshalb geschrieben haben, um sich von Neid auf den Ruhm des Dramatikers frei zu zeigen, und er steigert sich Varnhagen gegenüber ⟨1. April 1828⟩ dazu, von Lumpigkeiten zu sprechen, die oft sogar lobenswert seien, »wenn sie uns in den Stand setzen, der großen Idee unseres Lebens desto würdiger zu dienen«. Der starke Aufwand an Worten setzt in Erstaunen gegenüber der kaum übertreibenden Sachlichkeit des Artikels und gegenüber der Tatsache, daß Heine Beers vorhergehendes Drama, den »Paria«, in einem Brief an Moser ⟨21. Jan. 1824⟩ ebenfalls lobend anerkannt hatte. Er hat denn auch über die Rezension später wohl ruhiger gedacht, denn sie erscheint, gleich der Menzel gewidmeten, 1852 unter dem für die Werke in Aussicht genommenen Material.

Heines Beziehungen zu Menzel sind in Bd. 8, S. 532ff. überblickt. Die Besprechung seiner »Deutschen Literatur« in den Politischen Annalen steht am freundlichen Anfang des so feindselig beendeten Verhältnisses. Sie sollte nur ein Teil der rezensierenden Tätigkeit sein, die Heine dem Buch des Kampfgenossen zu widmen versprochen. Im Hamburger Korrespondenten und im Gesellschafter wollte er es anzeigen und

im 3. Band der Reisebilder würdig feiern. Die erste Besprechung die das Buch einem Weltmeer verglich, »worin die Sterne der Literatur sich spiegeln, versunkene Zeiten in der Tiefe ruhen und — kein Tropfen Wasser ist«, kam nicht zum Druck, wie Heine vermutete, aus Abneigung des Herausgebers der Zeitung gegen die goethefeindliche Schrift. Die zweite wurde wohl nie geschrieben, und die Reisebilder begnügen sich mit einer nebenher streifenden Bemerkung, die noch dazu im Manuskript stecken blieb ⟨Bd. 4, S. 470⟩. Vielleicht hat auch hier der klar vorausschauende Dichter, das Kommende ahnend, es gern beim Versprechen bewenden lassen.

Zu welchem Zwecke die kleine Charakteristik des politischen Abenteurers Wit von Dörring geschrieben wurde, ist nur zu vermuten. Jedenfalls stammt sie gleichfalls aus der Münchner Zeit her und rührt an den Kreis Cottascher Beziehungen. Im »Ausland« hatte Lindner Wits »Fragmente aus meinem Leben und meinem Jahrhundert« ⟨Braunschweig 1827⟩ »verflucht bitter« rezensiert, und Heine legte nun bei Menzel ⟨12. Jan. 1828⟩ im Hinblick aufs Literaturblatt ein gutes Wort für jenen ein. Vielleicht wollte er wirklich selbst im Morgenblatt, wie Strodtmann meint, wahrscheinlicher in den Politischen Annalen ⟨vgl. an Wit, 23. Jan. 1828⟩, für ihn eintreten. Den »Zauber des schriftstellerischen Talents« hatte auch Lindner Wit zuerkennen müssen. Wie Heine Wein und Theater als Berührungspunkte mit dem mauvais sujet angibt, das er hängen ließe, wenn er Macht hätte, wie dessen Privatliebenswürdigkeit ihn seinen Charakter vergessen läßt, und er ihn gerade, weil die ganze Welt wider ihn ist, als Erscheinung faßt und ihm die Stange hält, dies spiegelt in einem Einzelfall die so entscheidend für das Urteil der Zeitgenossen und der Nachlebenden gewordene zwiespältige Stellung des Künstlers und Politikers Heine zu Dingen und Menschen. Dabei macht er sich eine raffinierte Rechtfertigung auch für den Verstand zurecht: die kompromittierende Freundschaft des agent provocateur nütze ihm, weil sie die Revolutionäre durch Mißtrauen von ihm fern halte und die Regierungen überzeuge,

daß er in keiner einzigen schlimmen Verbindung stehe ⟨an Varnhagen, 12. Februar 1828⟩. Die weiteren für »nächstens« angekündigten Ausführungen schrieb Heine ebensowenig, wie er den kleinen Aufsatz zum Druck brachte, den Strodtmann 1878 aus einer Autographensammlung veröffentlichte. Den »Lebensroman des Wit v. Dörring« hat H. H. Houben nach dessen Memoiren bearbeitet ⟨Leipzig, im Insel-Verlag 1912⟩.

John Bull und die Nachbemerkungen zu dem Aufsatz: Körperliche Strafe gehören in die Reihe der Darstellungen aus England und erschienen so in den Politischen Annalen, wurden aber in die Sammlung der Englischen Fragmente nicht aufgenommen. Das zweite Stück schließt sich unmittelbar an einen anonymen Aufsatz an und bespricht dessen allgemeine Ausführungen für den besonderen Fall Englands auf Grund der dort gewonnenen Erfahrungen.

Die Änderungsvorschläge zu Immermanns Tulifäntchen wurden dem befreundeten Dichter am 25. April 1830 überschickt. Das, wie aus den brieflichen Zeugnissen hervorgeht, von Heine sehr innig empfundene Verhältnis bestand seit 1822. Heine hatte Campe auf Immermann hingewiesen; »es macht mir unsägliche Freude, ihm bei solcher Gelegenheit zu zeigen, wie sehr mir seine Interessen am Herzen liegen« ⟨an Merkel, 1. Januar 1827⟩. Noch tatkräftiger förderte er diese Interessen, als Immermanns komisches Epos »Tulifäntchen« zu Anfang des Jahres 1830 bei Campe herauskommen sollte. Heine nahm das Manuskript an sich und widmete der Form des Gedichtes, das er begeistert pries, hingebende Einzelarbeit. Er setzt ⟨3. Februar 1830⟩ ausführlich auseinander, worin die metrischen Mängel, die er schon 1823 ⟨10. April⟩ an Immermanns Elegien gerügt hatte, hier bestehen: »nämlich darin, daß die Worte und die Versfüße immer zusammenklappen, welches bei vierfüßigen Trochäen immer unerträglich ist, nämlich wenn nicht just das Metrum sich selbst parodieren soll, was im Tulifäntchen oft Ihre Absicht ist. Sie verstehen, ich meine, daß da, wo das Wort sich endet, auch immer der Versfuß ⟨— ∪⟩ sich bei Ihnen endigt«. Als es ihm aber schließlich ⟨25. April 1830⟩ nicht

ohne Mühe gelungen ist, das Gedicht, dessen Lektüre ihn poetisch bewegte und manchmal berauschte, auch zugleich mit nüchternen Metrikeraugen durchzuschnüffeln, da scheinen ihm die metrischen Sünden doch nur gegen die äußeren Regeln der Metrik begangen, »die man allenfalls auswendig lernen kann, selten aber gegen die innere Metrik, deren Norm der Schlag des Herzens«.

Doch erkannte Immermann wohl, wie »ungemein fein und wahr« Heines Bemerkungen größtenteils waren, und hat sich, sehr erfreut durch diesen Beweis von Anteil ⟨an Beer, 3. Mai 1830⟩, in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nach ihnen gerichtet. Von den über 70 Besserungsvorschlägen oder Bemängelungen sind nur verhältnismäßig wenige ganz unbeachtet geblieben ⟨S. 371 30, 372 14 ff., 373 26, 32, 374 1, 375 23 ff., 376 23, 25, 379 26 ff., 380 3 ff., 13 f., 17 f., 20 ff., 27 ff., 381 32 ff., 382 12 ff., 386 9 f.⟩. Selbst unter diesen führte Immermann bei einigen die Änderung noch in der 2. Auflage durch. Auf einzelnes geht der Kommentar noch ein.

Die kleine Anekdote »Der Tee«, alleinstehend unter Heines Schriften, wurde 1830 an Theodor v. Kobbe für sein Sammelbändchen »Wesernymphe« geschickt und war von folgendem Schreiben begleitet: »Tränke man in Deutschland so starken Tee wie in Holland, so würden Sie es nimmer wagen dürfen, den beikommenden Teeabsud dem deutschen Publikum, welches Sie zum Tee einzuladen im Begriffe stehen, vorzusetzen, da darin wenig Teegeist, aber desto mehr Wasser enthalten ist. Nehmen Sie daher mit meinem guten Willen vorlieb. H. H.«

Kurz ehe Heine Deutschland verließ, sandte er noch eine Streitschrift gegen den Adel hinaus, die möglicherweise, wie einst der dritte Reisebilderband, Äußerungen verschiedener Gleichgesinnter hatte aufnehmen sollen. Wenigstens fragt ein Brief an Varnhagen ⟨6. Januar 1831⟩ — vielleicht auch nur im Scherz — bei diesem an, ob er etwas dazu zu geben habe. Es geschah natürlich nicht; der Hauptteil des Büchleins rührt von Wesselhöft allein her. Wie Heine dazu kam, dessen Schrift herauszugeben, darüber liegen keine

Zeugnisse vor; das Ganze wurde in Eile geschrieben und absichtliche Unvorsichtigkeiten, sowie der angstvolle, schlechte Stil bei Varnhagen ⟨1. April 1831⟩ entschuldigt. Ebenso bittet Heine den ihm in Paris persönlich bekannt gewordenen Grafen Moltke, gegen dessen Broschüre ⟨siehe S. 397 27 ff.⟩ die Schrift sich wendet, um Verzeihung: »Die Einleitung ist leider in Haß und Leidenschaft geschrieben, und es ist beim Druck noch allerlei Mißliches vorgefallen« ⟨25. Juli 1831⟩. Die den Grafen selbst ebenfalls mit aller Rücksicht behandelnde Darstellung der Angelegenheit in den französischen Zuständen siehe Bd. 6, S. 248 6 ff.

Die Entstehungsgeschichte des Rabbi von Bacharach erzählt eine Dissertation L. Feuchtwangers ⟨Heinrich Heines Fragment: »Der Rabbi v. B.«, München 1907⟩, die zugleich die Frage nach den Quellen und nach dem Wieweit und Wie der Vollendung fast durchweg einleuchtend erörtert. Eine ansprechende Vermutung F.s legt die Konzeption in Heines Berliner Ferienaufenthalt von Anfang April bis Anfang Mai 1824, wo dem Dichter die Freunde vom »Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden« wieder nahetraten, und wo, zur Zeit des jüdischen Passahfestes, es immerhin sehr möglich ist, daß die Teilnahme an einem »Sederabend« ihm mit frischen Farben den Eindruck vermittelte, den er im 1. Kapitel verwertet. Die Entstehungsgeschichte des Rabbi zerfällt in drei Hauptabschnitte. Von Zunz wohl noch in Berlin mit Notizen versehen und weiter damit versorgt, begibt sich Heine in Göttingen an ein eifriges Studium des freilich kargen und unzuverlässigen Materials zur jüdischen Geschichte. Fragen und Wünsche gehen nach Berlin. Am 25. Juni schon kann er ⟨an Moser⟩ berichten, daß ein Drittel geschrieben sei. Wie sehr es ihm auf vollständige Darlegung der aus seinen Studien erwachsenen Gesichtspunkte ankam, beweist der Gedanke, »dem Rabbi einige Druckbogen Illustrations auf englische Weise als Zugabe und zwar originalen Ideenextrakt über Juden und ihre Geschichte« zu geben. Langsam nur rückt die Arbeit weiter, und der Autor weiß nicht, ob das ihm mangelnde Erzählertalent oder die Sprödigkeit des

Stoffes die Schuld daran trägt. Diese erste Arbeitsperiode gipfelt in den Gedichten »An Edom« ⟨Bd. 3, S. 453⟩ und dem Widmungsgedicht ⟨Bd. 1, S. 280⟩; zugleich kündigt sich die folgende an, indem jetzt von einem sehr großen Werke ⟨»wohl ein dicker Band«⟩ die Rede ist, und in der Bitte um Notizen über Abarbanell neue Motive angedeutet werden: »jetzt erst ist es mir gelungen, das Ganze zu fassen«. Aber nicht nur wissenschaftliche und dichterische Arbeiten schieben sich dazwischen, sondern auch tiefinnerlich empfundene Erlebnisse: die Taufe von Eduard Gans, das Examen, vor allem die eigene Taufe, und als nun der Dichter sich mit ganz besonderem Eifer an das Werk macht, da scheint in diesem das subjektive Bedürfnis nach der Konfession die historische Darstellung völlig in den Hintergrund gedrängt zu haben und an Stelle des objektiven und objektiv behandelten Rabbi Abraham der Renegat Isaak Abarbanell zum Hauptgegenstand des Interesses geworden zu sein. Heine kündigt Moser ⟨Anf. Okt. 1825⟩ ein Gedicht an, dessen Beziehungen er folgendermaßen umschreibt: »Ein junger spanischer Jude, der sich aber aus Luxusübermut taufen läßt, korrespondiert mit dem jungen Jehuda Abarbanell und schickt ihm jenes Gedicht, aus dem Maurischen übersetzt. Vielleicht scheut er es doch, eine nicht sehr noble Haltung dem Freunde unumwunden zu schreiben, aber er schickt ihm jenes Gedicht. — Denk nicht darüber nach ....« Der Bekenntnischarakter umfaßt aber mehr, wie der Brief an Moser vom 1. Juli 1825 zeigt, sogar den Lebensgegensatz von Nazarener- und Hellenentum. Inzwischen wurde das Werk so weit gefördert, daß an eine Verwertung gedacht werden konnte: es sollte, freilich »sehr beschnitten«, dem 1. oder 2. Teil des »Wanderbuches«, wie damals die Reisebilder noch genannt wurden, schließlich endgültig dem 2. Teil einverleibt werden. Mosers vorsichtiges Abmahnen, zuerst verworfen, schließlich doch befolgt, hat uns die Kenntnis des Ganzen geraubt, es war, auch wenn wir der Grundlage von Karpeles' Bericht, wonach er vollendet gewesen, den Mitteilungen der greisen Charlotte Embden, mißtrauen oder das »vollendet« doch nur im Sinne

der vielfachen fragmentarisch zum Abdruck gekommenen Schriften Heines auffassen wollen, jedenfalls von beträchtlich größerem Umfang, als was uns heute vorliegt. Ein im Hause von Heines Mutter 1833 ausgebrochener Brand hat das Manuskript vernichtet.

Der dritte Abschnitt der Arbeit am Rabbi wirkt wie ein Satyrspiel im Vergleich zu den beiden vorangegangenen, und dieses Verhältnis spiegelt sich auch in dem des dritten Kapitels zu den zwei ersten wieder. Im Jahre 1840, als Heine längst keinen inneren Anteil mehr an dem einst lebhaft betrauerten Jugendwerk nahm, griff er nach seinen Resten, um in einer Zeit der Geldnot und des Stoffmangels und als, wie er glaubte, durch die Judenverfolgungen in Damaskus das Interesse für dergleichen geweckt war, den 4. Band des »Salon« damit zu füllen. Als »zeitgemäße Materialzutat« ⟨an Campe, 28. März 1840⟩ und ärmlichen Torso schickte er so das »unsterbliche Buch«, die »ewige Lampe im Dome Gottes«, das »Taubenei des heiligen Geistes« ⟨an Moser, 25. Okt. 1824⟩ in die Welt. Am wahrscheinlichsten ist es, daß Kap. 1 und 2, kaum verändert, auf einem alten Manuskript beruhen, während das dritte Kapitel, das, wie Strodtmann ⟨2. Aufl., 1. Bd., S. 699, Anm. 118⟩ bezeugt, von Heines eigener Hand geschrieben in Hamburg ankam, wohl erst jetzt entstanden war. Was Heine »notdürftigst« ergänzend geben wollte, war nichts irgendwie Abgeschlossenes, sondern im Gegenteil ein Anfang, die »Exposition« des Buches, die nur zeigen sollte, welche Themen in dem Werk angeschlagen waren, das, wie er jetzt ⟨an Campe, 21. Juli 1840⟩ meinte, vielleicht zu seinem Besten verloren gegangen: »Denn im Verfolg traten die ketzerischsten Ansichten hervor, die sowohl bei Juden wie Christen viel Zetergeschrei hervorgerufen hätten.« —

Es bleiben ein paar Splitter aus den Jahren, denen die behandelten größeren Schriften angehören. Die »Bitte«, in der Dresdner »Abend-Zeitung« und im »Gesellschafter« veröffentlicht, bildet im Verein mit einem von Deetjen in der Zeitschrift für deutsche Philologie ⟨1912, S. 479⟩ veröffentlichten Schreiben des Dichters vom 16. Oktober 1821,

das dessen kurze Beziehungen zu dem Herausgeber der Abend-Zeitung, Theodor Hell, beginnt, den bündigen Beweis, daß die von Schwering ⟨s. o. S. 473⟩ dem Dichter zugeschriebenen, früher erschienenen und mit »Heine« gezeichneten Beiträge zur Abend-Zeitung ihm nicht zuzuweisen sind. Zu der Dezember 1821 entstandenen kleinen Notiz »Boucher, der Sokrates der Violinisten« vgl. S. 217$_{23}$f. Das Schreiben an den Dekan in Göttingen erbittet die Zulassung zur Promotion, die am 20. Juli stattfand, und über die zwei Tage danach der junge Doktor ausführlicher an Moser berichtet, durch ihn läßt er ein Paket der Thesen an die Freunde verteilen. ⟨»Ich habe disputiert wie ein Kutschenpferd über die 4te und 5te Thesis, Eid und confarreatio«⟩. Die Anmerkung ist in den »Politischen Annalen« an Betrachtungen Lautenbachers über Despotenherrschaft angehängt, sie knüpfen an eine Stelle des Tacitus ⟨Annales I, 2⟩ an, in der »der Beginn aller Knechtschaft in wenigen, aber bestimmten Umrissen hingezeichnet« steht.

## Lesarten

### Die Stadt Lucca

Der oben ⟨S. 469f.⟩ und in Bd. 4, S. 460 erwähnte Abschnitt, der sich, mit der Überschrift »Genua«, auf Papier italienischer Herkunft niedergeschrieben, in Karpeles' Besitz befand und von ihm faksimiliert seinem Buche ⟨Heinrich Heine. Leipzig 1899, vgl. S. 136⟩ beigegeben wurde, war wohl ursprünglich für die früheren Teile des Reisetagebuchs bestimmt, ist aber in das X. Kapitel der »Stadt Lucca« ⟨S. 431$_5$—441$_8$⟩ verarbeitet worden. Obwohl dabei das als eigene Kindheitserinnerung und Reflexion des Dichters Entstandene der Lady Mathilde in den Mund gelegt und in den Zusammenhang eines Gesprächs eingefügt wurde, sind die vorgenommenen Veränderungen nicht wesentlich. Die Aufhebung des monologischen Charakters veranlaßte nur

die Umwandlung des Satzes: »Die Mutter hat Recht, dacht ich, als ich durch das Königreich Savoyen reiste« in eine Zwischenbemerkung des Unterredners, S. 43$_{30-32}$, während als Ausführungen, die dem Reisejournal besser anstanden, gestrichen wurde: das unmittelbar auf den eben angeführten Satz folgende:

»Es war just so ein Tag, wo nicht regiert wurde. Frau v. Morgan hat es eben so getroffen, und uns eine schreckliche Beschreibung vom Zustande dieses Landes geliefert. Ich glaube sogar es wird im Königreich Savoyen oft die ganze Woche nicht regiert.« ⟨Der letzte Satz wieder gestrichen.⟩;

ferner der an S. 44$_{18}$ sich anschließende Passus:

»Regierte der König von Savoyen als die piemontesische Revolution losbrach? oder hat man es ihm zugesteckt sich geschwind ans Regieren zu setzen als die Demagogen kommen wollten? Welche Rolle spielte eigentlich der Prinz von Carignan? Ich weiß nicht. In Witts Memoiren ist viel drüber zu lesen, er blamiert drin die ganze Welt, folglich ist es ein sehr gutes Buch.«

⟨Gestrichen:⟩ »So viel weiß ich, damals fehlte nicht viel und man hätte dem König das Handwerk gelegt.«

Als unangebracht autobiographisch ist »als ich Geschichte studierte« S. 44$_{3}$ durch das farblose »in der neuesten Zeit« ersetzt worden. Durch die »Carbonari«, die überall an die Stelle der »Demagogen« traten, erhielten die Ausführungen etwas mehr Lokalkolorit, sonst sind aus der Handschrift, die übrigens auch ihrerseits schon zahlreiche Streichungen und Besserungen zeigt, nur unwesentliche sachliche oder stilistische Abweichungen zu buchen. So ist S. 43$_{15}$ »in Dublin« ebenso wie unten »Mylady« natürlich erst eingefügt worden, der »Schemel« in 43$_{16}$ wurde statt eines »Holzbänkchen« ⟨wohl wegen des nahestehenden »Eckchen«⟩ gesetzt, »scheinlich« ⟨früher: »pro forma«⟩ vor »einige Mal« ⟨44$_{13}$⟩ und »leere« vor »Briefkouverts« ⟨44$_{15}$⟩ ist beseitigt und statt dessen ⟨44$_{16}$⟩ »alles zum Schein« und ⟨44$_{15f.}$⟩ »weiße Blätter« geschrieben worden. Schon im Manuskript fiel hier: »oder

sonstige Scheinbeschäftigung vornehmen« und »sich die Stirne reiben«. — Über die Zustände im Königreich Savoyen, die piemontesische Revolution, den Prinzen von Carignan und die Carbonari siehe zu S. 433₂ und 44₂, über Wit zu dem Aufsatz Wit von Dörring.

Diese Stelle setzt sich aber nun in der Fassung des Nachlasses, aus welcher Strodtmann ‹Letzte Gedichte und Gedanken von Heinrich Heine, Hamburg 1869, S. 273ff.› Bruchstücke veröffentlicht, noch fort, und zwar kann ‹nicht nur wegen des Ausdrucks »Demagogen«› kein Zweifel bestehen, daß diese Fortsetzung ebenfalls der Zeit angehört, wo das Ganze noch als Reflexion des Dichters auftrat:

»Wenn die Könige aus Faulheit oder durch anderweitige Beschäftigungen, Jagd, Mätressen, Kongresse, Bälle, Paraden und dergleichen, lange nicht regiert haben, und plötzlich in der Angst vor den Demagogen wieder geschwind die Königsuniform anziehen und zum Regierprügel greifen, dann wollen sie in der geschwindesten Geschwindigkeit alles wieder einholen, und sie strengen sich dann aus Leibeskräften an, und nehmen sich noch obendrein einige geübte Scharfrichter und dergleichen Expedienten zu Gehilfen, und es wird dann drauf los regiert, daß einem angst und bange wird. So machte es auch der König von Sardinien, und diejenigen Demagogen, die nicht geköpft wurden, schickte er auf die Galeeren; ich sah deren einige im Hafen von Genua, und ich lobte in meinem Herzen Gott, meinen Schöpfer, und die noch gnädigere preußische Regierung. Ach, in meinem Herzen mußte ich gestehen, unsre deutschen Demagogen verdienten weit eher die Galeere, als die italienischen, und zwar wegen ihrer Dummheit und Pedanterei. Die Italiener wußten, was sie wollten, und wollten etwas Ausführbares und Gerechtes. Sie wollten jene Ideen realisieren, die von den weisesten Menschen dieser Erde als wahr befunden worden, und wofür die besten geblutet. Sie wollten Gleichheit der Rechte aller Menschen auf dieser Erde, keinen bevorrechteten Stand, keinen bevorrechteten Glauben, und keinen König des Adels, keinen König der Pfaffen, nur einen König des Volks. Zu

einer Zeit, wo fast alle Nationalitäten aufhören, wo es keine Nationen mehr gibt in Europa, sondern nur Parteien, und wo diese große Wahrheit nirgends tiefer verstanden wird, als in dem vielseitigen, kosmopolitischen Deutschland, in dem Lande, das die Humanität am ersten und tiefsten gefühlt hat, just da entstand eine schwarze Sekte, die von Deutschheit, Volkstum und Ureichelfraßtum die närrischsten Träume ausheckte und durch noch närrischere Mittel auszuführen dachte. Sie waren nicht unwissend, denn sie hatten alles gelesen. Sie waren vielseitig in der Beschränktheit. Sie waren durchaus keine französisch oberflächliche Demagogen. Sie waren gründlich, kritisch, historisch — sie konnten genau den Abstammungsgrad bestimmen, der dazu gehörte, um bei der neuen Ordnung der Dinge aus dem Weg geräumt zu werden; nur waren sie nicht einig über die Hinrichtungsmethode, indem die einen meinten, das Schwert sei das Altdeutscheste, die andern hingegen behaupteten, die Guillotine könne man immerhin anwenden, da sie eine deutsche Erfindung sei und sonst ‚die welsche Falle' geheißen habe. Nichts war abgeschmackter als ihre blutdürstige Pedanterei, ich hörte sie einst disputieren, ob ein gewisser deutscher Gelehrter, der mal gegen Fries, den feinen Anstifter des Kotzebueschen Meuchelmords, etwas Hartes geschrieben, ebenfalls auf die Proskriptionsliste gesetzt werden müsse, und das Resultat war, daß man den Mann durchaus nicht köpfen oder welschfallen dürfe, ehe der letzte Teil seines großen philosophischen Werks herausgekommen sei, da man dann erst sein ganzes System systematisch beurteilen könne.« — Daß es in Europa keine Nationen mehr gäbe, sondern nur noch Parteien, sagt Heine auch Bd. 4, S. 297$_{23\,f.}$ und Bd. 6, S. 488. — Die »welsche Falle« ⟨ital. Mannaja⟩, mit der Konradin hingerichtet wurde, war nicht die erste Vorläuferin der Guillotine. —

Der Schluß dieses Absatzes ist in »Ludwig Börne« ⟨Bd. 8, S. 451$_6$—452$_6$⟩ verwertet.

Ob nun dieses und alle weiteren von Strodtmann zur Ergänzung des bekannten Textes mitgeteilten Bruchstücke

ein und derselben Fassung der Reisebilder angehören, ist aus seinen Angaben nicht zu entnehmen. Ist es der Fall, so müßte sie von der endgiltigen »Stadt Lucca« in ihren Grundlagen erheblich abgewichen sein; dies beweist schon die eben angeführte Stelle, mehr noch die unten ⟨zu S. $31_{14}$⟩ folgende, die, wie schon in der allgemeinen Einleitung ⟨S. 470⟩ erwähnt, nach Florenz führt und Hirsch und Gumpelino hereinbringt. Andrerseits müßte die Strodtmann vorliegende Gestalt wieder so weit mit der Endfassung übereingekommen sein, daß er die Stellen bestimmen konnte, wo die Ergänzungen einzufügen sind. Es besteht die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, daß Strodtmann verschiedene »Brouillons« vor sich hatte; da jedoch darüber Sicheres nicht zu ermitteln ist, so bleibt nichts übrig, als die einzelnen Stücke in der seiner Einordnung entsprechenden Reihenfolge mitzuteilen. Es gehört danach:

an die Stelle der auf S. $24_3$ folgenden Sätze: »Ich habe jetzt die Gesichter gesehen, die zum Katholizismus gehören, und zwar in der besten Beleuchtung. Was ich darauf entdeckt, läßt sich schwerlich wieder erzählen, denn jeder Mönch und Priester, wie jeder Mensch überhaupt, hat ein anderes Gesicht, und da sich die Menschen so wenig gleich sehen, möchte es mich sogar bedünken, als ob man irrig und folglich sündlich handele, wenn man sie nach äußeren Abzeichen in Klassen teilt und über diese Klassen nun ein bestimmtes Kompendivurteil ausspricht — wie vielleicht ich selbst in einem der früheren Kapitel. Die Kutte macht nicht den Mönch — eben so wenig wie die Uniform eines Generaladjutanten den Helden macht. Wechseln beide ihre Kleidung, so mag mancher Mönch wie ein Held und mancher Generaladjutant wie ein Mönch aussehen, und in diesem Fall gäbe es vielleicht bessere Gebete und größere Heldentaten.«;

zu S. $31_{14}$ hinter »vor«:

»Endlich kam der große Tag, dem noch ein größerer Abend folgen sollte. Ich stand schon um acht Uhr auf, und eilte nach dem Garten Boboli, wo ich jeder Zypresse und jeder Statue zuflüsterte: Heute ist Franscheskas Benefiz, heute

wird sie tanzen — Aber die dunkeln Bäume blieben unbeweglich und die weißen Marmorbilder verzogen keine Miene. Nachher, um die Zeit zu töten, machte ich die Runde durch alle Kirchen. Meine Brust war so voll, daß selbst der Dom mir heute zu eng erschien. In San Lorenzo mußte ich laut lachen über die Verschwendungspracht der Medicis — O Ihr Armen, was nützen Euch all die reichen Grabsteine! Ihr könnt Franscheska nicht tanzen sehen! In Santa Crotsche ging ich lange auf und ab und las vor Langeweile die Inschriften der Grabmäler — ich suchte den Namen Boccaccio, aber ich fand ihn nirgends. Warum findet man ihn nicht in Santa Crotsche? Gleichviel! diese Frage ehrt ihn mehr als das glänzendste Denkmal. Ist Aretino da? Ja, er ist da, denn keiner läßt sich das Vergnügen nehmen, das Grab eines obskuren frommen Geistlichen, namens Aretino, für das Grab des lustigen Spötters zu halten, und so hat diesem der weise Zufall ein Monument gesetzt, das ihm die bedenkliche Klugheit versagt hätte. Michel Angelo, Dante, Galileo — diese Namen konnten mich heute nicht rühren.

Die Verzweiflung der Unruhe trieb mich nach der Galerie Uffizi. In der Tribüne, vor der Statue der medicäischen Venus, saß in einem hohen Sessel mein Freund, der Marchese di Gumpelino, ganz versunken in Kunstbetrachtungen, die er dann und wann seinem Bedienten, der hinter ihm stand, zuflüsterte. Da mich beide nicht bemerkten, so erhorchte ich folgendes Gespräch:

Hirsch, betrachte mal die Beine!

Herr Gumpel, was tu ich mit den Beinen?

Es geschieht alles zu deiner Bildung! Betrachte mal die Beine! Gott! Gott! die Beine —

Ich finde sie sehr schmutzig —

Die Arme sind neu, auch der Kopf ist wahrscheinlich neu, und einige sagen: viel zu klein. Aber Gott! Gott! die Beine — Da oben hängt die Venus von Tizian, da kannst du gleich sehen, daß die Malerei nicht so viel leisten kann wie die Bildhauerkunst. Aber das Fleisch! Gott! Gott! was für Fleisch! — Tizian, mit dem Zunamen Ver-

celli, ist geboren in Venedig im Jahr 1477, gestorben im Jahr 1576.

Und das soll ich alles im Kopf behalten, Herr Gumpel? Was soll ich tun! Ich muß auf meinen alten Tagen noch die Beine von der Venus auswendig lernen, damit ich mich im Notfall als ein gebildeter Mensch prostituieren kann. Ich sag im Notfall, denn so lang ich in Hamburg bleibe, hab ich es nicht nötig — aber, man kann nicht wissen, ich komme vielleicht nach einem andern Ort — —

Um einem Kunstgespräch zu entgehen, schlich ich wieder fort, ohne daß weder der Herr noch der Diener mich bemerkten, und ergab mich andern Versuchen, die Zeit zu morden, worunter auch das Mittagessen gehörte, sowie auch ein Besuch bei Signora Laura, wohin mich ihr eigner Liebhaber, mein Freund William, der mich am Arno traf, mit Gewalt hinschleppte. Aber alle Entfaltungen ihrer Schönheit, ja sogar ihre kleinen Unartigkeiten konnten meine Gedanken von Franscheska nicht abwenden, und als es Sechs schlug, küßte ich William und seine Geliebte und eilte von dannen.

Sei mir nicht böse, William, daß ich dich so unbarmherzig verließ. Nächst Franscheska und Mathilde, bist du mir die liebste Erinnerung aus Italien. Wie oft, wie süß oft lachten wir über unsre wechselseitigen Perfidien! Wie glücklich war ich, wenn ich deine schöne Stirne küssen und ganz freundschaftlich mit einem allerliebsten Geweih verzieren konnte! Weißt du noch, wie du auf dem Ponte Vecchio, just auf der Stelle wo einst der große Buondelmonte erstochen worden, mit Verwundrung bemerktest, daß ich deine Stiefel trüge? Du warst aber ganz zufrieden mit meiner Ausrede: daß sie neben Lauras Sofa gestanden, wo ich sie im Dunkeln statt der meinigen angezogen. Noch jetzt trage ich diese ledernen spolia opima —

Genug davon, ich habe jetzt zu erzählen, wie mich die Ungeduld nach Signora Franscheskas Wohnung trieb. Ich rieche wieder Duft von Signora Lätizias Pomaden, ich höre wieder Gitarrentöne und den seufzenden Gesang des Professors:

Ach, dieser Busen öffnet der Freude sich wieder,
Amenaide! du mein einzig Sehnen!
Du meiner heißen Tränen
Und meiner Wünsche einziges Ziel!

Signora Lätizia stand vor ihrem kleinen Spiegel und machte große Toilette, ließ sich von dem armen Bartolo statt des Spucknäpfchens heute das Schminktöpfchen vorhalten, und stieß dann und wann einige wilde Rezitative hervor, die der Professor mit Gitarrensturm begleitete.

Auf dem Sofa aber lag die schöne Franscheska, noch ganz in ihrem schwarzseidenen Negligé, und lächelnd wie ein Kind an seinem Geburtstag. . . . . .
. . . . . .
. . . . . .«;

zu $31_{18}$ vor: »Als am anderen Tage« oder $_{23}$ nach »ließen.«: »Nur in der Dunkelheit kann der Katholizismus uns bezwingen; der lichte Tag verscheucht den Eindruck seiner trüben Schatten.«;

zu $42_3$ nach »versteht?«:

»Ich weiß nicht, aber mich dünkt: wenn Despotismus und Sklaverei zusammen kommen, so hört man deutsche Worte und sieht man deutsche Geduld. Diese Geduld ist wohl Ursache, daß durch deutsche Soldaten immer am meisten ausgerichtet worden; die Italiener sind gewiß eben so stark und mutig wie die Östreicher, werden aber jeder Zeit von diesen unterjocht werden. Denn nicht der Mut, sondern die Geduld regiert die Welt.«;

zu $45_7$:

»‚Was hat er getan?' riefen wir alle drei, als ein ziemlich wohlgekleideter junger Mensch, mit Ketten beladen, vorbei geführt wurde. Auf seinem blassen Gesichte lag Adel und Betrübnis, und mehr gleich einem Märtyrer, als gleich einem Verbrecher, schritt er ruhig zwischen zwei Sbirren, die wie Banditen aussahen, rote Mützen auf den Häuptern, in den Händen eine Art schäbiger Stutzflinten, die alte Jacke von olivenfarbigem Manchester wie ein Dolman über die Schulter geworfen.

Er hat jemanden umgebracht, berichtete uns einer der Vorübergehenden.

Der arme Mensch! seufzte Signora.

Du mußt aber nicht glauben, lieber Leser, als ob dieser Seufzer dem Ermordeten gegolten, sondern er galt bloß dem Mörder, indem dieser in Italien als Gegenstand des Mitleids betrachtet wird. Der Mord ist hier nicht sowohl eine Tat, als vielmehr ein Ereignis, und wessen Hände daran schuld waren, wird bedauert. Sogar der prämeditierte Meuchelmord wird entschuldigt. Man scheint dergleichen als eine Art Justizpflege zu betrachten, und wirklich, in einem Lande, wo die Gesetze so mangelhaft sind und so schlecht verwaltet werden, ist eine solche Selbsthilfe, als eine letzte Personalinstanz, mehr als bei uns zu verzeihen. Der Mord ist bei den Italienern in den meisten Fällen gleichsam ein Gewohnheitsrecht, und unsre historische Schule müßte ihn hier, wenn sie ihren Prinzipien treu bleibt, ganz in Schutz nehmen und als das beste, vollgültigste Recht zu sanktionieren suchen, wie manche andre Gewohnheitsrechte, die ebenfalls mit Vernunft und Religion in Widerspruch stehen.

Es ist ein Dieb, verbesserte ein andrer Vorübergänger, und Signora sagte ruhig: So mag er in Gottes Namen hängen.

Wundre dich nicht über diese Härte, lieber Leser. Die Italiener, bei ihrem zivilisierten Gefühl, verabscheuen den eigentlichen Diebstahl, obgleich sie, von Armut gedrängt, auf alle mögliche Weise den Fremden zu beeinträchtigen suchen, und so voll List und Trug sind, daß Mylady einst sehr richtig bemerkte: ‚Wenn Europa der Kopf der Erde ist, so ist Italien daran der Diebsorgan'. Aber ich wiederhole nochmals: sie sind Diebe, die nicht stehlen, ja ihre Liebenswürdigkeit raubt uns sogar allen Unmut, wenn sie uns das Geld aus der Tasche locken.

Hängen? sagte Mylady mit einem bitteren Tone und warf einen tadelnden Blick auf Signora, die schon gleich vergessen, was sie gesagt, und wieder träumerisch in die Welt hinein lächelte. Hängen? Wenn ich König wäre, ließe ich

keinen Menschen hängen, dessen ganzes Verbrechen darin besteht, daß er eigenhändig den Leuten die Kehle abgeschnitten oder ihnen eigenhändig die Taschen geleert, ohne sich hierzu eines Feldmarschalls oder eines Finanzministers zu bedienen.

Aber der arme Mensch war weder Mörder noch Dieb, im Gegenteil, er war ein Karbonaro, wie uns ein Abbate nähere Auskunft gab.

Er ist ein Feind des Thrones und des Altars, sagte uns dieser geistliche Herr, er ist einer jener gefährlichen Menschen, die sich gegen ihren Fürsten und selbst gegen Gott verschworen. Man sollte hier in Toskana sie nicht zu milde behandeln, sondern sie, wo man sie ergreift, gleich köpfen lassen oder gebrandmarkt auf die Galeere schicken, wie in Piemont und Neapel.

Ich verstehe Sie, antwortete ich ihm, da er aber mich nicht verstanden, sagte er noch einige salbungsvolle Worte und reichte mir beim Abschied die Hand.

Es war eine weiche, wurmweiche Hand, und so faulend nachgiebig, daß ich fast fürchtete, sie bliebe mir in Händen.

O du Schuft Gottes! rief ich, du bist nicht wert, auf toskanischem Boden zu wandeln. Ich weiß nicht, ob der Herzog von Lucca, welches doch mitten im Toskanischen liegt, so edel denkt wie der Großherzog in Florenz, aber ich habe doch im Luccesischen nichts von jenen Hinrichtungsschrecknissen und Regierungsschandtaten gehört, deren Kunde uns täglich aus andern Teilen Italiens zu Ohren kam. Der Großherzog von Toskana selbst ist einer der humansten und liberalsten Menschen, die es gibt, im Florentinischen fühlte ich mich so frei, als wäre ich in Bayern, und zahllose politische Flüchtlinge und Exilierte finden dort ein ungestörtes Asyl. Wie sehr die Feinde des östreichischen Prinzips Unrecht haben, wenn ihr Unmut auch das östreichische Regentenhaus trifft, sieht man hier in Toskana, indem der Großherzog ein östreichischer Prinz ist, eben so wie einst Joseph II., einer der größten Menschen der Welt, und das ist doch gewiß noch mehr, als ein großer Kaiser.

Bei der Kinderlosigkeit ihres Fürsten sind die Florentiner sehr in Angst, daß ihr schönes, freies Land an die östreichischen Erbstaaten und der metternichschen Politik anheim fallen möge. Wenn ich letztere mit empörter Seele verabscheue, so unterscheide ich ebenfalls wieder die Politik von dem Manne selbst. Kann ich mirs doch nicht denken, daß ein Mann, dem der Johannisberg gehört, der beste Wein der Welt, auch im Herzen ein Freund des Obskurantismus und der Sklaverei sein sollte!« — Die Partie stimmt in Schauplatz und Situation offenbar wieder völlig zur jetzigen Gestalt der »Stadt Lucca«. In dieser wurde aber, wie schon die vorher angeführten Stellen zeigen, das nähere Eingehen auf die politischen Verhältnisse Italiens überhaupt vermieden. Über sie vgl. Kommentar zu 43$_{32}$. Die Anschauung von einem Diebsorgan am Kopf entspricht der Lehre Galls, dieser nimmt einen penchant de vol an, der seine bestimmte Stelle im Gehirn und dementsprechend am Schädel habe. Vgl. F. J. Gall, Anatomie et physiologie du système nerveux en général, et du cerveau en particulier avec des observations sur la possibilité de reconnaître plusieurs dispositions intellectuelles et morales de l'homme et des animaux, par la configuration de leurs têtes. Paris 1818. III, p. 190. Über Metternich vgl. die übereinstimmende Stelle in den Lesarten der »Bäder von Lucca«, Bd. 4, S. 479, unfreundlicher äußern sich die »Einleitung zu Kahldorf« ⟨402$_6$⟩ und die Geständnisse ⟨Bd. 10, S. 150$_8$⟩. Daß Metternich Heine als Dichter hochstellte, ist bekannt.

Schließlich bringt Strodtmann noch zu 47$_{23}$ff. folgende Stelle: »Alle Religionen sind heilig, denn bei aller Verschiedenheit der äußeren Formen hegen sie doch ein und denselben heiligen Geist. Das ist die Religion der Religionen.«

Dem ersten Druck des Ganzen geht eine Veröffentlichung der beiden Anfangskapitel im »Morgenblatt für gebildete Stände« vom 6. November 1829 ⟨Nr. 266⟩ unter dem Titel »Italienische Fragmente. II. Auf den Apenninen« voraus. Sie schlossen sich an die Kapitel der »Reise von München nach Genua« an, über deren Abdruck in Bd. 4, S. 472f.

berichtet wird. Gegenüber der Fassung des Morgenblattes hat die der Reisebilder eine persönliche Beziehung ⟨$7_{13}$: »der Kriegsrat Müchler« statt: »Ein ... Poet«⟩ verwischt, dagegen ist die Anspielung auf Savigny und die ironische Behandlung Schellings wohl erst in den »Nachträgen« hereingekommen. So haben diese $7_{21}$: ⟨nach »Professorin«⟩ »der Naturgeschichte« gestrichen, $7_{23\,ff.}$ »Aber der Fakultätsstolz gewisser Herren« verändert und »Hegt . . . könnte.« erst eingeführt. $10_{24}$ mußte statt »Springquell der hegelschen«: »Brunnen hegelscher« gesetzt werden, damit der erst hinzugefügte Satz $10_{26-30}$: »Ich schilderte . . . Unsterblichkeit« demgegenüber variieren und steigern konnte. Entsprechend hieß es $10_{22}$ »wie z. B.«, in $10_{33\,f.}$ fehlte »von beiden« und $11_{20}$ »weder Schelling noch Hegel denkt,«.

Gegenüber dem maßgebenden Gesamtabdruck: Nachträge zu den Reisebildern. Hamburg 1831, S. 1—140, bedurfte es kaum wesentlicher Änderungen. $35_{25,\,26}$ und $40_{26,\,27}$ ist der in der »Berichtigung« geforderte Absatz eingeführt. $23_{29}$ ist der Druckfehler »hochmütigen« nach den französischen Ausgaben in »hochmützigen« ⟨»à hauts bonnets«⟩ richtig zu stellen. Die andern, an einzelnen Stellen stark abweichenden Fassungen des französischen Textes siehe, soweit sie nicht zur Erklärung im Kommentar dienen, bei Elster.

## Englische Fragmente

Nur der Passus $154_{15}$—$156_4$ ist, anfänglich für die »Reise von München nach Genua« bestimmt, in einer Handschrift erhalten, die, auf der Leipziger Universitätsbibliothek befindlich, Bd. 4, S. 468f. gekennzeichnet ist. Der Anschluß an das Vorhergehende ⟨Bd. 4, S. 471⟩ erfolgt hier durch den an Stelle von $154_{12-14}$ ⟨»Manchmal . . . sein«⟩ stehenden Satz: »Und doch überschleicht uns jetzt schon ein träumerischer Zweifel, ob wir wirklich Zuschauer waren bei den Taten des großen Kaisers, und es ist uns zuweilen als ob sein . . .« Die sonst vorgenommenen Änderungen sind minimal. $154_{25\,ff.}$ hat die frühere Fassung statt »empfand . . . an Bord«: »empfand ich vor einigen Jahren, als ich im Hafen

von London, in den indischen Docks, an Bord«, 155 17 f. statt: »wie ich mich damals manchmal fühlte«: »wie ich bin«, während 155 10 das ursprüngliche »Befangenheit« jetzt in »Beschränktheit« verschärft ist.

Der erste Druck erfolgte für Nr. I, IV, VI, VII, VIII und IX im Jahrgang 1828 der Neuen allgemeinen politischen Annalen ⟨Stuttgart und Tübingen 1828⟩, und zwar in dieser Reihenfolge: 26. Bd., Heft 1, S. 73—79: I; Heft 2, S. 173—181: IV; Heft 3, S. 257—269: IX, und S. 286—288: VI; Heft 4, S. 365—379: VII; 27. Bd., Heft 1, S. 55—68: VIII; für II und V in der Zeitschrift »Das Ausland. Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker, mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland«, München, 16. Juni 1828, S. 669—671, und 1. und 2. Januar 1829, S. 3—4 ⟨vgl. an Merkel, 1. Dezember 1827⟩; für III im Morgenblatt für gebildete Stände ⟨Stuttgart und Tübingen, 27. und 28. März 1828⟩, Nr. 75—76. Bei einer Reihe konnten die Überschriften für den Gesamtabdruck vereinfacht werden; III hieß: »Die jetzigen Engländer«, V: »Old Bailey in London«, VI: »Das neue englische Ministerium«, VII: »Die englischen Finanzen«, VIII: »Die englischen Oppositionsparteien«, IX: »Die Emanzipation der Katholiken«. II trug den Untertitel: »Ein Fragment«. Im Text fügt der gemeinsame Abdruck ⟨Nachträge zu den Reisebildern, S. 141—326⟩ kaum Neues ⟨81 34f. »katholischen« vor »Römer« und 100 5 den Namen des Rezensenten⟩ hinzu, verändert auch nur wenig. 130 30 hält »voriges Jahr«, das für »vorigen Mai« eintritt, immerhin an der Betonung des älteren Ursprungs der Artikel fest, während 142 20: »Im Jahr 1827« für »Im vorigen Jahr ⟨1827⟩« über das zeitliche Bedingtsein hinaushebt. 150 3 ändert »Interventionsvertrag« in »Interventionskrieg«, 125 12 »aufsummiert« in »assummiert«. Vielleicht lag hier, und ebenso in 108 19, wo statt »verwittert« »verwirrt« eingeführt ist, nur ein Lesefehler vor. Andernfalls wäre dies letzte, das zudem durch »douteux« in den französischen Ausgaben gestützt wird, eine stilistische Verfeinerung, die übrigens im ganzen Umfang der Englischen Fragmente die

einzige bliebe. Deren wesentlichste Abweichungen beruhen auf Kürzung. So fallen vor allem einige Abschnitte aus Cobbetts Register und eine zweite Parallelgeschichte aus den Parlamentsakten weg.

Es folgte nach 1235:

»22) Dazu kommt: die zwei erstgenannten Schulden, nämlich die Staatsschuld und die deadweight-Schulden bezahlte man früherhin, oder besser gesagt, die Interessen derselben bezahlte man früherhin in einem herabgesetzten Papiergelde, von welcher Währung fünfzehn Schillinge kaum so viel wert waren, wie ein winchesterner Scheffel Weizen. Dieses war die Art, wie man jene Kreditoren während sehr vielen Jahren bezahlt hat, aber im Jahr 1819 machte ein tiefsinniger Minister, Herr Peel, die große Entdeckung, daß es für die Nation besser sei, wenn sie ihre Schulden in wirklichem Gelde ausbezahlte, in wirklichem Gelde, wovon fünf Schilling, statt fünfzehn Schilling Papiergeld, so viel wert sind, wie ein winchesterner Scheffel Weizen!

23) Die Nominalsumme wurde nie verändert! Diese blieb immer dieselbe, nichts geschah, als daß Herr Peel und das Parlament den Wert der Summe veränderten, und sie verlangten, daß die Schuld in einer Geldsorte bezahlt würde, wonach fünf Schillinge so viel wert sind, und nur durch eben so viel Arbeit, oder eben so viel Realien erlangt werden können, wie fünfzehn Schillinge jener Währung, worin die Schulden kontrahiert sind, und worin die Interessen jener Schulden während sehr vielen Jahren bezahlt worden.

25) Von 1819 bis heutigen Tag lebte daher die Nation in dem trostlosesten Zustand, sie wird aufgegessen von ihren Kreditoren, die gewöhnlich Juden sind, oder besser gesagt, Christen, die wie Juden handeln, und die man nicht so leicht dahin bringen könnte, weniger hastig auf ihren Raub loszufahren.

26) Mancher Versuch wurde gemacht, um die Folgen der Veränderung, welche 1819 in der Währung des Geldes stattfand, einigermaßen zu mildern, aber diese Versuche miß-

glückten, und hätten einst bald das ganze System in die Luft gesprengt.«

Die jetzigen Ziffern 22—24 hatten dementsprechend die Nummern 27—29 ⟨24 fehlt in den Pol. Ann.⟩. Noch größer ist die Partie, die nach $150_{23}$ stand, und deren Fortsetzung — falls ihre Ankündigung sich nicht auf den nächsten Artikel über englische Zustände bezieht — auch in den Politischen Annalen wegblieb:

»Doch ich komme ab von meinem Thema. Ich wollte alte Parlamentsspäße erzählen, und sieh da! die Zeitgeschichte macht jetzt aus jedem Spaße gleich Ernst. Ich will ein noch lustigeres Stückchen wählen, nämlich eine Rede die Spring Rice den 26. Mai desselben Jahrs im Unterhause hielt, und worin er die protestantische Angst, wegen etwaiger Übermacht der Katholiken, auf die ergötzlichste Weise persifliert: ⟨vid. Parliamentary history and review etc. etc. Pag. 252⟩.

Anno 1753, sagte er, ‚brachte man ins Parlament eine Bill für die Naturalisierung der Juden: eine Maßregel, wogegen heut zu Tage in diesem Lande nicht einmal irgend ein altes Weib etwas einwenden würde, die aber doch zu ihrer Zeit den heftigsten Widerspruch fand, und eine Menge von Bittschriften aus London und andern Plätzen, von ähnlicher Art, wie wir sie jetzt bei der Bill für die Katholiken vorbringen sehen, zur Folge hatte. In der Bittschrift der londoner Bürger hieß es: „sollte die besagte Bill für die Juden gesetzliche Sanktion erhalten, so würde sie die christliche Religion erschrecklich gefährden, sie würde die Konstitution des Staates und unserer heiligen Kirche untergraben ⟨man lacht⟩, und würde den Interessen des Handels im allgemeinen und der Stadt London insbesondere außerordentlich schaden ⟨Gelächter⟩“. Indessen, ungeachtet dieser strengen Denunziation fand der nachfolgende Kanzler des Exchequer, daß die bedrohten, erschrecklichen Folgen ausblieben, als man die Juden in die City von London und selbst in Downingstreet aufnahm ⟨Gelächter⟩. Damals hatte das Journal »der Kraftsmann« bei der Denunziation der unzähligen Unglücke,

welche jene Maßregel hervorbringen würde, in folgenden Worten sich ausgelassen: „ich muß um Erlaubnis bitten die Folgen dieser Bill auseinander zu setzen. Bei Gott ist Gnade, aber bei den Juden ist keine Gnade, und sie haben 1700 Jahre der Züchtigung an uns abzurächen. Wenn diese Bill durchgeht, werden wir alle Sklaven der Juden, und ohne Hoffnung irgend einer Rettung durch die Güte Gottes. Der Monarch würde den Juden untertan werden, und der freien Landbesitzer nicht mehr achten. Er würde unsere brittischen Soldaten abschaffen, und eine größere Armee von lauter Juden errichten, die uns zwingen würde, unsere königliche Familie abzuschwören, und gleichfalls unter einem jüdischen König naturalisiert zu werden. Erwacht daher, meine christlichen und protestantischen Brüder! Nicht Hannibal ist vor Euren Pforten, sondern die Juden, und sie verlangen die Schlüssel Eurer Kirchtüren!" ⟨Lautes anhaltendes Gelächter⟩. Bei den Debatten, welche über jene Bill im Unterhause statt fanden, erklärte ein Baron aus dem Westen ⟨man lacht⟩, daß, wenn man die Naturalisierung der Juden zugestehe, so gerate man in Gefahr, bald von ihnen im Parlamente überstimmt zu werden. „Sie werden unsere Grafschaften", sagte er, „unter ihre Stämme verteilen, und unsere Landgüter den Meistbietenden verkaufen" ⟨man lacht⟩. Ein anderes Parlamentsglied war der Meinung, „wenn die Bill durchgehe, würden sich die Juden so schnell vermehren, daß sie sich über den größten Teil Englands verbreiten, und dem Volke sein Land ebenso, wie seine Macht, abringen würden". Das Parlamentsglied für London, Sir John Bernard, betrachtete den Gegenstand aus einem tiefern, theologischen Gesichtspunkte: einen Gesichtspunkt, den man ganz wiederfindet in der neulichen Petition aus Leicester, deren Unterzeichner den Katholiken vorwarfen, sie seien Abkömmlinge derer, die ihre Vorfahren verbrannt haben — und in solcher Art rief er: „die Juden seien die Nachkommen derjenigen, welche den Heiland gekreuzigt haben, und deshalb bis auf die spätesten Enkel von Gott verflucht worden". — Er ⟨Spring Rice⟩ bringe jene Auszüge zum Vorschein, um zu zeigen, daß

jenes alte Lärmgeschrei eben so begründet gewesen sei, wie der jetzige neue Lärm in Betreff der Katholiken ‹Hört! Hört!›. Zur Zeit der Judenbill ward auch eine scherzhafte „Judenzeitung" ausgegeben, worin man die folgende Ankündigung las: „Seit unserer letzten Nummer ist der Postwagen von Jerusalem angekommen. Vergangene Woche wurden im Entbindungshospital, Brownlow-Street, fünf und zwanzig Knaben öffentlich beschnitten. Gestern abend wurde im Sanhedrin, durch Stimmenmehrheit, die Naturalisierung der Christen verworfen. Das Gerücht eines Aufruhrs der Christen in Nord-Wales erfand sich als ganz unbegründet. Letzten Freitag wurde die Jahrfeier der Kreuzigung im ganzen Königreiche sehr vergnüglich begangen". — In dieser Art und zu allen Zeiten, bei der Judenbill sowohl, als bei der Bill für die Katholiken, wurde der lächerlichste Widersetzungslärm durch die geistlosesten Mittel erregt, und wenn wir den Ursachen eines solchen Lärms nachforschen, finden wir, daß sie sich immer ähnlich waren. Wenn wir die Ursachen der Opposition gegen die Judenbill im Jahr 1753 nachforschen, finden wir als erste Autorität den Lord Chatham, der im Parlamente aussprach: „er sowohl, als die meisten andern Gentlemen seien überzeugt, daß die Religion selbst mit dieser Streitfrage nichts zu schaffen habe, und es nur dem Verfolgungsgeiste der alten erhabenen Kirche ‹the old high church persecuting spirit› gelungen sei, dem Volke das Gegenteil weis zu machen". ‹Hört! Hört!›. So ist es auch in diesem Falle, und es ist wieder ihre Liebe für ausschließliche Macht und Bevorrechtung, was jetzt die alte erhabene Kirche antreibt, das Volk gegen die Katholiken zu bearbeiten, und er ‹Spring Rice› sei überzeugt, daß viele, welche solche Künste anwenden, ebenfalls sehr gut wüßten, wie wenig die Religion bei der letzten Katholikenbill in Betrachtung kommen konnte, gewiß eben so wenig, wie bei einer Bill für Regulierung der Maße und Gewichte, oder für Bestimmung der Länge des Pendels nach der Anzahl seiner Schwingungen. Ebenfalls, in Betreff der Judenbill, befindet sich in der damaligen Hardwicke-Zeitung ein Brief des Dok-

tor Birch an Herrn Philipp York, worin jener sich äußerte: „daß all dieser Lärm wegen der Judenbill nur einen Einfluß auf die nächstjährigen Wahlen beabsichtigt" ‹Hört! Man lacht!›. Es geschah damals, wie dergleichen auch in unserer Zeit geschieht, daß ein vernünftiger Bischof von Norwich zu Gunsten der Judenbill aufgetreten. Dr. Birch erzählt, daß dieser bei seiner Zurückkunft in seinem Kirchsprengel jener Handlung wegen insultiert worden; „als er nach Ipswich ging, um dort einige Knaben zu konfirmieren, ward er unterwegs verspottet, und man verlangte von ihm beschnitten zu werden", auch annoncierte man: „daß der Herr Bischof nächsten Samstag die Juden konfirmieren und Tags darauf die Christen beschneiden würde" ‹Man lacht›. So war das Geschrei gegen liberale Maßregeln in allen Zeitaltern gleichartig unvernünftig und brutal ‹Hört ihn! Hört ihn!›. Jene Besorgnisse in Hinsicht der Juden vergleiche man mit dem Alarm, der in gewissen Orten durch die Bill für die Katholiken erregt wurde. Die Gefahr, welche man befürchtete, wenn den Katholiken mehr Macht eingeräumt würde, war eben so absurd, die Macht Unheil anzurichten, wenn sie dazu geneigt wären, konnte ihnen durch das Gesetz in keinem so hohen Grade verliehen werden, wie sie jetzt solche eben durch ihre Bedrückung selbst erlangt haben. Diese Bedrückung ist es, wodurch Leute wie Herr O'Connell und Herr Shiel so einflußreich geworden sind. Die Nennung dieser Herren geschehe nicht, um sie verdächtig zu machen, im Gegenteil man muß ihnen Achtung zollen, und sie haben sich um das Vaterland Verdienste erworben, dennoch wäre es besser, wenn die Macht vielmehr in den Gesetzen als in den Händen der Individuen, seien diese auch noch so achtungswert, beruhen möchte. Die Zeit wird kommen, wo man den Widerstand des Parlaments gegen jene Rechtseinräumungen nicht bloß mit Verwunderung, sondern auch mit Verachtung ansehen wird. Die religiöse Weisheit eines frühern Zeitalters war oft Gegenstand der Verachtung bei den nachfolgenden Generationen ‹Hört! hört!›".

‹Die Fortsetzung folgt.›«

Beseitigt wurde ferner, vielleicht doch, um die Schärfen gegen Wellington nicht allzusehr zu häufen: $101_4$ ⟨nach »soll« fortlaufend⟩: »Immerhin, wie die Menschen sind, so sind auch ihre Götter. Stumpfsinnige Neger verehren giftige Schlangen, queräugige Baschkiren verehren häßliche Klötze, platte Lappländer verehren Seehunde — Sir Walter Scott gibt diesen Leuten nichts nach, und verehrt seinen Wellington.« und $143_{31}$ »und der unselige Wellington.«

Zu einem Schluß, dessen Wirkung durch das bloße Andeuten erhöht wird — ein Prinzip, das auch bei der Bearbeitung der Gedichte oft sich geltend macht — gelangt Heine durch die Streichung von ⟨$113_{11}$⟩: »und die Wächter desselben, die feisten, rotröckigen Beefeaters, leicht überwältigt wären.«

Dem schließt sich noch an: »Wir wollen im nächsten Hefte mehr davon sprechen.« Weiter geht dem siebenten der Fragmente die Anmerkung voraus: »Der folgende Aufsatz soll sich ergänzend dem Ende des vorigen Heftes der Annalen anschließen. In Beziehung auf jenes Heft kann ich auch nicht umhin zu erwähnen, daß die Noten zu dem Aufsatze ‚des Herrn von Ecksteins Verteidigung der Jesuiten' nur mißverständlich mit der Redaktions-Chiffer unterzeichnet, und weder aus meiner Feder noch aus meiner Gesinnung geflossen sind.« Die Hauptgedanken aus Ecksteins Schrift »Les Jésuites«, die im 26. Band der Annalen, S. 219ff., in einem gedrängten Auszug mitgeteilt sind, wurden, teils im Artikel selbst, teils in Anmerkungen, von Erwiderungen der Redaktion begleitet. Unter ihnen hat die Note, zu der Heine, wie Lindner in einer Fußnotiz zu der oben angeführten Anmerkung sagt, ‚»mit Recht sich nicht bekennen will«, folgenden Wortlaut: »Das Lob der deutschen Universitäten, im Munde des Herrn von Eckstein, verdient erwogen zu werden. In der Tat, die Schüler einer in der Sprache des Wahnwitzes vorgetragenen Philosophie, als derer Meister Herr Hegel vortritt, werden, wenn sie einmal des Wortkrams müde sind, nichts Besseres zu tun wissen, als sich zum Jesuitismus zu bekehren. Beide Lehren sind näher mit einander vertraut, als die Leute glauben.« Lindner

will zwar sein hartes Urteil vorzüglich auf die Sprache der Hegelschen Schule bezogen wissen, macht sich jedoch auch anheischig, deren innere Verwandtschaft mit dem Jesuitismus streng zu erweisen. Im 4. Heft sind daraufhin die Anmerkungen »L.« gezeichnet.

Aus den Politischen Annalen wurde $128_{22}$ »der Interessen« eingesetzt, $101_{25}$ »Geiz« statt »Geist« richtig gestellt. Wie an letzter Stelle die französische Fassung ⟨sordide cupidité⟩ mitentscheidet, so konnte im Anschluß an sie auch $94_{13}$ »Tourner« in »Turner« und $108_{29}$ »Saint Swinthins« in »Saint Swithins« gebessert werden. Dagegen wurde gegenüber der dort richtigen Form: »Laclos« $164_{24}$ die unrichtige beibehalten. Auch »Röcken« ⟨$79_{27}$⟩ war beizubehalten, da das französische »sur le dos« wohl auf Lesefehler oder Mißverständnis beruht.

Das 10. und 11. Fragment, sowie das Schlußwort erscheinen erst in den »Nachträgen«.

## Kleinere Schriften aus den Jahren 1820 bis 1831

Sie sind bis auf die Briefe aus Berlin nicht in mehr als einem Originaldruck vorhanden.

### Die Romantik

Erster Druck: Rheinisch-westfälischer Anzeiger vom 18. August 1820, Nr. 67, Beilage: Kunst- und Wissenschaftsblatt, Nr. 31, unterzeichnet: H. Heine.

### Tassos Tod

Erster Druck: Der Zuschauer. Zeitblatt für Belehrung und Aufheiterung. Herausgeg. von J. D. Symanski. Berlin, 21., 26., 28. Juni, 5., 10., 12., 17. und 19. Juli 1821, Nr. 74, 76, 77, 80, 82, 83, 85, 86; Schluß unterzeichnet: Berlin. ⟨H. Heine.⟩ — Richtiggestellt wird $186_{8}$ »Aminto«, $189_{5}$ »Nachrichten«, $191_{30}$ »verkauft«. Ungenauigkeiten der Zitate, insbesondere in der Interpunktion, sind im übrigen nicht geändert; auf einige weist der Kommentar hin.

## Rheinisch-westfälischer Musen-Almanach

Erster Druck: Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und Herz. Redakteur und Herausgeber: F. W. Gubitz. Berlin, 13. August 1821, 129. Blatt, Beilage: Zeitung der Ereignisse und Ansichten, unterzeichnet: H. Heine. Die Berichtigung S. 205 20ff. befindet sich im 134. Blatt vom 22. August 1821, Beiblatt: Der Bemerker, Nr. 15, und ist ebenso unterschrieben.

## Briefe aus Berlin

Erster Druck: Rheinisch-westfälischer Anzeiger, 8. und 15. Februar, 12., 19. und 26. April, 3. Mai, 28. Juni, 5., 12. und 19. Juli 1822, Kunst- und Wissenschaftsblatt, Nr. 6, 7, 16—19, 27—30; jede Fortsetzung ist unterzeichnet: ». . . .e.« Dieser Druck, nicht aber der in den Reisebildern ⟨Zweiter Teil. Hamburg 1827, S. 297—326⟩, ist, wie nach dem oben ⟨S. 477 f.⟩ Gesagten einleuchten wird, abweichend von den allgemeinen Grundsätzen unsrer Ausgabe, zugrunde gelegt. Maßgebend mußte dabei sein, daß die Fassung der Reisebilder zwar die spätere ist, aber nicht viel mehr als Füllmaterial für die erforderliche Bogenmenge, einen Auszug aus einer früheren vollständigen Schrift, darstellt, während diese nur im »Rheinisch-westfälischen Anzeiger« aus eigenem Recht ihre Stelle einnimmt. Dagegen kam das Prinzip wieder zur Geltung, wo in den für die Reisebilder beibehaltenen Bruchstücken einzelnen stilistischen und inhaltlichen Besserungen stattgegeben wurde. Die damit verbundene kleine Unfolgerichtigkeit mußte in den Kauf genommen werden.

Die gekürzte Fassung setzt sich aus folgenden Partien zusammen: $226_{22}$—$231_{8}$, $249_{23}$—$250_{22}$, $251_{15}$—$252_{8}$, $252_{29}$ bis $253_{18}$, $253_{22}$—$255_{25}$, $256_{4}$—$260_{12}$, $260_{22}$—$261_{8}$. Herausgehoben wurden also von dem Dichter seine Leidensgeschichte mit Webers »Jungfernkranz«, ein paar allgemeine Charakteristiken des gesellschaftlichen Lebens, des Weihnachtstreibens, der Opernhausredouten und die Beschreibung der Hochzeits-

feierlichkeiten der Prinzessin Alexandrine. Auch von diesen Abschnitten fallen, wie aus den angeführten Zahlen hervorgeht, kleine Teile weg, weil sie gleichfalls zu sehr vom Augenblick bedingt oder zu persönlich gehalten sind oder weil sie sonst nicht befriedigten. Neu hinzugefügt hat die Bearbeitung nur wenig; von den beiden wichtigsten Partien stellt zum mindesten die letzte vielleicht nur von der Zensur Gestrichenes wieder her. Diese Absätze sind $258_{12}$—$259_{8}$ und $259_{12-24}$; anstatt des ersten hieß es hier nur: »ich sehe, Sie haben Sinn für das Schöne: — — Um mich von ihm zu befreien«, für den andern: »so ein Lumpenkerl gibt sich für einen — — —‘ Dadurch hatte ich das Ding noch schlimmer gemacht, und fiel ihm nun in die Rede: Wissen Sie auch, im Lustgarten werden gleich zwölf Kanonen losgeschossen?« Es fehlt ferner im ersten Druck: $228_{34}$—$229_{6}$ »Es ist eine schöne . . . kömmt.« und $253_{9\,f.}$ »Ich weiß . . . wäre.« Auch das Motto hat der erste Druck noch nicht. Nicht zu folgen war der Fassung der Reisebilder, wo sie ⟨$228_{11}$ nach »Boucher«⟩ mit der Bemerkung: »der sich den Sokrates der Violinisten nennt,« nur $217_{23\,f.}$ aufnimmt ⟨vgl. S. 460⟩, ferner in der Umgestaltung von $256_{4\,ff.}$, die ⟨»Man trug sich damit herum, diese Feier . . .«⟩ der Auslassung von $255_{26}$—$256_{3}$, und ⟨»vorigen Freitag« statt »Freitag, [den 24.]«⟩ verwischend der Verschiebung der Daten Rechnung trägt. Die Einteilung in drei Briefe ist nämlich beibehalten, diese aber näher aneinander gerückt: die Briefbruchstücke tragen jetzt die Daten: 1. März, 16. März ⟨das ursprüngliche Datum des zweiten Briefs, jetzt vor $249_{23}$⟩ und 8. Mai ⟨vor $255_{20}$, an der ursprünglichen Stelle⟩.

Im übrigen hat Heine, wie zu erwarten, sich nicht etwa um eine gründliche Durcharbeitung des alten Werkchens bemüht, geschweige daß er ihm die gereifte Stilkunst des Jahres 1827 aufgeprägt hätte. Einen im Sachlichen veränderten Standpunkt zeigt höchstens, daß $255_{5}$ die Russen an die Stelle der Franzosen getreten sind. Fast alle übrigen Veränderungen von einigem Belang betreffen den Stil. So wird da und dort ein grammatikalischer Fehler verbessert

⟨227$_1$ »bis spät in die Nacht« für »bis in der Nacht«, 230$_{15}$ »der Jägerchor« für »das J.«⟩ oder Nachbarschaft der gleichen Worte vermieden: 226$_{28}$ ist zweimal »gehen« nach »Tore« gestrichen, 230$_{11}$ »hier« für »dort« gesetzt, 251$_{17}$ »großen« beseitigt, 253$_2$ »sieht« ⟨nach »sehen«⟩ durch »findet«, und 260$_{23\,f.}$ »ein Gegenstand der Volksliebe« ⟨vor »Liebe«⟩ durch »vom Volke geliebt« ersetzt. 254$_{28}$ ist die Reihe der französischen Ausrufe um »tu es bon garçon! tu es charmant!« gekürzt. Noch andere Unbeholfenheiten des Frühstils werden beseitigt: in 227$_{24}$ ⟨»heraufsingen« statt »hinaufs.«⟩, 253$_{4\,f.}$ ⟨»Menschenmenge . . . die Musik überlärmend« statt »überrauschend«⟩, 261$_{2\,f.}$ ⟨»Königin aller Herzen« statt »Himmelskönigin« und »Auf den roten Lippen« — statt »Wangen« — ». . . las ich«⟩ der treffendere Ausdruck, in 228$_{4\,ff.}$ ⟨»bis ich selbst . . . mich winde« für »bis ich mich selbst . . . winde«⟩, 230$_{5\,f.}$ »Und nun den ganzen Tag verläßt mich nicht das vermaledeite Lied« für »Und nun v. mich d. v. L. den ganzen T. nicht«⟩, 256$_{14}$ ⟨»Wagengerassel« statt »Wagengerolle«⟩ der bessere Rhythmus oder Klang gesucht. Vereinfacht wird 253$_{7\,f.}$ ⟨»Es ist bemerkenswert, daß auf den hiesigen Redouten jeder in einem Maskenanzuge erscheinen muß, und es ist charakteristisch: daß es niemanden erlaubt ist,«⟩, sowie 253$_{22\,f.}$ ⟨»denn $^{11}/_{12}$ Teile der Männer tragen alle«⟩. Das saloppe »mal herkommen« wird ⟨228$_{26}$⟩ entfernt, andrerseits das an dieser Stelle unpassende »der Geliebten« ⟨230$_{25}$⟩ durch »der schönsten Borussin« ersetzt. Heine mildert Übertreibungen, wie »nirgends schönre« ⟨229$_{12\,f.}$⟩ und »herrlich und großartig« ⟨252$_{30}$⟩, hebt einmal eine matte Wendung, wie ⟨258$_{5\,ff.}$⟩: »Ich sah fast beständig nach den blauen Augen dieser schönen Geschöpfe . . .«, setzt auch sonst noch ein paar charakterisierende Lichter auf ⟨228$_{19}$: zweimal »schene« für »schöne«, 255$_{1\,f.}$: »teutschen« usf. statt »deutschen« usf.⟩. 253$_{29\,f.}$ ist »ordinären Venus« für »V. vulgivaga« gesetzt. »Liebesfreude« ist ⟨227$_6$⟩ in »Hochzeitfreude« verändert, »Kasper« ⟨228$_8$⟩ und »Radschid« ⟨256$_{31}$⟩ sind richtiggestellt. Wenn 256$_{27}$ »des Herzogs von Cumberland« für »einer fremden Herrschaft« ein-

tritt, so war das erste vielleicht einer Streichung zum Opfer gefallen.

Einige Druckfehler des Rheinisch-westfälischen Anzeigers ⟨»kräusert« 215 2, vgl. 416 31; »häschelt« 230 28; »gefurchtete« 235 21; »verschleußt« 281 11 f.⟩ sind berichtigt, eine Reihe orthographischer Fehler ⟨Boulevardt, Balle-Etage, Besees u. dgl.⟩, sowie falscher Namensschreibungen ⟨siehe Register⟩ verbessert.

## Über Polen

Erster Druck: Gesellschafter vom 17., 18., 20., 22., 24., 25., 27. und 29. Januar 1823, 10.—17. Blatt; Schluß unterzeichnet »— — — — e.« — Von Druckfehlern bessern wir 283 9 »Pol-Röcke«, 310 12 »bei dem Knien«, 313 20 »erfahrener«, ferner 287 13 »Bradfort«, 292 20 »de factu«, 313 5 »Buffon«, und stellen die Schreibung der indischen Bezeichnungen ⟨296 20–23⟩ und der polnischen Eigennamen ⟨siehe Register⟩ richtig.

## »Gedichte von Johann Baptist Rousseau . . .«

Erster Druck: Gesellschafter vom 14. Juli 1823, 112. Blatt, Beilage. Unterschrift: ». . . . e.«

## Albert Methfessel

Erster Druck: Gesellschafter vom 3. November 1823, 176. Blatt, Zeitung der Ereignisse und Ansichten. Als Hamburger Korrespondenz, ohne Titel und Datum, unterzeichnet: »—y.«

## Michael Beers Struensee

Erster Druck: Morgenblatt vom 11., 12., 14., 18., 19., 21. und 22. April 1828, Nr. 88—90, 94—97. Unter »Korrespondenz-Nachrichten« mit der Ortsangabe »München«, ohne sonstige Über- und Unterschrift. — Das Morgenblatt hat 325 24 f. »Aufblühen.«

## John Bull

Erster Druck: Politische Annalen, 27. Band, Heft 1, S. 69 bis 75. Unterschrift »H. H.« ⟨im Register: »H. Heine«⟩. — Der Schreibfehler »welches« ⟨346 3⟩ ist beseitigt.

## Die deutsche Literatur

Erster Druck: Politische Annalen, 27. Band, Heft 3, S. 284 bis 298, unterzeichnet: »H. Heine.« — 362 27 ist »Bailly« richtig gestellt.

## Johannes Wit von Dörring

Die Handschrift, »der Autographensammlung eines verstorbenen Freundes« entstammend, »von Heines eigener Hand geschrieben und mit seinem vollen Namen unterzeichnet,« wurde von Strodtmann in der Deutschen Revue von September 1878, 2. Jahrgang, 12. Heft, S. 401 f. veröffentlicht; sie ist seitdem nicht wieder zum Vorschein gekommen. — In Strodtmanns Druck ist 366 8 das zweite »der« versetzt ⟨zwischen »Königin« und »Maria«⟩.

## Nachbemerkungen

Erster Druck: Politische Annalen 1828, 27. Band, 4. Heft, S. 390—92. Überschrieben: »Nachbemerkungen« und gezeichnet: »H. Heine.«

## Änderungs-Vorschläge zum »Tulifäntchen«

Die Handschrift, die einem Brief an Immermann vom 25. April 1830 beilag, befindet sich in Immermanns Nachlaß in Weimar ⟨Mappe 108, acht auf beiden Seiten engbeschriebene, zusammengeheftete Quartblätter; vgl. Immermann an Beer, 3. Mai 1830: »Heine schickt mir vier enggeschriebene Bogen über ‚Tulifäntchen' . . .«⟩. Abgedruckt wurde sie zuerst in Strodtmanns »Rechtmäßiger Original-Ausgabe« von Heines sämtlichen Werken, Hamburg 1863, 19, 380—401.

$374_{25}$ wurde das fehlerhafte »Zuges« gebessert, ebenso war $376_{28}$ und $_{30}$: »Schäfer« zu setzen.

## Der Tee

Erster Druck: Wesernymphe. Novellen und Erzählungen. Herausgegeben von Theodor von Kobbe. Bremen 1831. S. 231—33. Gezeichnet ⟨unter dem Titel⟩: »Von H. Heine.«

## Einleitung zu Kahldorf über den Adel

Die Vorrede ist in einer Handschrift überliefert, die ⟨30 S. in $4^0$⟩ sich heute in Morgans Sammlung in New-York befindet. Julius Petersen, der sie in New-Haven nur teilweise noch einsehen konnte, fand insoweit die Lesungen Elsters, dem sie vorgelegen hatte, bestätigt. Wir bedienen uns also der Elsterschen Angaben, ziehen aber an einigen Stellen auch den ersten Druck heran. Dieser liegt vor in: »Kahldorf über den Adel in Briefen an den Grafen M. von Moltke. Herausgegeben von H. Heine. Nürnberg, bei Hoffmann und Campe. 1831, S. 1—30.« Die Einleitung ist datiert und unterzeichnet: »Geschrieben den 8. März 1831. Heinrich Heine.« Allerdings zeigt dieser Druck starke Eingriffe der Zensur, daneben aber eine Reihe von Veränderungen gegenüber der Handschrift, die vorzunehmen für den Zensor keine Veranlassung bestanden hätte. Daß sie auch nicht oder nicht durchweg vom Verfasser herrühren, scheint die Aufnahme der Schreibung »teutsch« zu erweisen, die Heines ständig festgehaltenem Gebrauch widerspricht. Es ist daher wahrscheinlich, daß auch die übrigen Veränderungen des Druckes, soweit es, wie in ihrer Mehrzahl, Normalisierungen sind, jener dritten Hand zuzuweisen sind, so wenig sich verkennen läßt, daß auch die eigenen Korrekturen in Heineschen Handschriften eine Tendenz zur Normalisierung zeigen, ohne sie jemals wirklich durchzuführen.

Wiederherzustellen waren daher aus der Handschrift zunächst die von der Zensur gestrichenen Stellen: $401_{32}$—$402_3$:

»der . . . . Siegellack« ⟨statt dessen: »besorgte Östreich die Interessen des Adels,«⟩

$402_{10\,f.}$: »kaiserlichen . . . hatte« ⟨statt dessen: »stolzen Kaiserstochter ins Brautbett stieg«⟩;

$402_{22-24}$: »und . . . Papstes«;

$402_{34}-403_{8}$: »Staberle . . . abzuspeisen«;

$403_{15-18}$: »Aber . . . fortschafft«;

$405_{7\,f.}$: »Ukasuisten und Knutologen«.

Ferner waren die Normalisierungen zu beseitigen: $390_{23}$ »philosophischen«, $_{26}$ »Nachbarn«, $393_{5}$ ⟨entsprechend $403_{34}$⟩ »geringe«, $396_{3}$ »Lilien«, $397_{18}$ »Infanterie«, $398_{4}$ ⟨ebenso$_{14}$ und $400_{15}$⟩ »adelige«, $401_{3}$ »eignen«, $402_{19}$ »aus den Händen«, $403_{28\,f.}$ »auf dem antifeudalistischen«, $404_{2}$ »Nikolaus«, $404_{20}$ »Fürstenlästerer«, $_{24}$ »ehemaligen«, $_{29\,f.}$ »Euch, arme Rotkäppchen«. »Deutschland« und »deutsch« wurde in allen Fällen wieder eingesetzt, das durch die Veränderung ⟨$405_{3}$⟩ »Rotkäppchen« zerstörte Wortspiel Heines hergestellt. $397_{31}$ heißt es im Druck »und«, in der Handschrift »et« ⟨bei uns Lesefehler: &⟩.

Da indessen ein Eingriff des Dichters selbst zwischen der erhaltenen Handschrift und dem Druck nicht ausgeschlossen ist, wurde in $401_{18\,ff.}$ die Fassung des letztern dem unbeholfen langen Satz der Handschrift » . . und solchermaßen die Völker . . . . zwingen können . .« vorgezogen. $395_{30}$ wird »näherten«, ein Schreibfehler der Handschrift, nach dem Druck verbessert.

Aus dem Manuskript nachzutragen ist schließlich eine schon dort gestrichene und überschriebene Stelle, deren Wortlaut infolge der außerordentlich schweren Lesbarkeit Elster nicht durchweg mit Sicherheit feststellen konnte. Danach folgte $395_{7}$ nach »Gelassenheit«:

»das Henkeramt auch an Menschen verrichten werde, und daß Monsieur Sanson, als er S. Allerchristlichste Majestät, den König von Frankreich, aus dem Buche des Lebens ausstrich, nur als natürlicher Nachfolger den Zensor von Paris im Handwerk ablöste.

Dieser Wahrheit bin ich jüngst in der grauenhaftesten

Weise bewußt geworden, als die Unruhen die Europa bewegen, auch bis in die Stadt meines zufälligen Aufenthalts gedrungen waren, und ich die heidnische Wildheit entzügelter Volksmassen in der Nähe betrachtete. Es blieb Gottlob! nur bei Steinwürfen und Fenstergeklirre, und des anderen Tags war schon alles wieder beschwichtigt durch die allerhöchstweisen Maßregeln der hochweisen Stadtväter, die wahrlich unter den Steinen, die ihnen ins Haus geworfen waren, den Stein der Weisen gefunden hatten. — Ich aber verbrachte sehr schlecht die Nacht als jene Unruhen vorfielen — ich konnte nicht einschlafen vor lauter Revolutionsgreuelgedanken, und dachte beständig an Ludwig XVI., und dann auch an Karl I., und grübelte nach wer wohl der verlarvte Scharfrichter gewesen sei, der ihn geköpft hat, und als ich einschlief träumte mir: ich stände unter einer brausenden Volksmenge, die nach einem großen Hause empor gaffte, das ungefähr wie Whitehall aussah, und vor dessen Fenstern sich ein schwarzes Gerüst erhob, wo, auf einem schwarzen Blocke ein weißes Allongeperückenhaupt lag, und siehe! als der verlarvte Scharfrichter zu einem Streiche auslangen wollte, entfiel ihm die Maske und zum Vorschein kam eines wohlbekannten Zensors wohlbekanntes Sündergesicht.« Vgl. denselben Gedanken in den Lesarten der »Französischen Zustände«, Bd. 6, S. 486f., siehe auch S. 48 und Bd. 8, S. 54. Zu oben, Z. 7ff.: Bd. 6, S. 223 3ff.

Kleinere, aber nicht ganz zu übersehende Streichungen der Handschrift sind noch: 391 24f. nach »Mystizismus«: »der Katholizismus«, nach »Jesuitismus«: »die Pedrastie«; 392 17f. statt »vorigen Juli»: »vorig Jahr«; 393 20 nach »Christentums«: »das morsche Gebäude des Priestertums«, 393 22 nach »lächelte« ⟨aus vielfachen Streichungen und Änderungen ungefähr zu erschließen⟩: »und zugleich dem Despotismus die Fackel vortrug, nicht um ihm ⟨wie Alfieri meint,⟩ als höfischer Kammerherr zu dienen, sondern um seine Blößen und Gebrechen vor aller Welts Augen zu beleuchten,« ⟨vgl. Bd. 6, S. 258 21ff.⟩; 394 23 nach »Gegenrede«: »sie gewöhnt das Volk jede Partei mit parteiloser Ruhe anzuhören«; 396 27

statt: »frevelhaft«: »mit arger Axt«; 4038 nach »abzuspeisen.«: »Das bringt ein Viech um, sagt Staberle.«

## Der Rabbi von Bacherach

Erster Druck: Der Salon. Vierter Band. Hamburg 1840, S. 1—109. Die zweite Auflage von 1857 hat keine kritische Bedeutung. Doch konnte nach ihr 44618 der Druckfehler »nachstehende« verbessert werden. Weitere beseitigte Druck- oder Schreibfehler sind 42924 »reiten« und 4388 »Gimmgold«, sowie 43821 das Fehlen von »mit« vor »drolliger«; auch wurde in der Widmung »Bacharach« übereinstimmend mit der sonstigen Schreibung in »Bacherach« verändert.

## Bitte

Der Abdruck erfolgte in der Dresdener Abend-Zeitung vom 25. Oktober 1821 und im Gesellschafter vom 31. Oktober 1821 ⟨174. Blatt, Bemerker Nr. 19⟩. Wir schließen uns diesem an; die Abend-Zeitung enthält außer einigen Veränderungen der Interpunktion u. dgl. folgende Abweichungen, die, wie es scheint, nicht von Heine herrühren: Zeile 4f.: »und mich mißdeutungfähiger Ber. überheben«, Zeile 5 zwischen »er« und »die«: »in der Folge«, und Zeile 6: »seiner Namen-Unterschrift«.

## Boucher, der Sokrates der Violinisten

Erster Druck: Zuschauer vom 15. Dezember 1821, Nr. 150.

## Schreiben an den Dekan in Göttingen

Nach dem Original in den Fakultätsakten der Universität zu Göttingen zuerst abgedruckt bei Strodtmann, Bd. 19, S. 206—213. Heines Schreibfehler »1779« ⟨46114⟩ ist beibehalten.

## Promotions-Thesen

Gedruckt bei K. E. Rosenbusch in Göttingen; danach bei Strodtmann, Bd. 19, S. 219—221.

## Anmerkung zur Paraphrase einer Stelle des Tacitus

Erster Druck: Politische Annalen 1828, 27. Band, 4. Heft, S. 343, überschrieben »Anmerkung«, gezeichnet: »Heine«.

## Kommentar

S. 32ff. Vgl. Allgemeines. 5 Zur Periodisierung von Heines Entwicklung siehe die Einleitung, Bd. 1, S. XLIIff. 25ff. Vgl. Anm. zu Bd. 4, S. 198 24f.

S. 46 Archenholz — dessen großen Verehrer sich Heine in einem Brief an Charlotte vom 9. Januar 1824 nennt — schrieb: »England und Italien«, 2 Bde. in 3 Teilen, Leipzig 1785, und: »Annalen der brittischen Geschichte des Jahrs 1788 ⟨bis 1794⟩. Als eine Fortsetzung des Werks England und Italien«. 20 Bände ⟨1789⟩ bis 1800. Braunschweig und Hamburg, Mannheim und Tübingen; Göde: »England, Wales, Irland und Schottland. Erinnerungen an Natur und Kunst auf meiner Reise 1802 und 1803«, 5 Teile Dresden 1802—1805, ²1806. 10ff. Über Heines Bekanntschaft mit dem Buch des Fürsten Pückler und sein Verhältnis zu Varnhagens Kritik unterrichtet eine Briefstelle vom 19. November 1830: »Von den ‚Briefen des Verstorbenen' habe ich jetzt, mit Vergnügen, den ersten Teil gelesen. Vorher las ich Ihre Rezension, und wie ich mich denn immer blindlings auf Sie verlassen kann, habe ich in der Vorrede meines Buches jener Briefe auf eine Weise erwähnt, die gewiß zu ihrem Bekanntwerden am förderlichsten ist. Jetzt sehe ich, daß Sie Recht haben, und ich bin mit meinem eigenen Lobe ganz einverstanden. Wer ist denn der Verstorbene?« Varnhagens Besprechung und unmittelbar anschließend diejenige Goethes war im II. Band, Nr. 56—59 der Jahrbücher von 1830 erschienen. Vgl. auch »Französische Zustände«, Bd. 6, S. 136 27ff.

S. 6 Die Worte Pücklers über Byron und die Engländer führt Heine an, hinzielend auf seine eigenen Erfahrungen

mit Kritik und Publikum. Vgl. Melchior, H. H.'s Verhältnis zu Lord Byron ⟨Berlin 1903⟩, S. 17. Die Stelle ⟨I, 198, 29. Brief⟩ wird auch in Varnhagens Kritik zitiert. Heine setzt: »Byron« für »gewiß ihm« und »Glauben« für »Aberglauben«.

S. 7 ff. Pache ⟨Naturgefühl und Natursymbolik bei Heinrich Heine, Hamburg und Leipzig, S. 18 ff.⟩ gibt eine Zusammenstellung Heinescher Äußerungen über die Wechselwirkung von Natur und Mensch. 27 Der Hund Fido Savant — auch von Gutzkow in seiner Cyno-Dramaturgie genannt — wird hier wohl mit Benutzung des Namensanklangs auf Savigny anspielend eingeführt. 29 ff. Die Eidechse ist Symbol des Schlafes und Todes und als Sonnenfreundin dem Apollo heilig, daher ihre augurische Bedeutung. 32 ff. Hamlet 1, 5. Der Text steht dem Englischen ⟨»philosophy«⟩ näher als der Schlegelschen Übersetzung ⟨vgl. Bd. 8, S. 540₁⟩.

S. 8₁ ff. Zu solchen pantheistischen Gedanken vgl. Bd. 2, S. 422 f., 7, S. 456 ⟨Hinweis, daß sich im 3. und 4. Band der »Reisebilder« die Grundanschauungen der »Romantischen Schule« vorbereiten⟩ und die Stellen: Bd. 7, S. 48 und 264. Sie berühren sich besonders eng mit Novalis. Auch in Blombergs Satire, gegen die sich Heines Aufsatz »Die Romantik« wendet, soll so der Vertreter der romantischen Poesie Stein, Pflanze, Tier werden, um die Welt zu erlösen. 20 Von dem fabelhaften Inselland Atlantis berichtet Plato nach Solon und den Erzählungen ägyptischer Priester.

S. 9 26 Auf Schellings Geheimniskrämerei mit seiner »Offenbarungsphilosophie« weist zu dieser Stelle Elster hin ⟨III, 381⟩.

S. 10₁ Vgl. Bd. 7, S. 259 und 342. 2 ff. Zur Stellungnahme Heines gegenüber Hegel in dieser Zeit vgl. 62 28 ff., 67 22 ff. 23 Der Ausdruck »Kamel« bezeichnet auch den ⟨nichtinkorporierten⟩ Studenten, worauf ein Brief an Sethe ⟨14. April 1822⟩ anspielt: »je vivrai parmi des chameaux qui

ne sont pas étudiants.« 27 Vgl. Reise von München nach Genua, Kapitel III. 29 Breihahn ⟨Broyhan, Broihan, Breyhahn⟩, süß und gewürzhaft schmeckendes Weißbier, angeblich nach einem Braumeister Kurt B. aus Stöcken bei Hannover ⟨um 1526⟩ genannt; aus ihm soll sich, als es sich über Norddeutschland verbreitet hatte, das Berliner Weißbier entwickelt haben. Die französischen Ausgaben übersetzen, sich an das zweite Kompositionsglied haltend: robinet.

S. 11 3 f. Die Rivalität der Schechner und der Sontag um die Gunst des Berliner Publikums 1827 erwähnt auch die im Morgenblatt abgedruckte Fassung von Teilen der Reise von München nach Genua, Bd. 4, S. 468 1 f. 11 f. Lyonnet, Naturwissenschaftler aus Liebhaberei, trieb besonders eindringende Studien über die Phalaena cossus ⟨Weidenspanner⟩, einen Forstschädling ⟨Traité anatomique de la Chenille qui ronge le bois du Saule. La Haye 1740⟩.

S. 12 9 ff. Anknüpfung an die »Bäder von Lucca«, Kapitel IX ⟨Bd. 4, S. 360 9 ff.⟩; vgl. oben S. 469.

S. 13 11 ff. Siehe Bd. 4, S. 347 23–348 22. 13 Zu »Occhie, Stelle mortale« ⟨nur die französischen Ausgaben drucken richtig: mortali⟩ vgl. das Gedicht »Augen, sterblich schöne Sterne« ⟨Bd. 3, S. 310 und Anm. S. 518, sowie die Briefstelle ⟨an Schenk, 27. Aug. 1828?⟩: »Augen — ich lüge nicht — die so groß sind wie Sterne in Lebensgröße«. 34 f. Nach »Maria Stuart« ⟨3, 1⟩: »Eilende Wolken! Segler der Lüfte!«

S. 14 31 ff. Vgl. den aus Italien ⟨siehe vorher⟩ an Schenk gerichteten Brief: »Ich denke oft an Sie, wenn ich Lorbeerbäume sehe«.

S. 16 26 Sakontala ⟨Çakuntalą⟩ von Kâlidâsa erschien in der Verdeutschung George Forsters ⟨nach dem Englischen des William Jones⟩ Mainz und Leipzig 1791. 27 f. Siehe zu Bd. 7, S. 46 16. An eine Stelle bei Sterne ⟨Der erste Charakter in Sentimental Journey, der Yorick begegnet, ist

ein Mönch, dessen Kopf einem Brahminen angestanden hätte, und wäre Y. ihm auf den Ebenen Hindostans begegnet, so würde er ihm Ehrfurcht bezeigt haben⟩ erinnert Ransmeier, Archiv für das Studium der neueren Sprachen 118, S. 316f.

29 Gracioso: eine komische Figur ⟨Bedienter oder Vertrauter⟩ der spanischen Komödie.

S. 17 9 Prof. Krug, Verfasser zahlreicher Flugschriften gegen den Katholizismus, hatte 1829 eine Abhandlung: »Der Zölibat der katholischen Geistlichkeit« veröffentlicht.

23ff. Siehe Bd. 4, S. 59f. und Anm. Brühl war bis 1828 Intendant.

S. 18 11ff. Gerade gegen das Theater kämpften die Berliner orthodoxen Theologen, wie Tholuck ⟨»Eine Stimme wider die Theaterlust . . . Berlin 1824«⟩, an. Zu Heines Urteil über sie und ihre Blätter — die »Gazette ecclésiastique évangélique de Berlin« läßt sich in der französischen Fassung der Elementargeister der Teufel von seiner Ellermutter vorlesen — vgl. Bd. 7, S. 274. 14 Der hallische Theologe und hervorragende Orientalist wurde damals besonders auch in Artikeln der »Kirchenzeitung« heftig angegriffen.

S. 19 3f. Dieser Auffassung nahekommend ⟨vgl. Bd. 7, S. 460⟩ wird später in der »Romantischen Schule« ⟨Bd. 7, S. 16 26⟩ auch die Madonna zur »Dame du comptoir«, die die Kunden anzieht. In einem Brief an Wohlwill ⟨1. April 1823⟩ vergleicht Heine das Reformjudentum auch mit einem Handlungshaus, das falliert und dessen Nachkommenschaft sich »Gott, Christus und Co.« schreibt.

S. 20 11f. Über die Erzählungen der Amme Zippel vgl. die Memoiren ⟨Bd. 10⟩ und »Deutschland«, Caput XIV ⟨Bd. 2, S. 316—20⟩.

S. 21 21ff. Gemeint könnte der Tag des heiligen Regulus sein, dessen Gebeine in der Kirche des heiligen Martin und Regulus in Lucca aufbewahrt werden. Das Fest ist allerdings schon am 1. September.

S. 22 14 Der Baron Denon begleitete Napoleon nach

Ägypten und legte die Ergebnisse seiner Reise in dem mit einem Atlas in Kupfer gestochener Illustrationen erschienenen Werke »Voyage dans la Basse- et la Haute-Egypte« ⟨3 Bände, Paris 1802⟩ nieder. 15 Auch das Werk des italienischen Ägyptologen Belzoni ⟨»Narrative of the operations and recent discoveries in Egypt and Nubia«, London 1821⟩ war mit illuminierten Kupferstichen versehen, während die Originalzeichnungen aus dem von Belzoni eröffneten Königsgrab seine Gattin 1829 herausgegeben hatte.

S. 24$_{32}$ff. Die Worte — die französischen Ausgaben haben auch den ersten Satz in Anführungszeichen — sind als Zitat nicht nachgewiesen, wenngleich ähnliche Vergleichungen sehr beliebt sind. Siehe z. B. Goethe an Voigt, 19. Dezember 1798, und später: Weber, Demokritos, Bd. 12 ⟨Todesbetrachtungen⟩.

S. 25$_{31}$ Die französischen Ausgaben lassen diese Szene in Berlin spielen.

S. 26$_{12}$ff. Ilias, I, 597—604, mit der Voßschen Übersetzung nach der 5. Auflage von 1821, abgesehen von ein paar unwesentlichen Interpunktions- und Satzänderungen, übereinstimmend. — Über diese Stelle als wichtigen Wendepunkt in der Entwicklung des großen Gegensatzes Spiritualismus und Sensualismus siehe Bd. 7, S. 456. Was Heine hier darstellt, wird zum Bild in Klingers Gemälde »Christus im Olymp«, dem Richard Dehmel ⟨»Jesus und Psyche«⟩ nachdichtet, vgl. auch dazu Friedemann ⟨Die Götter Griechenlands, Berl. Diss. 1905, S. 60 und 75⟩, der zur Beurteilung des Gedankengehaltes auf Hermann Bahr, Studien zur Kritik der Moderne, hinweist. Von Heine insbesondere noch Bd. 8, S. 395$_{14}$ff.

S. 27$_{34}$ Über die hier erwähnte Beziehung von Ton und Klangfigur und das »musikalische zweite Gesicht« Heines vgl. besonders Bd. 6, S. 552f.

S. 28$_{24}$ff. Das Motiv der Gespensterkirche bei Grimm ⟨Kinder- und Hausmärchen, Kinderlegenden 8, und Deutsche Sagen, Nr. 175⟩.

S. 30$_{15}$ Unter Karl X. erlassen, bedrohte dies Gesetz die Entweihung der Kirchengeräte mit dem Tode. $_{26}$ Heine meint den »geheimen Vorbehalt«, die Mentalreservation, die vorliegt, wenn man absichtlich eine dem wahren Willen nicht entsprechende Erklärung abgibt, insbesondere, wenn der Schwörende seinen Worten in Gedanken eine andere als ihre natürliche Auslegung gibt ⟨Gedankenvorbehalt⟩. Durch die Verbindung mit den Jesuiten, deren Lehre angeblich die Mentalreservation zuläßt, kam Heine wohl auf den falschen terminus, der geistliche Vorbehalt, das Reservatum ecclesiasticum des Augsburger Religionsfriedens, bestimmt den Verzicht der zur evangelischen Kirche übertretenden Geistlichen auf Würde und Benefizien.

S. 31$_8$ Die Missa papae Marcelli, vgl. Bd. 4, S. 57$_2$. $_{28}$ff. Der Dom San Martino in Lucca, romanisch ⟨1060—70⟩, weiterhin öfter ergänzt, auch im gotischen Stil, hat eine dreigeschossige Säulenfassade ⟨1204⟩, die bei Mothes ⟨Die Baukunst des Mittelalters in Italien, Jena 1883⟩ »von fast gehäuftem Reichtum«, im »Cicerone« ⟨6. Aufl., II, 27⟩ »empfindungslos reich« genannt ist. Die Dekorierung des Äußern durch Säulengalerien und Inkrustation mit verschiedenfarbigen Marmorplatten zeigen, dem Dom und dem schiefen Turm in Pisa nachfolgend, zahlreiche Kirchen der Gegend aus dem 12. und 13. Jahrhundert und überhaupt toskanische Bauten. Eine Abbildung der Kathedrale ⟨siehe eine solche bei Karpeles, Heinrich Heine, S. 135⟩ schenkte Heine Lewald mit den Bd. 3, S. 454 ⟨vgl. Anm. S. 538⟩ abgedruckten Versen. Reicher noch ist San Michele ⟨Abbildung in Lübke-Semraus Grundriß, Stuttgart 1901, II, S. 176⟩, von großer Einfachheit dagegen San Frediano, wie auch an der Kathedrale »das Äußere des Chorbaues und Querschiffs sehr edel und gemäßigt« ⟨Cicerone⟩ ist. Vgl. noch Heines Beschreibung des Mailänder Doms, Bd. 4, S. 294.

S. 32$_{24}$ff. Dieses und die meisten folgenden Gemälde werden unter den bemerkenswerten Bildern des Domes sonst nicht erwähnt. $_{33}$ Kuppler.

S. 33 2 An der Catalani, deren Wanderleben damals schon ⟨seit 1828⟩ in Berlin sein Ende gefunden hatte, wird auch die eindrucksvolle Hoheit der Erscheinung gerühmt. 9 Die Kathedrale besitzt eine Kreuzigung von Passignano. 13 ff. Vgl. zu S. 102 21 f. 20 Im 13. Jahrhundert tobten in Lucca heftige Parteikämpfe der Guelfen und Ghibellinen, nachdem 1308 die demokratische Partei den Adel vertrieben, wechselte die Stadt mehrfach die Herrschaft, behauptete aber dann die 1369 erhaltene Reichsunmittelbarkeit und blieb eine anfangs demokratische, später mehr und mehr aristokratische Republik. 21 Istorie Fiorentine, Fir. 1532. Deutsch von Otto, Leipzig 1780, und von Neumann, Berlin 1809, 2 Bde.

S. 34 2 ff. Unter den vielen das Maß und die Harmonie der griechischen Kunst hervorhebenden Äußerungen sind die hier gebrauchten Worte nicht nachzuweisen. Fr. Jacobs ⟨Verm. Schriften III, 1810, S. 528 f.⟩ rühmt »die stille Ruhe ihrer Kunstwerke, die so laut zur Seele spricht«, auch Jean Paul nennt ⟨Vorschule der Ästhetik 1804, 1. Teil, 4. Progr., § 19⟩ die Ruhe als Merkmal der griechischen Poesie. Siehe Billeter, Die Anschauungen vom Wesen des Griechentums ⟨Leipzig und Berlin 1911, S. 35, 117—125, 227 ff., 125—128⟩, die letztangeführten Stellen betreffen die Betonung des Leidenschaftlichen im griechischen Charakter. Diese nimmt unter modernen Autoren stark zu, fehlt aber selbst bei Winckelmann nicht: »So wie die Tiefe des Meers allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüten, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele« ⟨Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst, 1755, S. 19.⟩. 23 ff. Die fast wörtlich benutzte Stelle bei Joh. 12, 3 ff. lautet: »Da nam Maria ein pfund Salben, von vngefelschster köstlicher Narden, vnd salbete die füsse Jhesu, vnd trücket mit jrem hare seine Füsse ... [4] Da sprach seiner Jünger einer, Judas Simonis son Jschariothes, der jn hernach verrhiet, [5] Warumb ist diese Salbe nicht verkaufft vmb drey hundert Grosschen,

vnd den Armen gegeben? . . .« Die Malerei denkt — wie Kalischer ⟨Gold. Klassikerbibliothek, 15, S. 227⟩ hervorhebt, gewöhnlich an das Gastmahl im Haus des Pharisäers, Luk. 7, 36f.

S. 36 3ff. Anklang an Voltaires »Si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer« ⟨Ep. à l'auteur du livre des Trois Imposteurs 1771, v. 22⟩.

S. 37 29ff. Vgl. die Schilderung des Himmels in der »Disputation« ⟨Bd. 3, S. 180⟩.

S. 40 11f. »Ich lese alle Abend im Plutarch . .« schreibt Heine aus den Bagni di Lucca am 6. September 1828 an Moser. 14ff. Karpeles weist nach, daß diese Anekdote nicht im Plutarch steht, wohl aber in Jean Sire de Joinville, Histoire de Saint Louis ⟨ed. Wailly, 2. éd., Paris 1874, p. 243 sq.⟩; die angegebene Antwort empfängt hier in Damaskus der Predigermönch Yves le Breton von einem alten Weibe.

S. 41 13f. Ein altes Kruzifix aus Zedernholz, das, ein Werk des hl. Nikodemus, 782 auf wunderbare Weise aus dem Morgenland dahin gekommen sein soll, bewahrt Lucca tatsächlich, und zwar heute im Tempietto, einem Marmortempelchen im Dom, dreimal im Jahr wird es öffentlich ausgestellt. 22f. Richtiger: Dam, Zefardea, Kinnim ⟨hebr.⟩ = Blut ⟨d. i. Verwandlung des Wassers in Blut⟩, Frösche, Stechmücken, die drei ersten ägyptischen Plagen ⟨Mos. 2, 7f.⟩. Über den bei der Abendmahlzeit des Passahfestes geübten Brauch, bei Aufzählung dieser Plagen einen Weintropfen mit dem Finger zur Erde zu schleudern, siehe S. 416 32ff. und Anm. 27ff. Lucca war als Herzogtum 1815 der Königin Maria Luise von Etrurien, der Tochter Karls IV. von Spanien, gegeben worden und wurde seit 1824 von deren Nachfolger, Karl II. Ludwig, regiert. Die Truppen Österreichs als der auf der ganzen Halbinsel herrschenden Macht bildeten überall den Schutz der nach Napoleons Fall wiedereingesetzten absoluten Herrscher. Vgl. Bd. 8, S. 426 33ff.

S. 436f. Über die Allg. Politischen Annalen, deren 26. und 27. Band Heine mit Lindner redigierte, s. o. Allgemeines,

S. 470f. 12 Vgl. Bd. 3, S. 301f. 31ff. In dem nach dem Sturz der französischen Herrschaft wiederhergestellten Königreich Sardinien wurden die alten Zustände wieder eingeführt. Eine Verschwörung, in die auch der präsumtive Nachfolger des Thronerben Karl Felix, der Prinz Karl Albert von Savoyen-Carignan, verwickelt war, führte zur Proklamierung der spanischen Konstitution und des Königreichs Italien sowie zur Thronentsagung des Königs ⟨Piemontesische Militärrevolution 1821⟩. Der Prinz von Carignan führte die Regentschaft bis zu Karl Felix' Rückkehr; dieser aber lehnte die Verfassung ab und stellte mit Hilfe der Österreicher das alte reaktionäre Regiment wieder her. Viele Hochverratsprozesse folgten. Ähnliche Zustände führten im Königreich beider Sizilien, wo der unfähige König Ferdinand IV. die französischen Institutionen verfallen ließ, 1820 zu einer Revolution, deren Errungenschaften infolge der Intervention Österreichs, Preußens und Rußlands und des Einrückens österreichischer Truppen gleichfalls nicht von Dauer waren. Vgl. die Lesarten, S. 489ff. und 495ff.

S. 442 Carbonari: einflußreichste der unter der französischen Herrschaft entstandenen geheimen Gesellschaften, die nach der Einheit und Freiheit Italiens strebten. Sie hatten ihr Ritual vom Kohlenbrennen. Vgl. die angeführten Stellen der Lesarten ⟨sowie S. Bartholdy, Denkschriften über die geheimen Gesellschaften im mittäglichen Italien und insbesondere über die Carbonari, Stuttgart 1822⟩.

S. 451 Pantomime von Wenzel Müller ⟨1785⟩.

S. 473 33ff. Wohl — ebenso wie Bd. 4, S. 325 12ff. — im Hinblick auf Platens Vorliebe für die Tulpe.

S. 48 25ff. D'Ancona, Friedrich der Große und die Italiener ⟨deutsch von Schnell, Rostock 1902⟩ berichtet über die lebhafte Anteilnahme der Italiener an den Kriegen Friedrichs mit Maria Theresia. Der König ist der Held der Oper »Il Federico secondo, rè di Prussia« von Mosca ⟨Palermo 1817⟩. Vgl. aber auch Bd. 8, S. 71 29ff.

S. 50 22 Die Zusammensetzungen mit Kamasche beruhen

wohl auf dem zu Anfang des 19. Jahrhunderts aufgekommenen Wort »Kamaschendienst«; vgl. Ladendorf, Historisches Schlagwörterbuch 1906, S. 159f. S. auch Bd. 2, S. 329, Str. 4 und Bd. 6, S. 86$_{23}$f.

S. 51$_{6}$ Singspiel in einem Akt von Karl Ludw. Blum, dem Direktor des Königstädtischen Theaters in Berlin. $_{7}$ Vgl. Briefe aus Berlin. $_{10}$ Nicht bezahlen, Schulden machen; vgl. Lesart zur »Harzreise« ⟨58$_{11}$⟩, Bd. 4, S. 454. $_{16}$ff. Michael Beer und sein Bruder Meyerbeer. Welcher »Wolf« gemeint ist, ist nicht zu sagen. In den Berliner Briefen werden ⟨246$_{7}$ff.⟩ Pius Alexander Wolff und seine Frau mit Michael Beer zusammen, 220$_{14}$ Fr. Aug. Wolf genannt. $_{23}$ff. Vgl. die übereinstimmende Stelle der Lesarten zu den »Bädern von Lucca« ⟨4, 475 zu 352$_{19}$⟩.

S. 52$_{9}$ff. Der Verein zur Bekehrung der Juden bestand in Berlin seit 1823, ohne besondere Erfolge zu erzielen. Näheres über dergleichen Bestrebungen siehe bei Geiger, Geschichte der Juden in Berlin, 1871, I, 152. Elster vermutet, daß Heine an dieser Stelle besonders Neander im Auge habe.

S. 55$_{10}$ Der aus Lessings »Nathan« ⟨2, 5: ». . das Volk, das diese Menschenmäkelei zuerst Getrieben . .«⟩ stammende Gedanke und Ausdruck findet sich auch in einem Brief an Moser vom 23. August 1823: »diejenige Religion . . ., die zuerst jene M. aufgebracht . .« $_{18}$ff. Auch mit dieser Stelle trifft ein Brief an Moser ⟨vom 8. Juli 1826⟩ zusammen: »Wie tief begründet ist doch der Mythos des ewigen Juden! . . . den weißen Bart, dessen Saum die Zeit wieder verjüngend geschwärzt hat, kann kein Barbier abrasieren.« Mücke ⟨Heinrich Heines Beziehungen zum deutschen Mittelalter, Berlin 1908, S. 104f.⟩ weist darauf hin, daß schon Schudt ⟨I, 490f.; über Heines Schudt-Lektüre siehe zum »Rabbi«⟩ den ewigen Juden als Verkörperung des ganzen jüdischen Volkes betrachtet, sowie daß Heine später, nach der Bekanntschaft mit Quinets »Ahasverus« in ihm das »symbole mélancolique de l'humanité« überhaupt sieht. ⟨De l'Allemagne, Elster 4, 616⟩; vgl. auch Bd. 3, S. 151$_{12}$ff.

S. 56$_{24}$ Esprit des Lois, III, 5.

S. 57$_{5}$f. Nach Karpeles alter Spottvers auf die Jesuiten.
$_{22}$ Vgl. zu 18$_{11}$ff.

S. 58$_{24}$f. In »König Heinrich IV.«, 1. Teil, 4, 2 ⟨Schlegel⟩ heißt es: »Futter für Pulver, sie füllen eine Grube so gut wie bessere,«

S. 60$_{29}$ Eine der verbreitetsten deutschen Zeitungen, hatte 1830 ⟨nach Salomon, Geschichte des deutschen Zeitungswesens, III, Oldenburg und Leipzig 1906, S. 326⟩ nächst der Allgemeinen Zeitung die meisten Abonnenten in Preußen.

S. 61$_{12}$ Vgl. Bd. 4, S. 298$_{19}$ff., 6, S. 247$_{16}$, sowie Ladendorf, S. 65 und 149.

S. 63$_{24}$ff. Das Kapitel XVI druckt Heine als Eingang seiner Einleitung zum Don Quixote nach acht Jahren ⟨Bd. 8, S. 129—131$_{9}$⟩ wieder ab. Sieh daher auch diese Schrift und die Anmerkungen dazu, Bd. 8, S. 590ff., über Heines Stellung zu Cervantes, Don Quixote, sowie auch Tiecks Übersetzung insbesondere noch Bd. 7, 92ff.

S. 65$_{24}$ff. Heine schließt sich aufs engste an den Wortlaut bei Tieck ⟨2. Aufl. 1816, IV, 11, 12⟩ an: »Don Quixote, betäubt und zermalmt, ohne das Visier zu erheben, als wenn er aus einem Grabe heraus gesprochen hätte, sagte mit schwacher und kranker Stimme: . . .« Weiter heißt es dort »Weib auf der Welt«, 65$_{29}$ »und« statt »aber«, und nach 65$_{31}$ folgt noch: »und raubt mir eben so das Leben, wie Ihr mir die Ehre geraubt habt.«

S. 66$_{27}$ Die Geschichte Agis' IV. von Sparta, der die alte Verfassung Lykurgs wiederherzustellen und eine neue Ackerverteilung unter den durch Aufnahme der tüchtigsten Periöken und Fremden vermehrten Spartiaten anfangs mit Glück vorzunehmen strebte, dann aber verraten, verurteilt und hingerichtet wurde, ist wirkungsvoll bei Plutarch dargestellt. $_{30}$ Geschah in Rom bei erreichter Mannbarkeit.

S. 68$_{1}$f. Mos. 1, 9. Ham hob nicht die Decke von der Blöße Noahs, sondern sagte es seinen Brüdern, als ihr

Vater aufgedeckt dalag. 7f. Das Wort wird in einer Reihe von Zitaten- und Sprichwörterlexika nach Heine angeführt, ohne daß eines die Stelle bei Tacitus anzugeben vermöchte. 15f. Der Ur-Ritterroman Amadis von Gallia wird auch im Don Quixote ⟨I, 1, 6⟩ das erste Buch von Ritterschaftssachen genannt, dem alle übrigen ihren Ursprung und ihr Entstehen zu verdanken haben. Die Form »Roldan« auch bei Tieck ⟨I, 2, 5⟩ wie auch im spanischen Original ⟨I, 1, 13⟩. Agramanth ist der Zauberer Malagys von Aigremont.

S. 69 10f. Asturische Stallmagd im Don Quixote, deren Häßlichkeit dort ⟨Tieck 1, 3, 2⟩ ausführlich beschrieben wird. 33ff. Hovorka und Kronfeld ⟨Vergleichende Volksmedizin, Stuttg. 1908—09⟩ ist dieser Volksglaube nicht bekannt.

S. 71 3 Mit Mohammeds Flucht wird diejenige Karl X. von Frankreich verglichen, den die Julirevolution nach England trieb. 13f. Verleger, namentlich auch vieler Ritterromane.

S. 72 3 = nach der Klaue den Löwen ⟨malen⟩, d. h. aus einem Glied auf die ganze Gestalt schließen. Altes Sprichwort; über seine Quelle siehe Büchmann, 22. Aufl., S. 405. 12ff. Rouget de Lisles Hymne galt als das Lied der Revolution, seitdem sie in Marseille am 25. Juni 1792 auf einem Parteifest der Jakobiner gesungen worden war. Sie begleitete daher auch den Zug des Girondisten Barbaroux und der Marseiller Freiwilligen gegen Paris ⟨30. Juli⟩ wie auch den Sturm auf die Tuilerien. 25ff. Heine unterliegt ⟨wie auch in seiner Schreibung⟩ der zu seiner Zeit noch verbreiteten Durcheinandermengung von Satire, Satyr und Satyrdrama. ⟨Vgl. auch zu 1736ff.⟩ Weibliche Satyrn sind nur späte Erscheinungen der bildenden Kunst ⟨Preller, Griechische Mythologie I, 4. Aufl., Berlin 1894, S. 728f.⟩, eine personifizierte Satire gibt es nicht. Sie ist Heinesche Erfindung, ebenso wie die Angabe über ihre Abstammung. Themis war Titanin als Tochter des Uranos und der Gäa.

S. 73 1ff. Vgl. an Detmold, 15. Februar 1828: »Er ⟨Heinse⟩ ist einer jener Dämonen, die ich vielleicht jetzt repräsentiere,

zu denen auch Sie gehören, und die einst den Olymp stürmen werden. Freilich die Zeit dieses Sieges ist noch lange nicht da . . . .«

S. 76. S. 72 in Alexis' Gesammelten Novellen, Bd. 2, Berlin 1830. »Die ehrlichen Leute« erschienen zuerst im Frauentaschenbuch für 1825.

S. 77 21 ff. Vgl. Reise von München nach Genua, Bd. 4, S. 300 2 ff.

S. 78 3 ff. Über den Begriff der Freiheit bei Engländern und Franzosen äußern sich auch die Französischen Zustände, Bd. 6, S. 137 18 ff. 21 ff. Vgl. Montesquieu, Lettres persanes, LXXXV: »On dit que l'homme est un animal sociable. Sur ce pied-là il me paraît que le Français est plus homme qu'un autre: c'est l'homme par excellence, car il semble être fait uniquement pour la société.«

S. 80 13 f. Devise des englischen Hosenbandordens, Anlaß zu seiner Stiftung war wohl, daß Eduard III. auf einem Balle das Strumpfband der Gräfin von Salisbury fand und es sich mit diesen Worten ums linke Knie schlang. 28 ff. Ausführung von Börnes Vergleichung: »Die Freiheit, für die man kämpft, ist eine Geliebte, um die man sich bewirbt, die Freiheit, die man hat, ist eine Gattin, die uns unbestritten bleibt.« ⟨Schilderungen aus Paris, 1822 und 1823, XV. Die Estaminets⟩.

S. 81 17 f. Erschien seit 1791, 1807—29 unter diesem Titel.

S. 82 9 Früherer Pferde- und dann überhaupt Viehmarkt Londons. A Smithfield bargain bezeichnet einen geschäftsmäßig abgeschlossenen Handel und wird so besonders auf Eheschließungen angewandt, bei denen Frauen wie Pferde verschachert werden.

S. 84 6 Eine der belebtesten Straßen der Londoner City, »die Pulsader der Welt«, von der Börse nach Downingstreet führend.

S. 85 1 ff. Vgl. VI. und VII. Fragment. 12 Strand:

eine der Hauptverkehrsstraßen, in der Heine seine Londoner Wohnung hatte.

S. 87$_{22}$ Vgl. Bd. 7, S. 478 zu 147$_{22}$.

S. 89$_{23}$ff. Über den englischen Adel vgl. Bd. 6, S. 138ff. und 217f.

S. 90$_{4}$ff. Vgl. Bd. 2, S. 92 Str. 5.

S. 92$_{4}$f. Almacks, anonym, 1827, benannt nach den seit 1765 in Almacks' ⟨= Hotel in Kings Street St. James-square⟩ veranstalteten glänzenden Subskriptionsbällen. — Vivian Grey, von Benj. Disraeli, 1826/27. — Tremaine, von Robert Plumer Ward, 1825. — The Guards, anonym, 1827. — Flirtation von Lady Bury, 1828. 16ff. »Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, écrits à Ste.-Hélène sous sa dictée« ⟨herausgeg. v. Gourgaud und Montholon, Paris und Berlin 1822—25, 8 Bde.⟩. 32 Hier steht im Morgenblatt folgende Anmerkung: »Bei Erwähnung dieser geistigen Umwälzung in Frankreich denkt jeder gewiß an die schönen Namen: Cousin, Jouffroy, Guizot, Barante, Thierry, Thiers, Mignet etc., aber ich habe weit mehr im Auge die Jugend des neuen Frankreichs, als deren Organ ich den Globe betrachte, eine seit mehreren Jahren in Paris erscheinende Zeitschrift, worin junge Demokraten der Wissenschaft, gemeinsinnig und eitelkeitslos, die Resultate ihrer Forschungen niederlegen, oft sogar das Forschen selbst, indem sie die Preisfragen des Menschengeschlechts, l'ordre du jour, oder besser gesagt l'ordre du siècle klar aussprechen, die Welthülfsliteratur genau diktieren, die Vorarbeiten aller Nationen gebrauchbar machen, und gleichsam das Zusammenstudieren einer ganzen Generation großartig erleichtern.«

S. 93$_{28}$ Der Dichter gehörte zum Clan der Scotts, einem der vier großen Geschlechter Schottlands.

S. 94$_{11}$ff. Wakefield lockte 1826 Ellen Turner, die Tochter eines reichen Kaufmanns aus Cheshire, unter falschen Vorspiegelungen aus der Schule und veranlaßte sie auf gleiche Weise zu einer Ehezeremonie in Gretna Green. Die Ent-

führte verließ ihn jedoch wieder in Calais, wo das Paar von ihren Verwandten überrascht wurde. Wakefield kehrte nach England zurück, um das Los seines Bruders, der ihm beigestanden hatte und verhaftet worden war, zu teilen. Beide wurden zu 10 Jahren Gefängnis verurteilt, die Frage der Gesetzlichkeit der Ehe war so umstritten, daß die Annullierung durch besondern Parlamentsakt erfolgte. In der Haft schrieb W. ein erfolgreiches Buch über die Todesstrafe, später erwarb er sich hervorragende Verdienste um die englischen Kolonien. 14 Schottisches Dorf, dicht an der englischen Grenze. Da in Schottland das alte kanonische Recht galt, wonach jede formlose Eheerklärung zweier Personen gültig und selbst die Zuziehung von Zeugen nur zur Sicherung des Beweises ratsam war, England aber im Ausland nach ausländischem Recht eingegangene Ehen anerkannte, wurden solche besonders in Gretna Green auf diese Weise geschlossen. Das Amt des Friedensrichters wurde dort lange Zeit von einem Schmied versehen, so daß der »Schmied von G.« sprichwörtlich wurde. 24 Früher einer der drei jetzt vereinigten obersten Gerichtshöfe Englands, hauptsächlich für Strafsachen.

S. 97ff. Scotts Buch erschien in 9 Bänden Paris 1827. 7ff. Jakob Ballantyne, der Drucker von Scotts ersten Gedichten, hatte 1802 in Edinburgh mit Hilfe Scotts sein Geschäft vergrößert, ebenso hatte sein Bruder Johann ein eigenes Verlagsgeschäft begründet. Dieses mußte 1813 aufgelöst werden, die Schulden übernahm die Firma Jak. B. u. Co., wiederum von Scott unterstützt. Sie fallierte 1826, infolgedessen auch das Bankhaus Constable. Auf Scotts Anteil kam eine Schuldenlast von 117000 £. Er übernahm es, sie durch seine schriftstellerische Tätigkeit zu tilgen, schrieb die Biographie Napoleons, für die er 360000 Mk. erhielt, und hatte Ende 1830 schon mehr als die Hälfte eingebracht, doch beschleunigte die Überanstrengung seinen Tod. Vgl. Bd. 6, S. 216 27ff. 17 Cessio bonorum: freiwillige Abtretung seines Vermögens seitens des zahlungsunfähigen Schuldners

an seine Gläubiger. — Lorbeer des großen Unbekannten: erst 1827 trat Scott aus seiner — freilich durchsichtigen — Anonymität. 32 f. An Christiani ⟨24. Mai 1824, nach Byrons Tod⟩: »Die englische Literatur steht jetzt nur noch auf zwei Augen — Scott und Moore.«

S. 98 24 ff. Über Scotts Popularität vgl. Briefe aus Berlin, S. 238 3 — 239 26. 28 ff. Vielverbreitetes und -variiertes Motiv; ähnlich z. B. in Grimms Märchen 182.

S. 99 7 ff. Die Beurteilungen, die Scotts Werk gefunden, mustert mit unbedingtem Eintreten für den Dichter M. Bernays gelegentlich seiner Schilderung der Beziehungen Goethes zu Scott ⟨Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte, I, Stuttgart 1895, S. 19 ff., im besondern S. 60 — 72⟩. Heine mußte sich vielfach auf diese Rezensionen verlassen, da er von der Biographie nur den 9. Band gelesen hatte ⟨an Varnhagen, 12. Februar 1828⟩. 13 f. Nr. 88 — 91 vom 2., 6., 9. und 13. November 1827. Verfasser war Lindner, der bald darauf Heines Mitredakteur an den Politischen Annalen wurde. Wie er auf die »Vorkritik des geistreichen Herrn Heine« ⟨in der »Nordsee«, Bd. 4, S. 120 6 — 123 2⟩ sich bezieht, so schließt sich dessen Aufsatz in der Tendenz dem seinen an: auch Lindner bringt das persönliche Moment herein und geißelt Scotts Absicht, durch Spekulation auf das Interesse der Zeitgenossen seine zerrütteten Finanzen in Ordnung zu bringen. 15 Nr. 223/4 und 225/6 vom Dezember 1827, S. 1791 — 1808. 16 ff. Hierher gehört aus dem obenerwähnten Brief Heines an den Rezensenten Varnhagen die Stelle: »Ach! für Ihre Rezension des Napoleonischen Charakters müssen Sie noch manche Stücke von mir ausstehen. Einliegende Rezension schicke ich Ihnen zur Strafe, zur doppelten Strafe, denn erstens gab ich Ihnen selbst den Schein einer Gleichgesinnung mit mir, zweitens ist meine Rezension selbst herzlich schlecht.« Varnhagen selber entschuldigte seine Kritik bei Goethe ⟨25. Oktober 1827⟩. 20 ff. Heines Zitat ⟨von Seite 1796 der Jahrbücher⟩ enthält einige Ungenauigkeiten: 99 20 »Gehalt« statt »Ge-

stalt« ⟨die Richtigkeit dieser Lesung beweist S. 1800: »läßt den Helden . . . gestaltlos und farblos«⟩, 99$_{29}$ »Gehalte« statt »Gehalt«, 100$_{1}$ »philosophischer« statt »philosophischen« und »unsre« statt »unsere«.

S. 101$_{3}$ Lindner spricht von »Viehstück«, »tierischen Bildern«, »animalischem Bilderkram«, »Vergleichungen aus der Tierwelt«; Varnhagen zitiert einiges. 12 ff. Varnhagens Urteil, das sonst sehr scharf ist, lautet gerade über diesen Punkt viel milder als es hier scheint, er pflichtet sogar Scotts Verteidigung des englischen Ministeriums und Hudson Lowes bei. 22 ff. Über den schottischen Nationalcharakter vgl. S. 343$_{23}$—345$_{9}$. 26 ff. Nach dem Sieg des Parlamentsheers bei Naseby ⟨1645⟩ floh Karl I. in das Lager der Schotten. Diese, die schon früher gegen ihn gekämpft hatten, lieferten ihn, da er sich zur Annahme des Covenants, des Bündnisses der Presbyterianer gegen die Liturgie des Königs, nicht verstehen wollte, 1647 an das Parlament aus. Sie ergriffen allerdings nochmals die Waffen für ihn, weil sie das Königtum nicht ganz untergehen lassen wollten. 30 f. Karpeles weist hin auf den schottischen Dichter James Hogg und auf Macaulays »Schlacht bei Naseby«.

S. 102$_{1}$ Dieser behandelt Napoleons Aufenthalt auf St. Helena. 15 f. Myrmidonen: achäische Völkerschaft, die mit Achilleus vor Troja kämpfte. 16 ff. Gourgaud, Napoleons erster Ordonnanzoffizier und Generaladjutant bei Waterloo, folgte ihm nach St. Helena, das er wegen Streitigkeiten mit Montholon 1818 wieder verließ. Er wirkte beim Kongreß zu Aachen für Napoleons Freilassung und wurde wegen seines Buches »Campagne de 1815« ⟨1818⟩ aus England ausgewiesen. 1823—25 gab er mit Montholon Napoleons Memoiren heraus ⟨s. zu 92$_{16}$ ff.⟩; Scotts Napoleonbiographie veranlaßte G. zu einer Polemik, die fast zum Zweikampf führte. Gourgauds Tagebuch von St. Helena wurde 1899 in Paris veröffentlicht ⟨»Ste. Hélène, Journal inédit de 1815 à 1818«⟩ und von Conrad ⟨Napoleons Gedanken und Erinnerungen, 2. Aufl., Stuttgart 1904⟩ deutsch

bearbeitet. In den französischen Ausgaben der Reisebilder ist die Gourgaud betreffende Stelle denn auch ganz gestrichen, während die leicht mißverständliche Ironie in 102$_{14}$ beseitigt ist ⟨»assez peu croyables«⟩. 21 f. Die Höfe von Österreich, Rußland und Preußen hatten in der Konvention vom 20. August 1815 das Recht für sich in Anspruch genommen, Kommissare nach dem Napoleon zum Aufenthalt bestimmten Orte zu entsenden; auch der König von Frankreich war eingeladen worden. Während Preußen von seinem Recht keinen Gebrauch machte, ließ sich Rußland durch den Grafen Balmain, Frankreich durch den Marquis von Montchenu und Österreich durch Barthelemy von Stürmer vertreten ⟨vgl. 331$_{3}$ ff.⟩. Stürmer lebte zwei Jahre auf St. Helena, bekam aber — infolge von Englands Eifersucht — Napoleon niemals zu Gesicht.

S. 103$_{6}$ ff. Napoleon hatte, als er sich an Bord des Bellerophon begab ⟨Rochefort, 13. Juli⟩, an den englischen Prinzregenten geschrieben: »I come, like Themistocles to throw myself upon the hospitality of the British people.« Vom »foyer du peuple Britannique« sprach er in seinem Protestschreiben vom 4. August. Vgl. Bd. 4, S. 116$_{6}$–$_{19}$ und 172$_{25}$ f. $_{14}$ ff. Maitlands Buch las Heine auf Norderney; darüber sowie über O'Meara und die wichtigsten andern hier in Betracht kommenden Schriften berichtet er in der »Nordsee III« ⟨vgl. Bd. 4, S. 116$_{5}$—117$_{21}$ und die Anm.⟩. 25 f. »Travels into Several Remote Nations of the World«, London 1726.

S. 105$_{17}$ ff. Old Bailey: Straße der Londoner City und volkstümliche Bezeichnung für das dort befindliche Newgate-Zuchthaus und Central Criminal Court ⟨Old Bailey Court⟩. Newgate Prison ist nicht mehr Hauptgefängnis Londons, und Central Criminal Court befindet sich in einem 1902 an der Stelle des von Heine beschriebenen Gebäudes errichteten Neubau; vor Newgate war öffentlicher Richtplatz bis 1868. — Die Härte der englischen Strafgerichtsbarkeit ist ein häufiges Thema der damaligen deutschen Journale. So enthält das »Ausland« vom Jahr 1828 in Nr. 10 »Merkwürdige englische

Rechtsfälle« unter Hinweis auf die Unvollkommenheit der englischen Rechtspflege, und Nr. 72 stellt zwei besonders harte Urteile von Old Bailey dem milden Urteil des Geschworenengerichts von Haiti gegenüber, auch die Beilage zu Nr. 251 bringt zwei Beispiele »buchstäblicher Rechtspflege in England«. Vgl. insbesondere $108_{14-17}$. Eine Anspielung enthält schon Heines Brief an Steinmann vom 29. Okt. 1820 ⟨am Schluß⟩.

S. $106_{1-3}$ Dante, Inf. III, 1—3.

S. $108_{6}$ Vgl. Bd. 8, S. 84f. und 560ff. $_{12\,ff.}$ Die gleichen Fälle zieht Heine in den Florentinischen Nächten ⟨Bd. 6, S. $423_{28}$—$424_{15}$⟩ heran. $_{15}$ Botany Bay: an der Küste von Neusüdwales, für eine Verbrecherkolonie in Aussicht genommen. Diese wurde zwar statt dessen in dem nahen Port Jackson begründet, aber noch lange nach dem ursprünglich ins Auge gefaßten Ort genannt. $_{28}$ Straße der Londoner City, Sitz zahlreicher Banken, daher figürlich auch für den englischen Weltgeldhandel gebraucht. $_{29}$ Saint Swithins Lane, nach dem Wetterheiligen St. Swithin genannte Gasse.

S. $109_{28\,ff.}$ Die Vorstellung vom Fall der Engel und ihrer Verstoßung aus dem Himmel beruht auf dem kurz vor der christlichen Zeit entstandenen Buch Henoch, das an eine Stelle in 1. Mos. 6, 1—6 anknüpft. Persisch-griechische Ideen sind dabei wahrscheinlich verwertet. Das Buch Henoch hat die zweihundert Göttersöhne ⟨die mit den Töchtern der Erde Verbindungen eingingen und in die Finsternis verstoßen wurden⟩, aber auch Satane, eigentliche Teufel, die als Ankläger auftreten. So ist Satan im Buch Hiob Strafengel Gottes, diese Strafengel werden auch zu Todesengeln. In der späteren reichen Literatur, besonders der Rabbinen und Kirchenväter, wird dies alles vermischt, bald ist es Satan, der von Gott abfällt. Vgl. Längin, Die biblischen Vorstellungen vom Teufel, Leipzig 1890. Eine Quelle für Heines Fassung der Sage war nicht zu finden, in Eisenmengers Entdecktem Judentum kommt nur der Engel des Todes vor, siehe auch Bd. 6, S. $414_{2\,ff.}$

S. 110$_{12\,ff.}$ Einen Artikel »Das neue englische Ministerium« ⟨nach dem »London Magazine«⟩ enthält auch das »Ausland« 1828 in Nr. 208. — Bedlam, eigentlich Bethlehem, das Londoner Irrenhaus, seit 1812 in einem neuen Gebäude. Vgl. an Varnhagen, 19. Okt. 1827: »Im neuen Bedlam in London habe ich einen wahnsinnigen Politiker gesprochen, der mir geheimnisvoll vertraut hat, der liebe Gott sei eigentlich ein russischer Spion.« $_{15\,ff.}$ Wohl Stichelei auf die historische Schule.

S. 111$_{5\,ff.}$ Der Samiel der deutschen Sage heißt in der orientalischen »Sammael«, er ist einer der sieben Weltregenten und wird wegen seiner Auflehnung gegen Gott gestürzt. Später nennen die Juden so auch den obersten der Teufel sowie den Todesengel ⟨vgl. zu 109$_{28\,ff.}$⟩. Dagegen verdankt der mexikanische Kriegsgott Vitzliputzli seine Einreihung an dieser Stelle Heines Verteufelungstheorie ⟨vgl. Bd. 3, S. 58ff., insbes. S. 78, Str. 4ff., und Anm.⟩ $_{31\,ff.}$ Nach Cannings Tode bestand sein Ministerium unter Lord Goderich kaum verändert fort, konnte sich aber nur wenige Monate halten. Das neue mit Peel und unter Wellington war kein reines Toryministerium, so wenig jenes etwa aus Whigs bestanden hatte, doch trat das torysche Element jetzt viel stärker hervor. Über Canning vgl. insbesondere noch Bd. 4, S. 301$_{28\,ff.}$, sowie Bd. 6, S. 140f. ⟨hängt besonders mit der vorliegenden Stelle zusammen⟩ und 148ff. Skeptischer beurteilt als von Heine wird er in einem Artikel des »Ausland« vom 9. Mai 1828 ⟨Nr. 130⟩, der ihn mit Cobbett ⟨vgl. zu 112$_{25\,ff.}$ und 126$_{6\,ff.}$⟩ zusammenhält.

S. 112$_{15}$ Die schon von Lord Liverpool angekündigte, von Canning 1827 zum Gesetzentwurf verdichtete Absicht, von dem System des festen Getreidezolls ab- und zu einer gleitenden Zollskala überzugehen, wurde durch Wellington vereitelt. Heine hat aber insofern mit seiner Voraussage unrecht, als Wellington im folgenden Jahr als Ministerpräsident selbst die Skala annahm, allerdings dabei den Durchschnittspreis, bis zu welchem der Schutz reichen sollte,

gegenüber dem Entwurf des Vorjahrs erhöhend. 22 Vgl. zu S. 148 13 ff. 25 ff. »Das Ausland« teilt in Nr. 90 ff. ⟨beginnend am 30. März 1828⟩ Cobbetts Sendschreiben an Wellington mit, worin es heißt: ». . . der Regimenter . ., welche — seltsam genug — alle Sr. Majestät gehören, während doch die Schuld die Schuld der Nation ist. Dieser Fall ist in der Tat merkwürdig genug, um einen Augenblick dabei zu verweilen. Hier haben wir eine Armee, deren Dienste mit erborgtem Geld bezahlt wurden, aus dessen Erhebung eine Schuld erwächst, und die Armee ist des Königs, während die Schuld der Nation ist! . .« Über Cobbett zu 126 6 ff. 33 Variation nach Schillers »Braut von Messina«, Schluß.

S. 113 16 ff. Das brennende Problem der »finanziellen Lage Englands« ist im »Ausland« 1828, Nr. 10—15 ⟨beginnend 10. Januar⟩ besprochen. 19 Der »Humanity Martin« setzte in England die Annahme des ersten modernen Tierschutzgesetzes ⟨»to prevent the cruel and improper treatment of cattle« 1822⟩ durch und war auch einer der Gründer der »Royal Society for the Prevention of Cruelty to Animals«. 23 Philipp Wilh. Schreiber war bekannt durch die Hartnäckigkeit, mit der er sein Recht auf das 1807 von ihm mit Napoleons Einwilligung erworbene kurhessische Domänengut Freyenhagen verfocht, nachdem der zurückgekehrte Kurfürst von Hessen alle solche Käufe für ungültig erklärt hatte, seine durch viele Jahre fortgesetzten Bestrebungen führten nicht zur Entscheidung der Frage.

S. 114 8 f. Die englische Politik war darauf gerichtet, die Türkei unversehrt zu erhalten, und nachdem Cannings Bestreben, zwischen der Pforte einerseits, Rußland und den Griechen andrerseits vermittelnd, der letztern Freiheitswünsche zu fördern, ohne vorangegangene Kriegserklärung zu der Schlacht bei Navarino zwischen den türkisch-ägyptischen und den englisch-russisch-französischen Flotten geführt hatte, wurde unter Wellington in der Thronrede vom 29. Januar 1828 dieser Zusammenstoß als ein »untoward

event« bezeichnet. 20 Sitz der wichtigsten Regierungsgebäude. 23ff. Seit den Griechen ist die Vergleichung der öffentlichen Angelegenheiten mit dem Meer und des Staates mit einem Schiffe beliebt, vgl. die berühmte Ode des Horaz ⟨Carm. I, 14⟩: »O navis, referent ...« 29 Alte Form von engineer.

S. 115$_{11}$ Pitt der Jüngere, schwächlicher Konstitution, war der Last der Geschäfte nicht gewachsen. Den Todesstoß versetzte ihm die Schlacht bei Austerlitz, er starb im Alter von 47 Jahren. 12 Der große Gegner Pitts starb, 10 Jahre älter als dieser, im gleichen Jahr. Percival war 50 Jahre alt, als er ⟨1812⟩ von dem Agenten Bellingham aus Privatrache erschossen wurde. 15f. Castlereagh, Marquis von Londonderry, als Hauptgegner Napoleons von Heine besonders gehaßt ⟨vgl. Bd. 4, S. 173$_{10}$f. und 9, S. 493⟩, endete, 53 Jahre alt, im Verfolgungswahn durch Selbstmord. 18f. Liverpool, Vorgänger und Freund Cannings, wurde am 17. Februar 1827 vom Schlag getroffen, trotzdem eine Wiederherstellung und die Rückkehr zu geistiger Tätigkeit ausgeschlossen erschien, blieb er noch eine Zeitlang im Amt. Er starb 1828 im Alter von 58 Jahren. 20 Über den Verleumdungsfeldzug gegen Canning siehe Französische Zustände, Bd. 6, S. 151$_{27}$ff.

S. 116$_{18}$ Weekly Political Register erschien von 1802 bis zu Cobbetts Tode. 31f. Siehe unten zu 131$_{6}$ff.

S. 118$_{29}$ff. Die in Betracht kommenden Kabinettschefs waren alle Tories, auch Canning, der ⟨seit 1822 im Ministerium Liverpool Minister des Auswärtigen⟩ sich in den Grundsätzen seiner Politik allerdings den Whigs näherte.

S. 119$_{2}$f. Siehe zu 114$_{8}$f.

S. 120$_{24}$ Die britische Staatsschuld betrug 1774: 128,6, 1783: 250, 1817: 841 Mill. Pfund. 28 Über »the dead weight« sagt das »Ausland«, Nr. 100 vom 9. April 1828, u. a.: »Bei dem Aufhören des letzten Kriegs fielen der englischen Regierung eine Menge Pensionen und Halbsoldgelder

⟨half pays⟩ zur Last. Da man aber voraussehen konnte, daß zu einer gewissen Periode durch graduelles Absterben der Anfordernden alle Ansprüche dieser Art erloschen sein würden, so berechnete man eine mittlere Summe, welche dem ganzen, allmälig zu zahlenden Kapital gleichkommen sollte. Angenommen also, daß gegenwärtig vier Millionen jährlich zu zahlen, und binnen 40 Jahren die gesamten nach und nach verminderten Zahlungen erloschen wären, so würde eine fortdauernde Zahlung von etwas mehr als 2 Mill. für diese ganze Periode diejenigen entschädigen, welche es übernähmen, jene Zahlungen zu leisten. Diese Verpflichtung nun hat die Bank von England gegen die Regierung übernommen und die Entschädigungsgelder ⟨jene mittlere Summe⟩, welche sie dafür erhält, sind das, was man Dead Weight nennt.«

S. $121_{4}$ff. Das englische Armenbudget betrug 1817: 7870801 £. Die kolossale Steigerung der Armenlasten beruhte hauptsächlich darauf, daß den Bedürftigen Arbeit zu finden durch Beschränkung der Freizügigkeit sehr erschwert war, sowie daß meist Geldunterstützungen statt Arbeit gegeben wurden. 1818 und 19 waren allerdings schon Schritte geschehen, um die älteren, gesünderen Grundsätze wieder zur Geltung kommen zu lassen. Vgl. Pauli, Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815, Lpz. 1864, I, S. 160—164, sowie Aschrott im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, II, 96, Jena 1909.

S. $122_{2}$f. Es muß, wie $121_{31}$, sechsundfünfzig heißen.
16 Die Lücke, die von Strodtmann, der zwischen »und« und »bis« »alles« ergänzt, und Elster angenommen wird, beruht möglicherweise auf einem Übersetzungsmangel.

S. $124_{31}$ff. C. gab durch sein Buch »Treatise on the Commerce and Police of the River Thames« ⟨1800⟩ wirksame Anregungen zur Bekämpfung des Diebstahls auf den Themseschiffen. Die hier besprochene Schrift ist »Treatise on the Population, Wealth, Power and Resources of the British Empire in every quarter of the world« ⟨1814⟩. Colquhouns Ehrung durch die Universität Glasgow

⟨125 32 f.⟩ erfolgte schon 1797 wegen seines bekanntesten Werkes »Treatise on the Police of the Metropolis . . .« ⟨1795⟩.

S. 126 6 ff. Der leidenschaftliche und einflußreiche demokratische Publizist wird im »Ausland«, das ihn und seine Briefe an das Parlament und an Wellington oft behandelt, auf die Frage einer Leserin ⟨in Nr. 130 vom 9. Mai 1828⟩ charakterisiert »als das auffallendste Beispiel von dem großen Namen . ., den in England ein Individuum unter allen möglichen Nachteilen der Geburt und Erziehung, durch bloßes Talent und Fleiß erhalten kann, und zugleich auf der andern Seite als ein Beispiel, wie ganz und gar die Früchte dieser schätzbaren Eigenschaften verloren gehen können beim Mangel eines kleinen Anteils an dem, was man im allgemeinen Leben Ehrlichkeit oder honnêteté nennt«.

S. 127 11 f. Stage-Coach: Stellwagen. 30 ff. Seit 1680 wurden Tories die Gegner, Whigs die Befürworter der Ausschließung des Herzogs von York ⟨Jakob II.⟩ von der Thronfolge genannt. Diese herrschten seit der Thronbesteigung des hannoverschen Hauses; unter Georg III. wurden die Tories regierungsfähig.

S. 128 8–10 Canning. 11 Goderich. 12 Wellington als Vertreter der Tories. 21 ff. Das Wort »tory«, mit dem ursprünglich katholische Räuberbanden bezeichnet wurden, die nach der Unterwerfung Irlands durch Cromwell den Widerstand gegen die Regierung fortsetzten, ist seiner Ableitung nach unsicher. Die verbreitetste Deutung des Wortes »whig« führt es auf den Ruf »whiggam« zurück, mit dem die nordschottischen Getreidehändler ihre Pferde antrieben. Die davon abgeleitete Benennung »whiggamors« oder kurzweg »whiggs« für diese eifrigen Covenanters wurde dann zur Parteibezeichnung. Heines Bemerkung steht wohl in Beziehung zu der Ansicht, welche das Wort mit sauren Molken zusammenbringt.

S. 129 10 ff. Fast mit denselben Ausdrücken, die hier die »allgemeine Ansicht« wiedergeben sollen, bestimmt ein Auf-

satz im »Ausland« ⟨21. März 1828, Nr. 81⟩ den Gegensatz dahin, daß die eine Partei »die Rechte der Bürger, die andere die Prärogative der Krone unter ihren besonderen Schutz stellt«; hier wird aber dann ebenfalls darauf verzichtet, den Unterschied auf Prinzipien zurückzuführen, er wird vielmehr in die Stellungnahme zu den einzelnen Fragen aufgelöst.

S. 130$_{29}$ Kurze Charakteristik Burdetts Bd. 6, S. 150$_{30}$ff. $_{31}$ Vgl. ebenda 150$_{19}$ff.

S. 131$_{2}$ Wortspiel, zusammenhängend mit wig, Perücke.

S. 131$_{6}$ff. Die Forderung der Parlamentsreform war seit den Tagen Pitts nicht mehr verstummt und immer dringender geworden.

S. 132$_{10}$ff. Vgl. Bd. 6, S. 150$_{25}$ff. $_{17}$ Foxhunter ⟨Fuchsjäger⟩: beliebter, auch von Heine mehrfach gebrauchter Spitzname für die Landjunker. $_{33}$ff. Hochverdienter englischer Staatsmann und einer der glänzendsten Redner des Parlaments.

S. 133$_{9}$ff. Auf der linken Seite des Sprechers ⟨Präsidenten⟩ sitzt die Opposition, ihre Führer auf der ersten Bank. — Mignet ⟨Nouveaux Eloges Historiques, Paris 1877, p. 210 ss.⟩ zitiert eine von Sidney Smith herrührende Darstellung: »Regardez Brougham, tournez-vous du côté où il dirige son doigt long et décharné; considérez cette face que la nature a si puissamment marquée; il supprime les passions, change les agioteurs en honnêtes gens, épouvante les voleurs publics, est la terreur de quiconque fait du mal au peuple.«

S. 139$_{15}$ Das englische Typhoon ⟨Teifun, chin. ta fang⟩ wird zusammengeworfen mit dem aus dem Griechischen stammenden Typhon ⟨Gigant⟩.

S. 141$_{3}$f. Vgl. oben zu 133$_{9}$ff. $_{7}$ff. Broughams Reden ⟨Speeches at the Bar and in Parliament⟩ erschienen Edinburgh 1845. Die Edinburgh Review wurde von B. gemein-

sam mit S. Smith und Jeffrey 1802 gegründet, seine darin veröffentlichten Aufsätze 1856 ⟨Contributions to the E. R., 3 vols.⟩ gesammelt. Auf seinen Schriften über Volksbildung ⟨namentlich: Practical Observations upon the Education of the People, London 1825. Deutsch von Klöden, Berlin 1827⟩ beruht zum Teil auch eine Artikelserie des Auslands ⟨1828, Nr. 162—64, 166—69, 171, 174f.⟩ 15ff. Vgl. zu Old Bailey ⟨105 17ff.⟩. 19f. Brougham war Rechtsbeistand der Königin Karoline und ihr Verteidiger vor dem Oberhaus in dem Prozeß, den Georg IV. gegen sie, von der er seit 24 Jahren getrennt lebte, unmittelbar nach seiner Thronbesteigung auf Entziehung der königlichen Rechte und Würden und auf Ehescheidung angestrengt hatte. Auf diesen Prozeß spielt Heine in einem Brief an Steinmann vom 4. Februar 1821 an. 24ff. Heine bleibt hier bei seiner irreführenden Vereinfachung der Situation. Cannings Kabinett war kein Whigministerium, es nahm nur einige Whigs auf und wurde von der Mehrheit dieser Partei unterstützt. Von einem Eintritt Broughams konnte natürlich keine Rede sein. 33ff. Auch über diese Frage berichtet das »Ausland« 1828 in einer langen Reihe von Artikeln und weist dabei auf die gehaltvollen Aufsätze von A. H. ⟨Huber⟩ in den Politischen Annalen von 1826 und 27 hin.

S. 142 21f. Orangemen oder Orangisten: die zu den in Erinnerung an die Besiegung Irlands durch Wilhelm von Oranien ⟨1690⟩ sogenannten Orangelogen zusammengeschlossenen protestantischen Bekämpfer der katholischen Ansprüche in Irland. 22 Westminster: das Parlament, wie an andern Stellen St. Stephan. 33ff. Über Burke vgl. besonders Einleitung zu Kahldorf, oben S. 399 30ff.

S. 143 1ff. Es ist Canning vielfach zum Vorwurf gemacht worden, daß er in das Kabinett Liverpool eintrat, dessen Chef wie die Mehrheit der Minister gegen die irische Emanzipation war und von dem diese selbst hauptsächlich auf Anregung Castlereaghs ⟨siehe 143 32⟩ zur »offenen Frage« erklärt worden war. Vgl. Bd. 6, S. 148 26ff.

S. 144 19 ff. Eugen von Breza, vgl. S. 284 31 ff., 295 13 ff. und 398 25 ff.

S. 145 9 Auf dem Platz von Smithfield, wo in früheren Jahrhunderten die öffentlichen Hinrichtungen stattfanden, erlitten besonders unter der blutigen Maria viele Protestanten den Tod. 11 ff. Fawkes, einer der Teilnehmer an der katholischen Verschwörung von 1605 gegen das Leben des Königs und des Parlaments, war beauftragt, die Pulverfässer anzuzünden. In der St. Stephanskapelle tagte das Unterhaus, 1834 brannte sie ab. 18 f. Rektor von Göttingen war der König von England als Landesherr von Hannover. 26 Vgl. Bd. 3, S. 450 und 4, S. 64. 27 Flipprig: nicht bei Grimm, wo nur »fipprig« = leichtfertig. Sanders gibt flipprig mit »windig« wieder und führt nur die vorliegende Stelle an. 30 ff. Vgl. Eckertz, Heine und sein Witz. Berl. 1908.

S. 147 25 ff. Lord Liverpool, als Freunde der Prinzessin von Wales traten die Whigs an die Stelle der Tories, als der Prinzregent ⟨der spätere Georg IV.⟩ sich diesen zuwandte. 32 Canning, siehe Anm. zu Bd. 6, S. 150 10. Zum Ressort des Reïs-Effendi, wie früher der Minister des Äußern hieß, gehörten auch die Angelegenheiten der Rajah, d. h. der christlichen Untertanen der Pforte.

S. 148 11 Peel. 12 Kapudan Pascha, Marineminister. Lord der Admiralität war 1812—27 der Viscount Melville, er schied bei Cannings Regierungsantritt aus und übernahm unter Wellington 1828 das Amt wieder. 13 ff. Erzbischof von Canterbury, also oberster Geistlicher Englands, war 1805—28 Manners-Sutton, von dem aber ein besonderes Hervortreten in dieser Frage nicht erwähnt wird. Gemeint scheint sein Nachfolger, William Howley, seit 1813 Bischof von London und Mitglied des Privy Council. Er trat gegen die Katholikenemanzipation führend hervor. 32 »Keine Papisterei!«, Losungswort der englischen Katholikengegner.

S. 149 31 Der Stadtteil Pera ist der Sitz der Botschaften und Konsulate. 34 f. Horat., Sat. I, 1, 69 f.: »Mutato nomine de te fabula narratur.«

S. 150$_{29}$ff. Mit seiner Auffassung Wellingtons, die von ihm hier ein Zerrbild entwirft, dem an vielen andern Stellen entsprechende Züge hinzugefügt werden ⟨siehe Register⟩, steht Heine natürlich nicht allein. Nr. 176 des »Auslands« von 1828 entnimmt dem »Examiner« eine Schilderung der Lebensgewohnheiten »des großen Feldherrn«, die eine in alle deutschen Zeitungen übergegangene Darstellung des »Morning Herald« spöttisch parodiert, während die Nr. 208 nach dem »London Magazine« Wellington im selben Sinn wie Heine behandelt und fragt: »Wie in aller Welt kann er oder einer seiner Subalternen sich Hoffnung machen, je etwas von seinem neuen Geschäft zu verstehen?«

S. 151$_{14}$ff. Vgl. Menzel in den »Politischen Grillen«, die in den Annalen ⟨1828, 26. Bd., S. 79ff.⟩ erschienen, neben andern in der Auffassung Napoleons mit Heine übereinstimmenden Äußerungen: »Wir bewundern nur den, der größer ist als sein Glück.« $_{17}$ff. In dem zuletzt angeführten Aufsatz des »Auslands« heißt es: »Und dieser Herzog von Wellington ist, wie wir mehr als einmal gehört haben, von Leuten, die man ohne Aufsicht umhergehen läßt, mit Napoleon verglichen worden!« Dann folgt eine Vergleichung mit Canning. $_{26}$ Apology, mehr im Sinn von »Entschuldigung«.

S. 154$_{1}$ Vgl. den »wooden look« bei Byron.
$_{4}$ff. Siehe Bd. 4, S. 170$_{15}$ff. und Anm. $_{11}$ Eigentlich: »Ave, imperator, morituri te salutant.« Gruß der Fechter, die zu einem von Claudius veranstalteten blutigen Seegefecht zogen ⟨Sueton, Claudius, 21⟩.

S. 155$_{3}$f. Scheherezade: die Erzählerin aus 1001 Nacht.
$_{7}$f. Bd. 3, S. 503. $_{17}$ Europa-müde: Bd. 3, S. 475.

S. 156$_{29}$f. Die alte Bezeichnung der Buchdruckerei als »schwarzer Kunst« hängt vielleicht mit der — auch von Heine begangenen — Verwechslung von Faust und Fust zusammen. Den Gedanken von der Rettung des Volkes durch das Pulver wiederholt Wesselhöft in seiner von Heine

eingeleiteten Schrift. — 157$_{17-21}$, sowie oben 150$_{13-23}$ sind unter der Überschrift »Herzstärkungen für das Volk« von der Zeitschrift »Der Proteus« ⟨her. von Freieisen und Sauerwein, Hanau 1832, Mai⟩ abgedruckt worden und so als vermeintlich neuaufgefundene Beiträge Heines in Fr. Meyers Verzeichnis einer Heinrich Heine-Bibliothek ⟨Leipzig 1905, Beilagen I⟩ übergegangen.

S. 158$_{34}$ Im Bauernkrieg wurde der Graf Helfenstein durch die Spieße der Bauern getrieben, während ein Pfeifer, der früher in seinem Dienst gestanden, dazu blies.

S. 159$_{8}$ Walter Scott.

S. 160$_{28}$ff. Matth. 9, 16ff.

S. 161$_{4}$ Montagne hieß die radikale Partei in der französischen gesetzgebenden Versammlung und im Nationalkonvent.

S. 162$_{20}$ Wegen der Verleumdungen, denen die heilige Genoveva — die aber mit der Pfalzgräfin G., der die kirchliche Verehrung lebhaft bestritten wird, nicht identisch ist — ausgesetzt war. Die Kirche der heiligen G., der Schutzpatronin von Paris, wurde 1793 zum Pantheon erklärt.
$_{23}$ Schmähschriften.

S. 164$_{24}$f. Gemeint ist Choderlos de Laclos, wie er in den »Französischen Zuständen« ⟨Bd. 6, S. 315⟩ sowie in »Angleterre« richtig genannt ist, der Verfasser der »Liaisons dangereuses« ⟨1782⟩, beteiligt an der Revolution. Louvet de Couvray, Girondist, schrieb »Les amours du chevalier de Faublas« ⟨1787⟩.

S. 165$_{26}$ Der Perseus in der Loggia de' Lanzi zu Florenz.
$_{29}$ Die »Briefe aus Berlin«; vgl. Allgemeines, S. 477f.

S. 166$_{22}$ Vgl. S. 322$_{7}$. $_{25}$ff. Die Julirevolution führte auch in Deutschland an einigen Orten zu Unruhen, so in Braunschweig, wo der Herzog verjagt wurde, in Sachsen, Hannover, Kurhessen, wo Verfassungen gegeben wurden, gegen solche Bestrebungen setzten bald scharfe Maßregeln ein.

S. 167 4f. Antike Wurfgeschosse. 17ff. Vgl. die verwandte Darstellung in der Vorrede zu den »Französischen Zuständen« ⟨Bd. 6, S. 97f.⟩, wo aber das Volk als Narr erscheint. 20 Die Geschichte betrifft Maximilian und seine Gefangenschaft in Brügge 1482 und wurde, worauf Mücke ⟨a. a. O., S. 11f.⟩ hinweist, Heine aus Arnims »Kronenwächtern« bekannt, wo der innere Sinn mit unsrer Stelle übereinstimmt, die freilich die Pointe wirksamer herausarbeitet. Seinen Irrtum hat Heine in der französischen Ausgabe berichtigt.

S. 168 3 Hier hat Heine doch wohl Karl V. im Auge, unter dessen zahlreichen Bildern sich auch ein Holbein befindet. 27 Die Form des königlichen Placet, zuerst unter Ludwig XI. verwendet, die in den letzten Jahren Ludwigs XVI. eingeführte Fassung: »Car tel est notre bon plaisir« wurde 1804 von Napoleon angenommen und blieb unter der Restauration in Gebrauch. Die französischen Ausgaben haben »ce bon plaisir«.

S. 169 9ff. Die Freiheitsmütze.

S. 173 3 »Zueignung an die Dichter« ⟨zu »Aus dem Italienischen, Spanischen und Portugiesischen«⟩, Str. 3, Zeile 4 ⟨Sämtliche Werke, herausg. von Böcking, Leipzig 1846, Bd. 3, S. 197⟩. Das Gedicht, dem das Motto entnommen ist, berührt sich auch im Gegenstand mit dem Aufsatz. 5f. Die Beilage zum Rheinisch-Westfälischen Anzeiger trägt verschiedenen Titel; Nr. 12 heißt »Wissenschafts-«, Nr. 27 »Kunst- und Wissenschaftsblatt.« 6ff. Seine im Heidelberger Taschenbuch auf das Jahr 1810 ⟨herausg. von A. Schreiber, Mannheim⟩, S. 147—171, erschienene Satire: »Des sinnreichen himmlischen Boten Phosphorus Carfunculus ⟨im Wiederabdruck immer: »Confunculus«⟩ Solaris jüngste Komödie, von ihm selbst geboren, gegeben und geschaut« wiederholt Wilh. von Blomberg im Rheinisch-Westfälischen Anzeiger von 1820 mit einer ausführlichen Erklärung, die dem Vorwurf begegnen soll, als werde die Stellungnahme des Verfassers nicht völlig klar. Demgegenüber will er sein

Gedicht als »objektive Satire« angesehen wissen, die zum Unterschied von der subjektiven das Objekt nicht nachäffen und verhöhnen, sondern es in seinem Wesen, ja selbst in den gefälligen Seiten auffassen und darstellen wolle, um es von der Seite der Idee zu überwinden. Beide trennt er sogar orthographisch: »Einer, welcher mit Wage und Schwert kommt, glaubt in dem i ⟨der objektiven Satire⟩ das Zünglein in der Wage zu erblicken, nach dessen Stande der befriedigte Geist den Gehalt der Völker mißt. Das y ⟨der subjektiven »Satyre«⟩ hat eine in die Unterwelt reichende Wurzel.« Vgl. zu 72 25 ff. 12 f. »Der deutsche Parnaß von Dichteredt Ehrendeutsch ⟨= Ad. Wilh. Schneider?⟩. Ad imitandam dictionem Aristophanis.« Meißen 1820. Als Gegensatire ⟨»veranlaßt durch die . . . bekannte Satire: Die Karfunkelweihe von Till Ballistarius«⟩ von dem Rezensenten der Literaturzeitung aufgefaßt, das Schriftchen hechelt aber eine große Anzahl von Dichtern durch, ohne sie scharf in Parteien zu scheiden, wobei gerade einige Romantiker besonders übel fahren. 14 »Der Karfunkel oder Klingklingel-Almanach. Ein Taschenbuch für vollendete Romantiker und angehende Mystiker«. Herausg. von Baggesen, Tübingen 1810. Karfunkelweihe und Solaris siehe vorher. 28 Oriflame, auriflamma, Frankreichs Heerzeichen, allgemein und bildlich vielfach gebraucht. 30 Vgl. an Moser ⟨23. August 1823⟩: »Wär ich ein Deutscher — und ich bin kein Deutscher, siehe Rühs, Fries a. v. O., — . . .« 31 ff. Die im Folgenden mitgeteilten Ansichten beruhen im wesentlichen auf Wilhelm Schlegels Darlegungen. Vgl. Bd. 7, S. 457 f., wo die vor allem in Betracht kommenden Stellen angeführt sind.

S. 174 9 Unüberschwenglich: »un« dient nicht zur Bezeichnung des Gegensatzes, sondern zur Verstärkung = so beschaffen, daß man sich gar nicht darüber hinausschwingen kann. Auch bei Lessing, Schiller, Jean Paul ⟨Grimm⟩. 34 ff. Romantisch und plastisch kontrastiert auch Blomberg. Siehe ferner Bd. 7, S. 131 16 ff. und Anm. S. 459. Überein-

stimmend lautet Heines Urteil über Kleist im Jahr 1826 ⟨16. August, an Merkel⟩: »Er ist ganz Romantiker, will nur das Romantische geben, und gibt dieses durch lauter plastische Gestalten, so daß er wieder äußerlich ganz Plastiker ist.«

S. 175 16 Die Elegie »Rom« erschien Berlin 1805.

S. 177 Über Smets' Drama vgl. J. Geisel, »Tasso« und sein Gefolge, Diss. Berlin 1911.

S. 178 19 Herders Erkenntnis, von Schlegel nachdrücklich betont.

S. 181 21 »Gesammelte Gedichte« von Smets waren 1816 erschienen. 25 f. Die Blutbraut, Trauerspiel in 4 Akten, Koblenz 1818.

S. 182 11 ff. Die Liebe Tassos zu Leonore von Este, die Wilhelm Schlegel in seiner Tassorezension ⟨1790⟩ noch durch des Dichters Rime amorose hinlänglich gestützt erscheint, findet tatsächlich nirgends eine geschichtliche Grundlage. Auch Muratori ⟨Opere di Tasso, Venezia 1739, 10⟩ erzählt sie, ohne zur Frage nach ihrer Wahrheit Stellung zu nehmen. — Giov. Batt. Manso, Vita di T. T., Neapel 1619; Pierantonio Serassi, La vita di T. T., Rom 1785; 3. Aufl., Florenz 1858; jetzt kritisch: Solerti, Turin 1895, und insbesondere über die Leonorenlegende: Campori-Solerti, Luigi, Lucrezia e Leonora d'Este, Turin 1880. Tassos Geistesstörung ist historisch; doch zog sich die Tragödie seines Lebens über fast zwanzig Jahre hin. Manso ist nach Geisel Smets' Hauptgewährsmann; in der Charakterisierung des Herzogs und Tirabos sowie der Einführung der Sängerin Justina ⟨S. 186 8⟩ folgt er Heinse ⟨Leben des T. T., Iris 1774; Werke, herausg. v. Schüddekopf, III, 1, S. 218, 262 ff.⟩.

S. 185 29 Druckfehler: »schleudert« bei Heine verbessert. 32 Heinescher Sprachfehler; bei Smets: »meinen«.

S. 187 16 Bei Smets Verszeile. 20 Manso: tatsächlich Freund Tassos.

S. 188 6 Smets: »vor sie«.

S. 189$_2$ Smets: »dringt«. $_{7ff.}$ Heine schließt sich hier und an andern zusammenfassend beschreibenden Stellen sehr eng an den Wortlaut bei Smets an.

S. 190$_{21ff.}$ Poetisch und theatralisch trennt auch Schlegel in der zweiten seiner Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur sehr scharf, ohne freilich dem Dramatiker die Erfüllung strenger Forderungen hinsichtlich des Theatralischen zu erlassen.

S. 191$_{29ff.}$ Ganz ähnlich drückt sich Schlegel ⟨a. a. O., 2. Aufl., 1817, 2, 78⟩ aus: »Wir werden untersuchen, . . . . . ob dieses Verdienst ⟨der Beobachtung der drei Einheiten⟩ wirklich so groß und wesentlich ist, und nicht vielmehr wesentlichere Schönheiten einer solchen Beschränkung aufgeopfert werden müssen.« S. 79f.: »Die Gültigkeit der ersten ⟨E. der Handlung⟩ wird einstimmig anerkannt . . . . . Die Einheiten des Ortes und der Zeit werden von einigen für eine bloße Nebensache angesehen, indessen andre ihnen die größte Wichtigkeit beilegen, und behaupten, es sei außerhalb derselben für den dramatischen Dichter durchaus kein Heil zu hoffen.« Im übrigen behandelt Schlegel die Einheit der Handlung als etwas sehr Problematisches, indem er sie lieber durch de la Mottes Einheit des Interesses ersetzen will, und zerpflückt die beiden andern Einheiten eigentlich vollkommen. — Daß die Einheit der Handlung fehlt, bemerkt Smets selbst in der Vorrede.

S. 192$_{31}$ Über Heines Stellung zu Lessing ⟨den Vornamen Johann gibt er diesem zu Unrecht⟩ vgl. insbesondere Anm. zu Bd. 7, S. 19$_{15ff.}$

S. 193$_{11ff.}$ Öhlenschlägers »Correggio« erschien 1816, auf ihn läßt Sauer in einer Zusammenstellung von Künstlerdramen ⟨Anz. f. deutsches Altertum 19, 311f.⟩ »Van Dycks Landleben« ⟨1817⟩ von Kind, dann Smets' Drama folgen. Siehe dazu noch J. Geisel ⟨oben zu S. 177⟩.

S. 194$_{29}$ Smets: »herab«.

S. 195$_{22}$ Smets: »hin zur«.

S. 196$_{11}$ff. Zu Heines metrischen Ausstellungen vgl. die Änderungsvorschläge zum Tulifäntchen und die dazu angeführte Briefstelle an Immermann. $_{20}$ So oben S. 183$_{20}$.

S. 199$_{3}$ Smets: »Vom schnöden«.

S. 201$_{5}$f. Gemeint sind Stücke wie Werners »24. Februar«, Müllners »29. Februar« und »Schuld«.

S. 203$_{24}$ff. Vgl. »Deutschland«, Caput IX und X, sowie unten: »Briefe aus Berlin«, S. 206$_{15}$ff., insbesondere aber das Sonett an Fritz von Beughem ⟨Bd. 3, S. 448⟩.

S. 204$_{16}$f. »Einzwängung im Frühling« ⟨beginnend: »Im wunderschönen Monat Mai«⟩. $_{21}$ »Die Burg des rechten Wächters.« $_{30}$ff. Vgl. unten S. 318 ff.

S. 205$_{2}$ Theobald ist Smets; siehe Bd. 3, S. 466. $_{10}$ Bei ihm war Smets vor und nach 1815 Hauslehrer gewesen. $_{25}$ Vgl. zu S. 238$_{28}$ff.

S. 206$_{4}$f. Diese Verse werden auch von Solger ⟨an Tieck, 4. Okt. 1817⟩ herausgehoben: »Welche Wirkung müßten auf ein einigermaßen fühlendes Publikum Stellen machen, wie die: ‚Seltsam . . .‘ — Das ist etwas anderes, als die hohle Großsprecherei und alberne Treuherzigkeit, die uns sonst für Patriotismus verkauft wird.« $_{16}$f. Heine wanderte durch Westfalen im September 1820, als er die Göttinger Universität bezog, und berichtet darüber auch an Fritz von Beughem ⟨Z. 20⟩ ⟨9. November 1820⟩. $_{18}$f. Ein Gastwirt Overweg in Unna erscheint als Subskribent des 1823—24 zu Essen veröffentlichten Buchs »Die Altertümer der deutschen Baukunst in der Stadt Soest« ⟨siehe $_{20}$f.⟩ von Wilhelm Tappe. $_{20}$ Der Angeredete ist Dr. Heinrich Schultz, W. ist Wundermann, die Herausgeber des »Rheinisch-Westfälischen Anzeigers«. $_{21}$ Bis Soest wanderte Heine »per pem« und blieb eine Nacht und den folgenden Tag, um mit Sethe zusammenzutreffen ⟨an Beughem⟩. — Vgl. Bd. 1, S. 56f. $_{24}$f. Der Glaubenskampf der Sachsen blieb für Heine ein Gegenstand der Ehrfurcht: Bd. 7 S. 357; vgl.

auch S. 36. 29 ff. Siehe oben zu S. 203 24 ff., auch »Deutschland«, Caput XI.

S. 207 9 f. Die Dresdner Abend-Zeitung, herausgegeben von Theodor Hell und Fr. Kind, und das Cottasche Morgenblatt, weit weniger bedeutend war das Konversationsblatt, das nur 1819 bis 21 in Wien erschien und zuerst von Gräffer, dann von Castelli geleitet wurde. Briefe aus Berlin schrieb z. B. für die Abend-Zeitung Elise von Hohenhausen. 13 Vielerwähntes Restaurant, siehe insbesondere S. 216 31 ff. und zu Bd. 4, S. 137 25. 20 ff. In den Witzeleien über Savigny äußert sich wohl mehr der Einfluß zu Hegel neigender Freunde ⟨Gans will Heine allerdings erst im Sommer 1822 kennen gelernt haben⟩ als der juristischen Lehrer, unter denen Mackeldey in Bonn ein Gegner Savignys und Hugos war. 22 f. Giustinianis in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zusammengebrachte Gemäldesammlung wurde 1815 vom König von Preußen für das neue Museum angekauft.

S. 208 8 ff. Den Namen trug die 1895 erneuerte, jetzige Kurfürstenbrücke lange vor Nerings Bau ⟨1692—95⟩, als sie die damals breitere Spree, sowie sumpfiges und sandiges Gelände überspannte. 10 Vgl. Bd. 4, S. 227 f. 11 ff. Von Schlüter ⟨1697—1703⟩, der berühmte Guß von Joh. Jacobi. 17 Vgl. Bd. 4, S. 154. 32 Bekannte Konditorei.

S. 209 2 Vgl. die Lesart Bd. 1, S. 483 und den Brief an Merkel, 1. Januar 1827. 7 Vom alten Brennaburg = Brandenburg. 11 f. Schillers Glocke parodierend, vgl. Bd. 4, S. 366 26 f. 15 f. Natürlich hat der Name auch hier seine historische Berechtigung. Unter dem Großen Kurfürsten wurde an dieser Stelle durch Memhard und Hanff ein viel bewunderter und besungener Zierpark im Stil Le Nôtres angelegt, den aber der Soldatenkönig 1715 in einen Exerzier- und Paradeplatz verwandelte. Die jetzige Gestalt erhielt der Lustgarten erst nach 1871. 19 Von Schadow ⟨1800⟩, 1828 nach dem Wilhelmsplatz versetzt, wo sich jetzt, ebenso wie von den andern Statuen, nur noch eine Bronzenachbildung befindet. 20 ff. Die Statuen Schwerins ⟨von Adam und

Michel 1769) und Winterfeldt (von den Brüdern Raenz 1777) wurden wegen der Vermischung von modernem (friderizianischem) und römischem Kostüm — eine Stillosigkeit, die ein Künstler wie Schlüter beim Großen Kurfürsten bewältigt hatte — lebhaft getadelt. Wie Seidlitz und Keith (von Tassaert, 1781 und 1786), sowie Schadows Zietenstatue (1794), erscheinen sie jetzt in der Bronzenachbildung auch im friderizianischen Kostüm, das seinerseits anfangs eine große Kühnheit bedeutete. 25 ff. Der Dom im Lustgarten, von Joh. Bouman d. Ä., 1750 eingeweiht und 1894 abgebrochen, erhielt 1820/21 durch Schinkel kleinere Kuppeln zu beiden Seiten der Hauptkuppel. 31 f. Fr. Aug. Wolf und v. Hammer-Purgstall (Karpeles).

S. 210 5 Karl Begas' Altarbild: Ausgießung des heiligen Geistes (1821). 7 f. Theremin war seit 1814 Hof- und Domprediger, der Heidelberger Theologe Paulus galt als das Haupt des Rationalismus.

S. 211 28 ff. Statt der hölzernen Hundebrücke erbaute Schinkel 1822—24 die Schloßbrücke, deren Pfeiler und Bogen von Sandstein sind.

S. 212 7 f. Heines Urteil verdienen besonders die Statuen an der Balustrade der Bibliothek. Die auf dem Zeughaus sind meist von Schlüter. 12 ff. Friedrich Wilhelm III. wurde von Anfang an wegen seiner Einfachheit gefeiert. 27 Das von Bouman 1748 erbaute Palais des Prinzen Heinrich, der neuen Universität 1809 geschenkt. 30 ff. Zu ihrer Zeit hatten gegen die Berliner Universitätsgründung gerichtete Schriften besonders die Ablenkung durchs Theater betont. Bd. 3, S. 382 stellt sich Heine vor, wie die »soldatesken Töne« in die Universität dringen.

S. 213 10 f. Seraphim? Es existiert eine heroisch-komische Oper »Seraphine« von Joh. Wenzel Tomaczek (1811), die jedoch nicht auf dem Repertoire der Berliner Kgl. Theater stand, in der langen Reihe der im Tonkünstler-Lexikon Berlins (1861) von Ledebur aufgezählten Hauptrollen Johanna

Eunikes ist weder diese noch eine andere Rolle verzeichnet, die hier gemeint schiene. Die Milder-Hauptmann, in Gluckschen Rollen besonders glänzend, sang in Berlin 28 mal die Iphigenie in Tauris; Goethe schrieb ihr in ein Exemplar seines Werkes die Verse: »Dies unschuldvolle, fromme Spiel, Das edlen Beifall sich errungen, Erreichte doch ein höhres Ziel, Von Gluck betont, von dir gesungen.« 18 ff. Der Wunsch der Studenten, nicht mit den untern Elementen der Bevölkerung verwechselt zu werden, hatte 1810 zu einer Petition um eine Studentenuniform geführt. Der altdeutsche Rock, die Uniform der Burschenschafter, war jedenfalls aus verwandten Absichten hervorgegangen ⟨Lenz, Geschichte der Universität Berlin, 1, 405⟩, hat aber demnach seinen Zweck auch nicht erreicht. Vgl. unten S. 259 10.

S. 214 4 ff Die »Arminia«, eine neue Burschenschaft, 1820 gegründet, wurde insbesondere wegen geheimer Beziehungen zur »Polonia«, der Verbindung der Polen, aufgelöst. 6 ff. Der Burschentag in Dresden 1820 hatte sich gegen das Duell ausgesprochen, dieses aber doch als zurzeit unentbehrlich erklärt. 32 Die Mode, zwei Westen übereinander zu tragen, lebte um 1818 noch einmal auf und dauerte bis in die dreißiger Jahre. Auch gab man der Weste drei Klappen in verschiedenen Farben, um drei Gilets vorzutäuschen.

S. 215 2 »Kräuseln« auch S. 416 31 im gleichen Sinne gebraucht. 4 ff. Bd. 1, S. 277 für sich abgedruckt. 17 Den Ausdruck »wandelndes Paradies« hat auch ein Brief an Schottky vom 4. Mai 1823. 32 f. Zelter war berühmt wegen seiner Urwüchsigkeit.

S. 217 2 ff. Ähnlich spricht sich einer der 1820 im Rheinisch-Westfälischen Anzeiger ⟨Kunst- und Wissenschaftsblatt, Nr. 35—37⟩ erschienenen Briefe aus Berlin ⟨3, vom 9. Juni 1820⟩ über Jagors »Goldene Sonne« aus: »allein die Speisen fand ich bloß teurer, nicht besser, als bei Camilli und Leveque«. 17 f. »Grace was . . .«: Paradise Lost, VIII, 488/9. 19 Neanders Zerstreutheit war Gegenstand zahlreicher Anekdoten. — Seine Habilitationsschrift trug den

Titel: »De fidei gnoseosque idea« ⟨1811⟩, während er 1818 die »Genetische Entwicklung der vornehmsten gnostischen Systeme« erscheinen ließ. 23 f. Vgl. S. 459 und Lesarten S. 509. 31 ff. In dem vorerwähnten Brief aus Berlin sind die Konditorei Fuchs, die Einrichtung ihres Ladens und ihre Schaustellungen genau beschrieben.

S. 218 8 Siehe zu S. 231 24 ff. 11 Heutige Dorotheenstraße, vgl. S. 274 13 f. 14 ff. 1788—91. Die Säulen sind nicht rein dorisch, sondern ruhen nach jonischer Art auf Basen. 18 Die Viktoria Schadows war von den Franzosen nach Paris entführt, 1814 wiedergeholt worden.

S. 219 11 ff. Hier taucht zuerst der Begriff der »Idee« auf, der für Heine seit seiner Berliner Zeit von so großer Bedeutung wurde; vgl. die Briefe aus dem folgenden Jahr ⟨an Wohlwill, 1. April; an Moser, Mai und 18. Juni 1823⟩ und E. A. Boucke, Euphorion 16, 116 ff. Zu Liebe und Unsterblichkeit vgl. Bd. 4, S. 33. 22 De l'Allemagne, première partie, chap. XVII.

S. 220 9 Kosmeli schrieb u. a. »Rhapsodische Briefe auf einer Reise in die Krim und die Türkei«, Halle 1813, und »Harmlose Bemerkungen auf einer Reise über Petersburg, Moskau, Kiew nach Jassy«, Berlin 1822. — Peter Schlemihl hatte bekanntlich Siebenmeilenstiefel. 14 f. Fr. Aug. Wolf begründete die Theorie, daß die homerischen Epen verschiedenen Dichtern und Zeiten angehören, ragte auch als Übersetzer hervor. 15 ff. Persönliche Bekanntschaft Heines mit Hoffmann ist nicht nachzuweisen, immerhin ist anzunehmen, daß Heine hier nach eigenem Eindruck schildert. Daß Sieberts Meinung ⟨H. H.s Beziehungen zu E. T. A. H., Marburg 1908, Kap. 1⟩, zur Zeit der Abfassung der Berliner Briefe könne dies wegen Hoffmanns Anfang November 1821 beginnender Krankheit nicht mehr der Fall gewesen sein, nicht zutrifft, beweist die folgende Stelle aus dem mit Hoffmann am 23. Februar 1822 aufgenommenen Protokoll ⟨Ellinger, Das Disziplinar-Verfahren gegen H., Deutsche Rundschau, Juli 1906, S. 58⟩: »Irre ich nicht, so war es am

18. Januar in der Mittagsstunde, als mir Unter den Linden in der Gegend des Dümmlerschen Ladens ein junger Mann begegnete, der an öffentlichen Orten mit mir spricht, ohne daß ich seinen Namen weiß, wie das sehr häufig geschieht. Dieser rief mir zu: nun, wir bekommen ja bald von Ihnen ein neues Märchen mit einem Prozeß, worin hübsche Porträts vorkommen sollen.« Vgl. dazu auch S. 244$_{13}$ ff.

19 Lebens-Ansichten des Katers Murr ... Berlin 1820/22.

21 f. Voss. Zeitung vom 12. Januar 1822. 23 ff. Vgl. Allgemeines, S. 475 f. 28 Unter mehreren, die in Betracht kommen, ist wohl Friedrich Apollonius v. M. gemeint, der 1821—23 sich in Berlin aufhielt und in Varnhagens Kreis verkehrte. 30 f. Heines Freund Keller, seit 1819 Referendar bei der Regierung in Berlin, dann in Potsdam, schrieb unter dem angegebenen Namen, häufig auch im Rheinisch-Westfälischen Anzeiger, und hatte so noch am 11. Januar 1822 ⟨Kunst- und Wissenschaftsblatt 2⟩ zur Frage der Gewerbefreiheit in einem Artikel »An den Herrn Herausgeber« gegen diesen Stellung genommen. Näheres über ihn selbst siehe Hüffer, Heinrich Heine, S. 224 ff.

S. 221$_{2}$ Der von Heine übersetzten Partie aus Byrons »Manfred« angehörend ⟨»Wie Harfentöne auf dem Wasser«, Bd. 1, S. 289$_{34}$⟩; vgl. auch Bd. 6, S. 418$_{12}$. 15 f. Aufgeführt am 15. Januar. 16 ff. Nicht bekannt. 19 f. Aufführung am 26. Februar; vgl. Bd. 3, S. 537. 22 Dido, deren Text von Rellstab, wurde 1821 vollendet, aber erst am 15. Oktober 1823 aufgeführt. 24 ff. Die Erstaufführung des »Freischütz« hatte schon am 18. Juni 1821 stattgefunden. Nach Max Maria v. Webers Biographie seines Vaters ⟨2. Aufl., 1912, S. 357⟩ hätte Heine ihr angewohnt. 26 Wahrscheinlich Joseph Fischer, der 1814—18 an der K. Oper gewesen und von dort wegen unschicklichen Benehmens entlassen worden war; er trat erst 1823 wieder in Konzerten und der Oper in Berlin auf.

S. 222$_{3}$ »Menschen und Gegenden« erschien Breslau 1835.

7 Die Damaszener wurden nicht gegeben. 8 ff. Von Wach befinden sich zwei Altarbilder, Auferstehung und Abend-

mahl, in der lutherischen Peter-Paulskirche in Moskau. 12 »Vergangenheit und Gegenwart. Ein Roman in einer Sammlung von Briefen von Karoline Fouqué« erschien 1822. 19 ff. Über Brockhaus' Kampf mit der preußischen Regierung siehe E. Brockhaus, F. A. B., Leipzig 1881, 10. Abschnitt. Das Einschreiten gegen B. wird auch in H.s Briefen an Keller ⟨27. April, 15. Juni 1822⟩ erwähnt. 21 f. »In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit«, Stuttgart 1822. 25 f. In Pommern schlossen sich nach den Befreiungskriegen weite Kreise an den Baron von Kottwitz, den Führer der »Erweckung«, an, in Hinterpommern huldigten besonders die Brüder von Below separatistischen Neigungen. Später traten die sektiererischen Bewegungen unter Thadden-Trieglaffs Einfluß hervor. Vgl. S. 274 7 ff.

27 Vgl. zu 220 15 ff. sowie 277 18 ff.

S. 223 1 »Klagen Griechenlands«, Sonettenkranz, 1822.

4 f. Tenorist, als Kopist der Karlschen Staberliaden durch ganz Deutschland bekannt ⟨Devrient II, 212⟩. 9 f. Quintin Messis, Schauspiel in 2 Abt. ⟨Neuere Lustspiele II, 1—66⟩, zuerst aufgeführt am 30. Januar 1822. 12 ff. Die Argonauten sind der 2. Teil der Trilogie, die erste Aufführung der Medea in Berlin fand erst 1826 statt. 30 ff. Vgl. Allgemeines, S. 474 f.

S. 224 10 ff. Savigny. 18 Im »Discours sur la Satire« und ähnlich in der 9. Satire verteidigt sich Boileau gegen den Vorwurf, zu viele Personen namentlich angegriffen zu haben. ⟨Mit dieser Satire klingt auch 223 23 zusammen.⟩ Vgl. Bd. 3, S. 341: »Guter Rat«.

S. 225 16 ff. Eugen von Breza verließ die Berliner Universität zu Ostern 1822. Vgl. an Sethe, 14. April, und Bd. 1 S. 142.

S. 226 4 ff. Nach Schillers Kranichen des Ibykus. 20 f. Felix Mendelssohn hatte schon 1818, 9 Jahre alt, in einem öffentlichen Konzert mitgewirkt, in dem er den Klavierpart eines Trios spielte. Am 31. März 1822 trug er in einem Konzert von Aloys Schmitt ein Stück für zwei Klaviere von Dussek mit dem Konzertgeber vor. 32 ff. Zweite Elegie.

S. 227 3 ff. Noch an Christiani ⟨7. März 1824⟩ verziert Heine »Was ist des Deutschen Vaterland?« mit Zeilen aus dem »Jungfernkranz«.

S. 229 25 Siehe zu S. 260 22 ff.

S. 230 15 »Hier im irdschen Jammertal« ⟨I, 7⟩ und »Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen« ⟨III, 6⟩. 31 f. »Nach so viel Leiden Warten, o Holde! Mein Himmelsfreuden In Deinem Arm.« ⟨Rossini, Tankred, I. Aufzug, Cavatine, daher auch die Verse oben S. 495⟩.

S. 231 24 ff. Über den Streit um Spontini und die Rivalität zwischen diesem und Weber siehe besonders Spitta, Spontini in Berlin ⟨Zur Musik, Berlin 1892, S. 291—355⟩. 26 f. Diese beschönigende Darstellung vergißt freilich, daß an der politischen Stille eher Enttäuschung und Verdrossenheit die Schuld trugen.

S. 233 29 f. Freie Meinungsäußerungen über Spontini wurden, wie Spitta ⟨S. 314, nach Gubitz, Erlebnisse III, 241 f.⟩ berichtet, häufig von der Zensur unterdrückt. 33 14. Mai 1821.

S. 234 23 f. »So laß dirs gefallen auf unserm Revier, ‚Hier bleiben!' so rufen, so bitten wir, Und wenn es auch keinen Elefanten gilt, Du jagst wohl nach anderem, edleren Wild!« 25 f. Die Erklärung ist abgedruckt in J. V. Teichmanns Liter. Nachlaß, herausg. von Dingelstedt, Stuttgart 1863, S. 146.

S. 235 3 f. Webers »Euryanthe« war von Barbaja für Wien bestellt. 6 f. 1821, 105. u. 106. Blatt und Beilage.

S. 237 5 ff. Vgl. Hamanns viel mißverstandenes Wort: »Poesie ist die Muttersprache des Menschengeschlechts.« 16 Kaschmir galt früher als die Stätte des Paradieses und die Urheimat der Menschheit. 21 f. Vgl. Bd. 6, Anm. zu S. 296 14 ff. 22 ff. Frühzeitiger Vorklang zum »Atta Troll«. 30 f. Groteske Anspielungen auf Fichtes »Geschlossenen Handelsstaat«, die Hegelsche Philosophie, den Philologen Böckh.

S. 238 5 ff. Über W. Scotts Aufnahme in Deutschland: Wenger, Historische Romane deutscher Romantiker, Bern

1905, Kap. 2, und Roesel, Die literarischen und persönlichen Beziehungen Scotts zu Goethe, Leipzig 1902. 12 1814. 13 Rob Roy, 1817. 14 The Black Dwarf, erste Erzählung der Tales of my Landlord, 1816. 15 1821. 20ff. Von den Übersetzungen des »Pirate« ⟨1821/2⟩ erschien diejenige von Lotz bei Kollmann in Leipzig, die im Verlag der Gebr. Schumann war von Heinrich Döring. 28ff. Vgl. zu Bd. 4, S. 57 30. Elise von Hohenhausen übersetzte von Byron 1820 den Korsaren, darauf einige kleinere Gedichte und dann mehreres, wie den Kain, ebenfalls für den Schumannschen Verlag. Heine erwähnt sie vielfach auch in seinen Briefen ⟨an Keller, 27. April, 15. Juni, 1. September 1822, an Moser, 9. Januar 1824⟩.

S. 239 14f. Der junge Walter Scott war zu seiner Ausbildung nach Berlin geschickt. 27ff. Früher Keim der späteren vorübergehenden Kühle gegen Goethe. Vgl. insbesondere Bd. 7, Anm. zu S. 52, und die dort angeführten Werke.

S. 240 10 ff. Aus dem »Zuschauer« mit einigen Abweichungen abgedruckt Bd. 1, S. 277. Der erwähnte Aufruf erging am 28. August 1819 und wurde im Mai 1829 erneuert. Im Gegensatz zu Heines Auffassung, die der damals allgemein verbreiteten und noch in der Festschrift zur Enthüllung des Frankfurter Denkmals von 1844 aufrechterhaltenen Ansicht entsprach, hat Goethe nicht etwa der Aufstellung seines Monuments in Frankfurt zu seinen Lebzeiten widerstrebt. Er brachte dem Plane anfangs freundliche Teilnahme entgegen und suchte ihn zu fördern, bis Art und Umfang des Projekts und der Einfluß der Weimarer Freunde ihn der Sache entfremdeten, die schließlich im Sande verlief. Näheres bei Egger von Möllwald, Chronik des Wiener Goethe-Vereins 1894, S. 5ff.

S. 241 5 Vgl. Bd. 4, S. 164 34ff. 10 Vgl. zu S. 52 9ff. 15ff. Siehe Geiger, Geschichte der Juden in Berlin, Berlin 1871, I, S. 164ff. 18ff. Die Liturgie war 1816 für die Garnisonkirche, dann für die Domgemeinde eingeführt worden

und begegnete lebhaftem Widerspruch und scharfer Kritik, insbesondere Schleiermachers. Nachdem 1822 den Konsistorien eine Liturgie zur allgemeinen Einführung empfohlen wurde, dauerte der Streit noch jahrelang fort.

S. 242 1 ff. De Wette, Professor der Theologie an der Universität, hatte in einem Trostbrief an die Mutter Sands, des Mörders Kotzebues, die Tat mit der reinen Gesinnung, aus der sie geflossen, entschuldigt und war darauf seines Amtes entsetzt worden. Die Fakultät vermochte ihm ihre Sympathie nicht zu entziehen, insbesondere trat Schleiermacher für ihn ein. Die »Aktensammlung über die Entlassung des Prof. de Wette vom theologischen Lehramt zu Berlin. Zur Berichtigung des öffentlichen Urteils von ihm selbst herausgegeben« ⟨Leipzig 1820⟩ rief Äußerungen und Gegenäußerungen hervor. Am wirksamsten bekämpfte de Wettes Anschauungen die Schrift Beckedorffs, des Freundes und Gesinnungsgenossen Adam Müllers: »Gegen die Aktensammlung, welche der Prof. de Wette über seine Entlassung . . . herausgegeben hat«, Berlin 1820. 26 Nach den Inseraten des Verlags von A bis Bomb; Bomz wohl Druckfehler. 32 Benzenberg als politischer Schriftsteller auch Mitarbeiter des Rheinisch-westfäl. Anzeigers. Einen ihn betreffenden Witz hatte Schultz Heine gestrichen ⟨an Keller, 15. Juni 1822⟩.

S. 243 7 ff. Heines Urteil über Brockhaus ⟨Brief an diesen vom 7. November 1820⟩ hat sich also trotz dessen Ablehnung seiner Gedichte ⟨siehe Bd. 1, S. 434 f.⟩ nicht verändert. 21 ff. Zeune hatte vielmehr Sammlungen zugunsten der aufständischen Griechen für gesetzwidrig erklärt. 32 f. Kleists Schauspiel erschien 1822 in Wien unter dem Titel »Die Schlacht bei Fehrbellin«. 34 Prinzeß Wilhelm, des Königs Schwägerin, eine geborene Hessen-Homburg, seit der Königin Tod die erste Dame des Hofs. 1811 war der »Prinz von Homburg« mit einer Widmungsstrophe für sie ausgestattet worden. — Erst 1828 wurde das Werk in L. Roberts verwischender Bearbeitung in Berlin aufgeführt.

S. 244$_6$ Von Houwald gelangten in Berlin zur Erstaufführung: Die Heimkehr 3. Dezember 1818, Der Leuchtturm 8. November 1820, Fluch und Segen 19. Dezember 1820, Das Bild 23. Juni 1821 ⟨vgl. Heines Vierzeiler, Bd. 3, S. 450⟩, Der Fürst und der Bürger 22. März 1823. 7 Zuerst in Dresden 1823 aufgeführt, in Berlin nicht gegeben. 11 Berlin 1824, nicht aufgeführt. 15 »Meister Floh. Ein Märchen in sieben Abenteuern zweier Freunde.« Die falsche Titelangabe beruht wohl auf Vermengung mit Hoffmanns »Meister Martin der Küfner und seine Gesellen« ⟨Siebert, S. 6⟩. Das Disziplinarverfahren wird nach den Akten dargestellt von Ellinger ⟨siehe oben zu S. 220$_{15\,ff.}$⟩. 22 3 Bände, 1820—22.

S. 245$_3$ Hoffmann litt an der Rückenmarksdarre. 7f. Vgl. S. 207$_{20\,f.}$

S. 246$_3$ Stöpel war 1821 von der preußischen Regierung nach London geschickt worden, um Logiers Methode ⟨gemeinsamer Klavierunterricht auf mehreren Klavieren⟩ zu studieren, und errichtete im folgenden Jahr in Berlin eine eigene Musikschule nach diesem System. 6f. Am 20. März 1822 zuerst gegeben. 10 Siehe S. 325$_{33}$. 11 L'esule di Granata. 15ff. Siehe zu S. 220$_9$. 26ff. »Berlins Licht- und Schattenseiten, nach einem mehrjährigen Aufenthalte an Ort und Stelle skizziert.« Neben der großen Reihe der authentischen Schriften von Schadens liefen auch viele von ihm nicht anerkannte unter seinem Namen. 33 Salomon Heines Bankier, den der Dichter mehrmals erwähnt und dem er auch seine Promotionsthesen zustellen läßt.

S. 247$_{1\,f.}$ Von einem Domizil Fanny Tarnows in Berlin ist nichts bekannt. 2f. 1821 von Fr. Förster begründet. 3ff. Die »Reise zum Tempel des Jupiter Ammon ... und nach Ober-Ägypten in den Jahren 1820 und 1821« erschien Berlin 1824, herausgegeben von E. H. Toelken, ord. Prof. der Kunstgeschichte in Berlin. 6ff. Bopp, seit 1822 Mitglied der Akademie, legte in den Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse die Vorarbeiten zu seiner »Vergleichen-

den Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Gotischen und Deutschen« nieder, deren 1. Abteilung jedoch erst 1833 erschien. Vgl. zu Bd. 4, S. 147 32.

11 f. Unter zahlreichen Entwürfen für ein Denkmal Friedrichs des Großen, das später von Rauch ausgeführt wurde, befand sich auch ein solcher von Schadow: eine Reiterstatue, von einer Siegesgöttin geführt, doch schuf er auch ein Marmorstandbild Friedrichs für Stettin.

12 f. Rudolf Schadow, Gottfrieds älterer Sohn ‹»der junge« wohl genannt, weil er gleichfalls Bildhauer› studierte in Rom unter Canova und Thorwaldsen und starb dort, 36 Jahre alt.

13 f. Friedrich Wilhelm, Gottfrieds jüngerer Sohn, seit 1819 Professor an der Kunstakademie. 16 Wilhelm Hensel ging 1823 mit königlicher Unterstützung nach Italien.

S. 248 4 Die Herzogin von Anhalt-Bernburg, Schwester des Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen, war zur Nachtzeit von Bonn durch einen dorthin gesandten kurhessischen Offizier nach Hanau abgeholt worden, wo ihr Vermögen unter die Verwaltung eines von Wilhelm dazu ernannten Kurators gestellt wurde. 18 ff. Eine Heirat des Kronprinzen von Schweden mit Kaiser Wilhelms Jugendliebe kam nicht zustande. 20 ff. Die Vermählung des nachmaligen Friedrich Wilhelm IV. mit der Prinzessin Elisabeth von Bayern fand am 29. November 1823 statt. 24 Siehe dritter Brief.

29 f. »Jahrbuch der . . Erstes Bdch. 1821—1822« erschien 1824.

30 f. »Lalla Rûkh. Ein Festspiel mit Gesang und Tanz. Aufgeführt auf dem Königl. Schlosse zu Berlin am 27. Januar 1821 . . Berlin 1822. Herausgeg. vom Grafen Carl Brühl und S. H. Spiker.« Das Festspiel wurde zu Ehren des russischen Thronfolgers Großfürsten Nikolaus und seiner Gemahlin aufgeführt. Zu der auf Thomas Moores Dichtung beruhenden Pantomime hatte Spontini die Musik komponiert, Spiker als Kommentar eine Anzahl von Romanzen gedichtet. 33 f. Vgl. zu S. 234 23 f.

S. 249 4 »Die drei Pintos« war der Titel, den Weber dem Winklerschen Operntext »Der Brautkampf« gegeben

hatte. Die Oper, mit der er sich seit 1820 beschäftigte, wurde nie vollendet, das Fragment hat Gustav Mahler bearbeitet.

S. 250$_{32}$ »Briefe über Berlin, im Winter 1821«, Berlin 1821, zuerst im »Freimütigen« vom gleichen Jahr.

S. 251$_{4f.}$ Von Heines Berliner Wohnungen ist wahrscheinlich diejenige Unter den Linden 24 gemeint.

S. 252$_{21ff.}$ Die betreffenden Partien der Berliner Korrespondenzen in der »Eleganten Welt«, mit deren Nachrichten die Heines sich übrigens auch sonst häufig berühren, befinden sich in Nr. 10 und 11.

S. 255$_{26ff.}$ »Über die hiesigen Hochzeitsfeierlichkeiten werden Sie im Anzeiger wenig lesen« heißt es ⟨15. Juni 1822⟩ an Keller.

S. 257$_{3}$ Nebenform von Wünschhütchen: ein zauberkräftiges Hütchen, wie das des Fortunatus, dann allgemein für ein kleines Hütchen. $_{18f.}$ Epische Zeile aus Od. III, 484, 485, XV, 191 u. a.: „*μάστιξεν δ' ἐλάαν, τὼ δ' οὐκ ἀέκοντι πετέσθην*". Den ersten Halbvers, der hier vom andern getrennt ist, übersetzt Voß: »Treibend schwang er die Geißel.«

S. 258$_{28}$ Siehe zu 241$_{18ff.}$ $_{30f.}$ »Jusqu'aux tours de Notre Dame«: Bild aus der berühmten Proklamation Napoleons am 1. März 1815 von Golf Juan an die französische Armee ⟨Fleury de Chabulons, Mémoires . . ., London 1820, I, 159⟩.

S. 259$_{21}$ Von den Septembermorden der französischen Revolution herstammende Bezeichnung für politische Hinrichtungen.

S. 260$_{17ff.}$ Vgl. Bd. 2, S. 449, 3, S. 381 und Bd. 6, S. 865. $_{22ff.}$ Zu den schwärmerischen Verehrern Alexandrinens gehörte auch der mit Heine bekannte Privatdozent Peter Feddersen Stuhr, worauf sich nach Hüffers Vermutung ⟨S. 239f.⟩ Heines Äußerung in dem an Keller gerichteten Brief vom 15. Juni bezieht: »Letzterer hat sich nicht totgeschossen.«

S. 261$_{21}$ f. Das Festspiel »Nurmahal oder das Rosenfest von Kaschmir« benutzt einige Stücke aus Lalla Rûkh und auch einzelnes aus älteren Werken Spontinis ⟨vgl. S. 262$_{6}$ ff.⟩. $_{28}$ Erstaufführung der »Olympia« in Berlin am 14. Mai 1821.

S. 262$_{16}$ Karl Alexander Herklots. $_{24}$ S. 248$_{34}$; vgl. zu 234$_{23}$ f.

S. 264$_{5}$ Heim feierte sein 50jähriges Doktorjubiläum. Ausführliche Beschreibung bei Keßler, Der alte Heim. 2. Aufl., Leipzig 1846. $_{19}$ ff. Nr. 98 bringt tatsächlich eine eingehende Schilderung und auch die der Dienstmagd, welche 50 Jahre bei dem alten Nicolai und dann bei dessen Tochter bedienstet gewesen, gewidmeten Gedichte.

S. 265$_{1}$ Im gleichen Sinn: Romantische Schule, Bd. 7, S. 29$_{32}$. $_{13}$ Vgl. Bd. 2, S. 449 zu Str. 11, V. 3.

S. 267$_{5}$ ff. Berühmter Hinweis in Lessings Laokoon ⟨Stück 22⟩. $_{25}$ ff. Auch Heines Urteil über Clauren hat sich gewandelt; vgl. Bd. 4, S. 70, 98, 198, 419. $_{33}$ ff. Der von Wittgenstein protegierte Cerf verpachtete die Konzession des Königstädtischen Theaters an ein Finanzkonsortium, zu dem Joseph Mendelssohn und Beer, Michaels und Meyerbeers Vater, gehörten. Eigentlicher Leiter war Justizrat Kunowski. Die Direktion wechselte, auch Cerf übernahm sie nochmals. Näheres bei Geiger, Berlin II, S. 500 ff.

S. 268$_{13}$ Gubitz leitete den Gesellschafter seit 1817. $_{28}$ ff. Der Rittmeister a. D. von Leithold schrieb »Meine Ausflucht nach Brasilien, oder Reise von Berlin nach Rio de Janeiro und von dort zurück . .«, Berlin 1822. In der Zeitung für die elegante Welt ist der Titel der Zeitschrift als »Raritäten« angegeben; Hitzigs Gelehrtes Berlin führt an: »Mannigfaltigkeiten. Eine Wochenschrift. Berlin 1822.« $_{31}$ f. Der »Beobachter an der Spree«, ein charakterloses, niedrigstehendes wöchentliches Unterhaltungsblatt, hielt sich lange. Der »Märkische Bote« bestand seit 1819; ein Teil des zweiten Briefs aus Berlin wurde dort abgedruckt.

S. 270$_{17}$f. Vgl. S. 211$_{24}$ff. $_{29}$ An ihn ein sehr freundschaftlicher Brief von Weihnacht 1825.

S. 271$_{6}$ff. Spontini reiste am 9. Juni 1822 nach Dresden, Wien, Italien, Paris. Seine Bemühungen, in Wien die Olympia zur Aufführung zu bringen, waren vergeblich. $_{13}$ff. Der Prozeß gegen den des Mordes angeklagten Kölner Kaufmann Fonk beschäftigte die öffentliche Meinung lange Zeit; die Frage wurde auch im Rheinisch-westfälischen Anzeiger immer wieder erörtert. Die genannten Broschüren sind: »Über P. A. Fonk.«, »Über die Ermordung des W. Cönen . .«, »Der Kampf für Recht und Wahrheit, in dem 5jährigen Kriminal-Prozeß gegen P. A. Fonk von Köln, von ihm selbst herausgegeben und seinen Mitbürgern zur Beherzigung gewidmet.«

S. 272$_{8}$ff. Bezieht sich vielleicht auf die Broschüre: »Erläuterungen zu dem berühmten 5jährigen Kriminalprozeß gegen Peter Anton Fonk, oder Replik . . . Von einem Königlich Preuß. Justizbeamten« ⟨Bonn 1822⟩.

S. 273$_{2}$f. 1813 Organisator des Generalgouvernements des Mittelrheins, 1814—15 Generalgouverneur von Berg, unversöhnlicher Gegner Napoleons von liberaler Gesinnung. $_{25}$ Beliebtes, zu Anfang des 19. Jahrhunderts besonders gern auf das geistige Gebiet angewandtes Schlagwort.

S. 274$_{6}$ Vgl. zu S. 248$_{4}$. $_{7}$ff. Vgl. zu S. 222$_{25}$f. $_{13}$f. Vgl. zu S. 218$_{11}$. $_{14}$ff. Vgl. zu S. 247$_{11}$f. $_{25}$ff. Näheres siehe Geigers Neudruck 1913, Einleitung.

S. 275$_{6}$ III, 3, S. 167 ⟨Geneigte Teilnahme an den Wanderjahren⟩: »Ein tiefsinniger und fühlender Mann, V. v. E., der meinen Lebensgang schon längst aufmerksam beobachtend, mich über mich selbst seit Jahren belehrte, . .« $_{12}$ »Der deutsche Gilblas, eingeführt von Göthe. Oder Leben, Wanderungen und Schicksale Joh. Christ. Sachses, eines Thüringers. Von ihm selbst verfaßt.« Stuttgart und Tübingen 1822. Das Vorwort ⟨S. III—XIV⟩ auch im Morgenblatt 1822, Nr. 115. $_{16}$ Pascha von Janina, machte

sich zum unabhängigen Herrscher von Albanien, Epirus, Thessalien und dem südlichen Makedonien. Ungebrochen im hohen Alter, erlag er doch in jener Zeit ⟨10. Januar 1822⟩ den Truppen des Sultans und wurde am 5. Februar ermordet. 17 Gemeint ist die Kampagne in Frankreich, die unter dem Titel: »Aus meinem Leben. Von Goethe. Zweiter Abteilung Fünfter Teil« 1822 erschien. 30 Byrons Memoiren wurden nach seinem Tode vernichtet. 33 Sardanapal, Die zwei Foscari, Kain erschienen in einem Band 1821.

S. 276 3 ff. Southey war seit 1813 poëta laureatus. Wegen der Entwicklung seiner einst radikalen zu sehr konservativen Anschauungen wurde er oft angefeindet und für seine nach Georgs III. Tod verfaßte »Vision of judgement« ⟨1821⟩, deren Vorrede die Bezeichnung »Satanische Schule« gebrauchte, von Byron in seiner gleichnamigen Schrift gegeißelt. 7 f. Die »Mémoires écrits par lui-même« erschienen zuerst in deutscher Bearbeitung von Schütz, Leipzig 1822—28, und französisch erst Leipzig 1826—38. 13 f. Œuvres posthumes erschienen in 6 Bänden Wien und Dresden 1817. 17 Anmerkung des Herausgebers: »Ich nicht!« 32 Berlin 1821, 3 Bde.

S. 277 2 ff. »Über die deutsche Bühne«, Berlin 1821. »Poetische Werke« erschienen erst 1832, Braunschweig und Leipzig, und wurden noch damals ⟨Allg. Literatur-Zeitung, 1834, Nr. 20⟩ als »Erstlinge« beurteilt. Über Heines Verhältnis zu Köchy siehe Allgemeines, S. 475. Köchy stammte aus Braunschweig. 11 ff. Von Uechtritz ⟨aus Görlitz⟩ lag vor: Chrysostomus, Rom und Spartakus, Rom und Otto III., sie erschienen 1823. Vgl. aber Heine an Immermann, 21. Januar 1823, und Bd. 4, S. 460. 18 f. Vgl. S. 244 13 ff. 21 Dazu Anmerkung: »Ist bekanntlich seitdem gestorben. D. H.« 22 f. Die bewußte Episode im 4. und am Anfang des 5. Kapitels — von Ellinger ⟨a. a. O., S. 46—52⟩ aus dem Originalmanuskript im Geheimen Staatsarchiv veröffentlicht — kam damals nicht zum Druck.

S. 279 2 ff. Vgl. Heines Urteil über Hoffmann, Siebert,

Kap. 2. 10 Matthew Gregory Lewis, London 1795. 12 Berlin 1817. 15f. Berlin 1819—21. 18 »Seltsame Leiden eines Theaterdirektors«, Berlin 1819. 19 Taschenbuch zum geselligen Vergnügen 1822. 21 Breslau 1821. 24f. Die allgemein verbreitete Nebeneinanderstellung Hoffmanns und Jean Pauls beruhte zum Teil darauf, daß dieser die Vorrede zu den Phantasiestücken geschrieben hatte.

S. 280 26f. Spätere Charakterisierung Goldsmiths und Fieldings: Romantische Schule, Bd. 7, S. 153. 31 Rousseau war bereits von der Akademie preisgekrönt, als er sich, weil er nicht von der Schriftstellerei leben wollte, als Notenabschreiber empfahl.

S. 282 28 Vgl. zu S. 274 25ff.

S. 283 30 Durch grobe Unreinlichkeit hervorgebrachte Verfilzung der Kopfhaare, heute in Deutschland nur vereinzelt, immer noch am häufigsten im Regierungsbezirk Posen.

S. 284 32ff. Die Erbuntertänigkeit wurde in Posen durch die Verfassung des Herzogtums Warschau 1807 aufgehoben, früher als in Preußen. 1819 wurde der Bauernschutz ⟨Verhinderung beliebiger Kündigung an die Bauern⟩ eingeführt. Ein Gesetz vom 23. April 1823 ordnete die Regulierung ⟨Ablösung der Frondienste⟩. Gerade in Posen wurden die Reformen ohne viel Rücksicht auf die Grundherren sehr rasch durchgeführt.

S. 286 5f. Wie Raabski ⟨siehe Allgemeines, S. 478f.⟩ hervorhebt, betrug der Anteil der Juden an der Bevölkerung nach der offiziellen Zählung von 1821 nur $^1/_{15}$, er wendet sich besonders auch gegen ihre Bezeichnung als tiers état, sowie gegen 286 6. 26ff., 33f. 15f. Das Frauentaschenbuch wurde für 1815 von Fouqué, Franz Horn, Caroline Fouqué, Kind, Uhland u. a., 1816—1821 von Fouqué allein bei Schrag in Nürnberg herausgegeben. 30 Erwähnt: an Wohlwill, 1. April 1823, an Moser, 1. April 1825.

S. 287 13f. In »George a Greene, the Pinner of Wakefield« von Robert Greene, das früher Shakespeare zugeschrieben

wurde ⟨auch Tieck, der es im Altenglischen Theater I, 159ff., veröffentlichte, möchte es — S. XIX—XXI — Shakespeare zuweisen⟩, wohnen die lustigen Schuster in Bradford.

S. 288$_{13}$ »Berlinisches Wochenblatt für den gebildeten Bürger und denkenden Landmann«, herausgegeben von Prof. Wadzeck. Über diesen vgl. Bd. 4, S. 160$_{25}$ff. und Anm. 17f. Spielt vielleicht ⟨wie wahrscheinlich auch Bd. 3, S. 386, Z. 4 und Bd. 4, S. 62$_{21}$⟩ auf Wilhelm Wackernagel an, der als 14jähriger Tertianer am 27. November 1819 in einem Brief an seinen Bruder Philipp in Breslau eine Teilung Deutschlands in 14 Kreise vorgeschlagen hatte. Der Brief wurde aufgefangen, der junge W. im Sommer 1820 vom Gymnasium entfernt und die angeordnete Züchtigung durch den Vormund nur nach langen Bemühungen der Geschwister in eine dreitägige Gefängnisstrafe umgewandelt. Siehe Rudolf W., Wilh. W.s Jugendjahre, Basel 1885.

S. 289$_{1}$ff. Zeitweise war die Lage der Juden in Polen sehr günstig, so besonders zu Anfang des 17. Jahrh.; doch wurde die Mehrzahl ihrer blühenden Gemeinden durch den Kosakenaufstand 1648 vernichtet.

S. 292$_{26}$ Edelmann im Besitz eines königlichen Lehens, der teilweise eigene Gerichtsbarkeit ausübt.

S. 295$_{13}$ff. Vgl. Engl. Fragmente, S. 144$_{19}$ff. und Anmerkung. $_{21}$ff. Mücke ⟨S. 66⟩ weist darauf hin, daß in diesen sonst historisch richtigen Ausführungen »Fürsten« statt »Adel« zu setzen wäre.

S. 296$_{22}$ff. Indische Tier- und Pflanzenbezeichnungen, die dichterischen Vergleichungen dienen.

S. 302$_{4}$ff. Ungefähr von dieser Zeit an ⟨1822 erschienen die Balladen und Romanzen von Mickiewicz⟩ rechnet man die romantische Periode der polnischen Literaturgeschichte. Sie kennzeichnet sich durch die Befreiung vom französischen Klassizismus infolge deutscher und englischer Anregungen. Die Philosophie hatte sich unter deutschem, besonders Kantischem Einfluß schon früher vom französischen Sensualis-

mus abgewandt, zu reicher Ausbildung der philosophischen Literatur kam es aber erst durch Hegels Anregungen, die auch erst in den 40er Jahren voll wirksam wurden.
14f. Vgl. S. 273 26ff.

S. 303 32 I. P. Kaulfuß, Über den Geist der polnischen Sprache und Literatur, Halle 1804.

S. 304 6 Der französische Staatsmann, seit 1815 in Magdeburg lebend, verfaßte mathematische und dichterische Arbeiten.

S. 307 22 Der 965 erbaute Dom wurde durch den Erzbischof Matthias Labienski wiederhergestellt. 24ff. Hier berichtigen Raabski und der Einsender des »Gesellschafters« ⟨vgl. Allgemeines⟩, daß der siegreiche Polenfürst Boleslaw geheißen, und daß das Tor aus Bronze, nicht aus Eisen sei und niemals als Stadttor gedient habe. 33 Boga rodzica dziewica, von vier Männern vorgetragen, aber einstimmig.

S. 308 3ff. Auch gegen diese Bemerkungen wenden sich die Angriffe und der Spott Raabskis sowie des Einsenders im »Gesellschafter«. 18 Die Pfau, Pfaue kommt auch sonst vor, bei Grimm allerdings nur in viel älteren Belegen.
27f. Die »Zeitung für das Großherzogtum Posen« ⟨vgl. Allgemeines⟩, die »eingesandten« Rezensionen verteidigt Raabski nur lau, widerspricht aber den meisten Urteilen Heines, der gerade die besten Schauspieler nicht erwähne.

S. 309 16f. »Sorgen ohne Not und Not ohne Sorgen«, Lustspiel in 5 Aufzügen von Kotzebue, Leipzig 1810.
22 Lustspiel in 2 Aufzügen von Kurländer. 23 Lustspiel in 5 Aufzügen von Pius Al. Wolff ⟨Dramat. Spiele, 1. Band, Berlin 1823; Erstaufführung Berlin 29. Novemb. 1810⟩.
28ff. Der Briefschreiber im »Gesellschafter« bemerkt dazu: »Übrigens darf er für seine Favorite nicht in Not ohne Sorgen und Sorgen ohne Not sein, sie geht in keinem Sumpfe unter, dazu ist sie zu leicht!«

S. 310 14 Trauerspiel in 5 Aufzügen von Körner.
26 Eigentlich: »Des Königs Befehl«, Lustspiel in 4 Aufzügen von Karl Töpfer, unter dem angegebenen Titel zuerst mehr-

fach aufgeführt. 29ff. Vogt wurde anderwärts besser beurteilt; Näheres über ihn und seine Direktionsführung siehe bei Laubert, Studien zur Geschichte der Provinz Posen in der ersten Hälfte des 19. Jahrh., Posen 1908, S. 143ff.

S. 311₁ »Das Alpen-Röslein, das Patenkind, der Shawl. Schauspiel in 3 Abteilungen, nach einer Erzählung Claurens von Holbein«, 1822 ⟨Neuestes Theater, 1820—23, Bd. 4⟩. ₂ Lustspiel in 5 Akten von Clauren, Dresden 1822. 5f. Staberle ist die seit 1813 für lange Zeit auf der Wiener Bühne eine große Rolle spielende Hauptfigur in mehreren Stücken Ad. Bäuerles; vgl. S. 246 6f. und S. 402 34. — »Die falsche Catalani«, auch: »Die falsche Primadonna in Krähwinkel«, Posse mit Gesang in 2 Akten von Bäuerle, 1820. 6ff. Näheres über die Posener Bühnenverhältnisse bei Laubert im 3. Abschnitt ⟨Das Posener Theater 1815/47⟩. ₁₉ Leipzig 1808. 26ff. Nach Laubert ⟨S. 311⟩ spielte die Skibinskische Truppe, die im August kam, an neun Abenden.

S. 312₁₁ Drama in drei Aufzügen, Leipzig 1818. 26f. In Boieldieus »Johann von Paris«, mit dem die Polen am 31. August ihr Gastspiel begannen. ₂₇ Von Boieldieu ⟨1800⟩. ₂₈ Aline, Königin von Golconda, hier ist jedenfalls die Vertonung des beliebten Stoffes durch Boieldieu ⟨1808⟩ gemeint.

S. 313 1ff. Die genannten Rollen wieder aus »Johann von Paris«. ₂₃ Schottky wirkte seit Ostern 1822 als Professor der deutschen Literatur und Sprache am Gymnasium in Posen. Heine war an ihn durch Gubitz empfohlen worden, interessierte sich lebhaft für seine Sammlungen ⟨an Keller, 1. September⟩ und verkehrte auch nach seiner Rückkehr noch brieflich mit ihm ⟨4. Mai 1823⟩. Über ihn und sein Leben finden sich Angaben in Gutzkows Rückblicken, Berlin 1875, S. 89—99, bei Warschauer, Zeitschrift für die historische Gesellschaft der Provinz Posen V, 423—28; VI, 446—49; VII, 102f. ⟨sich an Gutzkow anschließend und ihn berichtigend⟩ und Laubert, Aus dem Posener Lande I, 9 und 10.

Seine Biographie samt den wichtigsten Aktenstücken und Briefen kündigt jetzt E. K. Blümml als zweiten Teil von »Schottkys Volksliedernachlaß« an. ⟨Bis jetzt liegt der erste Teil: »Texte. Wien 1912« vor.⟩ Schottkys Sammlungen waren unkritisch zusammengebracht, Verdienste hat er sich insbesondere um die Kenntnis der Volkslieder erworben. Daß seine österreichischen Tanzreime auch auf Heines Lyrik gewirkt haben, erkennt dessen Brief an.

S. 314$_{30}$ Der »Österreichischen Volkslieder« erster Band war 1819 in Pest von Sch. und Ziska herausgegeben worden, der angekündigte zweite Band erschien nicht. Sch.s handschriftliche Sammlung befindet sich jetzt auf der Wiener Hofbibliothek, soweit sie nicht verloren ging. Blümmls Texte enthalten 61 Nummern, in denen allerdings viele Schnadahüpfl unter gemeinsamer Nummer zusammengefaßt sind.

S. 315$_{12}$ Schottky studierte in Breslau Jurisprudenz und wurde durch v. d. Hagen, der 1811 bis 1821, und Büsching, der von 1811 bis zu seinem Tode dort wirkte, in seiner Neigung für die altdeutsche Literatur bestärkt. $_{29ff.}$ »Gott, Christus und Maria« erschien nicht. Über die Zeitschrift »Vorzeit und Gegenwart« vgl. Warschauer, Eine verschollene Posener Zeitschrift ⟨a. a. O., V, 423ff.⟩.

S. 316$_{4ff.}$ Vgl. Heines Brief an Schottky.

S. 322$_{2ff.}$ Gegen Arndt war 1821 die Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe eröffnet worden, sie verlief zwar ergebnislos, doch wurde ihm bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. nicht wieder gestattet, Vorlesungen zu halten. Eine Darstellung seines Prozesses hat er in seinem »Notgedrungenen Bericht aus meinem Leben . . .«, Leipzig 1847, gegeben. $_{7}$ Mit anderer Betonung nennt der späte Heine selbst Paris das moderne Babel: siehe zu Bd. 3, S. 216. $_{18ff.}$ Vgl. Allgemeines, S. 480. Rousseaus Angriff gegen Heines »Romantische Schule« erfolgte in seiner Zeitschrift »Der Leuchtturm«, Januar 1836.

S. 323$_{9f.}$ Das heute noch bekannteste von Methfessels Liedern ist: »Hinaus in die Ferne«.

S. 324$_{7}$ Vgl. die Briefe aus Berlin, besonders S. 234.

S. 325$_{16}$ Trauerspiel in 4 Abteilungen, Leipzig 1823; Erstaufführung Berlin 1819. $_{33}$ Trauerspiel in 5 Aufzügen, Leipzig 1823.

S. 326$_{15}$ Trauerspiel in 1 Aufzug ⟨Urania auf das Jahr 1826, S. 141 ff.⟩; Erstaufführung in Berlin 22. Dezember 1823. Über das Stück spricht Heine auch in den Briefen an Moser vom 5. oder 6. November 1823, 9. und 21. Januar 1824.

S. 327$_{1ff.}$ Im selben Sinn äußert sich Heine zum »Werther« noch in der »Romantischen Schule«, Bd. 7, S. 22. $_{9ff.}$ Zweites Buch, am 15. März. $_{31}$ Heine vergißt das bürgerliche Trauerspiel des 18. Jahrhunderts von Diderot bis Schiller ⟨vgl. Minor, Zur Geschichte des bürgerlichen Trauerspiels in Deutschland, Deutsche Dichtung 1895, S. 247 ff.⟩. $_{32f.}$ Trauerspiel in 5 Aufzügen, Stuttgart und Tübingen 1819; Erstaufführung Berlin 30. November 1815. Über das Problem des bürgerlichen Trauerspiels spricht mit manchen in die Zukunft weisenden Gedanken Robert selbst in den zwei beigefügten Briefen, das Stück selbst ist am eingehendsten charakterisiert von Minor, a. a. O.

S. 328$_{5f.}$ »Ourika« ⟨1823⟩ und »Édouard« ⟨1825⟩, Romane der Herzogin von Durfort-Duras, erschienen bald in einer Anzahl deutscher Ausgaben und Übersetzungen ⟨Berlin 1824, Wien 1825 — Straßburg 1825, Berlin 1826, Gotha 1826, Stuttgart 1826⟩. Der Stoff der ersten wurde von Castelli zu einem Einakter ⟨im »Dramat. Sträußchen«, 11. Jahrgang für das Jahr 1826⟩ verarbeitet und liegt einer Dichtung Paul Heyses zugrunde. Ausgehend von der Herzogin von Duras und ihren Werken behandelt E. Castle »die Isolierten« als »Varietäten eines literarischen Typus« ⟨Berlin 1899⟩. — In $_{5}$ zieht sich durch alle Heineausgaben seit Strodtmann irreführende Zeichensetzung. $_{7}$ »Die Leibeignen oder Isidor und Olga«, Leipzig 1826. $_{9}$ C.

Delavinge, 1821 ⟨mehrfach auch deutsch bearbeitet: von I. F. v. Mosel, Leipzig 1823; Frhrn. v. Biedenfeld, Berlin 1824; A. Lewald, Nürnberg 1825⟩.

S. 329 8 f. Der Deutsche Struensee, als Günstling Christians VII. von Dänemark Minister geworden, suchte das Land im Sinne der Aufklärung zu reformieren. Seine Begünstigung des Deutschen und sein ehebrecherischer Umgang mit der Königin gaben seinen aristokratischen und klerikalen Feinden die Handhabe, seinen Sturz und seine Hinrichtung herbeizuführen ⟨1772⟩. Näheres bei Wittich, Str., Leipzig 1879, und in dänischer Literatur.

S. 330 27 Karyatiden des Thrones: vgl. S. 400 15 f. 31 ff. I, 12.

S. 331 29 ff. Im allgemeinen hat der »Struensee« sehr günstige Beurteilung gefunden.

S. 339 33 V, 9.

S. 340 9 ff. Charakteristik Charlotte von Hagns bei Devrient II ⟨1905⟩, S. 436 f. 23 Heine leugnete zwar gegen Varnhagen, daß er, wie das Gerücht behaupte, in Therese Peche verliebt sei ⟨30. Oktober 1827; vgl. indes an Merkel, 7. November 1827⟩, hatte aber doch die Absicht, etwas für sie zu tun ⟨an Merkel, 1. Dezember 1827⟩, und fügte nun hier ihren Namen zwischen den schon berühmterer Kolleginnen ein. Siehe dazu weiter den Brief an Merkel vom 14. April 1828.

S. 341 27 Die französische Schauspielerin Marguerite Georges Weymer gastierte, nachdem sie schon 1812 vor Napoleon in Dresden und Erfurt gespielt hatte, 1816 und die folgenden Jahre im Ausland. Heine spricht von ihr auch in den Briefen über die französische Bühne, Bd. 8, S. 92 33 f. 30 f. II, 19.

S. 342 15 Vgl. die Briefstelle an Menzel: Allgemeines, S. 481.

S. 346 21 ff. Vgl. Buch Esther 2, 19 ff. 34 f. »Every man

is the son of his own works« lautet ein englisches Sprichwort.

S. 347 4f. Die genannten Orte bezeichnen nur ungefähr die äußersten Punkte Englands nach allen vier Windrichtungen.

S. 350 5ff. Einen verwandten Gedanken spricht Goethe in 3, 114 der Maximen und Reflexionen aus: »Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurteilen können. Der Autor eines Buchs, das wir beurteilen könnten, müßte von uns lernen.« 28f. »Geschichte der alten und neuen Literatur. Vorlesungen gehalten zu Wien im Jahre 1812« ⟨Wien 1815⟩.

S. 351 4f. Nebeneinander werden Varnhagen, Alexis und Zimmermann auch als Beurteiler Goethes genannt in der Romantischen Schule ⟨Bd. 7, S. 55⟩. 19ff. Hier spricht Heine zum ersten Mal öffentlich von der Goetheschen Periode und der Idee der Kunst als ihrem Mittelpunkt; vgl. die Anmerkung zu Bd. 7, S. 522, wo die in Betracht kommenden Stellen aufgeführt sind. 25f. Vgl. Bd. 7, S. 51 22ff. und Anmerkung.

S. 354 24 Siehe Eckertz, Heine und sein Witz, Berlin 1908. Über Menzels Witz vgl. auch Gedanken und Einfälle, Bd. 10, S. 260 10ff.

S. 356 11ff. I, 221ff.

S. 357 16f. Servile nannte man seit 1814 in Spanien im Gegensatz zu den Konstitutionellen oder Liberalen diejenigen, die Ferdinands VII. Politik unterstützten; als Parteibezeichnung verschwand der Ausdruck wieder. 21 Menzel: »verbergen«.

S. 359 6ff. Seit Gottfried Arnolds Ketzerhistorie verbreitete Gedanken. 15ff. Daß Jesus dem im 2. Jahrhundert v. Chr. in Palästina entstandenen, auf Andacht und Entsagung gerichteten Orden der Essäer oder Essener angehört habe, wie es J. G. Wachter, Reimarus, Bahrdt u. a.

angenommen hatten, war damals von Bellermann ⟨Geschichtliche Nachrichten aus dem Altertume über Essäer und Therapeuten, Berlin 1821⟩ nicht erwiesen und auch nicht erweisbar genannt worden, heute wird es als grundlose Hypothese angesehen.

S. 360$_6$ Der mohammedanische Mystizismus, auf dem das islamische Ordenswesen beruht. Heine war er vielleicht auch dadurch bekannt geworden, daß die großen persischen Dichter, wie Saadi und bis zu einem gewissen Grad auch Hafis, ihm anhingen. Zu Heines Berliner Zeit schrieb Tholuck über ihn ⟨Sufismus, sive Theosophia Persarum pantheistica, Berlin 1821⟩. $_{30}$ff. Die Ausführung dieser Charakteristik von Voß gibt die Romantische Schule ⟨Bd. 7, S. 33ff., vgl. auch die Anm. dazu⟩.

S. 362$_{3}$ff. Vgl. insbesondere Bd. 4, S. 99f. und 7, S. 44ff. $_{16}$ II, S. 205ff. $_{26}$f. Engl. Fragmente V.

S. 363$_{15}$ff. Wiederholt in der Romantischen Schule ⟨Bd. 7, S. 42$_{28}$f.⟩. Mit persönlicherer Bezugnahme spricht Heine die gleichen Gedanken aus in den Briefen: an Moser vom 30. Oktober, an Varnhagen vom gleichen Datum und vom 28. November 1827.

S. 364$_{23}$ Anspielung auf den Titel von Goethes Zeitschrift.

S. 368$_{23}$ Über Heines Stellung zum Duell vgl. an Immermann, 10. April 1823.

S. 370$_{4}$f. »Histoire de la guerre de la péninsule sous Napoléon« ⟨Paris 1827, deutsch: Leipzig 1827⟩.

S. 371$_{25}$ Immermann hat, indem er »umgibt« durch »verschließt« ersetzte, die Antithese herausgearbeitet und so das Verständnis der Stelle erleichtert.

S. 373$_{1}$f. Immermann ändert in »Gütges«, führt jedoch »Hohes« in der 2. Auflage wieder ein. $_{26}$ Der Gegensatz soll betont sein, deshalb ändert I. nicht.

S. 376$_{5}$ Whims: seltsame Einfälle.

S. 377$_{15}$ Nach dem Riesen Schlagadodro, der diese Worte spricht.

S. 378$_{19}$ *Τύπτω*, griechisches Verbum, dessen Konjugation der Riese studiert. $_{28\,ff.}$ Die Verse wurden ganz gestrichen.

S. 379$_{1\,ff.}$ Geändert in: »Seine großen Ohren hören Nicht..«

S. 380$_{22}$ Der Engländer hat Maschinen als Gemahlin und als Bedienten.

S. 381$_{4}$ Name von Tulifäntchens Schimmel.

S. 382$_{12\,ff.}$ Dafür eingesetzt: »So bin ich, dankbezwungen Und ihr zu Lieb, ins Ehebett gesprungen!«

S. 383$_{23}$ »Der« wurde gesperrt.

S. 384$_{19\,f.}$ Immermann setzt »tändelt« ein.

S. 390$_{5\,ff.}$ Heine knüpft an die Julirevolution an. $_{25\,ff.}$ Die Vergleichung der praktischen Revolution in Frankreich mit der philosophischen in Deutschland ist eine von Heines Lieblingsideen; sie liegt u. a. dem dritten Buch von »Religion und Philosophie in Deutschland« zugrunde, wo die hier ausgesprochenen Gedanken weiter ausgeführt wurden.

S. 391$_{7\,f.}$ Vgl. Bd. 7, S. 295$_{31\,ff.}$ $_{8\,f.}$ Vgl. ebd., S. 315$_{33\,ff.}$ $_{21}$ Vgl. ebd., S. 347$_{8\,ff.}$ $_{26\,ff.}$ Der Parallelismus ist zwar in »Religion und Philosophie in Deutschland« auch bis zu Hegel fortgeführt ⟨S. 347$_{25\,ff.}$⟩; dieser wird aber jetzt nicht mehr mit Ludwig Philipp verglichen, und es wird ihm eine bedeutendere Stellung angewiesen.

S. 393$_{10}$ Zur Geschichte der Vergleichungen mit Hamlet siehe R. M. Meyer, Deutschland ist Hamlet ⟨Gestalten und Probleme, Berlin 1905, S. 265 ff.⟩, wo übrigens ⟨S. 276⟩ darauf hingewiesen ist, daß Heine selbst sich ⟨durch Barbey d'Aurévilly⟩ »cet Hamlet de la poésie douloureuse du XIX. siècle« nennen lassen mußte. $_{15\,f.}$ I, 5. Nicht dem Wortlaut nach zitiert. $_{25\,f.}$ Necker suchte unter Ludwig XVI. vergebens die französischen Finanzen zu reformieren, Sieyés

stellte in seiner berühmten Flugschrift die Frage: »Qu'est-ce que le Tiers-état?«

S. 394 10 II, ch. CXXI, p. 51.

S. 395 4ff. Die Parallele des Zensors und des Henkers ‹siehe Lesarten› wird ausgeführt in einer Lesart zur Vorrede der Französischen Zustände, Bd. 6, S. 486f. 28 Die Zöglinge der von Napoleon neuorganisierten École polytechnique zeichneten sich 1814 und 1830 besonders aus. 33ff. Lafayette, der am amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und der großen Revolution beteiligt gewesen, eilte 1830 aus Amerika nach Frankreich und übernahm das Kommando der Nationalgarde. Vgl. Bd. 6, S. 494; 8, S. 404 23f.; 413 34; 9, S. 409 27f.

S. 396 9ff. Am 6. Oktober 1789 fielen Deshuttes und Varicourt als Verteidiger der Gemächer der Königin.

S. 397 19 Ultima ratio regum ‹regis›: das letzte Mittel der Könige ‹bezw. des Königs›. In der ersten Fassung ‹die Wesselhöft S. 49 gebraucht› Aufschrift der französischen Kanonen seit Richelieu bis 1796, in der zweiten seit 1742 der preußischen ‹jetzt nur noch der Feldgeschütze› ‹Büchmann 1905, S. 558›. 20 Das Mittel des letzten Königs.

S. 398 8f. Beaumarchais, Le Mariage de Figaro, V, 3: »Vous vous êtes donné la peine de naître, et rien de plus.« 25ff. Gemeint kann nur Eugen von Breza sein; vgl. zu S. 144 19ff. und 295 15ff.

S. 399 23f. »Nobility is a graceful ornament to the civil order. It is the Corinthian capitol of polished society« ‹Reflections on the Revolution in France... 1790›. — Kapital ist die seltnere, jetzt ganz veraltete Form.

S. 400 5 Im englischen Parlament; vgl. zu S. 142 22. 15f. Vielleicht zitiert Heine sich selbst ‹S. 330 27f.›? Ihm ist also — vgl. auch Bd. 9, S. 294 4f. — die Karyatide Schmuck, der die stützende Funktion nur vortäuscht. 24ff. Vgl. Französische Zustände, Bd. 6, S. 247ff.

S. 401 30ff. Diese Auffassung liegt den Englischen Fragmenten VI und VII zugrunde.

S. 402$_{15}$ Napoleons Grabstätte ⟨bis 1840⟩. $_{30f.}$ Vgl. das IX. der Englischen Fragmente und die Anmerkungen dazu. $_{34ff.}$ Siehe zu S. 311$_{5}$. Der Regenschirm ist das stehende Requisit Staberles.

S. 403$_{3ff.}$ Um jene Zeit standen die Ungarn in heftiger Opposition gegen Wien; in Italien begann die Unabhängigkeits- und Einheitsbewegung.

S. 404$_{31ff.}$ Über den Eindruck von Warschaus Fall auf Heine berichten die »Französischen Maler«, Bd. 6, S. 53$_{26ff.}$

S. 405$_{13f.}$ Görres' »Rheinischer Merkur« war vom Januar 1814 bis Januar 1816 erschienen. $_{29}$ Vgl. zu Bd. 6, S. 133$_{15}$.

S. 406$_{4f.}$ Der aus Goethes Faust ⟨Studierzimmer, V. 1714 f.⟩ bekannten Formel entsprechend. $_{10ff.}$ Der nachmalige Friedrich Wilhelm IV.

S. 407 Heine kannte Bacharach natürlich aus eigener Anschauung; als Schauplatz sagenhafter Überlieferungen trat es ihm entgegen bei Brentano und bei dem ihm folgenden Loeben, die ihre Geschichte der Lurley dort lokalisieren, und in dem vielverbreiteten »Handbuch für Reisende am Rhein« ⟨so von der zweiten Auflage 1818 ab; die erste von 1812 trug einen umständlicheren Titel⟩ von Aloys Schreiber, das über die Burgen und die sonstige Umgebung des Städtchens eingehend unterrichtet. Die ältere Form »Bacherach« führt er vielleicht aus Schudt ⟨Jüdische Merkwürdigkeiten, Frankf. a. M., 1718, IV, 1, 288⟩ oder Masenius ⟨Annales Trevirenses XVI, 168⟩ ein. ⟨Näheres bei Feuchtwanger a. a. O., S. 47 ff.⟩ $_{24ff.}$ Über Bacharach — dessen Name in einigen von Heines Quellen von Bacchi ara abgeleitet wird — als römische Gründung ist nichts bekannt. Es gehörte als kölnisches Lehen ursprünglich den Herrn von Stahleck und kam im 12. Jahrhundert an Kurpfalz.

S. 408$_{9}$ Sareck, eine kleine Burg, deren spärliche Reste auf der andern Rheinseite stromaufwärts liegen, bei Schreiber ebenfalls genannt, wird hier offenbar verwechselt mit dem Bacharach beherrschenden Stahleck ⟨417$_{33}$: Strahleck⟩. $_{12ff.}$

Bacharach besaß zwar eine alte Judengemeinde und Synagoge, doch ist der Aufenthalt von Juden in der dortigen Gegend zur Römerzeit nicht nachgewiesen. 26 Über die Geißler ⟨vgl. S. 431 26 ff.⟩ unterrichtete sich Heine aus der Limpurgischen Chronik ⟨nach 1402, herausgegeben 1617⟩.

S. 409 2 ff. Durch Pilze hervorgerufene rötliche Flecken auf der Hostie suchte man auf solche Weise zu erklären. Den Hostiendiebstahl erzählt Schudt anders; Heine ist hier vielleicht beeinflußt durch »Die Juden in Passau« in »Des Knaben Wunderhorn« I ⟨Mücke, S. 75⟩. 18 ff. Die Legende des hl. Werner, eines von den Juden 1286 oder 87 in Oberwesel ermordeten Knaben, dessen Leiche stromaufwärts nach Bacharach schwamm, wird bei Schreiber erzählt; Heine konnte sie auch in den Acta sanctorum finden, die er gelesen zu haben scheint ⟨Mücke, S. 63⟩. 28 Gerade über Judenverfolgungen in Bacharach lagen wenig Notizen vor, am meisten noch von der zu Ende des 13. Jahrhunderts.

S. 410 29 ff. Die Formel lautet in wörtlicher Übersetzung: »Du bist mir angetraut nach dem Gesetz Mosis für Israel!« Feuchtwanger ⟨S. 79⟩ vermutet, daß Heine durch Gans diese einfachste Trauungsform kennen gelernt habe, die, wenn überhaupt gültig, — im allgemeinen war Einwilligung der Braut und Anwesenheit zweier qualifizierter Zeugen unentbehrlich — kaum je vorgekommen sein wird.

S. 412 8 ff. Passah oder Pesach ⟨Pascha, *πάσχα* ist die aus dem Aramäischen gräzisierte Form⟩, Überschreitungsfest oder Fest des schonenden Vorübergehens ⟨nach Mos. 2, 12 f.⟩, beginnt am Vorabend des 15. Nisan, dieser ⟨im Jargon: Nissen⟩, der Frühlingsmonat, ist der erste im jüdischen Kalender. 13 ff. Beschreibung des Seder-Abends ⟨Seder = Ordnung⟩. 19 Mairettig ⟨auch S. 456 1⟩: Jargonaussprache von Meerrettich oder mißverstandener Monatsrettich?
20 Sog. Charoseth. 23 Die Hagadah ⟨siehe auch Bd. 3, S. 144 ff.⟩ enthält auch das Ritual für den Abend, eine Übersetzung ließ sich Heine durch Moser schicken ⟨Brief vom 25. Juni 1824⟩. 31 Mazzoth.

S. 414$_9$ »Fahrnisse«: bei Grimm nur der juristische Terminus ⟨fahrende Habe, bewegliche Sachen⟩ belegt, doch gibt Sanders einige Stellen bei Humboldt, Riemer, Rückert an, die Heines Gebrauch entsprechen, ebenso Weigand. $_{24}$ Mizri: Ägypter.

S. 415$_{4ff.}$ Für diese Stelle ⟨Keho Lachma Anjo⟩, ebenso wie für 416$_{6ff.}$ und 423$_{32ff.}$, erbat Heine von Moser eine wörtliche Übersetzung. $_{14}$ Scholaum alechem, der Gegengruß lautet: Alechem scholaum. $_{24f.}$ Vgl. Prinzessin Sabbath ⟨Bd. 3, S. 135 und Anmerkung S. 487⟩. $_{28}$ »Warum ist es in dieser Nacht anders als in allen andern Nächten?« $_{32ff.}$ Mos. 1, 18.

S. 416$_{6ff.}$ Talmudische Legende. B'ne B'rak, wie der Name richtig lautet, war wohl ein kleiner Ort in Babylon. Weiter heißt es: »Rabbi Elieser, Sohn Asarjas«, Tarphen ⟨statt Tarphon⟩ und Jesua ⟨statt Josua⟩ sind Jargonformen. $_{33ff.}$ Siehe zu S. 412$_{2f.}$

S. 417$_{10}$ Knopern: niederdeutsche oder Jargonform? Grimm belegt sie aus einem italienischen Brief Goethes und vermutet ein Frankfurter Wort. $_{33}$ Vgl. zu 408$_9$.

S. 418$_{9f.}$ Sooneck, auf dem linken Rheinufer zwischen Trechtlingshausen und Niederheimbach, wie das letztere richtig heißt. $_{23}$ Schadai ⟨= Allmächtiger⟩, nach Heine selbst ⟨Bd. 3, S. 474⟩ bei kabbalistischen Beschwörungen üblich, der Ausruf ist, wie Feuchtwanger ⟨S. 79, Anm. 245⟩ angibt, in älteren jüdisch-deutschen Schriften zu belegen.

S. 419$_{16ff.}$ Keine jüdische Vorstellung.

S. 420$_{11}$ Vgl. Bd. 4, S. 148$_{29}$. $_{26ff.}$ Die Sagen vom Teufelskädrich und vom Wispertal konnte Heine bei Schreiber und in dem ihm gleichfalls bekannten Vogt, Rheinische Geschichten und Sagen ⟨Frankfurt a. M. 1817⟩ finden. Die zweite Sage wird ausführlich in den Elementargeistern ⟨Bd. 7, S. 386ff.⟩ erzählt.

S. 421$_{22ff.}$ Sog. »Verhör«.

S. 422$_9$ Die Form »Lauberhütte« ⟨von Heine auch sonst gebraucht⟩ steht für »Laubhütte«, die mit Laub, Früchten und dgl. gezierte Hütte, in der man während des 7tägigen Laubhüttenfestes ⟨Suckoth⟩ wohnt, das ein Erntedankfest ist und zugleich zur Erinnerung an den göttlichen Schutz bei der Wüstenwanderung begangen wird. $_{26}$ Nach streng jüdischer Sitte muß die Verheiratete ihr Haar wenigstens bedecken. $_{28}$ Die Formalität der Ehetrennung durch Scheidebrief war in Wirklichkeit sehr kompliziert.

S. 423$_{18}$ Mäuseturm: auf einer Rheininsel bei Bingen, wo der hartherzige Bischof Hatto von Mainz von den Mäusen aufgefressen worden sein soll. $_{32\,ff.}$ Siehe die Anmerkung zum Lazarus X, Bd. 3, S. 483f.

S. 425$_3$ Richtig: Myrten ⟨Bachweiden⟩, zum Feststrauß ⟨Lulaf⟩. Siehe zu 422$_9$. $_{8\,ff.}$ Von dem sogen. Rattenpfennig, den die Frankfurter Juden seit 1498 bezahlen mußten, weil einer von ihnen bei einem Turnier in einer Verkleidung ertappt worden war, erzählt Schudt II, S. 321ff. Näher steht aber zu Heine in Einzelheiten ⟨der getaufte Jude, Heller statt Pfennige⟩ Kirchner, Geschichte der Stadt Frankfurt a. M. ⟨1807, Kap. 1347—1519⟩, der nach Mückes Nachweis ⟨S. 75f.⟩ Heine als Quelle diente. $_{29\,ff.}$ Daß während der Messe Buden am Mainufer aufgestellt wurden, fand Heine wenigstens für das frühe Mittelalter ebenfalls bei Kirchner. Die Bedeutung der Frankfurter Messe schon für jene frühen Zeiten belegt die Limburger Chronik.

S. 427$_{5\,ff.}$ Für die Schilderung des Straßenlebens und insbesondere der Trachten stützt sich Heine außer auf die Limburger Chronik und Schudt, dem auch Stiche, allerdings aus viel späterer Zeit, beigegeben sind, vor allem auf Kirchner. $_{32\,f.}$ Diese Angabe aus Kirchner.

S. 428$_{2\,ff.}$ Kirchner berichtet auch über die häufige Anwesenheit Maximilians in Frankfurt. Auch im weiteren ist vieles aus Kirchner entnommen, der Braunschweig und Brandenburg zweimal beim Turnier von 1489 nennt und

auch erzählt, wie Peter von Marburg zum Namen »der Lump« kam ⟨»auch sein Sohn behielt den Zunamen bei«⟩. Die Turnierdarstellung ist vermutlich auch durch Rüxener ⟨siehe Bd. 4, Anmerkung zu S. 113$_{19}$⟩ beeinflußt, wo die Gesellschaft der Bären als Rittervereinigung oft erwähnt ist, sonst mögen durch Schottky vermittelte Eindrücke ⟨oben S. 313ff.⟩ eine Rolle spielen. An Kirchner schließt sich Heine fernerhin fast wörtlich an in der Beschreibung des Banners des Hauses Limburg, bei der Zeichnung des Quacksalbers ⟨bis auf Hanswurst, Zahnoperation und Uringlas⟩ und der Fechtmeister, der Zug der fahrenden Fräulein wurde durch den Abschnitt »Freudendirnen« angeregt, wo auch der Stöcker ⟨Stock-, Kerkermeister⟩ und das Rosental erwähnt sind.

S. 430$_{16}$ff. Über das Ghetto: Schudt, und im Anschluß an ihn, aber kurz, Kirchner. $_{28}$ 1241 ⟨Elster nach Stobbe, Die Juden in Deutschland, S. 96⟩.

S. 431$_{29}$ff.

»Es ging sich unser Frawe / Kyrieleison
Des morgens in dem Tawe / Halleluia
Da begegnet ihr ein junge / Kyrieleison
Sein Bart was ihm entsprungen / Halleluia
Gelobt seistu Maria.«

Heine hat das Lied aus der Limburger Chronik.

S. 432$_{6}$ Über das lebende Modell des Nasenstern siehe Bd. 8, S. 424$_{12}$ff., sowie 9, S. 165$_{22}$ und 302$_{6}$.

S. 433$_{5}$ Rindskopf hieß der Frankfurter Bankier, bei dem Heine 1816 in der Lehre war. — Übrigens hat Karpeles festgestellt, daß alle erwähnten Namen damals in der Judengasse zu Frankfurt vorkamen. $_{6}$ Achtzehn-Gebet: Schemone Esre, das dreimal an jedem Wochentag verrichtete Hauptgebet mit achtzehn ⟨eigentlich neunzehn⟩ Segenssprüchen. Die Bezeichnung wurde dann auch für Sabbat- und Festgebete gebraucht, die nur sieben oder neun Benediktionen enthalten.

S. 434$_8$ Wild darf nicht gegessen werden. $_{28ff.}$ Siehe zu S. 425$_{8ff.}$

S. 435$_{4f.}$ Hinzurichtende Juden nebst einem Hunde an den Füßen aufzuhängen, war vielfach gebräuchlich, noch 1741 erwähnt J. J. Beck ⟨Tractatus de juribus Judaeorum, Nürnberg⟩, daß diese Gewohnheit ⟨bei Diebstahl⟩ von etlichen für zulässig gehalten werde, und bringt eine darauf bezügliche Illustration. $_{21}$ Heilig: Das sog. Keduschoh wird nur bei der Wiederholung durch den Vorbeter, also in der Synagoge, gesagt, und auch nicht am Schluß, sondern zwischen dem zweiten und dritten Segensspruch.

S. 436$_9$ Gebräuchlicher Gruß: Gut Jontof. $_{13}$ Diese Geschichte ⟨Mos. 1, 22⟩ wird vielmehr am Neujahrstag verlesen. $_{23ff.}$ Das nach seinem Anfang »Chad gadja« genannte Schlußlied der Hagadah, das auch in die Kinderlieder des Wunderhorns aufgenommen ist. Heine läßt die letzte Strophe, nach der Gott — am Ende der Zeit — auch den Todesengel tötet, weg, um anknüpfen zu können. $_{24}$ Suslein ist wohl das französische »sou« und deutet darauf hin, daß Heine das Lied in einer Fassung seiner Heimat kannte, im Wunderhorn heißt es hier: »zwei Schilling Pfennig«.

S. 437$_{32}$ Siehe Bd. 1, S. 280 und Anmerkung.

S. 438$_{6ff.}$ Bilder des Hohen Liedes ⟨7, 4⟩ benutzend. $_8$ Glimmgold: Glimmer.

S. 439$_{34}$ 1711.

S. 440$_{6f.}$ Schudt II, 160ff. $_{31ff.}$ Der Gebetmantel ⟨Tallith⟩, von Mos. 4, 15, 37ff. vorgeschrieben. — Das Ritual schildert Heine hier, wie an den übrigen Stellen, nach den modernen Verhältnissen, ohne dadurch zu wesentlichen Unrichtigkeiten zu kommen. $_{34f.}$ Der jüdische Ritus verbietet ⟨gleich dem mohammedanischen, dem 2. Gebot entsprechend⟩ jegliches Bildwerk im Gotteshaus.

S. 441$_3$ Almemor oder Bimo, vgl., auch zum folgenden:

Prinzessin Sabbath, Bd. 3, S. 136 f. 14 ff. Ein solches Terzett ‹»Chasan [Vorbeter], Sänger und Baß«› bestand in vielen deutschen und polnischen jüdischen Gemeinden bis zur Zeit der Emanzipation.

S. 442 6 Die Bezeichnung »Schule« für die Synagoge ‹allgemein als Stätte der Belehrung oder, weil dort auch unterrichtet wurde› ist im Jargon sehr gebräuchlich.

S. 443 16 f. Die deklamierende Vortragsweise beim Verlesen der Thora wird nur am Neujahrs- und Versöhnungsfest moduliert. 26 f. Gemischter Chor ist eigentlich verpönt ‹aus dem gleichen Gedanken, aus dem auch Männer- und Frauenraum getrennt ist›. 30 Überschluppern: über etwas hinwegschlüpfen.

S. 444 4 In Worms war eine alte, berühmte Judengemeinde. 18 Garküche: Speisehaus.

S. 445 14 ff. Diese Unterscheidungszeichen galten für die Juden seit 1215 allgemein und waren in Frankfurt infolge einer Mainzer Provinzialsynode 1452 wieder aufs strengste angeordnet. Vgl. Schudt II, 247 ff. 34 Ruddeln — auch Bd. 3, S. 411, Str. 5 und Bd. 9, S. 302 25 — ‹etwa: klatschen› wird von Zillgenz ‹Rheinische Eigentümlichkeiten in H. Hs. Schriften, Waren 1893› mit »rütteln« in Verbindung gebracht, während Elster es zu ‹zusammen›»rotten« stellt und als Jargonwort anspricht.

S. 447 2 Die Feindschaft der benachbarten Midianiter und Moabiter war bei den Juden sprichwörtlich.

S. 448 15 f. scheint auf einem Mißverständnis zu beruhen; Waschung ist vorgeschrieben, wenn man etwas Unreines berührt hat. 34 ff. Heine gibt hier, vielleicht eher aus künstlerischen Gründen als aus Unkenntnis, eine ganz unrichtige Darstellung von der Reihenfolge der Gebete.

S. 450 5 ff. Nur für den Sabbat, nicht für andere Festtage — an denen gekocht werden durfte —, war es nötig, die tags zuvor bereiteten Speisen ‹sog. »gesetztes Essen«› im Gemeindeofen aufzubewahren.

S. 451$_{17}$ Schimpf, altertümlich = Scherz.

S. 452$_{13}$ Ausführliches über den großen jüdischen Gelehrten und Diplomaten, den Günstling spanischer Könige, der 1492 vergeblich die Vertreibung der Juden abzuwenden suchte und dann selbst Spanien verließ, um nur noch den Studien zu leben, sowie über Heines Quellen bei Feuchtwanger, S. 90ff. Ein Neffe Don Isaaks ist historisch nicht nachweisbar; sein dritter Sohn, Samuel, soll Christ geworden sein.

S. 455$_{15}$ff. Über die Bedeutung dieser Stelle in der Entwicklungsgeschichte von Heines Anschauungen siehe Friedemann, a. a. O.

S. 461$_{14}$ Gemeint ist jedenfalls 1797. $_{16}$ Gustav und Maximilian H. $_{17}$ Über Samson Heines militärische Vergangenheit siehe die wohl wenig authentische Darstellung der Memoiren ⟨Bd. 10, S. 329ff.⟩. $_{33}$f. Über diese Meldung zum Kriegsdienst ist nichts bekannt.

S. 462$_{2}$ Der Aufenthalt in Frankfurt und Hamburg wird nicht erwähnt.

S. 465$_{6}$ Von Desmoulins herausgegebenes Blatt. $_{16}$ Robespierres Sturz.

# Inhalt des fünften Bandes


Reisebilder. Vierter Teil . . . . . 1–73
Vorwort . . . . . 3–4
Italien. III. Die Stadt Lucca . . . . . 5–73
Englische Fragmente. 1828 . . . . 75–169
Gespräch auf der Themse . . . . . 77–83
London . . . . . 83–90
Die Engländer . . . . . 90–96
The life of Napoleon Buonaparte by Walter Scott . . . . . 97–105
Old Bailey . . . . . 105–110
Das neue Ministerium . . . . . 110–113
Die Schuld . . . . . 113–127
Die Oppositionsparteien . . . . . 127–141
Die Emanzipation . . . . . 141–150
Wellington . . . . . 150–156
Die Befreiung . . . . . 156–165
Schlußwort . . . . . 165–169
Kleinere Schriften aus den Jahren 1820 bis 1831 . . . . . 171–465
Die Romantik . . . . . 173–176
Tassos Tod . . . . . 177–201
»Rheinisch-westfälischer Musen-Almanach, auf das Jahr 1821« . . . . . 202–205
Briefe aus Berlin . . . . . 206–281
Über Polen . . . . . 282–317
»Gedichte von J. B. Rousseau« »Poesien für Liebe und Freundschaft« . . . . . 318–322
Albert Methfessel . . . . . 323–324
Michael Beers Struensee . . . . . 325–342
John Bull . . . . . 343–349
Die deutsche Literatur von Wolfgang Menzel 350–365
Johannes Wit von Dörring . . . . . 366–367
Nachbemerkungen zu dem Aufsatz: Körperliche Strafe . . . . . 368–370

Änderungs-Vorschläge zum »Tulifäntchen« . 371—386
Der Tee . . . . . 387—389
Einleitung zu Kahldorf über den Adel . . . 390—406
Der Rabbi von Bacherach . . . . . 407—458
Bitte . . . . . 459
Boucher, der Sokrates der Violinisten . . . 460
Schreiben an den Dekan in Göttingen . . . 461—463
Promotions-Thesen . . . . . 464
Anmerkung zu dem Aufsatz Paraphrase einer Stelle des Tacitus . . . . . 465

Anmerkungen . . . . . 467—584
Allgemeines . . . . . 469—488
Lesarten . . . . . 488—517
Kommentar . . . . . 517—584

Berichtigung der Druckfehler

S. 23 29 lies: hochmützigen,
S. 511 14 ff. lies: 292 21 und 296 22—25.

326459 LG
rich H468W.2
rke; ed. by Walzel. vol.5.
NAME OF BORROWER.
rend (B)
BINDING SECT. MAY 23 1968